

Autobiographie als Apologie

Rhetorik der Rechtfertigung bei Baldur von Schirach,
Albert Speer, Karl Dönitz und Erich Raeder





unipress

Open-Access-Publikation im Sinne der CC-Lizenz BY-NC-ND 4.0

© 2017, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Göttingen
ISBN Print: 9783847107590 – ISBN E-Lib: 9783737007597

Formen der Erinnerung

Band 65

Herausgegeben von
Jürgen Reulecke und Birgit Neumann

Roman B. Kremer

Autobiographie als Apologie

Rhetorik der Rechtfertigung bei Baldur von
Schirach, Albert Speer, Karl Dönitz und Erich
Raeder

Mit 3 Abbildungen

V&R unipress

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<https://dnb.de> abrufbar.

© 2017, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Theaterstraße 13, D-37073 Göttingen
Dieses Werk ist als Open-Access-Publikation im Sinne der Creative-Commons-Lizenz BY-NC-ND
International 4.0 («Namensnennung – Nicht kommerziell – Keine Bearbeitungen») unter dem
DOI 10.14220/9783737007597 abzurufen. Um eine Kopie dieser Lizenz zu sehen, besuchen Sie
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/>.
Jede Verwertung in anderen als den durch diese Lizenz zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen
schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Umschlagabbildung: Albert Speer, Nuremberg Trials defendant Speer works at a typewriter on a
table in his jail cell in Nuremberg, Germany, 1945 November 24. United States Army Signal Corps
Photo. Courtesy of Historical & Special Collections, Harvard Law School Library (olvwork374209).

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

ISSN 2198-6169
ISBN 978-3-7370-0759-7

Inhalt

Danksagung	9
1 Einführung	11
1.1 Im toten Winkel der Rhetorik	14
1.2 Forschungsüberblick	22
1.3 Vorüberlegungen zur rhetorischen Analyse autobiographischer Texte	28
1.4 Der Paratext aus der Sicht der Autobiographieforschung	37
1.5 Autobiographie als Apologie	45
2 Baldur von Schirach: <i>Ich glaubte an Hitler</i>	61
2.1 Erzählendes und erlebendes Ich in Schirachs <i>Ich glaubte an Hitler</i>	63
2.1.1 Das verführte Ich	66
2.1.2 Das suchende Ich	68
2.1.3 Das Motiv der Konversion in der Autobiographie	70
2.1.4 Die Struktur religiöser Konversionserzählungen	73
2.1.5 Religiöse Sprache in <i>Ich glaubte an Hitler</i>	77
2.1.6 Konversion auf dem Obersalzberg	81
2.1.7 Das gute Ich: nach der Konversion	89
2.1.8 Rhetorische Funktion der Konversionserzählung	92
2.2 Der verhinderte Künstler	95
2.3 Der Angeklagte	101
2.3.1 Holocaust: der unwissende Täter	102
2.3.2 Verteidiger ohne Ankläger	105
2.3.3 Der Reichsjugendführer	107
2.3.4 Das potenzielle Ich	108
2.3.5 Das verschwundene Ich	112
2.4 Paratext in Schirachs <i>Ich glaubte an Hitler</i>	117
2.5 Zusammenfassung	131

3	Albert Speer: <i>Erinnerungen</i>	133
3.1	Vorgeschichte der <i>Erinnerungen</i>	135
3.2	Die <i>Erinnerungen</i> und ihre Folgen	137
3.3	Der ›Mythos Speer‹ in Literatur und Wissenschaft	138
3.4	Aufbau der <i>Erinnerungen</i>	144
3.5	Erzählendes und erlebendes Ich in Speers <i>Erinnerungen</i>	144
3.6	Der Teufelspakt: Faust und Mephisto	150
3.6.1	Rationale Dekonversion	154
3.6.2	Der Gekreuzigte von Nürnberg	163
3.6.3	Konversion oder Kontinuität?	168
3.7	Der Architekt	171
3.7.1	»Ein Architekt nach seinen Vorstellungen«	173
3.7.2	Künstler und Kunstfreund	177
3.7.3	Selbstanklage: Schuld durch schlechten Stil	180
3.7.4	Genie und Wahnsinn	186
3.8	Der Rüstungsminister	190
3.8.1	Verwandtschaften	192
3.8.2	Das Urteil der Historiker	194
3.8.3	Das ungeliebte Genie der Nationalsozialisten	197
3.8.4	Selbstanklage: der Diener der Technik	201
3.9	Die (Schein-)Selbstanklage	203
3.10	Die Identifikationsfigur	214
3.10.1	Der Wohlgesinnte	216
3.10.2	Der Zeuge	221
3.11	Paratext in Speers <i>Erinnerungen</i>	226
3.11.1	Klappentext und Motto	228
3.11.2	Vorwort, Nachwort, Anmerkungsapparat, Photos	237
3.12	Zusammenfassung	248
4	Karl Dönitz: <i>Mein wechselvolles Leben</i>	251
4.1	Erzählendes und erlebendes Ich in Dönitz' <i>Mein wechselvolles Leben</i>	258
4.2	Die Kontinuitätsbiographie	261
4.3	Der sichtbare Erzähler	265
4.4	Beweis durch Autorität	268
4.5	Apologie statt Autobiographie	274
4.6	Autobiographie als Denkmal	277
4.7	Ich, wir, man	279
4.8	Ein Vorbild für wen?	283
4.9	Paratext in Dönitz' <i>Mein wechselvolles Leben</i>	289
4.9.1	Exkurs: Der Paratext als rhetorisches Wirkungsfeld	297

4.10 Zusammenfassung	300
5 Erich Raeder: <i>Mein Leben</i>	303
5.1 Erzählendes und erlebendes Ich in Raeders <i>Mein Leben</i>	309
5.2 Der Erzähler – Schriftsteller und Leser	312
5.3 Zwischen Individuum und Kollektiv	317
5.3.1 »Ich bin die Marine«	318
5.3.2 »Was für die Marine gilt, gilt auch für mich«	322
5.3.3 Politik paradox: Neutralität versus Einmischung	326
5.3.4 Der Rücktritt als Kulminationspunkt	327
5.4 Ich und die Anderen	329
5.4.1 Das Eigene im Spiegel des Anderen	330
5.4.2 »Zeugnis ablegen« – wortwörtlich	335
5.5 Paratext in Raeders <i>Mein Leben</i>	344
5.6 Zusammenfassung	351
6 Schlussfolgerungen und Ausblick	355
7 Literaturverzeichnis	363
7.1 Primärtexte	363
7.2 Zeitungen, Magazine, Radiobeiträge, Online-Quellen	363
7.3 Aufsätze und Monographien	364
7.4 Abbildungen	378

Danksagung

Die vorliegende Arbeit wurde im Wintersemester 2016/17 vom Germanistischen Institut der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster als Dissertation angenommen. Eine Dissertation ist immer ein Großprojekt, an dem zahlreiche Personen beteiligt sind, die allesamt Dank verdient haben.

Frau Prof. Dr. Martina Wagner-Egelhaaf hat diese Arbeit in jeder Phase mit einem persönlichen Engagement unterstützt, das weit über das übliche Maß hinausgeht. Sie war mir wahrhaft Doktormutter im vollen Sinne des Wortes. Auch Prof. Dr. Dietmar Till danke ich für die freundliche Übernahme des Zweitgutachtens und die zahlreichen hilfreichen Ratschläge.

Ein doppelter Dank gebührt der Stiftung der Deutschen Wirtschaft (SDW), durch deren finanzielle Förderung diese Arbeit erst möglich geworden ist. Die SDW war stets weitaus mehr als nur ›Geldgeberin‹ und hat durch unzählige Veranstaltungen, allen voran die vielen Doktoranden-Schreibwochen, soziale Netzwerke entstehen lassen und dazu beigetragen, den Horizont auch über das Feld der eigenen Arbeit hinaus zu erweitern.

Zahlreiche bereichernde Anregungen verdanke ich Tilo Werner und Leonie Wilms, denen an dieser Stelle ebenfalls herzlich gedankt sei. Sie stehen stellvertretend für viele Andere, die an verschiedenen Stellen für diese Arbeit Wertvolles beigetragen haben und hier nicht namentlich erwähnt werden können.

Dem Verlag V&R unipress, allen voran Susanne Köhler und Oliver Kätsch, danke ich für die reibungslose Zusammenarbeit und die professionelle Betreuung. Prof. Dr. Jürgen Reulecke und Prof. Dr. Birgit Neumann danke ich für die freundliche Aufnahme in die Reihe »Formen der Erinnerung«.

Meiner geliebten Frau und meinen Eltern widme ich diese Arbeit in tiefer Dankbarkeit. Ihre Leistungen für diese Arbeit aufzuzählen, wäre ein Ding der Unmöglichkeit.

1 Einführung

Allen Versuchen der Entnazifizierung zum Trotz konnten zahlreiche führende Personen des Dritten Reichs nach Ende des Zweiten Weltkriegs in der Bundesrepublik Deutschland eine zweite Karriere starten. Einigen gelang es dabei sogar, vergleichsweise einflussreiche Positionen zu besetzen – so war der ehemalige Feldmarschall Erich von Manstein, um nur ein Beispiel zu nennen, in leitender Funktion als Berater am Aufbau der Bundeswehr beteiligt. Doch beim Versuch, auch auf die Geschichtsschreibung Einfluss zu nehmen, war einer der engsten Vertrauten Hitlers ungleich erfolgreicher als alle anderen ehemaligen Mitglieder der NS-Führungsriege: »Wir alle schauen auf das Dritte Reich, ob wir es wollen oder nicht, durch die Brille Albert Speers«, formulierte noch 2004 der Regisseur Heinrich Breloer zum Abschluss der Dreharbeiten zu seinem TV-Dokudrama *Speer und Er*.¹ Wieder und wieder hatte Hitlers ehemaliger Architekt und Rüstungsminister in unzähligen Publikationen und Interviews seine Version der Ereignisse dargelegt. Wirkungsmächtiger Kristallisationspunkt von Speers Narrativ waren dabei seine autobiographischen *Erinnerungen* (1969), ein Weltbestseller, der in mehr als 20 Sprachen übersetzt wurde.² Speers Schilderungen der Intrigen innerhalb der Führungsriege des NS-Staats sind zum Gemeingut geworden und haben dabei sogar Eingang in die Populärkultur gefunden.³ Erst allmählich wird offensichtlich, in welchem Ausmaß Speer damit auch Architekt seiner eigenen Apologie war.

1 Vgl. »Neues Breloer-Drama: Der ›Entlastungs-Nazi‹ in neuer Perspektive« (22. 6. 2004), <http://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/neues-breloer-drama-der-entlastungs-nazi-in-neuer-perspektive-a-305203.html> (zuletzt abgerufen am 12. 6. 2017). In der Print-Ausgabe des *Spiegels* wird das Interview hingegen nicht erwähnt. Der Film selbst erschien 2005: *Speer und Er* (Deutschland 2005. Regie: Heinrich Breloer).

2 Bereits für die deutschsprachige Erstausgabe der *Erinnerungen* wurden 180 000 Exemplare gedruckt (vgl. Ludwig, Karl-Heinz: »Die wohlreflektierten Erinnerungen des Albert Speer. Einige kritische Bemerkungen zur Funktion des Architekten, des Ingenieurs und der Technik im Dritten Reich«. In: *Albert Speer. Kontroversen um ein deutsches Phänomen*. Hrsg. von Adelbert Reif. München: Bernard & Graefe 1978. S. 411–431, hier: S. 411).

3 Das bekannteste Beispiel für den Einfluss von Speers Narrativ in der Populärkultur ist Oliver

2011, fünf Jahre nach der Erstausstrahlung von Breloers kritischer Dokumentation *Speer und Er*, titelte die Tageszeitung *Die Welt* in ihrer Online-Ausgabe: »Historiker entsorgen ihren Kronzeugen Albert Speer«⁴. Der Vergleich traf ins Schwarze – mit seiner radikalen Anklage des NS-Systems war es Speer lange geglückt, seine eigene Schuld in den Hintergrund treten zu lassen und für sich selbst eine Art »Kronzeugenregelung« in Anspruch zu nehmen. Dabei war Speer weitaus mehr als nur Zeuge der Anklage gegen den Hitlerstaat: Als »kollektiver Entlastungszeuge«⁵ diente er zugleich der deutschen Öffentlichkeit als lebender Beweis dafür, dass man vermeintlich auch als Nationalsozialist ein »anständiger« Mensch geblieben sein konnte.⁶ Spitznamen wie »good Nazi«⁷ oder gar »Edel-Nazi«⁸ und »Gentleman unter Lumpen und Mördern«⁹ machten die Runde. Auch wenn es an kritischen Stimmen nicht fehlte, wurden diese in der Öffentlichkeit ebenso wie in Fachkreisen lange Zeit überhört.

Erst 30 Jahre nach Speers Tod begann die historische Forschung, sich endgültig von seinem Einfluss zu emanzipieren. Speers Version der Geschichte ist dort inzwischen einer auf gründlicher Archivarbeit basierenden Darstellung gewichen, in der die Beurteilung Speers weitaus weniger positiv ausfällt.¹⁰ In der Zivilgesellschaft, vor allem im angelsächsischen Raum, dauert dieser Prozess noch an.¹¹ Noch immer ist die zentrale Frage dabei nicht beantwortet: *Wie konnte es einem verurteilten Kriegsverbrecher, einem Intimus des Diktators*

Hirschbiegels erfolgreicher Kinofilm *Der Untergang* (Deutschland 2004. Regie: Oliver Hirschbiegel), der Speers Selbstdarstellung völlig unkritisch aufgreift. Vgl. hierzu auch Wiegrefe, Klaus: »Der charmante Verbrecher«. In: *Der Spiegel* 18 (2005). S. 74–86, hier: S. 75f.

4 Kellerhoff, Sven Felix: »Historiker entsorgen ihren Kronzeugen Albert Speer« (1.9.2011), <http://www.welt.de/13576798> (zuletzt abgerufen am 12.6.2017). Der Artikel ist ausschließlich online, nicht aber in der Print-Ausgabe erschienen.

5 Trommer, Isabell: *Rechtfertigung und Entlastung. Albert Speer in der Bundesrepublik Deutschland*. Frankfurt am Main: Campus 2016, S. 15.

6 Vgl. ebd., S. 8.

7 van der Vat, Dan: *The good Nazi. The life and lies of Albert Speer*. London: Weidenfeld & Nicolson 1997. Der Titel ist im Falle van der Vats zwar ironisch zu verstehen, nicht aber das Speer-Bild, auf das er sich bezieht.

8 Wiegrefe 2005, S. 76.

9 Ebd.

10 Im deutschsprachigen Raum sind hierzu vor allem die Publikationen von Magnus Brechtken zu nennen (vgl. insbes. Brechtken, Magnus: »Ein Kriminalroman könnte nicht spannender erfunden werden«. Albert Speer und die Historiker«. In: *Life writing and political memoir. Lebenszeugnisse und politische Memoiren*. Hrsg. von Magnus Brechtken. Göttingen: V&R unipress 2012. S. 35–78, sowie umfassend Brechtken, Magnus: *Albert Speer. Eine deutsche Karriere*. München: Siedler 2017). Auch Speers Rolle in der Bundesrepublik ist umfassend aufgearbeitet worden, zuletzt in Trommer 2016.

11 Allmählich scheint sich auch hier eine Änderung abzuzeichnen: 2015 ist mit Martin Kitchens *Speer: Hitler's Architect* erstmals eine Monographie erschienen, die den derzeitigen Forschungsstand auch einem breiten englischsprachigen Publikum zugänglich macht (vgl. Kitchen, Martin: *Speer. Hitler's architect*. New Haven, Conn.: Yale Univ. Press 2015).

Hitler, gelingen, sich in der Bundesrepublik Deutschland als glaubwürdiger Zeuge, ja sogar als moralische Instanz, zu installieren? Für das Rätsel, wie Speer als eine Art moderner Talleyrand unter zwei grundverschiedenen Systemen eine so illustre Karriere machen konnte, ist die Forschung bislang eine plausible Erklärung schuldig geblieben. Noch 2012 redete der Historiker Magnus Brechtken seiner Disziplin ins Gewissen, dass es nun an der Zeit sei, nicht länger über die historische Genauigkeit von Speers Angaben zu streiten:

Stattdessen sollten wir fragen, warum die Bereitschaft bestand, ihm zu glauben, obwohl Dokumente dagegen sprachen und wo die Verantwortung dafür lag, dass neue Erkenntnisse so bemerkenswert unbeachtet blieben.¹²

Dass eine Antwort hierauf bis heute aussteht, mag daran liegen, dass die zugrunde liegende Frage nach kommunikativer Strategie und den von Speer genutzten Mechanismen der Überzeugung nicht in den Bereich der Geschichtswissenschaft im engeren Sinne fällt, die bislang an vorderster Front die Auseinandersetzung mit Speer betrieben hat.¹³ Das Untersuchen von Glaubwürdigkeitsstrategien und Überzeugungstechniken gehört vielmehr in die Domäne der Rhetorik, die sich als Wissenschaft mit dem wie und warum der Persuasion beschäftigt. Die vorliegende Arbeit soll daher genau hier ansetzen: Mit einer rhetorischen Analyse von Albert Speers *Erinnerungen*, der zum Weltbestseller geratenen Darstellung *seiner* Version der Ereignisse. Um die Wirkungsmechanismen des Texts besser aufzeigen zu können, wird dieser mit drei weiteren, unter ähnlichen Voraussetzungen entstandenen Texten verglichen, die somit als Kontrastfolie dienen. Dabei handelt es sich um die als Autobiographien vermarkteten Texte der mit Speer gemeinsam im Nürnberger Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher verurteilten NS-Protagonisten Baldur von Schirach, Karl Dönitz und Erich Raeder. Zunächst ist jedoch zu untersuchen, warum der Frage nach den Grundlagen von Speers kommunikativem Erfolg auch von Seiten der Rhetorik, gewissermaßen der ›zuständigen‹ Fachdisziplin, bisher nicht die Aufmerksamkeit entgegengebracht wurde, die ihr gebührt.

12 Brechtken 2012, S. 77.

13 Damit beziehe ich mich auf Brechtkens prinzipielle Überlegungen zu Speers Überzeugungskraft. Brechtkens Kritik am Verhalten konkreter Personen seiner Zunft, wie etwa Eberhard Jäckel, Karl-Heinz Janßen, Andreas Hillgruber und Hans Mommsen, denen Brechtken grobes Fehlverhalten attestiert (vgl. Brechtken 2012, S. 63; 66), bleibt davon unberührt.

1.1 Im toten Winkel der Rhetorik

Autobiographische Texte stellen die Rhetorik mit der ihnen eigenen Ausrichtung auf große Zeitspannen vor eine Herausforderung. Seit ihren Ursprüngen in der forensischen Beredsamkeit ist die Rhetorik an kurze Zeiträume zur Überprüfung ihrer Wirksamkeit gewöhnt: Nach einer Rede vor Gericht erfolgt in absehbarer Zeit ein Urteilsspruch, der den Erfolg oder Misserfolg der gewählten rhetorischen Strategie unmittelbar offensichtlich macht. Diese Schwerpunktsetzung auf kurze Zeiträume hat sich innerhalb der Disziplin bis heute bewahrt. Schlägt man etwa in James McCroskeys Standardwerk *An Introduction to Rhetorical Communication* unter dem Stichwort »long-term effects of ethos«, also Langzeitauswirkungen rhetorischer Selbstinszenierung, nach, so bezieht McCroskey sich hier auf Zeiträume von einigen Wochen.¹⁴ Für die Auswirkungen von Selbstinszenierungen, die durchaus auch Zeiträume von Jahrzehnten und Jahrhunderten umspannen können, ist die Rhetorik hingegen merkwürdig betriebsblind. Ausgerechnet am Umgang mit Cicero, dem ›Säulenheiligen‹ der Rhetorik, der wie kein anderer Theorie und Praxis der Disziplin in seinem Leben vereint hat, wird dieser Missstand besonders deutlich: Ciceros stark autobiographisch geprägte Zweite Philippische Rede, in der Cicero die Erfolge seines eigenen Lebens gegen die Schandtaten seines späteren Mörders Antonius aufrechnet, wird in weitgehender Einigkeit zwar als stilistisch brillante Flugschrift, als »Muster aller Invektiven und Schmähreden«¹⁵ gewürdigt. In den Standardwerken der Rhetorik oder gar in kanonischen Auflistungen großer Reden spielt sie hingegen keine Rolle. So ist es bezeichnend, dass Karl-Heinz Göttert für seinen jüngst erschienenen Analyseband *Mythos Redemacht* (Frankfurt am Main: Fischer 2015), in dem eine Vielzahl wichtiger Reden von der Antike bis zur Gegenwart versammelt sind, aus Ciceros Werken neben den Catilinarischen Reden ausgerechnet die Dritte Philippische Rede ausgewählt hat – eine ursprünglich mündlich gehaltene Rede, die große und unmittelbar ersichtliche Auswirkungen auf die damalige Politik hatte, indem sie Octavian (den späteren Kaiser Augustus) zum Hoffnungsträger der Senatspartei erhob. Die Zweite Philippische Rede erwähnt Göttert hingegen nur mit einem einzigen Satz.¹⁶ Schließlich ist sie aus der Perspektive einer wirkungsorientiert ausgerichteten Rhetorik mit einem offensichtlichen Makel behaftet: Die Rede wurde nie gehalten, und es ist unklar und umstritten, ob sie überhaupt zu Ciceros Lebzeiten

14 Vgl. McCroskey, James C.: *An Introduction to Rhetorical Communication. A Western Cultural Perspective*. Boston, Mass.: Allyn & Bacon 2006, S. 96.

15 Stroh, Wilfried: *Die Macht der Rede. Eine kleine Geschichte der Rhetorik im alten Griechenland und Rom*. Berlin: Ullstein 2009, S. 387.

16 Vgl. Göttert, Karl-Heinz: *Mythos Redemacht. Eine andere Geschichte der Rhetorik*. Frankfurt am Main: Fischer 2015, S. 178.

veröffentlicht wurde.¹⁷ Ihre unmittelbare Wirkung ist somit fraglich, in jedem Fall aber der Analyse nicht zugänglich. Blickt man jedoch nicht auf die unmittelbaren politischen Auswirkungen, sondern in die fernere Zukunft, wird schnell deutlich, dass die Zweite Philippische Rede unter Ciceros größte Erfolge zu rechnen ist: Der Ruf des Marcus Antonius war auf Jahrhunderte hin angeschlagen, während Ciceros Rolle in der untergehenden Republik recht einhellig nach dem Muster eines Heldennarrativs gedeutet wurde.¹⁸ Beurteilt man Ciceros Zweite Philippische Rede also nicht nach ihrer unmittelbaren politischen Wirkung, sondern interpretiert sie als an die Nachwelt gerichtete Rechtfertigungs-

17 Die Frage nach der Veröffentlichung zu Ciceros Lebzeiten ist auf jede erdenkliche Art beantwortet worden. Thomas Wiedemann nimmt an, dass Cicero die Zweite Philippische Rede zu Lebzeiten aktiv als propagandistisches Flugblatt nutzte, um die neuen Konsuln Hirtius und Pansa auf seinen Kurs einzuschwören (vgl. Wiedemann, Thomas E. J.: *Cicero and the end of the Roman Republic*. London: Bristol Classical Press 2001, S. 77). D. R. Shackleton Bailey geht hingegen von einer Veröffentlichung erst nach Ausbruch der offenen Feindseligkeiten gegen Antonius nach dessen Abreise nach Gallia Cisalpina aus (vgl. Cicero, Marcus Tullius; Shackleton Bailey, D. R.: *Philippics*. Chapel Hill: University of North Carolina Press 1986, S. 31). Diese Meinung findet sich auch bei Hartvig Frisch (vgl. Frisch, Hartvig: *Ciceros kamp for republikken. Den historiske baggrund for Ciceros filippiske taler*. Kopenhagen: H. Hirschsprungs 1942, S. 148). Manfred Fuhrmann und, ihm folgend, Wilfried Stroh vermuten stattdessen, dass die Rede erst nach Ciceros Tod publiziert wurde (vgl. Fuhrmann, Manfred: *Cicero und die römische Republik. Eine Biographie*. Düsseldorf: Patmos 2007, S. 254; Stroh 2009, S. 387). Hierfür spricht, dass Cicero sich selbst im zur zweiten Philippika gehörigen Brief an seinen Freund und Verleger Atticus wenig hoffnungsvoll geäußert hat: »Die Broschüre habe ich Dir zugestellt. Ob Du sie zurückhalten oder herausbringen willst, überlasse ich Dir. Wann wird es so weit sein, dass Du glaubst, sie herauslassen zu dürfen? [...] Ehe nicht die Republik wiederhergestellt ist, kommt sie ja doch nicht ans Tageslicht. Welche Hoffnungen ich mir in dieser Beziehung mache, mag ich nicht schreiben.« (Cic. Att. XV 13, 1–7. Übersetzung nach Cicero, Marcus Tullius; Kasten, Helmut: *Atticus-Briefe. Lateinisch-deutsch*. München: Heimeran 1959). Entscheidender als der tatsächliche Publikationszeitpunkt ist für die hier verfolgte Argumentation aber die bei Cicero offenkundig bereits beim Abfassen der Rede einkalkulierte Möglichkeit einer Veröffentlichung erst nach seinem eigenen Tod.

18 Ein besonders radikales Beispiel findet sich bei dem römischen Historiker Velleius Paterculus. Als dieser sich mehr als siebzig Jahre nach Ciceros Tod daran machte, in seiner *Historia Romana* das Ende der römischen Republik zu schildern, entfuhr ihm bei der Schilderung von Ciceros Tod eine leidenschaftliche Anklage des Antonius: »Aber du hast dennoch nichts damit erreicht, M. Antonius – meine schmerzliche Empörung bricht aus mir heraus und zwingt mich, die Grenzen meines Werkes zu überschreiten – nichts, sage ich, hast du erreicht, indem du einen Preis ausgesetzt hast für den, der sich vergreifen würde an diesem erhabenen Haupt und der göttlichen Stimme, und mit einem Henkerslohn zum Mord am einstigen Retter und Erhalter des Staates, jenem großen Konsul aufriefst. [...] Cicero lebt und wird leben im Gedächtnis aller Zeiten. [...] Jedes Zeitalter wird bewundern, was er gegen dich geschrieben, und wird verfluchen, was du an ihm getan hast, und eher wird das Menschengeschlecht von der Erde schwinden als Ciceros Ruhm.« (Vell. historia Romana II 66, 3–5. Übersetzung nach Paterculus, Velleius; Giebel, Marion: *Historia Romana. Lateinisch/Deutsch*. Stuttgart: Reclam 2014). Mit der Formulierung »was er gegen dich geschrieben« (lat. »in te scripta«) bezieht sich Paterculus dabei klar auf die zweite Philippika.

schrift, in deren Kalkül bereits bei ihrer Abfassung Ciceros mögliche Niederlage und Tod eingeflossen sind, ergibt sich ein gänzlich anderes Bild ihres rhetorischen Erfolgs. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, dass alleine die Zweite Philippische Rede für das spätere Cicero-Bild verantwortlich sei.¹⁹ Sicher spielten gerade bei der negativen Wahrnehmung des Antonius auch andere Faktoren wie die Propaganda des Augustus eine große Rolle.²⁰ Doch zeigt sich an der Tatsache, dass die Rhetorik es nie für nötig gehalten hat, der Frage nach der Wirkung der zweiten Philippika weiter nachzugehen, eine klare Schiefelage.

Deutlicher noch wird dies am Umgang der Rhetorik mit dem Nationalsozialismus. Denn auch dem verbrecherischen NS-Regime ist die Rhetorik bislang vor allem durch die analytische Konzentration auf Mündlichkeit (d. h. Reden von Hitler oder Goebbels²¹) und unmittelbare Wirkung (sprich: Propaganda) begegnet – oft auch in Kombination, etwa mit ausladenden Analysen der Propagandawirkung von Goebbels' Sportpalastrede.²² Selbst *Mein Kampf*, das insbesondere im ersten Teil klar als autobiographischer Text konzipiert ist, ist in der rhetorischen Analyse stets als politisches Propagandainstrument, kaum aber als persönliche Autobiographie Adolf Hitlers untersucht worden. Es ist dabei bezeichnend, dass die bis heute einflussreichste rhetorische Analyse des Texts eine zeitgenössische ist. Bereits 1939 hatte sich der Rhetoriktheoretiker Kenneth Burke, der später mit *A rhetoric of motives*²³ ein Grundlagenwerk der Rhetorikforschung verfassen sollte, in seiner Analyse »Die Rhetorik in Hitlers ›Mein Kampf‹« vor allem mit den unmittelbaren politischen Auswirkungen des Texts

19 Zur Cicero-Rezeption im Lauf der Jahrhunderte vgl. Weil, Bruno: *2000 Jahre Cicero*. Zürich: W. Classen 1962; Zielinski, Thaddeus: *Cicero im Wandel der Jahrhunderte*. Stuttgart: Teubner 1967.

20 Maßgeblich entwickelt wurde diese These von Hans Volkmann in *Kleopatra. Politik und Propaganda* (München: R. Oldenbourg 1953, S. 205). Helmut Halfmann folgt in seiner jüngst erschienenen Antonius-Biographie diesem Gedanken und stellt Antonius vor allem als Opfer der Propaganda des Augustus dar (vgl. Halfmann, Helmut: *Marcus Antonius*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2011, S. 224–229).

21 Vgl. hierzu etwa *Hitler der Redner*. Hrsg. von Josef Kopperschmidt. München: W. Fink 2003; Plöckinger, Othmar: *Reden um die Macht? Wirkung und Strategie der Reden Adolf Hitlers im Wahlkampf zu den Reichstagswahlen am 6. November 1932*. Wien: Passagen 1999; Ulonska, Ulrich: *Suggestion der Glaubwürdigkeit. Untersuchungen zu Hitlers rhetorischer Selbstdarstellung zwischen 1920 und 1933*. Ammersbek bei Hamburg: Verlag an der Lottbek P. Jensen 1990; Ulonska, Ulrich: »Ethos und Pathos in Hitlers Rhetorik zwischen 1920 und 1933«. In: *Rhetorik im Nationalsozialismus*. Hrsg. von Joachim Dyck; Gert Ueding; Walter Jens. Tübingen: Niemeyer 1997. S. 9–15; Grieswelle, Detlef: *Hitlers Rhetorik in der Weimarer Zeit*. Saarbrücken: Univ. Diss. 1969; Sluzalek, Ralf: *Die Funktion der Rede im Faschismus*. Oldenburg: Bibliotheks- und Informationssystem der Universität Oldenburg 1987.

22 Vgl. etwa Bohse, Jörg: *Inszenierte Kriegsbegeisterung und ohnmächtiger Friedenswille. Meinungslenkung und Propaganda im Nationalsozialismus*. Stuttgart: Metzler 1988, S. 97–132.

23 Vgl. Burke, Kenneth: *A Rhetoric of Motives*. Berkeley/Los Angeles: University of California Press 1950.

beschäftigt und dabei versucht, Anhaltspunkte zu ermitteln, »mit deren Hilfe sich Hitlers nächster und übernächster Schachzug nach dem Münchener Abkommen voraussagen ließe«²⁴. Spätere Analysen sind dem von Burke eingeschlagenen Pfad in der Regel gefolgt und haben den Text vorrangig als politische Propaganda für ein zeitgenössisches Publikum interpretiert und damit die kurzfristigen Auswirkungen in den Vordergrund gestellt.²⁵ Dass der Text auch außerhalb seines ursprünglichen Kontexts noch heute eine große Leserschaft findet – im Frühjahr 2016 führte *Mein Kampf* in der neu veröffentlichten, kritisch kommentierten Ausgabe des Münchener Instituts für Zeitgeschichte sogar über Wochen hinweg die *Spiegel*-Bestsellerliste in der Kategorie Sachbuch an,²⁶ von Erfolgen im Ausland ganz zu schweigen – bleibt dabei meist außer Acht.

Die Zurückhaltung der Rhetorik in der Analyse autobiographischer Texte, zu denen auch Speers *Erinnerungen* zählen, lässt sich also teilweise durch ihre Ausrichtung auf kurze Zeiträume und unmittelbare Wirkung erklären. Doch zeigt sich am Umgang der Rhetorik mit der Zweiten Philippischen Rede sowie mit *Mein Kampf* noch ein weiterer, deutlich gravierenderer blinder Fleck der rhetorischen Analyse. Denn mit der Konzentration auf die unmittelbare Wirkung geht meist auch die Vermutung einher, dass der Text ein außerhalb seiner selbst liegendes, politisch-programmatisches persuasives Ziel verfolgt. Im Zuge dessen wird das Persönlichkeitsbild des rhetorisch Agierenden in der Regel als Mittel zum Erreichen eines kommunikativen Zwecks betrachtet, nicht aber als das eigentliche Ziel der Kommunikation. Dass hiermit auch eine analyti-

24 Erstmals erschienen als »The rhetoric of Hitler's ›Battle«, in: *The Southern Review* V, I (1939). S. 1–21. Hier zitiert wird die deutsche Übersetzung: Burke, Kenneth: »Die Rhetorik in Hitlers ›Mein Kampf«, in: *Die Rhetorik in Hitlers ›Mein Kampf« und andere Essays zur Strategie der Überredung*. Hrsg. von Kenneth Burke. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1973. S. 7–34, hier: S. 7.

25 Vgl. etwa Plöckinger, Othmar: »Rhetorik, Propaganda und Masse in Hitlers *Mein Kampf*«. In: *Hitler der Redner*. Hrsg. von Josef Kopperschmidt. München: W. Fink 2003. S. 115–141. Plöckinger analysiert dabei vor allem die Reaktionen auf *Mein Kampf* und untersucht die im Text enthaltenen Grundzüge einer Hitler'schen Rhetoriktheorie. Andere Analysen konzentrieren sich auf den Sprachstil und die Gedankenwelt des jungen Hitler – ein ebenfalls ganz im ›Damals‹ verharrender Zugang. Vgl. hierzu etwa Fest, Joachim: *Hitler: Eine Biographie*. Frankfurt am Main: Ullstein 1995, S. 290–311. Weniger stark einem rhetorischen Zugang verpflichtete Analysen haben *Mein Kampf* demgegenüber meist zu einer Auseinandersetzung mit Hitlers Lebenslauf und Programmatik genutzt, vgl. etwa Zehnpfennig, Barbara: *Hitlers Mein Kampf. Eine Interpretation*. München: Fink 2006; Zehnpfennig, Barbara: *Adolf Hitler: Mein Kampf. Weltanschauung und Programm – Studienkommentar*. München: Fink 2011.

26 Vgl. Bossong, Nora: »Jetzt ist er wirklich wieder da« (15. 4. 2016), <http://www.zeit.de/freitext/2016/04/15/hitler-mein-kampf-bestsellerliste-bossong> (abgerufen am 7. 9. 2016). Es handelt sich um die *Spiegel*-Bestsellerlisten 16/2016 und 17/2016. Die Kommentare in der Neuauflage des Münchener Instituts für Zeitgeschichte konzentrieren sich ebenfalls weitgehend auf die damalige Bedeutung des Texts – dass er sich durchaus auch an ein späteres Publikum richten konnte und gerichtet hat, bleibt eine Randnotiz.

sche Schiefelage einhergeht, die bestimmte Arten der rhetorischen Kommunikation ausklammert, hat zuerst der bereits erwähnte Rhetoriktheoretiker James McCroskey erörtert. Um persönlichkeitsbezogene Spielarten der Rhetorik der Analyse wieder zugänglich zu machen, schlägt McCroskey vor, zwei verschiedene Arten der rhetorischen Kommunikation zu unterscheiden: Bei »concept-centered communication«, dem rhetorischen »Normalfall«, wird die persönliche Glaubwürdigkeit eines rhetorisch Handelnden, das *Ethos*, dazu eingesetzt, um Zustimmung für die vertretene Position zu befördern. Umgekehrt jedoch liegt der Fall bei »source credibility-centered communication«²⁷; hier wird stattdessen die Zustimmung zu den vertretenen Positionen in persönliche Glaubwürdigkeit, sprich *Ethos*, umgesetzt. Anders gewendet: Normalerweise berufen sich Rednerinnen und Redner auf ihre persönliche Glaubwürdigkeit, um ihrer Argumentation zusätzliches Gewicht zu verleihen. Bei »source credibility-centered communication« hingegen wird alle vordergründige Argumentation nur dazu eingesetzt, sich selbst in einem vorteilhafteren Licht erscheinen zu lassen.²⁸ Ein Beispiel aus dem Bereich der mündlichen Rhetorik wäre hierfür etwa die Wahlkampfreden einer Politikerin.²⁹ Eine verschriftlichte Variante von »source credibility-centered communication« ist aber die Autobiographie.

Die gängigen Analysen von *Mein Kampf* gehen davon aus, dass der Text im Grunde eine politisch-argumentative Rede, also »concept-centered communication«, sei – ein Schicksal, das der Text mit Ciceros Zweiter Philippischer Rede teilt. Ich schlage stattdessen vor, diese Texte (und nicht nur sie) als autobiographische Texte und damit in McCroskeys Terminologie als »source credibility-centered communication« zu lesen. Als solche wäre ihr Referenzrahmen zunächst eher im Bereich der gleichermaßen stark auf die Charakterdarstellung ausgerichteten Gerichtsrede, dem Paradigma der klassischen Rhetorik, als dem der politisch-deliberativen Rhetorik zu verorten, auch wenn zur Gerichtsrede ebenfalls einige noch zu thematisierende Unterschiede bestehen.

Die Analogie verdeutlicht dabei treffend die rhetorische Ausgangslage, in der sich Autobiographieschreibende häufig befinden. Im konkreten Fall sind beide

27 McCroskey verwendet einen erweiterten Ethosbegriff, der auch Phänomene wie Attraktivität oder Homophilie mit einbezieht. Den klassischen Begriffsumfang des *Ethos* fasst er hingegen in dem Begriff »source credibility« zusammen.

28 Vgl. McCroskey 2006, S. 95.

29 Die hier gewählte weibliche Form bezieht sich natürlich gleichermaßen auf männliche Politiker. Im Text dieser Arbeit wird versucht, soweit möglich, neutrale Formulierungen (also etwa »Leserschaft« statt »Leserinnen und Leser«) zu verwenden. Falls dies sprachlich nicht umsetzbar ist, wird meist eine Doppelbezeichnung (»Leserinnen und Leser«) eingesetzt. Auch wenn dies einmal nicht der Fall ist, gilt aber, dass sich männliche wie weibliche Formen auf Personen beider Geschlechter sowie solche, die sich weder dem einen noch dem anderen zuordnen mögen, beziehen, falls der Kontext nichts anderes nahe legt.

der genannten Texte sogar tatsächlich auf eine vorangegangene Anklage bezogen – im Falle Hitlers auf den Hitler-Ludendorff-Prozess 1924, im Falle Ciceros auf Antonius' Schmährede gegen Cicero.³⁰ Doch sind Autobiographie und Gerichtsrede auch abseits von konkreten Streitfällen systematisch wie historisch eng miteinander verwoben. Schon die in der ersten Person geschriebenen Totenbücher des alten Ägyptens dienten zur Rechtfertigung vor dem jenseitigen Totengericht,³¹ und als »erste mit dem Bewußtsein von der Bedeutung der Aufgabe unternommene und selbstständig hingestellte Autobiographie«³² nennt Autobiographiehistoriker Georg Misch die *Antidosis*-Rede des Rhetors Isokrates, eine in die Form einer fingierten Verteidigungsrede vor Gericht gegossene Rechtfertigungsschrift. Die Reihe ließe sich mit der christlichen Autobiographik nahtlos bis hin zu Jean-Jacques Rousseau fortsetzen, der seine *Bekenntnisse* (frz. *Confessions*) ausdrücklich als Begleitschreiben zum Jüngsten Gericht verstanden wissen will: »Mag die Posaune des Jüngsten Gerichts wann immer erschallen, ich werde mit diesem Buch in der Hand mich vor den obersten Richter stellen«³³, und der später in *Rousseau richtet über Jean-Jacques* (frz.: *Rousseau juge de Jean-Jacques*) sein durch den Nachnamen repräsentiertes Ich über das Ich seines Vornamens zu Gericht sitzen lässt.³⁴ Die sicher lohnenswerte Untersuchung der Bedeutung der Gerichtsszene für die historische Entwicklung der Autobiographie mag jedoch einer anderen Analyse vorbehalten bleiben.

Stattdessen ist festzuhalten, dass die Rhetorik sich trotz ihrer Wurzeln in der juristischen Beredsamkeit, deren Analyse sie inzwischen weitgehend an die Rechtswissenschaften abgetreten hat, offenbar schwer tut, eine primär auf positive Selbstdarstellung ausgerichtete Textform auch als solche zu lesen, ohne dahinter weiterreichende, politisch-deliberative Zwecke zu vermuten. Sowohl Ciceros zweite Philippika als auch Hitlers *Mein Kampf* wurden meist als Bestandteil eines politischen Programms interpretiert. Dies mag erklären, warum

30 ›Anklage‹ ist im Falle von Ciceros zweiter Philippika hier nicht im streng juristischen Sinne zu verstehen.

31 Tatsächlich wurden die Totenbücher als Auftragsarbeit von einem Priester angefertigt, waren aber in der ›Ich‹-Form gehalten. Einige der frühesten autobiographischen Texte wurden somit aus heutiger Sicht von einem ›Ghostwriter‹ verfasst – ein selten beachteter Aspekt der Autobiographieggeschichte. Vgl. hierzu Taylor, John H.: »Preparing for the Afterlife«. In: Ders.: *Journey through the afterlife. Ancient Egyptian Book of the dead*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press 2010. S. 28–53, hier: S. 31; 34; Lucarelli, Rita: »Making the book of the dead«. In: *Journey through the afterlife. Ancient Egyptian Book of the dead*. Hrsg. von John H. Taylor. Cambridge, Mass.: Harvard University Press 2010. S. 264–273, hier: S. 267; 271.

32 Misch, Georg: *Geschichte der Autobiographie. Erster Band. Das Altertum. Erste Hälfte*. Frankfurt am Main: Schulte-Bulmke 1949, S. 158.

33 Rousseau, Jean-Jacques: *Die Bekenntnisse. Die Träumereien des einsamen Spaziergängers*. Düsseldorf/Zürich: Artemis & Winkler 1996, S. 9.

34 Vgl. Rousseau, Jean-Jacques: »Rousseau richtet über Jean-Jacques«. In: Ders.: *Schriften. Bd. 2*. Hrsg. von Henning Ritter. München/Wien: Carl Hanser Verlag 1978. S. 253–636.

ein Text wie Albert Speers *Erinnerungen*, der über die Ehrenrettung der Person Speers hinaus kaum ein politisches Programm verfolgt, bislang durch das Raster der rhetorischen Analyse gefallen ist.³⁵ Hinzu kommt noch die bereits aufgezeigte Problematik der langen Zeiträume: Autobiographie und Gerichtsprozess berühren sich zwar im Primat der Selbstinszenierung und weisen eine enge Verbundenheit auf, doch es existieren auch klare Unterschiede – schließlich handelt es sich bei Autobiographien um schriftliche Texte, die nicht unmittelbar auf eine Anklage antworten, sondern erst einige Zeit später verfasst werden. Und auch das zugrunde liegende Kalkül ist breiter und langfristiger angelegt, soll doch weniger ein punktueller Freispruch, als vielmehr eine ganzheitliche, positive Wahrnehmung einer Person erzielt werden, die ihre Wirksamkeit auch nach dem Tod des Verfassers oder der Verfasserin beibehält – ein Aspekt, für den die Rhetorikforschung, wie oben aufgezeigt, traditionell kaum Verständnis aufgebracht hat.

Es gilt also, Grundlagenforschung für eine langfristig angelegte und auf eine positive Selbstinszenierung ausgerichtete Rhetorik zu betreiben. Anders formuliert: Wie sind autobiographische Texte überhaupt aus rhetorischer Sicht zu bewerten? Was bedeutet es für die rhetorische Strategie, wenn eine Selbstinszenierung nicht im Medium der Gerichtsrede, sondern dem der Autobiographie stattfindet? Die vorliegende Arbeit soll genau hier ansetzen: Am blinden Fleck der wissenschaftlichen Rhetorik für Fragestellungen, an denen Schriftlichkeit, Selbstinszenierung und langfristige, von einer konkreten Kommunikationssituation entkoppelte Strategien zusammentreffen.

Dabei bieten sich – auch unabhängig vom bestehenden Forschungsdesiderat, die rhetorische Wirkungsmacht Albert Speers erklärlich zu machen – seine *Erinnerungen* zum besseren Verständnis des Zusammenhangs von Autobiographie und Gerichtsrede als Analyseobjekt von hohem exemplarischem Charakter an. Schließlich sind sie wesentlich auf den Nürnberger Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher bezogen, der wohl als einer der wichtigsten Prozesse des 20. Jahrhunderts gelten darf. Die Verurteilung dort ist gleichermaßen einschneidendes Ereignis in Speers Leben wie rhetorischer Ausgangspunkt seiner

35 Werner Krebs und Stefan Tschacher vertreten demgegenüber die Meinung, dass Albert Speer, sein Verleger Wolf Jobst Siedler sowie der Lektor Joachim Fest mit den *Erinnerungen* eine »gemeinsame Geschichtspolitik« (Krebs, Stefan; Tschacher, Werner: »Speer und Er. Und wir? Deutsche Geschichte in gebrochener Erinnerung«. In: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 58/3 (2007). S. 163–173, hier: S. 170) betrieben hätten. Magnus Brechtken argumentiert hingegen, dass hiermit die Rolle Fests und Siedlers klar überschätzt würde und dass abseits von persönlichen Eitelkeiten bei Speers *Erinnerungen* keine politische Agenda im Hintergrund gestanden habe (vgl. Brechtken, Magnus: »Persuasive Illusions of the Self: Albert Speer's Life Writing and Public Discourse about Germany's Nazi Past«. In: *German Life in the Twentieth Century*. Hrsg. von Birgit Dahlke; Dennis Tate; Roger Woods. Rochester/New York: Camden House 2010. S. 71–91, hier: S. 83).

Erinnerungen: Hier spricht ein verurteilter Kriegsverbrecher. Der verlorene Prozess ist der Stein des Anstoßes, der eine Wiederaufnahme des Verfahrens im Medium der Autobiographie überhaupt erst notwendig macht. Im Gegensatz zu Ciceros zweiter Philippika und Hitlers *Mein Kampf* bietet sich bei Speers *Erinnerungen* zudem die Möglichkeit, sie mit weiteren Texten, die den gleichen Bezugsrahmen aufweisen, zu vergleichen. Als Kontrastfolie zu Speers *Erinnerungen* sollen daher die autobiographischen Texte dienen, die die anderen im Nürnberger Prozess zu Gefängnisstrafen verurteilten Mitangeklagten Speers veröffentlicht haben. Es handelt sich hierbei um *Ich glaubte an Hitler* (1967) des ehemaligen Reichsjugendführers und Wiener Reichsstatthalters Baldur von Schirach, *Mein wechselvolles Leben* (1968) des Großadmirals und Hitler-Nachfolgers Karl Dönitz, sowie das in zwei Bänden erschienene *Mein Leben* (1956/1957) des ehemaligen Oberbefehlshabers der Kriegsmarine, Erich Raeder. Keine Berücksichtigung finden hingegen die Werke der in Nürnberg Freigesprochenen, da hier die Notwendigkeit einer Apologie ungleich geringer war.³⁶ Auch Texte der in Nürnberg Gehenkten, die vor der Hinrichtung in großer Eile für den engen Familienkreis entstanden und später oft gegen den erklärten Willen der Verfasser ihren Weg an die Öffentlichkeit fanden, wie Hans Franks *Im Angesicht des Galgens*,³⁷ sind aus rhetorischer Sicht von geringerem Interesse. Die vier genannten, planvoll für den Massenmarkt konzipierten Texte hingegen sollen ausgehend von der »grundsätzlich[en] rhetorische[n] Verfasstheit jeglicher Form der Selbstdarstellung«³⁸ als Beispiele für »source credibility-centered communication« im Sinne McCroskeys vor dem Hintergrund einer bereits erfolgten Verurteilung in einem realen Prozess untersucht werden, wobei vor allem

36 Es handelt sich dabei um die Veröffentlichungen Franz von Papens (vgl. Papen, Franz von: *Der Wahrheit eine Gasse*. München: Paul List Verlag 1952) sowie Hjalmar Schachts (vgl. Schacht, Hjalmar: *76 Jahre meines Lebens*. Bad Wörishofen: Kindler und Schiermeyer Verlag 1953). Hans Fritzsche hat zudem seine Zeit in Nürnberg in Buchform aufgearbeitet (vgl. Springer, Hildegard: *Das Schwert auf der Waage. Hans Fritzsche über Nürnberg*. Heidelberg: Kurt Vowinckel Verlag 1953). Es sei jedoch angemerkt, dass auch diese Texte ein – wenn auch schwächeres – apologetisches Interesse verfolgen, insbesondere, da alle der Freigesprochenen nach dem Nürnberger Prozess noch von deutschen Gerichten zu Haftzeiten in Arbeitslagern verurteilt wurden.

37 Vgl. Frank, Hans: *Im Angesicht des Galgens. Deutung Hitlers und seiner Zeit auf Grund eigener Erlebnisse und Erkenntnisse*. München: Beck 1953. Hans Frank hatte das Manuskript 21 Tage vor seiner Hinrichtung fertig gestellt und ausdrücklich nicht zur postmortalen Publikation bestimmt, sondern als Vermächtnis für seine Kinder gedacht. Sieben Jahre nach seinem Tod veröffentlichte seine Witwe dennoch eine vom Herausgeber Oswald Schloffer um persönlich-familiäre Kommentare bereinigte und in zahlreichen weiteren Punkten modifizierte Fassung im Buchhandel (vgl. »Des Teufels Großmutter«. In: *Der Spiegel* 34 (1953). S. 32–33, hier: S. 32).

38 Wagner-Egelhaaf, Martina: *Autobiographie*. Stuttgart: Metzler 2005, S. 108.

die unterschiedlichen Möglichkeiten der Autobiographie gegenüber der Gerichtsrede hervorzuheben sind.

1.2 Forschungsüberblick

Abgesehen von Albert Speers *Erinnerungen* hat keiner der hier zur Analyse herangezogenen Texte bislang nennenswerte wissenschaftliche Beachtung gefunden. Hierin spiegeln sich verschiedene Forschungstendenzen der vergangenen Jahrzehnte wieder, die inzwischen allerdings allesamt in einem Prozess der Veränderung begriffen sind. So herrschte in der Literaturwissenschaft lange ein an ästhetischen Qualitäten orientiertes Kanondenken vor, in dem die Autobiographie überhaupt nur ihren Platz fand, wenn sie mit dem etablierten Kanon der Weltliteratur ästhetisch-literarisch Schritt halten konnte. Exemplarisch für diese Haltung ist eine Äußerung Wolfgang Paulsens, der noch 1991 konstatierte, für die Literaturwissenschaft seien »nur die Autobiographien von Interesse, die ästhetische (und das heißt: künstlerische) Ansprüche stellen«³⁹, wohingegen Texte, die »Politiker oder sonstwie im öffentlichen Leben stehende«⁴⁰ Personen verfasst hätten, von der Literaturwissenschaft getrost ignoriert werden könnten:

Das ästhetische Moment spielt dabei dann keine Rolle mehr und geht daher, selbst wenn die Leute ihre Memoiren wirklich selbst geschrieben haben, die Literaturschichte auch herzlich wenig an.⁴¹

Paulsen grenzt populäre Formen autobiographischer Texte hier auch terminologisch mit der Verwendung des Memoirenbegriffs von »richtigen«, sprich ästhetisch anspruchsvollen, Autobiographien ab. Zahlreiche ältere Forschungsbeiträge zur Definition des Autobiographiebegriffs zielen in eine ähnliche Richtung.⁴² Damit war der große Markt der populären Autobiographien, in

39 Paulsen, Wolfgang: *Das Ich im Spiegel der Sprache. Autobiographisches Schreiben in der deutschen Literatur des 20. Jahrhunderts*. Tübingen: Niemeyer 1991, S. VII.

40 Ebd., S. 4.

41 Ebd.

42 Einschlägig hierzu ist insbesondere Bernd Neumanns Definition der Autobiographie, die er in Anlehnung an Goethes *Dichtung und Wahrheit* als Bildungsgeschichte versteht, welche mit dem Erreichen einer sozialen Rolle endet. Texte, in denen das Wirken aus einer gesellschaftlichen Position heraus im Vordergrund steht, nennt Neumann hingegen »Memoiren« (vgl. Neumann, Bernd: *Identität und Rollenzwang*. Frankfurt am Main: Athenäum 1970, S. 13; 25). Neumann grenzt sich damit von älteren Definitionen ab, die den Unterschied von Memoiren zur Autobiographie gerade in der Passivität des Memoirenschreibers verortet haben, wobei in Memoiren folglich ein anderer Protagonist als der Ich-Erzähler die zentrale Rolle einnimmt (vgl. etwa Pascal, Roy: »Die Autobiographie als Kunstform«. In: *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Hrsg. von Günter Niggel.

denen Politikerinnen und Politiker, Künstlerinnen und Künstler, Sportlerinnen und Sportler oder andere mehr oder weniger prominente Persönlichkeiten von ihrem Leben berichten, lange aus dem Fokus der literaturwissenschaftlichen Analyse verschwunden. Übrig blieben lediglich Schriftsteller-Autobiographien, die vor allem in der germanistischen Autobiographieforschung meist vor dem Hintergrund des großen Paradigmas der literarischen Autobiographie, Goethes *Dichtung und Wahrheit*, gedeutet wurden.

Inzwischen haben jedoch zahlreiche Umakzentuierungen stattgefunden, die ein solches Verständnis der Disziplin zunehmend in Frage stellen.⁴³ Die Populärkultur und früher als ›Trivilliteratur‹ geschmähte Texte finden nunmehr verstärkt die Aufmerksamkeit der Literaturwissenschaft, und auch populäre Formen der Autobiographie und ihre Rolle als massenkompatibles Konsumprodukt rücken in den Fokus des analytischen Interesses.⁴⁴ Neuere Forschungsbeiträge widmen sich etwa den Strukturmustern in Autobiographien von Wirtschaftsführern sowie Vertretern anderer Berufsgruppen,⁴⁵ während in Arbeiten wie Kerstin Wilhelms' *Lebenswege – Zeit und Raum in der Autobiographie* (Diss. masch. Münster 2015) auch Phänomene der gegenwärtigen Alltagskultur wie Profile in sozialen Netzwerken (etwa ›Facebook‹) autobiographietheoretisch gedeutet werden.

Ähnlich stellt sich die Lage in der historischen Forschung dar.⁴⁶ Zwar herrschte auch hier lange Zeit eine große Skepsis gegenüber Autobiographien vor: Unter dem Einfluss einer auf der Annahme einer außersprachlichen historischen Realität beruhenden Interpretation der Disziplin galt der Quellenwert

Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1989. S. 148–157, hier: S. 148). Oft wird der Unterschied auch darin verortet, dass im Falle von Memoiren »der Autor keinen schriftstellerischen Ehrgeiz hat – oder wenigstens keinen zu haben vorgibt« (Misch 1949, S. 8). Zur Kritik an der normativen Tendenz dieser Abgrenzung von Memoiren sowie einer rein ästhetisch orientierten Literaturwissenschaft in Bezug auf Autobiographien vgl. grundlegend Cox, James M.: »Recovering Literature's Lost Ground Through Autobiography«. In: *Autobiography. Essays Theoretical and Critical*. Hrsg. von James Olney. Princeton, N.J.: Princeton University Press 1980. S. 123–145.

43 Vgl. grundlegend Wagner-Egelhaaf, Martina: »Zum Stand und zu den Perspektiven der Autobiographieforschung in der Literaturwissenschaft«. In: *BIOS* 23/2 (2010). S. 188–200.

44 Für einen Überblick vgl. Löffler, Klara: »In prominenter Lage. Die (Auto-)Biographie als Konsumgut«. In: *BIOS* 23/2 (2010). S. 298–316.

45 Vgl. Liebold, Renate: »Autobiographien der Wirtschaftselite. Selbstbild und Selbstinszenierungsformen«. In: *BIOS* 23/2 (2010). S. 280–297. Katharina Lammers arbeitet an einem der Lehrstühle für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster derzeit zudem unter dem Arbeitstitel *Ich, beruflich gesehen. Zur Berufsspezifität der Autobiografie im 21. Jahrhundert* an einer Dissertation, in der über die Wirtschaftselite hinaus auch autobiographische Texte anderer Berufsgruppen, etwa Künstlerinnen und Künstler oder Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, untersucht werden.

46 Vgl. grundlegend Depkat, Volker: »Zum Stand und zu den Perspektiven der Autobiographieforschung in der Geschichtswissenschaft«. In: *BIOS* 23/2 (2010). S. 170–187.

der Autobiographie als fragwürdig,⁴⁷ da diese vermeintlich »nur einen getrüben und verfälschten Zugriff auf die Vergangenheit ermöglichen«⁴⁸ würde. Aufbauend auf dem *linguistic turn* der 60er und 70er-Jahre des 20. Jahrhunderts, der vor allem mit Hayden Whites *Metahistory* (1973) Eingang in die Geschichtswissenschaft fand, und der zunehmenden Einbeziehung kulturwissenschaftlicher Ansätze, haben sich jedoch auch hier in jüngerer Zeit neue Perspektiven aufgetan. Hierbei ist etwa auf die Vorarbeiten von Dagmar Günther⁴⁹ im deutschsprachigen und Jennifer Jensen Wallach⁵⁰ und Jaume Aurell⁵¹ im englischsprachigen Raum zu verweisen. Insbesondere aber der Historiker und Amerikanist Volker Depkat wirbt beharrlich für eine stärkere Akzeptanz von Autobiographien als Objekt historischer Forschung. Depkat versucht dabei, »Erkenntnisse über die Geschichte individueller und kollektiver Sinnproduktion«⁵² zu gewinnen, indem er die Textualität und Narrativität der Autobiographie in den Vordergrund stellt. Damit grenzt er sich von Historikern ab, die »Autobiographien in erster Linie nicht als ›Text‹, nicht als bedeutungsvollen Strukturzusammenhang und immanentes Sinn Ganzes also, sondern immer nur als Quelle«⁵³ analysieren. Analoge Strömungen finden sich auch in der Soziologie, in der vor allem Carsten Heinze eine stärkere Auseinandersetzung mit populären Autobiographien einfordert.⁵⁴

Im Zuge dieser Vorstöße hat sich in den letzten Jahren eine rege literaturwissenschaftliche und historisch-soziologische Forschung entwickelt, in der auch das frühe 20. Jahrhundert und die NS-Zeit unter Einbeziehung ausgewählter Autobiographien beleuchtet werden. All diesen Untersuchungen ist jedoch gemeinsam, dass Texte von Tätern aus dem Analysekorpus weitgehend ausgeklammert werden. Volker Depkat etwa zieht in *Lebenswenden und Zei-*

47 Einen umfassenden Überblick über die Diskussion um den Quellenwert der Autobiographie liefert Depkat, Volker: »Nicht die Materialien sind das Problem, sondern die Fragen, die man stellt. Zum Quellenwert von Autobiographien für die historische Forschung«. In: »Quelle«. *Zwischen Ursprung und Konstrukt. Ein Leitbegriff in der Diskussion*. Hrsg. von Thomas Rathmann; Nikolaus Wegmann. Berlin: Schmidt 2004. S. 102–117, hier: S. 105.

48 Ebd., S. 106.

49 Vgl. Günther, Dagmar: »»And now for something completely different«. Prolegomena zur Autobiographie als Quelle der Geschichtswissenschaft«. In: *Historische Zeitschrift* 272 (2001). S. 25–62.

50 Vgl. Jensen Wallach, Jennifer: »Building a bride of words. The literary autobiography as historical source material«. In: *Biography* 29/3 (2006). S. 446–461.

51 Vgl. Aurell, Jaume: »Autobiographical texts as historiographical sources. Rereading Fernand Braudel and Annie Kriegel«. In: *Biography* 29/3 (2006). S. 425–445.

52 Depkat 2004, S. 115.

53 Ebd., S. 109.

54 Vgl. Heinze, Carsten: »Zum Stand und den Perspektiven der Autobiographie in der Soziologie. Sozialkommunikative Konzepte zur Beschreibung einer literarischen Gattung«. In: *BIOSS* 23/2 (2010). S. 201–231.

tenwenden: *Deutsche Politiker und die Erfahrungen des 20. Jahrhunderts*⁵⁵ explizit autobiographische Texte von Politikerinnen und Politikern heran, konzentriert sich dabei jedoch auf bürgerliche und sozialistische Volksvertreter. Dass die Wahrnehmung des Dritten Reichs weitaus stärker als durch die Erinnerungen Konrad Adenauers oder Marie Baums durch die Darstellungen der damaligen Akteure, allen voran Albert Speer mit seinen *Erinnerungen*, geprägt wurde, kommt dabei nicht zur Sprache. Dieses Ausklammern von Tätertexten ist dabei insofern symptomatisch, als auch Carsten Heinze, der in *Identität und Geschichte in autobiographischen Lebenskonstruktionen: Jüdische und nicht-jüdische Vergangenheitsbearbeitungen in Ost- und Westdeutschland*⁵⁶ die autobiographischen Texte von Historikern und Literaten wie Fritz Klein, Helmut Eschwege, Wolf Jobst Siedler oder Marcel Reich-Ranicki untersucht, den Kreis der NS-Täter aus dem Analysekorpus aber ausschließt. Auch Christiane Deußen stellt das Moment der Rechtfertigung zwar ins Zentrum ihrer Arbeit *Erinnerung als Rechtfertigung. Autobiographien nach 1945*, untersucht dabei jedoch ausschließlich literarisch ambitionierte Texte von Gottfried Benn, Hans Carossa sowie Arnolt Bronnen.⁵⁷ Lediglich in dem etwas älteren, literaturwissenschaftlich orientierten Beitrag *Deutschlands Gedächtnis an seine dunkelste Zeit: Zur Funktion der Autobiographik in den Westzonen Deutschlands und den Westsektoren von Berlin 1945 bis 1949*⁵⁸ von Helmut Peitsch kommt die Perspektive der Täter in einem kurzen Abschnitt über die autobiographischen Veröffentlichungen von Hans Fritzsche und Hjalmar Schacht zur Sprache – bezeichnenderweise zwei weniger belastete NS-Protagonisten, die noch dazu im Nürnberger Prozess freigesprochen wurden.⁵⁹

Es scheint somit trotz des zunehmenden Interesses an Autobiographien von literaturwissenschaftlicher, soziologischer und historischer Seite nach wie vor ein gewisses Forschungstabu bezüglich der Autobiographien von Tätern zu

55 Vgl. Depkat, Volker: *Lebenswenden und Zeitenwenden. Deutsche Politiker und die Erfahrungen des 20. Jahrhunderts*. München: De Gruyter 2007.

56 Vgl. Heinze, Carsten: *Identität und Geschichte in autobiographischen Lebenskonstruktionen. Jüdische und nicht-jüdische Vergangenheitsbearbeitungen in Ost- und Westdeutschland*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften 2009.

57 Vgl. Deußen, Christiane: *Erinnerung als Rechtfertigung. Autobiographien nach 1945: Gottfried Benn, Hans Carossa, Arnolt Bronnen*. Tübingen: Stauffenburg 1987.

58 Vgl. Peitsch, Helmut: *Deutschlands Gedächtnis an seine dunkelste Zeit. Zur Funktion der Autobiographik in den Westzonen Deutschlands und den Westsektoren von Berlin 1945 bis 1949*. Berlin: Ed. Sigma 1990.

59 Vgl. ebd., S. 396–398. Hjalmar Schacht wurde allerdings nach dem Nürnberger Prozess von einem deutschen Gericht als »Hauptschuldiger« zu acht Jahren Arbeitslager verurteilt, jedoch in zweiter Instanz erneut freigesprochen. Auch Hans Fritzsche wurde nach dem Nürnberger Prozess von einem deutschen Gericht zu neun Jahren Lagerhaft verurteilt, kam jedoch 1950 nach einer Amnestie frei. Dementsprechend lassen sich in ihren Publikationen durchaus auch apologetische Bestrebungen feststellen.

bestehen. Neben der Angst, den Texten und ihren Autoren durch eine wissenschaftliche Untersuchung eine Bühne zu bieten, steht hierbei womöglich auch die Befürchtung im Hintergrund, dass eine zu textnahe Analyse mit dem Vorwurf mangelnder Distanz zu den Inhalten einhergehe. Zumindest am Beispiel Albert Speer lässt sich dies gut belegen; nahezu alle Beiträge, die sich mit den *Erinnerungen* auseinandergesetzt haben, fallen auf weit hinter dem gegenwärtigen Forschungsstand zurückbleibende Formen der historischen Quellenkritik zurück, in der ein Abgleich des als Wirklichkeitsbeschreibung interpretierten Texts mit der vermeintlich außertextuellen ›Wirklichkeit‹ durchgeführt wird,⁶⁰ anstatt zunächst Textmerkmale in den Blick zu nehmen. Demgegenüber steht eine große Menge an Täterautobiographien, die bisher kaum analytisch erfasst wurde. Insbesondere in der Folge von Systemzusammenbrüchen kommt es häufig zu einer regelrechten Schwemme von Autobiographien ehemals führender Personen, die sich für ihre Rolle im untergegangenen System rechtfertigen zu müssen glauben. Neben der Fülle an NS-Autobiographien hat es auch in der Folge des italienischen Faschismus oder nach dem Zusammenbruch der DDR analoge Publikationswellen gegeben.⁶¹ In Bezug auf die NS-Zeit ist hier neben den Texten der in Nürnberg Angeklagten vor allem auf die große Anzahl an soldatischen Autobiographien zu verweisen. Hitlers ehemaliger Wehrmachtsadjutant Friedrich Hossbach machte hier den Anfang,⁶² bevor es in den 50er-Jahren des 20. Jahrhunderts dann zu einer Welle⁶³ von ›Generals-Autobiographien‹ kam, die fast alle im Bonner Athenäum-Verlag erschienen. Besonders prominent waren hier die Feldmarschälle Albert Kesselring und Erich von Manstein, die sogar je zwei autobiographische Texte veröffentlichten.⁶⁴ Auch

60 Vgl. Kapitel ›Vorgeschichte der *Erinnerungen*‹ in dieser Arbeit.

61 Zur postkommunistischen Autobiographie vgl. insbesondere Sabrow, Martin: »Den Umbruch erzählen: Zur autobiographischen Bewältigung der kommunistischen Vergangenheit.« Vortrag am Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam (16.2.2012). Veröffentlicht unter http://zzf-pdm.de/Portals/_Rainbow/images/mitarbeiter/2012_02_16_SAbrow_MArtin_Vortrag_Kommunismus_erz%C3%A4hlen.pdf (zuletzt abgerufen am 12.6.2017), S. 5. Sabrow vertritt hier allerdings die kritisch zu hinterfragende These, dass es im Gegensatz zur postkommunistischen Autobiographie in Bezug auf die NS-Zeit vor allem Opferautobiographien gegeben habe.

62 Vgl. Hossbach, Friedrich: *Zwischen Wehrmacht und Hitler. 1934–1938*. Wolfenbüttel/Hannover: Wolfenbütteler Verlagsanstalt 1949.

63 Im Vorwort zu den Memoiren Otto Dietrichs beklagte sich der Isar-Verlag etwa über die anhaltende »Memoirenflut« (Dietrich, Otto: *12 Jahre mit Hitler*. München: Isar Verlag 1955, S. 11) »des einen oder anderen, der dies oder jenes erlebt oder aus zweiter Hand erfahren hatte, und deswegen glaubte, historischer Zeuge zu sein« (ebd.).

64 Vgl. Kesselring, Albert: *Soldat bis zum letzten Tag*. Bonn: Athenäum 1953; Kesselring, Albert: *Gedanken zum Zweiten Weltkrieg*. Bonn: Athenäum 1955; Manstein, Erich von: *Verlorene Siege*. Bonn: Athenäum 1955; Manstein, Erich von: *Aus einem Soldatenleben. 1887–1939*. Bonn: Athenäum 1958. Im gleichen Kontext zu sehen ist auch Guderian, Heinz: *Erinnerungen eines Soldaten*. Heidelberg: Kurt Vowinckel 1951.

die in dieser Arbeit untersuchten Texte der Großadmiräle Erich Raeder und Karl Dönitz sind in diesem Kontext zu sehen. Außerhalb der sehr begrenzten militärhistorischen Forschung haben diese Werke jedoch kaum Beachtung gefunden.

Etwa zur gleichen Zeit erschienen die als »Biographie Hitlers«⁶⁵ vermarkteten Memoiren von Hitlers bereits 1952 verstorbenem ehemaligem Pressechef Otto Dietrich, allerdings in einer frühen Manuskriptfassung, die von Dietrich nicht zur Veröffentlichung beabsichtigt gewesen war.⁶⁶ Dietrichs Text war in zeitgenössischen Rezensionen kaum Erfolg beschieden,⁶⁷ jedoch wurde er »in der Literatur zur NS-Geschichte vielfach zitiert«⁶⁸ und konnte so zumindest zeitverzögert eine gewisse Wirkung entfalten. Gemeinsam mit Hans Fritzsches Texten gehört Dietrichs Werk zu den bekanntesten Memoiren aus dem Umfeld der nationalsozialistischen Propagandamaschinerie. Deutlich später versuchte sich auch der ehemalige Reichsfilmintendant Fritz Hippler an seinen Memoiren, beklagte sich jedoch im Vorwort zur zweiten Auflage bitterlich darüber, dass das Buch in seiner Erstauflage »keine nennenswerte Resonanz«⁶⁹ gezeigt habe und von »SPIEGEL, STERN, Funk und Fernsehen [...] bis zum Erscheinen dieser Auflage totgeschwiegen«⁷⁰ worden sei. Textanalytisch sind auch diese Texte bisher kaum untersucht worden.

Eine textnahe Analyse, wie sie hier unternommen werden soll, bietet diesen bisher weitgehend aus dem wissenschaftlichen Diskurs ausgeklammerten Texten tatsächlich eine Bühne. Dies allein kann aber kein Hinderungsgrund sein – schließlich steht demgegenüber ein ebenso großer Bedarf daran, Wirkungsmechanismen, Rechtfertigungsstrategien und Argumentationsmuster gerade von Seiten der Täter besser zu verstehen. Diese Arbeit ist dabei auch im Kontext der jüngst erfolgten Veröffentlichung der kritisch kommentierten Neuauflage von Hitlers *Mein Kampf* durch das Münchener Institut für Zeitgeschichte zu

65 Dietrich 1955, S. 11.

66 Im Vorwort zur Erstausgabe behauptete der herausgebende Isar-Verlag: »Er wollte seine Biographie Hitlers, zu der er sich berufen und verpflichtet fühlte, zu Lebzeiten nicht veröffentlichen, um die Glaubwürdigkeit und seinen Willen zur Objektivität nicht durch den Verdacht einer Selbstreinigung zu gefährden« (Dietrich 1955, S. 11). Dies traf allerdings nur auf die auf unklaren Wegen zum Isar-Verlag gelangte Version des Texts zu; tatsächlich hatte Dietrich bis zu seinem Tod am Manuskript gefeilt und durchaus beabsichtigt, es zu Lebzeiten zu veröffentlichen (vgl. hierzu ausführlich Krings, Stefan: *Hitlers Pressechef. Otto Dietrich (1897–1952). Eine Biografie*. Göttingen: Wallstein Verlag 2010, S. 473–475).

67 Vgl. Krings 2010, S. 476.

68 Ebd., S. 477.

69 Hippler, Fritz: *Die Verstrickung. Auch ein Filmbuch. Einstellungen und Rückblenden von Fritz Hippler, ehem. Reichsfilmintendant unter Joseph Goebbels*. Düsseldorf: Verlag Mehr Wissen 1990, S. 9.

70 Ebd.

sehen.⁷¹ Ein Ignorieren und intellektuelles Ächten dieser Texte löst nicht das Problem, dass einige von ihnen großen Erfolg hatten und noch haben. Erst eine rhetoriktheoretische Aufarbeitung kann aufzeigen, wie und warum beispielsweise Albert Speers *Erinnerungen* einen derart großen Einfluss gewinnen und weite Teile der bundesdeutschen Öffentlichkeit und Wissenschaft in ihren Bann ziehen konnten.

Neben die prinzipielle Frage nach einer Auseinandersetzung mit Tätertexten tritt im konkreten Fall allerdings noch die potenzielle Problematik einer bewusst textnah gehaltenen Analyse. Eine vorrangig an Textmerkmalen orientierte, ästhetisch-literaturwissenschaftlich geprägte Analyse würde sich dem Vorwurf der mangelnden Distanz ebenso aussetzen müssen wie eine historische Analyse, die den in den autobiographischen Texten als ›Fakten‹ geschilderten Sachverhalten keine aus der historischen Quellenforschung gewonnenen Gegenerzählungen entgegensetzt. Daher muss die hier angestrebte rhetorische Analyse zunächst ihr Verständnis von Autobiographie und dem dort vertretenen ›Wirklichkeitsbezug‹ offenlegen, um nachvollziehbar zu machen, worin sich die rhetorische Vorgehensweise von den genannten Ansätzen unterscheidet.

1.3 Vorüberlegungen zur rhetorischen Analyse autobiographischer Texte

*[D]ie biographische Wahrheit ist nicht zu haben, und wenn man sie hätte, wäre sie nicht zu brauchen.*⁷²

Sigmund Freud (in einem Brief an Arnold Zweig, Ende Mai 1936)

Die liminale Stellung der Autobiographie zwischen historischer Wissenschaft und Literaturwissenschaft verdeckt nur allzu leicht den Blick auf die ihr zugrunde liegende Pragmatik. Selbstverständlich *können* autobiographische Texte als Quellen zu einem besseren historischen Verständnis dienen, ebenso, wie sie literarischen Wert entwickeln und einen Beitrag zur Literaturgeschichte und -systematik leisten können. Doch sind sie mehr als die Summe dieser Aspekte. Anders als ein Roman in Ich-Form, der lediglich die Form der Autobiographie imitiert, ist mit einem autobiographischen Text stets auch der Anspruch verbunden, so gelesen zu werden, als handele es sich dabei um die Erlebnisse des Autors, sprich einer (zumindest vorgeblich) real existierenden Person. Damit ist Autobiographie – verstanden als Sprachhandlung – immer auch Selbstdarstellung und hat eine ihr eigene Pragmatik, die über eine rein ästhetische oder

71 Vgl. Hitler, Adolf: *Hitler, Mein Kampf. Eine kritische Edition*. München: Institut für Zeitgeschichte 2016.

72 Freud, Sigmund: *Briefe 1873–1929*. Frankfurt am Main: Fischer 1969, S. 423.

historische Funktion hinausgeht und auch über die Textgrenzen hinaus Wirkung entfalten will.

Doch wie lässt sich dieser Anspruch der Autobiographie, Aussagen über eine außerhalb ihrer selbst liegende ›Realität‹ zu treffen, theoretisch einholen und rhetorisch perspektivieren? Schließlich wurde und wird insbesondere in der Literaturwissenschaft heftig über Faktizität und Fiktionalität debattiert, und während zumindest in Bezug auf die Fiktion noch diskutiert wird, ob diese nun anhand gewisser (durchaus umstrittener) Fiktionalitätssignale erkannt werden kann,⁷³ scheint sich der Fall für die Faktizität längst erledigt zu haben.⁷⁴ Da sich in Werken der Geschichtsschreibung auch fiktionalen Texten zugeschriebene Elemente wie fingierte Dialoge und wörtliche Rede finden⁷⁵ und auch Romane auf Figuren und Sachverhalte der empirischen Welt zurückgreifen,⁷⁶ haben einige Forscherinnen und Forscher im Zuge des die Sprachlichkeit aller Welterkenntnis betonenden *linguistic turn* sogar die Unterscheidung von Fakt und Fiktion als solche für hinfällig erklären wollen.⁷⁷ Folgt man aber diesen Ausführungen und nimmt einstweilen an, dass anhand des Texts nicht entschieden

73 Das bekannteste dieser Fiktionalitätssignale dürfte das von Käte Hamburger eingeführte ›epische Präteritum‹ sein. Ein Beispiel für das epische Präteritum wäre der Satz »Morgen war Weihnachten«, bei dem das Präteritum seine ursprüngliche Funktion des Anzeigens der Vergangenheit einbüßt (vgl. Hamburger, Käte: *Die Logik der Dichtung*. München: dtv 1987, S. 64–78). Gérard Genette hat im dritten Kapitel von *Fiktion und Diktion* zahlreiche weitere textbasierte Fiktionalitätssignale katalogisiert, anhand derer sich die Fiktionalität eines Texts erkennen lassen soll (vgl. Genette, Gérard: *Fiktion und Diktion*. München: Wilhelm Fink 1992, S. 65–94). Für einen Überblick über die Fiktionalitätsdebatte vgl. grundlegend Groeben, Norbert; Nickel-Bacon, Irmgard; Schreier, Margrit: »Fiktionsignale pragmatisch. Ein medienübergreifendes Modell zur Unterscheidung von Fiktion(en) und Realität(en)«. In: *Poetica* 32/3–4 (2000). S. 267–299.

74 Vertreterinnen und Vertreter der Auslegung, dass es keine textimmanenten Signale gebe, die eine Unterscheidung von Fakt und Fiktion ermöglichen, berufen sich dabei meist auf John Searles erstmals 1979 erschienenen Aufsatz *Der logische Status des fiktionalen Diskurses* (vgl. Searle, John R.: »Der logische Status des fiktionalen Diskurses«. In: Ders.: *Ausdruck und Bedeutung. Untersuchungen zur Sprechakttheorie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2004. S. 80–97). Statt textimmanenter Merkmale schlägt Searle die illokutionäre Absicht des Autors als Unterscheidungsmerkmal von Fakt und Fiktion vor (vgl. ebd., S. 94). Vgl. hierzu auch Schabacher, Gabriele: *Topik der Referenz. Theorie der Autobiographie, die Funktion ›Gattung‹ und Roland Barthes' Über mich selbst*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2007, S. 58; Kessler, Frank: »Fakt oder Fiktion? Zum pragmatischen Status dokumentarischer Bilder«. In: *Montage/AV/7–2* (1998). S. 63–78, hier: S. 64; Genette 1992, S. 68.

75 Berühmt hier: Thukydides' Ausgestaltung der Reden und Dialoge in seinem *Peloponnesischen Krieg*.

76 Vgl. Zipfel, Frank: »Autofiktion. Zwischen den Grenzen von Faktualität, Fiktionalität und Literarität?«. In: *Grenzen der Literatur. Zu Begriff und Phänomen des Literarischen*. Hrsg. von Simone Winko; Fotis Jannidis; Gerhard Lauer. Berlin: De Gruyter 2009. S. 285–314, hier: S. 290.

77 Vgl. Zipfel, Frank: *Fiktion, Fiktivität, Fiktionalität. Analysen zur Fiktion in der Literatur und zum Fiktionsbegriff in der Literaturwissenschaft*. Berlin: E. Schmidt 2001, S. 69–71.

werden kann, ob es sich bei der Erzählung in einer Autobiographie nun um Fakt oder Fiktion handelt, muss gefragt werden, wie Autobiographien ihre hier untersuchte rhetorische Funktion, eine Apologie einer real existierenden Person zu liefern, überhaupt einlösen können.

Dazu ist zunächst Abstand von der Vorstellung zu gewinnen, dass ein Text ›Fakten‹ liefern müsse, um eine über den Text hinausgehende Wirkung bei seiner Leserschaft zu erzielen. So zeigt Margrit Schreier in ihrem Aufsatz »Belief Change through Fiction. How Fictional Narratives Affect Real Readers« (2009) unter Einbezug von Erkenntnissen aus Psycholinguistik und Kognitionspsychologie auf, dass selbst offenkundig fiktionale Texte eine deutliche Wirkung auf die Realitätswahrnehmung der Leserschaft ausüben können.⁷⁸ Diese von Schreier beschriebene ›Faktizität‹ der Literatur beruht jedoch nicht ausschließlich auf Merkmalen des Texts oder auf dessen Abgleich mit der Realität. Es handelt sich bei ihr vielmehr um eine Zuschreibung der Leserschaft, zu der diese im Zusammenspiel mit dem Text gelangt. Daher schlägt Schreier eine Neubewertung der Unterscheidung von Fakt und Fiktion vor, die von einer einseitigen Fokussierung auf Textmerkmale Abstand nimmt und stattdessen die Leserinnen und Leser in den Mittelpunkt der Untersuchung rückt.⁷⁹ Dabei plädiert sie dafür, Fiktionalität und Faktizität nicht als Textmerkmale, sondern als eine aufgrund von Konventionen vorgenommene Zuschreibung durch Autorinnen und Autoren sowie durch die Leserschaft zu begreifen.⁸⁰

Die Stoßrichtung ihrer Argumentation lässt sich dabei durchaus auch rhetorisch lesen. Die Feststellung, dass Leserinnen und Leser sich unabhängig vom ›tatsächlichen‹ Status eines Texts für eine Art der Lektüre entscheiden müssen und dies auch tun, weist deutliche Anknüpfungspunkte an antike Wurzeln wie moderne Weiterentwicklungen der rhetorischen Theoriebildung auf. Der zugrunde liegende Gedanke, dass ontologische Wahrheit im Grunde unerreichbar ist, der Mensch sich aber in der Praxis dennoch in der Notwendigkeit findet, sich so zu verhalten, als ob sie es wäre, ist hierbei ein genuin rhetorischer.⁸¹ Erstmals

78 Vgl. Schreier, Margrit: »Belief Change through Fiction. How Fictional Narratives Affect Real Readers«. In: *Grenzen der Literatur. Zu Begriff und Phänomen des Literarischen*. Hrsg. von Simone Winko; Fotis Jannidis; Gerhard Lauer. Berlin: De Gruyter 2009. S. 315–337, hier: S. 333.

79 Vgl. ebd.

80 Vgl. ebd., S. 318.

81 Der Gedanke ist dabei in der Disziplin keineswegs unumstritten und gilt insbesondere für die römische sowie christliche Rhetorik nur bedingt. Ansatzweise haben Cicero und Quintilian, am ausführlichsten sicher Augustinus in *De doctrina christiana* (vgl. Aug. doctr. christ. IV, II.3.4) an der Erreichbarkeit von Wahrheit festgehalten. Die Rolle der Rhetorik beschränkt sich in diesem Fall auf eine vermittelnde und ausschmückende Funktion. Zu dieser »supplementary tradition« der Rhetorik als Ergänzung zu einer bereits vorhandenen Wahrheit vgl. Gaonkar, Dilip Parameshwar: »Rhetoric and Its Double. Reflections on the Rhetorical Turn in the Human Sciences«. In: *The Rhetorical Turn. Invention and Persuasion in the*

wurde er schon in der frühen Sophistik formuliert: In einer der wenigen (wenn auch nur in Bruchstücken) überlieferten Reden des berühmten Sophisten Gorgias (circa 484–376 v. Chr.⁸²), den Platon in seinem gleichnamigen Dialog *Gorgias* als Gesprächspartner des Sokrates verewigt hat, stellt der Sophist spielerisch die These auf, dass nichts existiere, und dass, wenn doch etwas existieren würde, es nicht zu erkennen und noch weniger zu kommunizieren sei.⁸³ Aristoteles greift diese Überlegungen in seiner *Rhetorik* auf. Dabei erklärt er zwar Wahrheit zum Ziel allen menschlichen Strebens, als Grundkategorie der an Handlungszwängen orientierten Rhetorik etabliert er aber die Wahrscheinlichkeit. Zwar komme die Wahrscheinlichkeit der Wahrheit meist nahe und sei vor allem deshalb als probate Grundlage der Rhetorik geeignet,⁸⁴ doch nennt Aristoteles auch Fälle, in denen Wahrheit und Wahrscheinlichkeit sich als einander ausschließende Gegensätze gegenüberstehen. In diesen Fällen gibt er aus rhetorischer Sicht der Wahrscheinlichkeit den Vorrang.⁸⁵ Damit formuliert Aristoteles gleichzeitig den Anspruch, dass für die Rhetorik nicht der ontologische Status einer Sache, sondern vielmehr ihr Ansehen beim Publikum von Relevanz sei. Hans Blumenberg hat diese Gedanken zu seiner »Anthropologischen Annäherung an die Aktualität der Rhetorik« verdichtet, in der er den Menschen als von der Evidenz verlassenes Wesen darstellt und gerade im Herstellen von Handlungsfähigkeit das Proprium der Rhetorik sieht: »Rhetorik hat es zu tun mit [...] den Verlegenheiten, die sich aus der Unmöglichkeit ergeben, Wahrheit zu erreichen.«⁸⁶ Die Nichterreichbarkeit von Wahrheit kompensiere der Mensch dabei über Rhetorik, die Blumenberg vor allem in der Form von Metaphern sieht: »Rhetorik schafft Institutionen, wo Evidenzen fehlen.«⁸⁷

Aus den soeben skizzierten Überlegungen zur pragmatischen Fundierung der Rhetorik sowie den Thesen Margrit Schreiers lassen sich auch grundlegende Positionen zur Autobiographie aus rhetorischer Sicht gewinnen. Denn auf die

Conduct of Inquiry. Hrsg. von Herbert W. Simons. Chicago: University of Chicago Press 1990. S. 341–366, hier: S. 344–347; Blumenberg, Hans: »Anthropologische Annäherung an die Aktualität der Rhetorik«. In: Ders.: *Wirklichkeiten, in denen wir leben. Aufsätze und eine Rede*. Stuttgart: Reclam 1981. S. 104–136, hier: S. 104f.

82 Die Daten zu Gorgias' Geburts- und Sterbejahr sind noch immer umstritten, was unter anderem damit zusammenhängt, dass er der Überlieferung nach ein biblisches Alter von weit über 100 Jahren erreicht haben soll (vgl. Schirren, Thomas; Zinsmaier, Thomas: *Die Sophisten. Ausgewählte Texte; griechisch/deutsch*. Stuttgart: Reclam 2011, S. 50; Stroh 2009, S. 54).

83 Vgl. Sext. Emp. adv. math. VII 65–87. Vgl. auch Schirren/Zinsmaier 2011, S. 51 f.; Stroh 2009, S. 67f.

84 Vgl. Aristot. rhet. 1355a.

85 Vgl. ebd. 1402a. Das Beispiel des schwachen Mannes, der den Stärkeren überfällt, geht dabei laut Aristoteles auf Korax, einen der Gründer der Disziplin, zurück. Im Gegensatz dazu schreibt Platon die Urheberschaft dem Teisias zu (vgl. Plat. Phaidr. 273).

86 Blumenberg 1981, S. 104.

87 Ebd., S. 110.

Autobiographiediskussion übertragen bedeutet dies, dass es aus rhetorischer Sicht nicht entscheidend ist, ob eine Autobiographie nun ein faktischer oder ein fiktionaler Text ist; im Rahmen der wesenhaften Bezogenheit auf die stets richtungsweisenden Adressatinnen und Adressaten⁸⁸ lautet die elementare Frage vielmehr: Glauben die Adressatinnen und Adressaten, dass es sich um einen faktischen Text handelt, oder nicht?⁸⁹ Die Antwort, die zugleich den Schlüssel zu einem rhetorischen Verständnis der Autobiographie bietet, gibt Martina Wagner-Egelhaaf, wenn sie darauf hinweist, dass die Mehrzahl der Lektüreerfahrungen innerhalb des »gängigen, und d. h. auch des außerakademischen, dem Gedanken der Authentizität verpflichteten Autobiographieverständnisses«⁹⁰ zu verorten seien, und betont: »machen wir uns nichts vor – Autobiographien werden von nichtakademischen Lesern und Leserinnen als Beschreibungen realiter gelebten Lebens gelesen.«⁹¹ Gerade der gerne gegen den Faktizitätsanspruch der Autobiographie ins Feld geführte ›Fall Wilkomirski‹⁹² verdeutlicht

88 Vgl. Aristot. rhet. 1358b; Cic. part. 15.

89 Im Übrigen wird durch den Ansatz, dass Fiktionalität und Faktizität je verschiedene Leseweisen sind, die auf dem Zusammenspiel von Textangeboten und Lesearbeit basieren, im Gegensatz zu rein textbasierten Fiktionsignal-Theorien auch der ästhetische Effekt eines ›Missverständnisses‹ fassbar gemacht. Damit können Phänomene wie die sogenannte ›Autofiktion‹, bei der bewusst mit der Unentscheidbarkeit von Fakt und Fiktion gespielt wird, in den Fokus der Analyse rücken. Einseitig textbasierte Fiktionstheorien gehen hingegen implizit von einer Erkennbarkeit des ›wahren‹ Charakters des Texts aus. Erst die Einbeziehung der Rezipientenseite ermöglicht es, diese Zuschreibung als Ästhetikum zu betrachten (vgl. Schreier 2009, S. 320). Zur Autofiktion vgl. Zipfel 2009 (insbes. S. 286) sowie Wagner-Egelhaaf, Martina: »Autofiktion oder: Autobiographie nach der Autobiographie. Goethe – Barthes – Özdamar«. In: *Grenzen der Identität und der Fiktionalität*. Hrsg. von Ulrich Breuer; Beatrice Sandberg. München: Iudicium 2006. S. 353–368.

90 Wagner-Egelhaaf 2006, S. 355.

91 Ebd. Shen und Xu sprechen in diesem Zusammenhang auch von einem »uncognizant audience«, also einer Leserschaft, die sich keines kategorischen Unterschieds zwischen empirischer Realität und ihrer angeblichen Repräsentation im Text bewusst sei (vgl. Shen, Dan; Xu, Dejin: »Intratextuality, Extratextuality, Intertextuality: Unreliability in Autobiography versus Fiction«. In: *Poetics Today* 28/1 (2007). S. 43–87, hier: S. 48).

92 Unter dem Namen »Benjamin Wilkomirski« veröffentlichte der Schweizer Bruno Dösseker 1995 den im Stil einer Autobiographie verfassten Text *Bruchstücke. Aus einer Kindheit 1939–1948* (vgl. Wilkomirski, Benjamin: *Bruchstücke. Aus einer Kindheit 1939–1948*. Frankfurt am Main: Jüdischer Verlag 1995), in dem er seine vermeintlichen KZ-Erfahrungen als jüdisches Kind schildert. Wie sich später herausstellte, war Dösseker jedoch weder Jude noch jemals in einem KZ inhaftiert gewesen. Bis heute herrscht Uneinigkeit darüber, ob bewusste Fälschung oder falsche Erinnerung zum Zustandekommen des Werks geführt haben; für einen Skandal sorgte es allemal. Vgl. grundlegend Ganzfried, Daniel: ... *alias Wilkomirski. Die Holocaust-Travestie. Enthüllung und Dokumentation eines literarischen Skandals*. Berlin: Jüdische Verlags-Anst. 2002; Mächler, Stefan: *Der Fall Wilkomirski. Über die Wahrheit einer Biographie*. Zürich: Pendo 2000; Schabacher 2007, S. 174–180. Ein historischer Vorläufer des ›Falls Wilkomirski‹ ist die ›Old-Shatterhand-Legende‹ – auch der Schriftsteller Karl May brachte weite Teile seines Publikums gegen sich auf, als publik wurde, dass seine Reiseerzählungen nicht, wie behauptet, auf einem authentischen Erleben basieren.

diesen Punkt: Die Empörung, die auf die Enthüllung der Fiktivität folgte, zeigt deutlich, dass für den Großteil der Leserschaft sehr wohl ein Faktizitätsanspruch mit der Autobiographie verbunden war.⁹³

Daher ist festzuhalten, dass aus rhetorischer Sicht der ontologische Status des Texts nicht wesentlich ist. Die im Rahmen der Gattungsdiskussion heftig umkämpfte Frage, was einen Text zur Autobiographie macht und worin dieser sich von anderen Gattungen wie Memoiren unterscheidet, stellt sich für die Rhetorik nicht. Vielmehr soll hier Autobiographie im Sinne Paul de Mans als »Maskenspiel« und damit weniger als Gattung oder Textsorte denn als Lese- oder Verstehensfigur aufgefasst werden.⁹⁴ Prägendes Element ist dabei die »Rede einer über sich selbst und das eigene Leben sprechenden Figur«⁹⁵ – nach Martina Wagner-Egelhaaf die basale Definition der autobiographischen Grundstruktur. Elisabeth W. Bruss hat in diesem Zusammenhang auch »die Identität des Elements Autor/ Erzähler/ Figur und die Annahme, dass der im Text behandelte Gegenstand verifizierbar ist«⁹⁶ als »Kern« des autobiographischen Akts⁹⁷ genannt. Diese Definition ist leistungsfähig genug, um die hier untersuchte rhetorische Dimension der Texte vollumfänglich greifbar zu machen, denn die rhetorische Wirkung ist eng an die Lektürehaltung des Publikums gebunden – nur wenn das Publikum den Text auch als autobiographischen Text liest, in dem ein durch erzählendes und erlebendes Ich im Text repräsentierter Autor über sein Leben berichtet, kann er seine rhetorische Wirkung entfalten.⁹⁸

Wenn in dieser Arbeit also der Begriff ›Autobiographie‹ für die untersuchten Texte verwendet wird, ist damit keine Aussage über Entstehungsbedingungen oder über einen wie auch immer gearteten ›Wirklichkeitsgehalt‹ beabsichtigt, sondern lediglich darüber, dass diese Texte ihrer Leserschaft eine autobiogra-

93 Zum Gefühl, betrogen worden zu sein, vgl. auch Mandel, Barrett J.: »Full of Life Now«. In: Olney 1980. S. 49–72, hier: S. 53.

94 Vgl. Man, Paul de: »Autobiographie als Maskenspiel«. In: Ders.: *Die Ideologie des Ästhetischen*. Hrsg. von Christoph Menke. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1993. S. 131–146, hier: S. 134. Ähnlich äußert sich auch Martin Löschnigg, der die Autobiographie »im Sinne eines konstruktivistischen Verständnisses der Gattung, das wesentlich auf dem Erzählcharakter der Autobiographie basiert« (Löschnigg, Martin: »Die fiktionale Autobiographie in der englischen Literatur«. In: *Entwicklungen, Kontexte, Grenzgänge*. Hrsg. von Michael Grote; Beatrice Sandberg. München: Iudicium 2009. S. 15–31, hier: S. 17), verstanden wissen will. Analog auch Schäfer, Stefanie: »Just the Two of Us«. *Self-Narration and Recognition in the Contemporary American Novel*. Trier: WVT 2011, S. 11.

95 Wagner-Egelhaaf 2005, S. 104.

96 Bruss, Elisabeth W.: »Die Autobiographie als literarischer Akt«. In: Niggel 1989. S. 258–279, hier: S. 278.

97 Ebd.

98 In Anlehnung an Martinez/Scheffel werden das erzählende und das erlebende Ich im Folgenden auch als Erzähler und Figur bezeichnet (vgl. Martinez, Matias; Scheffel, Michael: *Einführung in die Erzähltheorie*. München: Beck 2009, S. 81).

phische, das heißt auf dem Glauben an die Identität von Autor, Erzähler und Figur basierende, Lektürehaltung nahelegen.⁹⁹ Auf welchen Wegen diese Inszenierung stattfindet, wird vor allem unter dem später noch einzuführenden, von Gérard Genette geprägten Begriff des ›Paratexts‹ zu untersuchen sein. Gattungsbezeichnungen sollen demnach vor allem als rhetorisches Mittel der Lektürelenkung aufgefasst werden.

Diese Vorbemerkung ist insbesondere notwendig, da zwei der hier untersuchten Texte (Baldur von Schirachs *Ich glaubte an Hitler* und Erich Raeders *Mein Leben*) ganz oder teilweise unter Mitwirkung von Ghostwritern entstanden sind und auch die übrigen Texte allesamt stark lektoriert wurden. Diese Tatsache bleibt für die Leserschaft jedoch unsichtbar. Gérard Genette hat hierzu treffend bemerkt, dass die Beteiligung eines Ghostwriters im Regelfall verschleiert wird; stattdessen »soll der Leser auch hier nicht beide auktorialen Instanzen wahrnehmen, sondern nur die eine, die falsche«¹⁰⁰. Für die rhetorische Analyse wäre die Existenz eines Ghostwriters folglich nur dann relevant, wenn sie im Text oder Paratext thematisiert oder auf andere Art und Weise offenkundig würde.¹⁰¹ Dies ist jedoch beim hier gewählten Analysekorpus nicht oder nur in sehr geringem Umfang der Fall, so dass sich alle Texte so präsentieren, *als ob* sie tatsächlich von der als Autor angegebenen Person geschrieben worden wären. Als solche sollen sie auch analysiert werden.

So einleuchtend das Primat der leserseitigen Zuschreibung auch sein mag, stellt sich doch die methodische Schwierigkeit, dass die Überzeugungen der ›typischen‹ Leserschaft der Analyse nicht unmittelbar zugänglich sind. Selbst wenn die Möglichkeit einer empirischen Untersuchung in Betracht gezogen

99 Die Identität von Autor, Erzähler und Figur bildet den Kerngedanken der später noch genauer zu explizierenden Autobiographietheorie Philippe Lejeunes. Eine gewisse strukturelle Analogie ergibt sich dabei zum Ansehen des Redners (*Ethos*). Auch dort wird aus praktischen Gründen am Sprachgebrauch des Statusbesitzes festgehalten; der Einfachheit halber ist häufig davon die Rede, dass ein Redner ein bestimmtes *Ethos* ›hat‹ oder ›besitzt‹. Tatsächlich aber ist das *Ethos* eines Redners eine stets dem jeweiligen Publikum unterworfenen Zuschreibung: Die Rezipienten ›verleihen‹ dem Redner sein *Ethos* (vgl. auch McCroskey 2006, S. 83). Ebenso verhält es sich hier mit dem Begriff der Autobiographie: Wenn im Folgenden davon die Rede ist, dass ein Text eine Autobiographie ›ist‹, ist tatsächlich nur gemeint, dass der Text von der Mehrzahl seiner Leserschaft als Autobiographie gelesen wird.

100 Genette, Gérard: »Implizierter Autor, implizierter Leser?«. In: *Texte zur Theorie der Autorschaft*. Hrsg. von Fotis Jannidis. Stuttgart: Reclam 2000. S. 233–246, hier: S. 243.

101 Stefanie Luppold führt als Textmerkmal, das als Hinweis auf einen Ghostwriter dienen kann, Brüche zwischen bewusster Persönlichkeitsthematisierung und unfreiwilliger Persönlichkeitsexpression und den damit einhergehenden Mangel an empfundener ›Authentizität‹ an (vgl. Luppold, Stefanie: *Textrhetorik und rhetorische Textanalyse*. Berlin: Weidler 2015, S. 182). Dies trifft jedoch nur im Falle eines ›schlechten‹ Ghostwriters zu, dem es gerade nicht gelingt, seine Existenz zu verschleiern und ganz im Stil des vermeintlichen Autors aufzugehen.

würde, wirft alleine die Frage, was ein ›typischer Leser‹ oder eine ›typische Leserin‹ überhaupt ist, große Probleme auf – zumal die hier behandelten Texte in den 50er und 60er-Jahren des letzten Jahrhunderts erschienen sind und das Auffinden noch lebender ›Erstleser‹ daher zunehmend schwieriger sein dürfte. Neben der durch stets individuelle Lesesozialisierung und gesellschaftliche Konventionserwartungen geprägten und dadurch analytisch schwer fassbaren Leserschaft gehören aber der Text selbst und dessen Umfeld ebenso zum Zustandekommen der Lektürehaltung.¹⁰² Daher kann der Leserbezug im Rahmen der Analyse auch indirekt aus den Angeboten der Autobiographie selbst rekonstruiert werden, indem untersucht wird, welche Reaktionsmöglichkeiten überhaupt angeboten werden und mit welcher Überzeugungskraft auf diese hingearbeitet wird.¹⁰³ Es gilt also aufzuzeigen, dass den Lesern und Leserinnen möglichst überzeugende Angebote gemacht werden, den gelesenen Text auch auf eine vermeintlich außertextuelle Lebenswelt zu übertragen.

Diese Perspektive auf die Autobiographie hat in jüngerer Zeit zuletzt durch die Arbeiten von Gabriele Schabacher einige Unterstützung erhalten. In ihrem 2007 erschienenen Band *Topik der Referenz* geht Schabacher der Frage nach, wie eine Autobiographie überhaupt als solche erkannt wird. Dabei nimmt auch sie Abstand von der Frage nach dem tatsächlichen ›Wahrheitsgehalt‹ der Autobiographie und stellt stattdessen die Wirkung auf die Leserschaft in den Vordergrund. So argumentiert sie, dass die Zuordnung eines Texts zur Gattung ›Autobiographie‹ immer Produkt eines rhetorischen Prozesses sei. Da aber, wie oben ausgeführt, die Überzeugungen der Leserschaft der Analyse nicht oder nur schwer zugänglich sind, stützt sich Schabacher auf bestimmte Merkmale der Autobiographie selbst. Diese inszeniere sich vor allem durch das Abrufen bestimmter rhetorischer Topoi¹⁰⁴ als der Gattung ›Autobiographie‹ zugehörig und erzeuge dadurch die »Illusion der Referenz«¹⁰⁵. Im Gegensatz zu Stefan Goldmanns Aufsatz »Topos und Erinnerung. Rahmenbedingungen der Autobiographie« nimmt Schabacher dabei weniger inhaltliche Spezifika der Autobiogra-

102 Vgl. Schreier 2009, S. 319f.

103 Als Anknüpfungspunkt wäre hierzu auch auf die von Wolfgang Iser im Rahmen der Rezeptionsästhetik untersuchte Appellstruktur der Texte zu verweisen. Iser zeigt Möglichkeiten auf, wie die Leserschaft an der Sinnkonstruktion des Texts beteiligt wird, indem sie mit bestimmten Textmerkmalen (›Leerstellen‹) interagiert. Indem der Leserschaft durch entsprechende Leerstellen aber Mitgestaltungsmöglichkeiten angeboten werden, erhöht sich im Gegenzug auch die Glaubwürdigkeit des Texts (vgl. Iser, Wolfgang: *Die Appellstruktur der Texte. Unbestimmtheit als Wirkungsbedingung literarischer Prosa*. Konstanz: Universitätsverlag 1974, S. 16).

104 Ein Topos (altgr. ›Ort‹; Plural: *topoi*) bezeichnet in der rhetorischen Theorie einen abstrakten ›Fundort‹ für Argumente. Verbreitet ist auch die lateinische Bezeichnung *locus/loci* (vgl. Ueding, Gert; Steinbrink, Bernd: *Grundriß der Rhetorik. Geschichte, Technik, Methode*. Stuttgart: Metzler 2005, S. 238–243).

105 Schabacher 2007, S. 348.

phie in den Blick, sondern »vielmehr die Topoi der Autobiographietheorie, d. h. genau jene Aspekte, die aufgerufen werden (müssen), um einen Text gattungskonform verankern zu können.«¹⁰⁶ Die Unmöglichkeit des tatsächlichen Übersich-hinaus-Weisens kompensiert die Autobiographie also durch die Illusion, dies doch zu tun. Dies wird möglich durch einen Aushandlungsprozess mit der Leserschaft, bei dem von Seiten der Autobiographie bestimmte Konventionen abgerufen werden, die Referenzialität suggerieren sollen.

Wie aber inszeniert sich eine Autobiographie nun konkret als solche? Welche Topoi sind es, deren Abrufen eine Zuordnung zu dieser Gattung nahelegen? Noch vor Gabriele Schabacher¹⁰⁷ hat Philippe Lejeune diese Fragestellung im Rahmen seiner oft kritisierten,¹⁰⁸ aber immer noch unhintergehbaren Arbeiten zum ›autobiographischen Pakt‹ auf ein Merkmal zugespitzt. Dabei folgt Lejeune im Grunde der These, dass sich im Text selbst kein Kriterium zur Unterscheidung von Faktizität und Fiktionalität ausmachen ließe.¹⁰⁹ Dennoch werde den Leserinnen und Lesern einer Autobiographie aber eine autobiographische Leseweise, ein ›autobiographischer Pakt‹, nahegelegt. Hierbei rückt Lejeune einen oft übersehenen Teil der Autobiographie ins Zentrum seiner Überlegungen, nämlich den Namen des Autors oder der Autorin auf dem Buchdeckel oder Titelblatt. Da dieser in der Autobiographie – im Gegensatz zu anderen Texten – mit dem Namen des Erzählers sowie der Figur übereinstimmt, ist er für Lejeune zentrales Merkmal des autobiographischen Pakts, auf das alle im Text vorkommenden Bestätigungsfiktionen der Identität von Figur, Erzähler und Autor letztlich zurückverweisen.¹¹⁰ Lejeune geht dabei gar so weit, dies zum Wesen der Autobiographie an sich zu erheben: »Der eigentliche Gegenstand der Autobiographie ist der Eigenname.«¹¹¹

106 Ebd., S. 351.

107 Schabacher nennt unsystematisch eine bunt gemischte Liste verschiedener Merkmale, von denen manche innerhalb, andere hingegen an den Rändern des Texts zu verorten sind. Dazu zählen unter anderem die »Einheit des Ich und der Persönlichkeit«, das Beteuern der »Wahrheit der Autobiographie« sowie der »Aufrichtigkeit und Authentizität des Autobiographen«. Ferner nennt Schabacher die »Ganzheit«, »Ordnungsvorstellungen eines aus der Perspektive der Rückschau zu entwickelnden Zusammenhangs«, aber auch ein »Bild von Kindheit« oder die »Referenzleistung von Fotografien«. Für alle Merkmale vgl. Schabacher 2007, S. 352.

108 Zur Rolle Lejeunes vgl. Zipfel 2009, S. 287.

109 Vgl. Lejeune, Philippe: »Der autobiographische Pakt«. In: Niggel 1989, S. 214–257, hier: S. 230f.; Kessler 1998, S. 64; Genette 1992, S. 68; Schabacher 2007, S. 58.

110 Vgl. Lejeune 1989, S. 230.

111 Lejeune 1989, S. 241. Auch Schabacher nennt den Namen als einen Topos der Referenzialität, freilich ohne ihm die von Lejeune postulierte Vorrangstellung einzuräumen (vgl. Schabacher 2007, S. 352). Dabei ist es durchaus denkbar, dass sich ein Autor oder eine Autorin eines autobiographischen Texts bewusst gegen das von Lejeune genannte Kriterium entscheidet. So kann der Text anonym oder pseudonym veröffentlicht werden. Ebenso gut kann auch das Kriterium der Namensgleichheit verletzt werden, wenn Erzähler oder

Bei genauerer Betrachtung wird jedoch rasch deutlich, dass der Autorname auf dem Titelblatt bei weitem nicht die einzige Möglichkeit für das Angebot eines autobiographischen Pakts ist. Lejeune weist zwar kurz darauf hin, dass auch andere Elemente eines Buchs, wie etwa das Vorwort, Titel oder Klappentext, Einfluss auf die mögliche Leseweise nehmen können.¹¹² Weiterentwickelt hat diesen Gedanken allerdings erst Gérard Genette mit der Theorie des Paratexts.¹¹³

1.4 Der Paratext aus der Sicht der Autobiographieforschung

Die eben genannten Begriffe wie Autorname, Titel, Vorwort und Klappentext führt Gérard Genette in seiner Theorie des Paratexts zusammen. Der von Genette geprägte Begriff meint dabei »jenes Beiwerk, durch das ein Text zum Buch wird und als solches vor die Leser und, allgemeiner, vor die Öffentlichkeit tritt«¹¹⁴, oder, wie er an anderer Stelle pointiert formuliert, den »Begleitschutz«¹¹⁵ des Haupttexts eines Buchs. Genette hat den Begriff in *Palimpseste. Die Literatur auf zweiter Stufe* (frz. *Palimpsestes. La littérature au second degré*, 1982) erstmals eingeführt und später nochmals in *Paratexte* (frz. *Seuils*, 1987) ausführlich abgehandelt. Der französische Originaltitel des letztgenannten bedeutet übersetzt so viel wie »Schwellen« und verweist auf die zentrale Funktion des Paratexts als Zugangsweg zum Text. Die Paratextualität ist dabei eine von fünf Arten der Beziehung von Texten zu anderen Texten (»Transtextualität«).¹¹⁶

Figur andere Namen tragen als der auf dem Titelblatt genannte Autor. Lejeune spricht in diesem Fall von einem autobiographischen Roman (vgl. Lejeune 1989, S. 229). Jacques Derrida hat demgegenüber Lejeunes Verständnis des Eigennamens als außertextuell kritisiert und stattdessen betont, dass die Referenzleistung des Eigennamens auch durch den Text selbst zustande komme (vgl. Derrida, Jacques: *Otobiographies. L'Enseignement de Nietzsche et la Politique du Nom Propre*. Paris: Éditions Galilée 1984).

112 Vgl. Lejeune 1989, S. 256.

113 Seine Überlegungen zum autobiographischen Pakt hatte Lejeune erstmals 1973 veröffentlicht (vgl. Lejeune, Philippe: »Le pacte autobiographique«. In: *Poétique* 4 (1973). S. 137–162). Später publizierte er den Text in Buchform und ergänzte ihn um weitere Überlegungen (vgl. ders.: »Le pacte autobiographique«. In: Ders.: *Le pacte autobiographique*. Paris: Editions du Seuil 1975. S. 13–46). Genettes Überlegungen zum Paratext erschienen zwölf Jahre später im gleichen Verlag (vgl. Genette, Gérard: *Seuils*. Paris: Editions du Seuil 1987).

114 Vgl. Genette, Gérard: *Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches*. Frankfurt am Main: Campus 1989, S. 10.

115 Ebd., S. 9.

116 Neben der Paratextualität nennt Genette hier die Intertextualität, wozu er die »effektive Präsenz eines Textes in einem anderen Text« (Genette, Gérard: *Palimpseste. Die Literatur auf zweiter Stufe*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1993, S. 10) wie Zitate, Plagiate oder Anspielungen zählt. Mit dieser einschränkenden Definition versteht er den Begriff dezidiert enger als im von Julia Kristeva begründeten Verständnis von Intertext. Hinzu kommen die Metatextualität, bei der ein Text über einen anderen Text berichtet, wie es etwa bei Kom-

Dabei steht der Paratext in einem engen Zusammenhang mit dem Architext, der im Text eingeschriebenen Zugehörigkeit zu einer Gattung. Im Spannungsfeld von Paratext und Architext wird der Leserschaft ein Lektürekontrakt angeboten, bestätigt oder in Frage gestellt. So ist es möglich, dass ein Buch im Paratext etwa auf der Titelseite oder im Klappentext die Gattung ›Autobiographie‹ behauptet, der Text selbst aber diesen Anspruch durch Einsatz von Fiktionalitätssignalen unterläuft. Das Urteil über die tatsächliche Gattungszugehörigkeit werden Leserinnen und Leser also erst während der Lektüre fällen können und vielleicht sogar revidieren, wobei hier von einem permanenten, abwägenden Aushandlungsprozess auszugehen ist. In der Regel aber basiert die ursprüngliche Gattungszuschreibung auf einem Angebot des Paratexts, während der Text erst reaktiv auf dieses Angebot Bezug nehmen und es konterkarieren oder bestätigen kann.¹¹⁷ Daher verortet Genette den von Lejeune erarbeiteten autobiographischen Pakt explizit im Feld des Paratexts, ohne dabei Bezug auf den Architext zu nehmen:

Das Feld dieser [paratextuellen] Beziehungen stellt zweifellos einen privilegierten Ort der pragmatischen Dimension des Werkes dar, d. h. seiner Wirkung auf den Leser – und insbesondere den Ort dessen, was man seit Philippe Lejeunes Arbeiten über die Autobiographie den Gattungsvertrag (oder -pakt) nennt.¹¹⁸

Der Paratext prägt also zunächst die Vorerwartungen an einen Text, indem die Zugehörigkeit zu einer Gattung nahegelegt wird. Dies hat großen Einfluss darauf, wie und in welcher Weise die Rezeption des Werks selbst geschieht. Ein als ›Autobiographie‹ deklariertes Text wird anders gelesen als ein im Paratext als

mentaren oder Rezensionen der Fall ist, sowie die Hypertextualität. Ein Hypertext nimmt ebenfalls Bezug auf einen anderen Text, seinen Hypotext, den er aber zu etwas Neuem transformiert und dabei Eigenständigkeit beansprucht. Beispiele für Hypertexte nach Genette wären Vergils *Aeneis* oder Joyces *Ulysses*, die beide auf Homers *Odyssee* als Hypotext bezogen sind. Den Abschluss bildet die Architextualität, womit die in einem Text angelegte Zugehörigkeit zu einer Gattung gemeint ist. Der Architext steht dabei eng mit dem Paratext in Verbindung. Paratextuelle Angaben der Gattung, etwa auf dem Titelblatt (›Gedichte‹), können dem Architext entsprechen, ihn aber auch konterkarieren. So legt der Titel von Dantes *Divina Commedia* die Gattung der Komödie nahe, was aber durch die Angebote des Texts selbst nicht gestützt wird. Die Zuordnung eines Texts zu einer bestimmten Gattung erfolgt also durch die Leserinnen und Leser auf der Grundlage des Zusammenspiels von Paratext und Architext. Die enge Verflochtenheit der verschiedenen Arten der Transtextualität gehört dabei zu ihren wesentlichen Merkmalen (vgl. Genette 1993, S. 10–19). Eine gelungene Einordnung von Genettes Terminologie in den Kontext verschiedener Forschungsdebatten, vor allem in Bezug auf Definitionen von Intertextualität, liefert Jürgensen, Christoph: »Der Rahmen arbeitet«. *Paratextuelle Strategien der Lektürelenkung im Werk Arno Schmidts*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2007, S. 16–23.

117 Vgl. Schreier 2009, S. 319f.

118 Genette 1993, S. 12. Vgl. auch Genette 1989, S. 45.

solcher bezeichneter ›Roman‹. Auf diesen Zusammenhang hat Genette nachdrücklich hingewiesen:

Das Wissen um die Gattungszugehörigkeit eines Textes lenkt und bestimmt, wie man weiß, in hohem Maß den »Erwartungshorizont« des Lesers und damit die Rezeption des Werkes.¹¹⁹

Den Ausführungen Genettes folgend legt also nicht nur, wie von Lejeune postuliert, der Name des Autors auf dem Buchdeckel, sondern die Gesamtheit der Paratexte der Leserschaft eine autobiographische Leseweise nahe, die dann im Verhältnis von Architext und vorliegendem Text ihre Bestätigung oder Aufhebung findet. Für die hier angestrebte Analyse der apologetischen Möglichkeiten der Autobiographie ist der Paratext das fehlende Bindeglied, um die im Text geschilderten Handlungen auf die real existierende Person des Autors rückbeziehen zu können, denn er inszeniert vorrangig die Referenzialität des Texts und initiiert dadurch letztlich das Verhältnis der Leserschaft zum vermeintlichem Autor. Carsten Heinze hat in seinem 2007 erschienenen Aufsatz »Der paratextuelle Aufbau der Autobiographie« im Paratext der Autobiographie gar »die Grundlage der kommunikativen Beziehung zwischen Autor und Leser«¹²⁰ gesehen, deren Aufgabe es sei,

die ›reale Person‹ des Autors in Form ästhetischer ›Übersetzungen‹ zu inszenieren und dabei gleichzeitig dessen Referenzialität zu außertextuellen lebensgeschichtlichen Horizonten zu verbürgen.¹²¹

Der Paratext fungiere im Falle der Autobiographie somit als »Relais zwischen außertextuellen Wirklichkeiten und intertextuellen Identifikationen«¹²². Durch diese Strukturierung der Leseerfahrung wird zudem der Rezipientenkreis eingeschränkt und auf eine bestimmte Haltung festgelegt: Der Paratext schafft dem Text letztlich die Leserinnen und Leser, die dieser braucht.¹²³ An dieser Stelle wird besonders die rhetorische Dimension des Paratexts deutlich. Die Vielschichtigkeit der Paratexte legt dabei nahe, dass der Lektürekontrakt, anders als von Lejeune behauptet, keine auf einem einzigen Merkmal (Namensidentität ja/nein) basierende, binäre Operation (autobiographisch/nicht-autobiographisch) ist, sondern vielmehr ein von Paratext zu Paratext stark unterschiedliches Konstrukt. Jeder Paratext bietet für seinen Text eine Vielzahl von Leseinstruktionen an. Die für die Autobiographie zentrale Inszenierung von Referenzialität kann dabei nicht losgelöst von anderen Angeboten des Paratexts betrachtet

119 Genette 1993, S. 14.

120 Heinze, Carsten: »Der paratextuelle Aufbau der Autobiographie«. In: *BIOS* 20/1 (2007), S. 19–39, hier: S. 21.

121 Ebd., S. 21.

122 Ebd.

123 Vgl. ebd., S. 20.

werden, sondern ist vielmehr ein einzelner, wenn auch bedeutender, Bestandteil der gesamten Vertragsmaschinerie: Jedes Element des Paratexts ist somit als mal größeres, mal kleineres Stellschräubchen im Maschinenraum des Kontraktangebots anzusehen. In diesem Sinne müsste man Lejeunes Ausführungen wohl dahingehend ergänzen, dass es nicht den einen, sondern eine Vielzahl verschiedener ›autobiographischer Pakte‹ geben dürfte.

Dieser kaum zu überschätzende Einfluss des Paratexts auf die Art und Weise der späteren Lektüre verleiht diesem aus Sicht der Autobiographie als Apologie besondere Bedeutung. Die Art der Initialisierung des grundlegenden Verhältnisses von Leserinnen und Lesern zum Text durch den paratextuell angebotenen autobiographischen Pakt unterscheidet die Autobiographie nicht nur von anderen Büchern auf dem literarischen Markt,¹²⁴ sondern stärker noch von der Verteidigungsrede vor Gericht.

Die Verteidigungsrede vor Gericht ist dabei natürlich keineswegs frei von Paratexten – zumindest dann nicht, wenn man von einem weiteren Textbegriff als dem des geschriebenen Worts ausgeht. Dies liegt insofern nahe, als auch Genette durchaus ›gegenständliche‹ Bestandteile des Buchs wie das Format und das Papier und im Epitext sogar mündliche Aussagen in seine Analyse des Paratexts einbezieht.¹²⁵ Tatsächlich ist auch die Gerichtsrede wie die Autobiographie in ein Setting eingebettet und wird von abstrakten wie konkreten Elementen ›eingerahmt‹, auf die sie wesenhaft verwiesen ist. Auch sie wäre nur schwer ohne räumliche Faktoren (Gerichtssaal, -gebäude), andere Personen (Richter, Ankläger, Zeugen) und klar definierte Zeit- und Ordnungsstrukturen (Prozessordnung, Rollenverteilung) von einem Publikum als Gerichtsrede zu erkennen. Insofern lässt sich auch für die Gerichtsrede an der Diagnose festhalten, dass ihr ›Gattungsvertrag‹, wenn man die sicher nicht ganz passende Bezeichnung auf diesen Kontext übertragen möchte, oder, um vielleicht passender zu formulieren, der Schlüssel zu ihrem angemessenen Verständnis, im Wesentlichen durch ihren Paratext angeboten wird. Im Gegensatz zur Autobiographie ist dort allerdings die Referenzialität des ›Ichs‹, das auch für den ›autobiographischen Pakt‹ der Gerichtsrede notwendig ist, durch die körperliche Präsenz des Sprechers verbürgt¹²⁶ und bedarf im Gegensatz zur Autobiographie

124 Natürlich sind auch Fiktionalitäts- und sonstige Lektürekontrakte auf Paratexte angewiesen. Eine so zentrale Bedeutung wie für die Autobiographie erlangen sie jedoch zumindest bei fiktionalen Texten nur selten, da dort die Beteuerung der Verknüpfung mit der außertextuellen Lebenswelt nicht wesentlich ist.

125 Zu Format und Papier vgl. Genette 1989, S. 23. Genette unterteilt den Paratext in Peritext und Epitext: Ersterer ist im näheren Umfeld des Texts zu verorten und bezeichnet etwa Titel, Vorwort, Kapitelüberschriften usw. Letzterer hingegen bezeichnet Elemente, die außerhalb des Texts angesiedelt sind, wie Interviews oder Briefe (vgl. ebd., S. 13). Zu mündlichen Aussagen als Bestandteil des Epitexts vgl. z. B. ebd., S. 347; 367.

126 Vgl. Günther, Hartmut: *Schriftliche Sprache. Strukturen geschriebener Wörter und ihre*

graphie nur eines geringeren Einsatzes rhetorischer Inszenierungsstrategien.¹²⁷ Diese hingegen muss gegen die ihr durch ihre Schriftlichkeit auferlegten Beschränkungen regelrecht paratextuell ankämpfen. Frank Zipfel spricht in diesem Zusammenhang davon, dass »die Referenz des selbstreflexiven Personalpronomens ›Ich‹ im Schrifttext explizit etabliert werden muss«¹²⁸, da »die Identifikation als der, der spricht/schreibt, in der zerdehnten Sprachhandlungssituation – im Gegensatz zur face-to-face-Kommunikation der gesprochenen Sprache – nicht ausreicht«¹²⁹.

Analog zur Autobiographie kann auch die Verteidigungsrede vor Gericht das Angebot des Paratexts mittels ihres Architexts zunichte machen, etwa wenn das Gerichtsverfahren als solches abgelehnt und stattdessen zu einer Anklage, allgemeinen Überlegungen oder gar zu politischer Agitation genutzt wird. Das bekannteste Beispiel hierfür dürfte wohl, wenn diese Rede tatsächlich so gehalten worden wäre, die platonische Apologie des Sokrates sein, in der Sokrates als ›Strafe‹ für sich ein Festmahl beantragt.¹³⁰ Um einen besser dokumentierten realen Prozess zu nennen und im Kontext der hier behandelten Autoren zu bleiben, ließe sich auch an Adolf Hitlers Verteidigung im auf den gescheiterten Hitler-Ludendorff-Putsch folgenden Münchener Hochverratsprozess des Jahres 1924 denken, die dieser zur politischen Selbstprofilierung umgestalten konnte.¹³¹

Dabei ist zu berücksichtigen, dass die Paratexte der Gerichtsrede kaum von den Angeklagten und ihren Verteidigern zu beeinflussen sind, ja vielmehr von anderen, in der Regel ›gegnerischen‹ Mitspielern geprägt werden. Im Kontrast hierzu stehen dem ›Angeklagten‹ in der Autobiographie – in Absprache mit dem Verlag – zahlreiche Möglichkeiten offen, die eigene Verteidigung durch Paratexte entsprechend einzukleiden.¹³² Das Buch als Medium bietet also aus apo-

Verarbeitung beim Lesen. Tübingen: Niemeyer 1988, S. 11f. Günther betont jedoch, dass darin auch ein Vorteil für den geschriebenen Text liege: Dieser verfüge über eine ihm inhärente »situative Leere« (ebd., S. 13) und sei somit nicht an eine bestimmte Situation gebunden.

127 Dass auch die Gerichtsrede nicht frei von Strategien ist, die das Übertragen der in ihr geschilderten Handlung auf die reale Person plausibilisieren sollen, hat vor allem Thomas A. Schmitz aufgezeigt. Vgl. hierzu ausführlich Schmitz, Thomas A.: »Plausibility in the greek orators«. In: *The American Journal of Philology* 121/1 (2000). S. 47–77.

128 Zipfel 2009, S. 287.

129 Ebd., S. 288.

130 Vgl. Plat. apol. 36b–37a.

131 Vgl. Fest 1995, S. 275.

132 Ebenso wie die inhaltliche Gestaltung der Autobiographie bestimmten gesellschaftlichen Konventionen und Topoi folgt (vgl. Goldmann, Stefan: »Topos und Erinnerung. Rahmenbedingungen der Autobiographie«. In: *Der ganze Mensch. Anthropologie und Literatur im 18. Jahrhundert: DFG-Symposium 1992*. Hrsg. von Hans-Jürgen Schings. Stuttgart: Metzler 1994. S. 660–675, hier: S. 668), ist auch die paratextuelle Gestaltung der autobio-

logetischer Sicht entscheidende Vorteile gegenüber der mündlichen Gerichtsrede.¹³³ In diesem Sinne versteht auch Genette den Paratext vor allem als strategisches Instrument des Autors, mit dem auf die Öffentlichkeit eingewirkt werden kann:

Diese Anhängsel, die ja immer einen auktorialen oder vom Autor mehr oder weniger legitimierten Kommentar enthalten, bilden zwischen Text und Nicht-Text nicht bloß eine Zone des Übergangs, sondern der Transaktion: den geeigneten Schauplatz für eine Pragmatik und eine Strategie, ein Einwirken auf die Öffentlichkeit im gut oder schlecht verstandenen oder geleisteten Dienst einer besseren Rezeption des Textes und einer relevanteren Lektüre – relevanter, versteht sich, in den Augen des Autors und seiner Verbündeten.¹³⁴

Man muss sich Genettes hier versuchte Rehabilitation der Autorintention nicht zu eigen machen, um zu erkennen, dass auch unabhängig von einer Intention immer eine Wirkung auf die Leserinnen und Leser entsteht und dass diese im Paratext selbst angelegt und nachweisbar ist. Anders formuliert: Der Paratext ist unabhängig von der Autorintention immer auch Leserinstruktion. Letztere ist es, die aus Sicht einer Analyse apologetischer Elemente relevant ist. Ohne konkret vorhersagen zu können, wie einzelne Leserinnen und Leser reagieren, lassen sich doch mögliche, im Paratext selbst angelegte Reaktionsräume beschreiben.

Im Folgenden beschränkt sich die Analyse auf Paratexte, die einen Beitrag zum besseren Verständnis der Autobiographie als Apologie leisten. Die paratextuellen Strategien der Verlage, so sie sich nicht mit dieser Intention decken, sind demgegenüber nur von untergeordnetem Interesse. Daher wird exemplarisch ausschließlich der originale Paratext der jeweiligen Erstausgabe untersucht.¹³⁵ In einem Fall – der Neuauflage von Karl Dönitz' *Mein wechselvolles Leben* durch den Siegfried Bublies Verlag – sind die Unterschiede des Paratexts zur Erstausgabe allerdings derart drastisch, dass diese ›Umparatextung‹ gesonderte Aufmerksamkeit verdient. Der originale Paratext ist zumeist am prägnantesten und kann am ehesten noch vom Verfasser des Texts selbst beeinflusst

-
- graphie natürlich keineswegs frei von Formzwängen. Dennoch kann hier von einer deutlich höheren Gestaltungsmöglichkeit von Seiten des sich Verteidigenden ausgegangen werden.
- 133 Anders stellt sich die Lage bei gedruckten, etwa in Buchform erschienenen Gerichtsreden dar. Hier finden sich – genau wie in der Autobiographie – zumindest bei Eigenveröffentlichung auch vom Angeklagten zu beeinflussende Paratexte wie Vorwort, Titelblatt und verlegerische Notizen. Allerdings ist anzunehmen, dass das daraus folgende Format ›vom Angeklagten selbst veröffentlichte Gerichtsrede‹ der hier der mündlichen Gerichtsrede als Gegenentwurf gegenübergestellten apologetischen Autobiographie recht genau entspräche – man denke an Isokrates' *Antidosis*-Rede, die ja die gemeinsame Wurzel beider Traditionen markiert.
- 134 Genette 1989, S. 10. Eine ähnlich autorzentrierte Haltung findet sich etwa bei Maclean, Marie: »Pretexts and Paratexts. The Art of the Peripheral«. In: *New Literary History* 22/2 (1991). S. 273–279, hier: S. 278.
- 135 Zur Kategorie ›originaler Paratext‹ vgl. Genette 1989, S. 13.

werden – Paratexte späterer Auflagen sind in der Regel fast reine Verlegersache (von aktualisierten Vorworten einmal abgesehen). Im Sinne einer möglichst textnahen Analyse werden zudem nur Peritexte im Sinne Genettes untersucht.¹³⁶ Epitexte werden an dieser Stelle nicht berücksichtigt. Schließlich lässt sich die Grenze zwischen Paratext, Text und Kontext bei weitem nicht so trennscharf ziehen, wie Genettes Ausführungen es vermuten lassen. Gerade beim Epitext handelt es sich um eine ausgesprochen unklare Kategorie. Genettes Einbezug von so heterogenen Epitexten wie Gesprächen, Kolloquien und Debatten, privaten Briefen oder Manuskriptseiten¹³⁷ lassen die Schwierigkeiten erahnen, vor die eine analytische Berücksichtigung gestellt wäre. Neben der schieren Menge an potenziellen Analyseobjekten kommen hier Probleme der Erreichbarkeit hinzu: Viele dieser Texte sind nur schwer zugänglich, insbesondere die angeführten mündlichen Epitexte.¹³⁸

Als Ausnahme von dieser Regel werden gelegentlich einige wenige Epitexte im Genette'schen Sinne, namentlich Rezensionen, zur Analyse herangezogen. Sie werden aber nicht in ihrer Eigenschaft als Epitext, das heißt in Bezug auf eine etwaige prästrukturierende Wirkung auf die Lektüre, untersucht, sondern vielmehr zur erst *a posteriori* erfolgenden Überprüfung der Auswirkungen der im Text und Paratext aufgefundenen Strategien eingesetzt.

Im Übrigen soll die vorgenommene Einschränkung des Materials nach außen keineswegs nahelegen, dass die Grenze von Peritext und Text weniger fließend wäre als die von Epitext und Kontext.¹³⁹ Zwar bezeichnet Genette den Paratext nur als »Beiwerk« des Texts; tatsächlich ist ersterer aber auch für den Text oft unerlässlich und wesenhaft mit diesem verflochten.¹⁴⁰ Das Beispiel von Hermann

136 Zur Unterscheidung vgl. Fußnote 125.

137 Zu Gesprächen vgl. ebd. 1989, S. 347; zu Kolloquien und Debatten vgl. ebd., S. 348; zu privaten Briefen vgl. ebd., S. 355; zu Manuskriptseiten vgl. ebd., S. 376.

138 Ich folge hierin einer Überlegung Christoph Jürgensens, der den Epitext als unpraktikable Analysekatgorie zur Untersuchung des Paratexts ausgemacht hat (vgl. Jürgensen 2007, S. 23f.).

139 Vgl. ebd., S. 26–35.

140 Dies wird am deutlichsten am Beispiel von fiktionalen Paratexten, bei dem der Paratext vom Autor verantwortet und bewusst als Stilmittel eingesetzt wird. Zahlreiche Werke des phantastischen Genres arbeiten mit paratextuellen Strategien wie vermeintlichen Vorworten, Herausgebernotizen oder Anhängen, um den geschilderten Ereignissen zusätzliche Plausibilität zu verleihen. So legt der Originaltitel von Jan Potockis *Le manuscrit trouvé à Saragosse* (dt. Die Handschrift von Saragossa, übersetzt eigentlich: »Die in Saragossa gefundene Handschrift«) nahe, dass es sich beim vorliegenden Text um ein Fundstück und nicht um eine Fiktion des Autors handelt. Weniger konsequent greifen auch viele phantastische Kurzgeschichten auf den Topos der bloßen Wiedergabe zurück, indem metadiegetische Erzählungen durch vermeintliche Paratexte (Vorworte, einleitende Kommentare), die in Wahrheit aber deutlich in die Diegese eingebunden sind, gerahmt werden. Vgl. etwa H.P. Lovecrafts Kurzgeschichten *The Call of Cthulhu* (1926) oder *The Haunter of the Dark*

Hesses *Glasperlenspiel*, das auf dem Titelblatt als »Versuch einer Lebensbeschreibung des Magister Ludi Josef Knecht samt Knechts hinterlassenen Schriften« ausgegeben wird, als deren Herausgeber sich Hesse dann geriert, lässt erahnen, dass ein Text ohne Bezug auf den Paratext oft nur mangelhaft zu untersuchen ist.¹⁴¹ Dieser Befund muss umso mehr für eine so wesenhaft auf den Referenzialitätsbürgen Paratext angewiesene Gattung wie die Autobiographie Geltung beanspruchen. Es ist daher sinnvoll, eine Analyse des Paratexts bei Autobiographien als festen Bestandteil der Text- bzw. Werkanalyse zu verstehen. Eine bloße Analyse des Texts dürfte in jedem Falle zu kurz greifen. Andererseits sollen damit auch die Schranken zwischen Paratext und Text nicht zur Gänze eingerissen werden. Denn auch wenn Paratext und Text ihrem Wesen nach eng verwandt sind, müssen sie aus praktischen (man könnte auch sagen: rhetorischen) Gründen zumindest nach außen hin auf ihrer Verschiedenheit beharren. Die angesprochenen ästhetischen Effekte, die durch fiktionale Paratexte realisiert werden können, funktionieren schließlich gerade dadurch, dass sie eine Trennung von Text und Paratext vorspiegeln, oder, in Jürgensens Worten: »gerade der metafiktionale Text braucht vielmehr diese Grenzen [zwischen Text und Paratext], um sie effektiv subvertieren zu können.«¹⁴² Der Paratext soll im Rahmen dieser Untersuchung jedoch nicht ästhetisch, sondern dezidiert rhetorisch verstanden werden, indem vorrangig nach dem (rhetorischen) *wozu?* des jeweiligen Paratexts gefragt wird. Da eine der rhetorischen Funktionen des Paratexts aber das Inszenieren von Referenzialität und damit der Übertragbarkeit der im Text enthaltenen Verteidigung auf eine real existierende Person ist, muss an dieser Stelle auch nach dem Konzept von Autorschaft gefragt werden, das einer rhetorischen Analyse zugrunde liegt.

(1935), ebenso Mary Shelleys *Frankenstein* (1818). Auch außerhalb der Phantastik erfreuen sich Paratexte als Element der Textgestaltung einiger Beliebtheit.

141 Im Falle des *Glasperlenspiels* findet genau betrachtet ein Wettstreit von Architext und Paratext statt. Erst durch Fiktionalitätssignale im Text, vor allem die Schilderung einer Welt ohne außertextuellen Referenzrahmen (»Kastalien«, »Berolfingen«) wird der ursprüngliche Lektürekontrakt eines wissenschaftlichen Traktats in Frage gestellt und allmählich vom Angebot eines Fiktionalitätskontrakts abgelöst. In der Praxis dürfte heute bei Hesses *Glasperlenspiel* ein Fiktionalitätskontrakt hingegen oft schon über Epitexte (Lexikonartikel, Zeitungsberichte, Schulunterricht) zustande kommen, lange bevor die Leserinnen und Leser das Buch zum ersten Mal in den Händen halten. Die Interaktion potenzieller Leser und Leserinnen mit Epitexten lässt sich indes methodisch kaum erfassen.

142 Jürgensen 2007, S. 33.

1.5 Autobiographie als Apologie

Der Paratext dient zur durchaus auch rhetorisch zu lesenden Inszenierung von Autorschaft. Die Simulation der Identität von Autor, Erzähler und Figur ist dabei das primäre Ziel, das eine solche Inszenierung verfolgt. Mit dem Offenlegen des Konstruktionscharakters wird deutlich, dass von einem klassischen Paradigma rhetorischer Analysen im Falle der Autobiographie Abstand zu nehmen ist, nämlich von der Annahme eines planvoll rhetorisch Agierenden, den Joachim Knappe unter Rückgriff auf die Terminologie der römischen Antike ›Orator‹ genannt hat.¹⁴³ Schon aufgrund der Problematik des Ghostwriters kann im gegebenen Fall nicht letztgültig entschieden werden, wer und aufgrund welcher Überlegungen die Autobiographie als Akt strategischer Kommunikation zu verantworten hat.¹⁴⁴ Zwar ist ein Szenario denkbar, in dem etwa Albert Speer als Orator mit apologetischer Absicht an die Konzipierung seiner *Erinnerungen* gegangen ist und diese im Sinne einer Verteidigungsrede vor Gericht abgefasst hat. Dieses Gedankenspiel würde aber voraussetzen, dass dem Autor seine konkreten Erinnerungen ›intern‹ vollständig zugänglich sind und absichtsvoll nur teilweise und verzerrt nach außen kommuniziert werden. Die Forschung zum autobiographischen Gedächtnis hat jedoch aufgezeigt, dass dieses keineswegs eine simple Fixierung realweltlicher Ereignisse bereitstellt, sondern hochkomplexe und selektive Konstruktionen, die zudem im Laufe des Lebens

-
- 143 Für Joachim Knappe (*Was ist Rhetorik?* Stuttgart: Reclam 2012) ist der ›Orator, den man auch strategischer Kommunikator nennen könnte‹ (ebd., S. 33), der ›archimedische Punkt der Rhetoriktheorie‹ (ebd., S. 33). Damit einher geht der Versuch einer Rehabilitierung des Autors als analytische Größe (vgl. ebd., S. 110), weshalb sich die Rhetorik lediglich auf »die in Akten bewusster Konstruktion erzeugten Botschaften« (ebd., S. 108) beschränken solle. Ein solcher Ansatz wäre für das hier gewählte Themenfeld kaum fruchtbar zu machen.
- 144 Zwar ließe sich in Joachim Knappes Terminologie hier auch von »oratorischen Stellvertretern« (Knappe 2012, S. 93) sprechen, wobei der »Erstorator« (ebd., S. 94) das Primat gegenüber dem »Zweitatorator« (ebd., S. 94) beanspruchen könne. Zudem räumt Knappe auch die Möglichkeiten von Oratorikollektiven ein, die er etwa in PR-Agenturen am Werk sieht. Jedoch laufen beide Fälle letztlich darauf hinaus, dass sie ihrem Wesen nach auf ein gemeinsames, zugrunde liegendes Ziel verwiesen sind und gegenüber der »einzelmenschlichen Oratorperspektive« (ebd., S. 35) lediglich »derivativen Status« (ebd., S. 35) beanspruchen können. Dem komplexen Zusammenspiel von Ghostwriter, Lektorat, Verlag und angeblichem Autor, die jeweils unterschiedliche Ziele (etwa Individualapologie, Bedienen von Marktinteressen, Zufriedenstellen der Feuilletons usw.) verfolgen können, wird diese Betrachtungsweise im vorliegenden Fall nicht gerecht. Es wird sich kaum entscheiden lassen, welcher Orator welche rhetorischen Ziele verfolgt und welche Textmerkmale sich auf die Implementierung welcher oratorischen Teloi zurückführen lassen, zumal sich unbeabsichtigte Wirkungen mit Knappes Terminologie kaum fassen lassen. Möglich und zielführender ist es hingegen, Textmerkmale auf ihre Wirkung hin zu untersuchen, ohne dabei über die zugrunde liegenden Absichten des Autors bzw. Orators zu spekulieren.

immer wieder Veränderungen und Anpassungen unterworfen sind.¹⁴⁵ In seinen Publikationen zum autobiographischen Gedächtnis hat insbesondere der Sozialpsychologe Harald Welzer herausgearbeitet, dass jede autobiographische Gedächtnisleistung zugleich ein Konstruktionsakt ist, bei dem Erlebnisse »im Rückblick neu sortiert und gerahmt und aus der Gegenwart heraus bewertet«¹⁴⁶ werden. Eine neutrale »Nullautobiographie« kann es demzufolge nicht geben; autobiographische Akte sind vielmehr stets situationsgebunden und adressantenorientiert zu verstehen:

Die Autobiographie als situationsunabhängige, asoziale, »wirklich« gelebte Lebensgeschichte ist ja nichts als eine Fiktion; in der autobiographischen Praxis selbst realisiert sie sich nur als jeweils zuhörerorientierte Version, als aktuell angemessene Montage lebensgeschichtlicher Erinnerung.¹⁴⁷

Die Veränderungen und Reorganisationsleistungen des autobiographischen Gedächtnisses haben dabei durchaus auch rhetorisch-apologetischen Charakter. So ist im Bereich der juristischen Aussagepsychologie gut belegt, dass es insbesondere bei eigenen Verfehlungen häufig zu Veränderungen der Erinnerung kommt, die die eigene Schuld relativieren.¹⁴⁸ Harald Welzer et al. haben ergänzend hierzu in ihrer Untersuchung »Opa war kein Nazi«. *Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis* anhand von 2535 ausgewerteten Erzählungen aufgezeigt, dass sich diese Reorganisationsleistung nicht nur auf eigene Verfehlungen beschränkt, sondern auch auf Familienmitglieder ausdehnt. Familiengeschichten »verändern sich auf ihrem Weg von Generation zu Generation so, dass aus Antisemiten Widerstandskämpfer und aus Gestapo-Beamten Judenbeschützer werden«¹⁴⁹.

Friedrich Nietzsche hat diesen autobiographischen Verdrängungsmechanismus in *Jenseits von Gut und Böse* pointiert zusammengefasst: »Das habe ich getan«, sagt mein Gedächtnis. »Das kann ich nicht getan haben« – sagt mein Stolz und bleibt unerbittlich. Endlich – gibt das Gedächtnis nach.«¹⁵⁰ Es wäre ver-

145 Vgl. Wagner-Egelhaaf 2010, S. 192. Insbesondere Aleida Assmann hat immer wieder darauf hingewiesen, wie sehr das Gedächtnis in soziale Prozesse eingebunden und dementsprechenden Veränderungen unterworfen ist (vgl. grundlegend Assmann, Aleida: »Wie wahr sind Erinnerungen?«. In: *Das soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung*. Hrsg. von Harald Welzer. Hamburg: Hamburger Edition 2001. S. 103–122).

146 Welzer, Harald: *Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung*. München: Beck 2002, S. 195.

147 Ebd., S. 199.

148 Vgl. Arntzen, Friedrich; Michaelis-Arntzen, Else: *Psychologie der Zeugenaussage. System der Glaubwürdigkeitsmerkmale*. München: Beck 1993, S. 67.

149 Welzer, Harald; Moller, Sabine; Tschuggnall, Karoline; Jensen, Olaf: »Opa war kein Nazi«. *Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis*. Frankfurt am Main: Fischer 2002, S. 11.

150 Nietzsche, Friedrich: *Jenseits von Gut und Böse. Zur Genealogie der Moral*. Leipzig: Alfred

einfach formuliert also ebenso gut möglich, dass Albert Speers Gedächtnis seine Erinnerungen im Sinne eines zufriedenstellenderen Lebens dahingehend reorganisiert hat, dass er seine Version der Ereignisse schließlich selbst geglaubt hat. Ob es sich bei im Text vorgefundenen Rechtfertigungsmustern um das Ergebnis von Akten bewusster Konstruktion, um aufrichtig geglaubte Reorganisationsleistungen des Gedächtnisses oder gar um ein Konglomerat des Zusammenspiels mit Ghostwriter, Lektorat und Verlag handelt, wird sich nicht letztgültig entscheiden und analytisch nicht einholen lassen.¹⁵¹

Zudem lässt sich bei genauer Betrachtung auch die Grenze von Erinnerung, Leben und Autobiographie nicht trennscharf aufrecht erhalten. Martina Wagner-Egelhaaf hat in diesem Zusammenhang darauf hingewiesen,

daß die autobiographische Schrift selbst ein Teil der autobiographischen Wirklichkeit wie umgekehrt die autobiographische Wirklichkeit immer schon Effekt ihrer Aufzeichnung, der Schrift, ist.¹⁵²

Autobiographie und Leben bedingen sich immer gegenseitig; der Gedanke, es gebe ein Leben ›außerhalb des Texts‹, das unbeeinflusst und unabhängig in einem vom Leben entkoppelten Prozess in die textuelle Form der Autobiographie gegossen wird, erweist sich als zu kurz gegriffen. Stefan Goldmann hat ergänzend hierzu in seiner Untersuchung »Topos und Erinnerung« gezeigt, dass es zumindest im westlichen Kulturraum eine stark topisch aufgebaute Struktur autobiographischen Erinnerns gibt. Goldmann spitzt seine Aussage sogar dahingehend zu, dass Autobiographien mehr Wiedergabe konventionalisierter Muster denn Abbild individueller Erinnerung seien; sie wiederholten »eher Literatur anstatt ihre Lebensgeschichte zu erinnern und literarisch durchzuarbeiten.«¹⁵³ Selbst wenn man Goldmanns These nicht in ihrer Radikalität folgen

Kröner 1930, S. 78 (Viertes Hauptstück, 68). Der besseren Lesbarkeit halber wurde hier die Kröner-Ausgabe zitiert; die Schreibweise weicht dabei leicht von der Kritischen Studienausgabe ab: »Das habe ich gethan- sagt mein Gedächtniss. Das kann ich nicht gethan haben – sagt mein Stolz und bleibt unerbittlich. Endlich – giebt das Gedächtniss nach.« (Nietzsche, Friedrich: *Jenseits von Gut und Böse. Zur Genealogie der Moral*. München: dtv 2005. Hrsg. von Giorgio Colli; Mazzino Montinari. Kritische Studienausgabe in 15 Einzelbänden, Bd. 5, S. 86, Viertes Hauptstück 68).

- 151 In einigen der untersuchten Passagen lässt sich jedoch aufgrund der Indizienlage mit einiger Wahrscheinlichkeit davon ausgehen, dass es sich um Akte bewusster Konstruktion handelt. Für die hier verfolgte Argumentation ist dies indes nicht wesentlich; die rhetorischen Wirkungsmechanismen und Argumentationsmuster sind, unabhängig davon, ob eine bewusste Konstruktion oder eine apologetisch geprägte Reorganisationsleistung des Gedächtnisses zugrunde liegt, die gleichen.
- 152 Wagner-Egelhaaf, Martina: »Autobiographie – Rhetorik – Schrift. Zum Beispiel Marie Luise Kaschnitz«. In: *Für eine aufmerksamere und nachdenklichere Welt. Beiträge zu Marie Luise Kaschnitz*. Hrsg. von Dirk Göttsche. Stuttgart: Metzler 2001. S. 7–26, hier: S. 13.
- 153 Goldmann 1994, S. 678. Goldmanns Ausführungen beziehen sich vorrangig auf eine spezifische historisch-kulturelle Ausprägung der Autobiographie (Gelehrtenautobiographien

will, ist doch deutlich, dass der Zusammenhang von Autobiographie und Erinnerung sehr viel komplexer ist, als dass sich im Rahmen dieser Untersuchung unproblematisch von einer bewussten Verfälschung sprechen ließe. Alleine die Vorstellung, es könne so etwas wie eine ›richtige‹ Erinnerung überhaupt geben, beruht implizit auf einer naiven Unterscheidung von ›Wirklichkeit‹ und ›Fiktion‹ und der Annahme, es gäbe einen unmittelbaren Zugang zu dieser ›Wirklichkeit‹, die hingegen besser als »konventionalisiertes Verständnis unseres Weltzugriffs«¹⁵⁴ verstanden werden sollte.

Die Frage nach der Autorintention ist für die rhetorische Analyse daher im gegebenen Falle nicht fruchtbar zu machen. Doch folgt eine apologetische Erzählung unabhängig davon, ob sie einer planvollen Autorintention entsprungen ist oder einer Reorganisationsleistung des Gedächtnisses, den gleichen rhetorischen Argumentationsmustern und ist als solche einer rhetorischen Analyse gleichermaßen zugänglich. Stefanie Luppold schlägt für solche Fälle vor, auf das Konzept eines aus der Analyse gewonnenen »strategischen Textorators« zurückzugreifen:

Die reale Oratorinstanz und ihr reales strategisches Kalkül sind für Rezipienten und Textanalytiker methodisch niemals unmittelbar erreichbar. Bei der rhetorischen Textanalyse muss der Analysierende deshalb auf das Konstrukt eines – hier so genannten – ›strategischen Textorators‹ zurückgreifen, d.h. auf diejenige strategisch agierende und textproduzierende Instanz, die der Analysierende aufgrund seines textintern und textextern gewonnenen Wissens (re-)konstruieren kann.¹⁵⁵

Wenn also in der Folge die Rede davon ist, dass ›Speer‹ oder ein anderer NS-Protagonist in seinem Text eine rhetorische Strategie verfolge, ist damit in diesem Sinne nicht der Autor als ›reale Person‹, sondern das erst durch die

des 18. Jahrhunderts), auch wenn er die topische Verfasstheit der Autobiographie als »allgemeines Phänomen insbesondere des autobiographischen Schreibens« (ebd., S. 661) beschreibt und seine Argumentation damit durchaus auch auf eine Übertragbarkeit hin angelegt ist. Goldmanns Ausführungen zur Topik sind allerdings an einigen Stellen zu hinterfragen – insbesondere seine Behauptung, dass die antike Mnemotechnik in Bezug auf die Topik eine »vergessene Verbindung zur rhetorischen Findungslehre« (ebd., S. 672) aufweise – »Die Topoi der inventio, die Fundgruben der Argumentation, entsprechen den Topoi der Memoria, ja, sind mit ihnen identisch« (ebd.) – lässt sich in dieser Form sicher nicht halten.

154 Wagner-Egelhaaf 2010, S. 198. Ähnliche Überlegungen hat Hermann Bausinger zu Pascal Merciers Roman *Perlmanns Schweigen* angestellt: Bausinger, Hermann: »Perlmanns Erzähltheorie. Erinnerung als Rechtfertigung«. In: *Leben-Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung: Festschrift für Albrecht Lehmann*. Hrsg. von Albrecht Lehmann; Thomas Hengartner; Brigitta Schmidt-Lauber. Berlin: Reimer 2005. S. 199–208, hier: S. 200. Kritik an der Auffassung, dass Leben nur im Medium der Narration zugänglich sei, vertritt hingegen Williams, Bernard: »Life as Narrative«. In: *European Journal of Philosophy* 17/2 (2007). S. 305–314.

155 Luppold 2015, S. 46.

Analyse hergestellte Konstrukt eines solchen ›strategischen Textorators‹ gemeint. Ausgangspunkt einer solchen Analyse kann und muss aber der Text selbst sein, den auch die literaturwissenschaftliche Forschung klar als Ausgangspunkt einer jeden Autobiographieanalyse benannt hat.¹⁵⁶ Ausgehend vom Text nimmt die rhetorische Analyse dann jedoch eine andere Abzweigung und fragt vorrangig nach der dem Text zugrunde liegenden Pragmatik, nach dem wie und warum der Persuasion. Im vorliegenden Fall sollen die zu untersuchenden Autobiographien – wohl wissend, dass dies keineswegs die einzig mögliche Leseweise ist – aus einem rhetorischen Erkenntnisinteresse heraus als apologetische Texte gelesen werden, also als verschriftlichte Verteidigungsreden. Um hieraus einen Ansatzpunkt für eine rhetorische Textanalyse gewinnen zu können, ist es notwendig, an dieser Stelle zunächst einige theoretische Überlegungen zum Status der Autobiographie als Apologie anzustellen.

Liest man die Autobiographie primär als Apologie, ist sie weniger als eigenständiger Text, denn als Beitrag innerhalb eines bestehenden Diskurses zu verstehen. Für Hermann Pius Siller gehört es etwa zum Wesen des Autobiographischen, »sich konflikthaft mit der Fremdinterpretation des eigenen Lebens auseinanderzusetzen«¹⁵⁷. Auch ihrem historischen Ursprung nach ist die Apologie (von altgr. ἀπολογία, *ápología*) als Verteidigungsrede nur ein Teil eines größeren zusammenhängenden Redekomplexes.¹⁵⁸ Ihr Gegenstück ist die Anklagerede (altgr. κατηγορία, *kategoría*), auf die sie wesenhaft bezogen ist. Die Apologie lässt sich daher mit einem Begriff Jan Assmanns als ›Hypolepse‹ beschreiben, also als ein Anknüpfen an die Rede eines Vorredners oder einer Vorrednerin.¹⁵⁹ Der ›hypoleptische Horizont‹, vor dem sich das Kommunikationsgeschehen vollzieht, ist dabei der Prozess.

Die Autobiographie lässt sich in diesem Sinne als eine Art verschriftlichte Antwort auf eine Anklage verstehen, als eine »Dehnung des hypoleptischen Horizonts«¹⁶⁰ über die Grenzen der unmittelbaren Interaktion hinaus. Die Autobiographie ist als Beitrag im Wettstreit um die Deutung der geschilderten Ereignisse zu begreifen und konkurriert mit alternativen Erzählungen. Heinrich von Staden spricht in diesem Zusammenhang treffend von »agonistischer In-

156 Vgl. Wagner-Egelhaaf 2001, S. 9.

157 Siller, Hermann Pius: »Newman – ein ausgeprägt autobiographischer Mensch. Zur Pragmatik autobiographischen Handelns«. In: *Sinnsuche und Lebenswenden. Gewissen als Praxis nach John Henry Newman*. Hrsg. von Günter Biemer; Lothar Kuld; Roman Siebenrock. Frankfurt am Main/New York: Lang 1998. S. 15–29, hier: S. 18.

158 Vgl. Hilgendorf, Eric: »Apologie«. In: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Bd. 1. Hrsg. von Gert Ueding. Tübingen: Niemeyer 1992. Sp. 809–823.

159 Vgl. Assmann, Jan: *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. München: C.H. Beck 1992, S. 282.

160 Ebd.

tertextualität«¹⁶¹. Dabei ist das Verfahren im Falle der Autobiographie nie abgeschlossen: Während Gerichtsprozesse mit dem Urteil ihr Ende finden, gibt es für die Autobiographie keine ›letzte Instanz‹. Sie unterliegt vielmehr einem permanenten Prozess der Reevaluation und Neuaushandlung. Wenn in der vorliegenden Untersuchung also auf ›Fehler‹, ›Lücken‹ oder ›Falschdarstellungen‹ in den analysierten Texten hingewiesen wird, so ist dies nicht etwa als Abgleich der autobiographischen Texte mit einer außertextuellen Wirklichkeit, als ›Faktencheck‹, zu verstehen. Vielmehr handelt es sich im Sinne einer »agonistischen Intertextualität« um ein Vergleichen der untersuchten Texte mit anderen, meist geschichtswissenschaftlichen Texten, die konkurrierende Deutungen anbieten. Letztlich ist auch dies ein rhetorischer Aushandlungsprozess, an dessen Ende in der Regel jedoch den wissenschaftlich argumentierenden Texten eine höhere Plausibilität zugestanden wird. Diese Vorbemerkung ist insbesondere für die Analyse von Karl Dönitz' *Mein wechselvolles Leben* notwendig, da dieser Text gegenüber der Darstellung in der geschichtswissenschaftlichen Fachliteratur besonders eklatante Unterschiede aufweist. Ist in der Analyse im Folgenden die Rede etwa davon, dass ›Dönitz‹ etwas ›verschweige‹, ist damit also nicht etwa die historische Person Karl Dönitz, sondern das aus der Analyse gewonnene Konstrukt eines ›strategischen Textorators‹ gemeint, dessen Darstellung nicht etwa mit der ›realen Geschichte‹, sondern mit alternativen Darstellungen in anderen, argumentativ meist plausibleren Texten in einem Spannungsverhältnis steht.

Da diese wissenschaftlichen Konkurrenztexte allerdings zeitlich meist erst nach den hier untersuchten autobiographischen Texten publiziert wurden, schlagen sie sich in diesen nur in Form von Verwahrungen und Antizipationen nieder. Primär aber ist die Autobiographie als Apologie immer als Antwort auf eine vorgängige explizite oder implizite Anklage zu verstehen. Der Duktus des Antwortens auf Vorwürfe zieht sich als »eine seit der Antike zu beobachtende Grundfunktion des Autobiographischen, die der Rechtfertigung«¹⁶², durch die Geschichte autobiographischer Texte. Art und Notwendigkeit einer Rechtfertigung qua Autobiographie verändern sich dabei mit ihren historischen Rahmenbedingungen. Das apologetische Moment der Autobiographie kommt vor allem in speziellen politischen Situationen zum Tragen. Häufig sind es große gesellschaftliche Umbrüche, deren Aufarbeitung dann das apologetische Moment begünstigt. Odo Marquard hat die Transformationen autobiographischer Rechtfertigungsmuster in seinem Aufsatz »Identität – Autobiographie – Verantwortung (ein Annäherungsversuch)«¹⁶³ exemplarisch durch die europäische

161 Nach einer mündlichen Mitteilung an Jan Assmann (vgl. Assmann 1992, S. 286).

162 Wagner-Egelhaaf 2005, S. 4.

163 Vgl. Marquard, Odo: »Identität – Autobiographie – Verantwortung (ein Annäherungs-

Geschichte verfolgt und aufgezeigt, dass Umbrüche wie das Aufkommen des Christentums für die Autobiographie stets auch eine deutliche Veränderung des dominanten Rechtfertigungsmusters mit sich gebracht haben.¹⁶⁴ Allen autobiographischen Texten gemeinsam ist darüber hinaus die Notwendigkeit, sich für die Tatsache, überhaupt eine Autobiographie zu veröffentlichen, zu rechtfertigen.¹⁶⁵

Was das 20. Jahrhundert im deutschsprachigen Raum betrifft, ist auch hier vor allem an den Rändern der zwei großen Systemumbrüche (nach der Niederlage des Nationalsozialismus und dem Niedergang der DDR) die Notwendigkeit zu beobachten, das apologetische Moment der Autobiographie in den Vordergrund zu stellen – gelegentlich sogar in Bezug auf beide Umbrüche, wie exemplarisch in Heiner Müllers *Krieg ohne Schlacht: Leben in zwei Diktaturen*¹⁶⁶ geschehen. Dass der Rechtfertigungsdruck, der insbesondere auf den ehemaligen Eliten eines untergegangenen Systems lastet, immens hoch ist und die Autobiographie häufig als einziger Ausweg betrachtet wird, lässt ein Ausspruch Leni Riefenstahls erahnen, die die Publikation ihrer Autobiographie später mit den Worten kommentierte: »Es war eine Selbstverteidigung, ich musste das tun.«¹⁶⁷

Als eine solche Selbstverteidigung verstanden, bietet es sich an, für die Analyse von Autobiographien auf rhetorische Konzepte zur Analyse der Ge-

versuch)«. In: *Identität*. Hrsg. von Odo Marquard; Karlheinz Stierle. München: W. Fink 1979. S. 690–699.

- 164 Die Veränderungen in der Gattung der Autobiographie führt er dabei auf eine »Metamorphose des Anklägers« (Marquard 1979, S. 691) zurück, der mit Aufkommen des Christentums nun nicht länger die Polis, sondern »*der absolute und zugleich gnädige Gott*« (ebd., S. 692, Kursivierung im Original) sei. Es wäre aus rhetorischer Sicht jedoch plausibler, statt nach dem Ankläger nach dem Richter zu fragen, auf den die Rechtfertigung schließlich abzielt.
- 165 Auch diese Notwendigkeit unterliegt starken historischen Schwankungen. Während Isokrates in der griechischen Antike seine autobiographische *Antidosis*-Rede aufwändig mit der Fiktion einer gerichtlichen Anklage begründen musste, sind in der Gegenwart einige Formen autobiographischer Selbstdarstellung beinahe zum gesellschaftlichen Normalfall geworden, so dass junge Menschen sich gelegentlich sogar rechtfertigen müssen, wenn sie etwa eine Mitgliedschaft in sozialen Netzwerken wie *Facebook* verweigern.
- 166 Vgl. Müller, Heiner: *Krieg ohne Schlacht. Leben in zwei Diktaturen*. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1992.
- 167 Breloer, Heinrich: *Unterwegs zur Familie Speer. Begegnungen, Gespräche, Dokumente*. Berlin: Propyläen 2005, S. 319. Zum Motiv der Rechtfertigung als Grundbedingung des Autobiographischen vgl. auch Gusdorf, Georges: »Conditions and Limits of Autobiography«. In: Olney 1980. S. 28–48, hier: S. 36–39. Tatsächlich ist Riefenstahls Betonen eines vermeintlichen Rechtfertigungsdrucks durchaus auch als rhetorische Inszenierung zu lesen, hatte Riefenstahl selbst doch hartnäckig an einer bestimmten Interpretation ihres Wirkens gearbeitet und dabei auch zahlreiche Fehlinformationen über ihre Filme sowie über ihre persönliche Beziehung zu Hitler und Goebbels verbreitet (vgl. Sontag, Susan: »Faszinierender Faschismus«. In: Dies.: *Im Zeichen des Saturn. Essays*. München/Wien: Hanser 2003. S. 97–126, hier: S. 104).

richtsrede zurückzugreifen und diese im Hinblick auf die Besonderheiten der Autobiographie hin zu modifizieren. Ziel einer solchen rhetorischen Analyse ist es, die zugrunde liegende Rechtfertigungsstrategie des autobiographischen Texts offenzulegen. Die entsprechenden Analysekatgorien der juristischen Rhetorik werden in der Literatur unter den Begriffen *Status*, *Constitutio* oder *Quaestio*¹⁶⁸ verhandelt. Quintilian folgend werde ich im Folgenden den Begriff *Status* verwenden. Mit dem *Status* bezeichnet die Rhetorik grob vereinfacht die Frage, auf die ein sich im Wettstreit befindlicher Text eine Antwort geben will. Diese Frage wird dabei aus dem Zusammenstoß von Anklage und Verteidigung generiert: »du hast es getan, ich habe es nicht getan: hat er es getan?« »Du hast dies getan, ich habe dies nicht getan: was hat er getan?«¹⁶⁹ Auch wenn die Statuslehre ihre Ursprünge in der juristischen Rhetorik hat, lässt sie sich doch auch in jeder anderen rhetorischen Gattung anwenden.¹⁷⁰ Prinzipiell unterscheidet die antike Rhetorik drei Arten des *Status*. Quintilian nennt, darin Cicero folgend: »ob es sei, was es sei und wie es sei«¹⁷¹, also Existenz, Definition und qualitative Beurteilung.¹⁷² Das Schema, das gelegentlich noch um den vierten Streitpunkt der Kompetenz erweitert wurde,¹⁷³ geht dabei auf die von Hermagoras von Temnos entwickelte Stasislehre zurück und hat auch in moderner Adaption seine Gültigkeit bewahrt.¹⁷⁴ Es ist als Rangfolge von Verteidigungsstrategien zu lesen, die von der stärkstmöglichen Verteidigung, dem Leugnen (*status coniecturalis*), über das Bestreiten der Tatdefinition (*status definitivus*) und der moralischen Bewertung der Tat (*status qualitatis*) bis hin zum Ablehnen

168 Vgl. Quint. inst. III 6, 2.

169 Quint. inst. III 6, 4. Übersetzung hier und im Folgenden nach Quintilianus, Marcus Fabius: *Ausbildung des Redners. Zwölf Bücher*. Hrsg. und übers. von Helmut Rahn. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2006.

170 Vgl. Quint. inst. III 6, 81. In jüngerer Zeit ist der Begriff der *Quaestio* auch in der textlinguistischen Forschung aufgegriffen worden, insbesondere von Wolfgang Klein und Christiane von Stutterheim (vgl. hierzu etwa Klein, Wolfgang; von Stutterheim, Christiane: »Textstruktur und referentielle Bewegung«. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 22/86 (1992), S. 67–92). Die dort vollzogene Modifikation des Begriffs ist jedoch für eine rhetorische Analyse nicht sinnvoll, spielt das Element des Agonalen dort doch keine Rolle mehr. Eine Kritik des textlinguistischen *Quaestio*-Begriffs aus rhetorischer Perspektive findet sich bei Luppold 2015, S. 36–39.

171 Quint. inst. III 6, 80.

172 Spätere Rhetoriktheoretiker haben diese Aufteilung, die bereits in der Antike nicht unumstritten war, in fein verästelte Systematiken weiterentwickelt. Für einen Überblick hierzu vgl. Hoppmann, Michael: *Argumentative Verteidigung. Grundlegung zu einer modernen Statuslehre*. Berlin: Weidler 2008. Für die vorliegende Untersuchung ist eine weitere Ausdifferenzierung an dieser Stelle jedoch nicht notwendig.

173 Vgl. etwa Cic. inv. I 10–16; Cic. part. 33–43. Für eine Zusammenfassung der Statuslehre vgl. Fuhrmann, Manfred: *Die antike Rhetorik. Eine Einführung*. Düsseldorf: Patmos 2008, S. 99–113.

174 Vgl. Hoppmann 2008, S. 139.

des Gerichts (*status translationis*) verschiedene Abstufungen umfasst.¹⁷⁵ Die Wahl der Verteidigungsebene ist dabei abhängig vom Wissen der richtenden Instanz und beruht auf der Frage, in welchem Maße eine Beteiligung am in Frage stehenden Sachverhalt nachgewiesen werden kann.

Treten verschiedene Rechtfertigungsformen in einem Text nebeneinander auf, gilt es, denjenigen *Status* zu identifizieren, der »am stärksten ins Gewicht fällt und worin die entscheidende Wendung der ganzen Sache sich zeigt.«¹⁷⁶ Auch wenn der *Status* sowohl durch den Ankläger, als auch durch den Verteidiger zustandekommen kann, gilt in den meisten Fällen, »daß der Status aus der Ablehnung entsteht«¹⁷⁷. Dies gilt für den vorliegenden Fall umso mehr, als sich für die Autobiographie eine Anklage meist erst aus dem Text selbst rekonstruieren lässt. Es wird im Folgenden also die Fragestellung zu finden sein, die für die rhetorische Strategie des jeweiligen Texts prägend ist.¹⁷⁸

Die Suche nach der Frage, auf die der Text eine Antwort geben möchte, nach dem rhetorischen *Status* des Texts, muss ihren Ansatzpunkt induktiv an der Oberfläche des Texts selbst finden. Die Analyse folgt dabei einer »Bottom-Up-Logik: Die Analyse arbeitet sich systematisch von der Textoberfläche über den Textinhalt zur Textfunktion und Textsorte hin vor«¹⁷⁹. Um sichtbar zu machen, welche Spuren der *Status* der Verteidigung im Text einer Autobiographie hinterlassen hat, gilt es, sich zunächst das zentrale Textmerkmal autobiographischer Texte vor Augen zu führen. Martina Wagner-Egelhaaf hat die Identität von

175 Vgl. Fuhrmann 2008, S. 103–108; Ueding/Steinbrink 2005, S. 212.

176 Quint. inst. III 6, 21.

177 Quint. inst. III 6, 16.

178 Auf philosophisch-hermeneutischer Ebene ergeben sich hierbei Anknüpfungspunkte an das von Hans-Georg Gadamer erarbeitete Hermeneutikverständnis, in dem ebenfalls die »Rekonstruktion der Frage, auf die ein gegebener Text eine Antwort ist« (Gadamer, Hans-Georg: *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*. Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1990, S. 379) im Zentrum steht. Doch auch wenn Gadamers Hermeneutik stark rhetorisch geprägt ist, ist sie in erster Linie eine Hermeneutik als Verstehenskunst und somit von der Rhetorik als Überzeugungskunst zu unterscheiden. Der rhetorischen Analyse geht es gerade nicht um das Verstehen eines beliebigen Texts, sondern um das produktionsorientierte Offenlegen der rhetorischen Wirkungsweise eines persuasiv wirksamen Texts. Dementsprechend ist die rhetorische Analyse nur dort angebracht, wo die Frage, auf die der Text eine Antwort ist, gleichzeitig auch Ausdruck einer vermuteten Standpunktdifferenz zwischen Orator und Publikum ist, die mithilfe des Texts verringert oder ganz eliminiert werden soll (vgl. Luppold 2015, S. 40). Unstrittige Fragen sind für die Rhetorik nur von marginalem Interesse; will ein Text etwa informieren oder unterhalten, nicht aber überzeugen, ist die rhetorische Analyse nicht das angemessene Mittel der Wahl. Aufgrund der Agonalität und Strittigkeit der Analyseobjekte kann das Ziel einer rhetorischen Analyse aber auch keine »Horizontverschmelzung« (Gadamer 1990, S. 311) im Sinne Gadamers sein – gerade für die vorliegende Arbeit und das hier gewählte Themenfeld ist zwar ein »[w]irkungsgeschichtliches Bewusstsein« (ebd., S. 307) notwendig, aber kein Versuch der Horizontverschmelzung mit NS-Tätern.

179 Luppold 2015, S. 295.

erzählendem und erlebendem Ich als definierendes Moment der Autobiographie ausgemacht:

Das wesentliche Moment der Autobiographie, ihr prominentestes Strukturmerkmal ist gewiss das der behaupteten Identität von Erzähler und Hauptfigur, von erzählendem und erzähltem Ich¹⁸⁰.

Auch Volker Depkat hat aus Sicht der historischen Forschung das Zusammenspiel von erlebendem und erzählendem Ich zur zentralen Ausgangsfrage der Analyse autobiographischer Texte erhoben:

In der Analyse von Autobiographien können sich Historiker also von der Frage leiten lassen, *ob* und *wie* der Text eine Kluft zwischen einstiger Erfahrung und jetziger Einsicht konkretisiert. Es wäre also zu fragen, ob die Einheit des Ich trotz real erfahrener Umbrüche behauptet wird oder ob just diese Erfahrung eine Ich-Synthese unmöglich macht. Redefiguren des *damals wie jetzt* artikulieren Kontinuität, die des *damals und jetzt* drücken ein Zäsurbewusstsein aus. Daraus ergeben sich dann Antworten auf die Frage, ob der autobiographische Text eine vergangene Erfahrung erneuern und die zeitliche Distanz zwischen dem einst erlebenden Subjekt und dem sich rückblickend erinnernden Autobiographen aufheben kann. Können Vergangenes und Gegenwärtiges im autobiographischen Text verschmolzen werden – oder wird gerade die Distanz, die Unfähigkeit dies zu tun, im Schreiben selbst problematisiert?¹⁸¹

Die Frage, wie sich das erzählende Ich zum erlebenden Ich verhält, kann auch für die rhetorische Analyse richtungweisend sein, lässt sich aus ihr doch auch auf den rhetorischen *Status* des Texts schließen. Dabei sind die etablierten Analyse-kategorien der Rhetorik dahingehend zu interpretieren, dass sie der zentralen Stellung der ›Ich-Frage‹ Rechnung tragen.¹⁸²

Die Rhetorik unterscheidet üblicherweise fünf verschiedene Produktionsstadien (*officia oratoris*) rhetorischer Texte. Aus ihnen wiederum lassen sich verschiedene Analyse-kategorien gewinnen, die mit der zugrunde liegenden Rechtfertigungsstrategie, dem *Status*, eng verbunden sind und dementsprechend auch für die Analyse autobiographischer Texte fruchtbar gemacht werden können. An erster Stelle der rhetorischen Textproduktion wie der rhetorischen Analyse wird üblicherweise der Produktionsschritt des Findens der Argumente (*inventio*) angeführt, die dann in einem zweiten Schritt in eine möglichst wirkungsvolle Ordnung gebracht werden (*dispositio*). Daraus ergeben sich als erste

180 Wagner-Egelhaaf 2005, S. 8.

181 Depkat, Volker: »Autobiographie und die soziale Konstruktion von Wirklichkeit«. In: *Geschichte und Gesellschaft* 29/3 (2003). S. 441–476, hier: S. 462. Kursivierung im Original.

182 Zum Topos des Zeitvergleichs von früherem und späterem Ich vgl. Schröder, Hans-Joachim: »Topoi des autobiographischen Erzählens«. In: *Leben-Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung: Festschrift für Albrecht Lehmann*. Hrsg. von Albrecht Lehmann; Thomas Hengartner; Brigitta Schmidt-Lauber. Berlin: Reimer 2005. S. 17–42, hier: S. 28–32.

Fragen, die aus rhetorischer Sicht an Texte gestellt werden können, ein »Was wird erzählt?« und ein »In welcher Reihenfolge wird es erzählt?«. ¹⁸³ Als drittes Produktionsstadium nennt die Rhetorik schließlich das Ausformulieren (*elocutio*), woraus sich die Frage nach der stilistischen Gestaltung des Texts ableiten lässt (»Wie wird es erzählt?«). Hinzu treten als viertes und fünftes Produktionsstadium die ursprünglich auf eine mündliche Performanz zugeschnittenen Kategorien der *memoria* und *actio*, also das Memorieren und das tatsächliche Halten eines Vortrags. Übertragen auf die schriftliche Autobiographie ließe sich die *memoria*, die sich mit Art und Ort des Speicherns der Redeinformationen beschäftigt, auf die materielle Qualität des Textspeichers und somit zu der Frage, auf welche Art und Weise der Text als Buch umgesetzt wird, umdeuten. ¹⁸⁴ Unter *actio* ließe sich dann in einem weiter gefassten, übertragenen Verständnis der Akt des Publizierens selbst fassen und nach Ort, Zeitpunkt und Modus der Buchveröffentlichung fragen.

Dabei ist die erste Frage nach der *inventio*, also nach dem »was« der Erzählung, nicht ausschließlich als Abgleich der autobiographischen Texte mit den Ergebnissen der historischen Forschung zu verstehen. Zwar wird im Rahmen der oben erörterten agonistischen Intertextualität auch auf allzu eklatante Widersprüche der untersuchten Texte zur etablierten Forschung hingewiesen. Aus rhetorischer Sicht ist jedoch die Frage zentraler, welche erlebenden »Ichs« aus dem Fundus aller möglichen früheren »Ichs« für die Erzählung ausgewählt werden und wie diese und ihre Rollen ausgestaltet und inszeniert werden. Insbesondere ist das

183 Dabei bestehen durchaus Parallelen zur historischen Forschung: Folgt man den Ausführungen Hayden Whites in seinem umstrittenen, aber grundlegenden Band *Metahistory*, besteht der erste Schritt der Geschichtsschreibung in der Auswahl derjenigen gesicherten Ereignisse, die für relevant erachtet werden – erst dadurch entstehe aus den Ereignissen (»chronicle«) eine »story«. Im zweiten Schritt werden diese Ereignisse aus ihrer rein chronologischen Ordnung dann in eine zusammenhängende, nach erzählerischen Kriterien geordnete Reihenfolge gebracht und damit in eine Erzählung überführt: Aus der »story« wird durch Anordnen, das sogenannte »emplotment«, ein »plot«. Die Ähnlichkeiten zum Prozess der *inventio* und *dispositio* sind offensichtlich (vgl. White, Hayden: *Metahistory. The historical imagination in nineteenth-century Europe*. Baltimore Md.: Johns Hopkins Univ. Press 2015. Deutsch: White, Hayden: *Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa*. Frankfurt am Main: Fischer 2015). Einen kompakten Überblick über Whites Systematik liefert Marshall Grossman in seinem Review »Hayden White and Literary Criticism: The Tropology of Discourse«. In: *Papers on Language and Literature (PLL)* 17/4 (1981). S. 424–445.

184 Alternativ ließe sich hier auch über den Einbezug literaturwissenschaftlicher Memoriaforschung nachdenken. Aufbauend auf dem vor allem von Renate Lachmann vertretenen *memoria*-Begriff könnten so etwa selbstreflexive Momente untersucht werden, in denen der Text sich selbst bespiegelt oder über intertextuelle Verweise die Funktion von Literatur als Gedächtnisspeicher vor Augen führt (vgl. Berndt, Frauke; Tonger-Erk, Lily; Meixner, Sebastian: *Intertextualität. Eine Einführung*. Berlin: E. Schmidt 2013, S. 139). Derartige Momente sind im hier untersuchten Textkorpus jedoch nicht nur selten, sondern meist auch von zu vernachlässigender rhetorischer Bedeutung.

Augenmerk darauf zu legen, wie damit umgegangen wird, wenn Belastendes erzählt wird. Zudem ist nach den verwendeten Topoi zu fragen, mithilfe derer ein bestimmtes Bild des erlebenden Ichs hervorgerufen werden soll.

In Bezug auf die Anordnung, die *dispositio*, ist demgegenüber zu fragen, in welcher Reihenfolge und in welchem Umfang diese verschiedenen ›Ichs‹ präsentiert werden und welche rhetorischen Effekte sich hieraus ergeben. Als Normstruktur ist bei einer Autobiographie für gewöhnlich ein chronologischer Ablauf mit gelegentlichen Überlappungen zu erwarten, der üblicherweise mit Geburt und Kindheit beginnt und zu einem späteren Zeitpunkt im Erwachsenenalter endet.¹⁸⁵ Der Wechsel von Dehnung und Raffung, d. h. von szenischem zu zeittraffendem Erzählen und zurück, kann dabei als normale Zeitstruktur jedes narrativen Texts angesehen werden.¹⁸⁶ Die Autobiographie ist schon aufgrund ihres Charakters als erinnernder und erinnerter Text über einen größeren Zeitraum hinweg auf solche Konstruktionen angewiesen.¹⁸⁷ Die Ereignisse, die einer Apologie bedürfen, nehmen dabei nur einen Bruchteil des geschilderten Lebens ein. Wie also wird die ›überschüssige‹ Zeit genutzt, um dem apologetischen Ziel zu dienen? Welche Spannungskurven werden aufgebaut, und an welcher Stelle wird Belastendes überhaupt erzählt? Wie werden die erzählerischen Techniken der Dehnung und Raffung eingesetzt, um bestimmte Episoden zu betonen oder herabzuspielen? Wie wird mit dem erzählerischen Wissen über das Ende der Erzählung umgegangen? Wird in zukunftsweisen Prolepsen die Perspektive des erzählenden Ichs über die Perspektive des erlebenden Ichs geschoben, oder verharrt die Perspektive im Damaligen? In welcher Reihenfolge begegnen die verschiedenen Varianten des Ichs? Welche Entwicklungsschritte durchläuft das erlebende Ich sowie sein Verhältnis zum erzählenden Ich, und in welcher Reihenfolge?

In Bezug auf die sprachliche Ausgestaltung (*elocutio*) ist zu fragen: Welche stilistischen Eigenheiten weist der Text auf? Welche Sprache verwendet das erzählende Ich, welche das erlebende Ich? Werden hier bereits durch stilistische Entscheidungen Differenzen oder die anhaltende Identität von erzählendem und erlebendem Ich spürbar?

Der Begriff der *memoria*, der ursprünglich auf Ort und Verfahren der Speicherung einer mündlichen Rede abzielt, ist im Kontext der Autobiographie auf

185 Vgl. Shumaker, Wayne: »Die englische Autobiographie. Gestalt und Aufbau«. In: Niggel 1989, S. 75–120, hier: S. 84. Dies ist insofern von Bedeutung, als sich rhetorische Strategien im Text oft als Abweichungen von einem (freilich fiktiven) Normalstil niederschlagen. Dieser Gedanke geht auf Manfred Fuhrmann zurück, der vorgeschlagen hat, Stilfiguren und Tropen anhand ihrer Abweichung vom ›eigentlichen Ausdruck‹ zu kategorisieren (vgl. Fuhrmann 2008, S. 126).

186 Vgl. Martinez/Scheffel 2009, S. 43.

187 Vgl. Shumaker 1989, S. 83.

die Frage nach der Daseinsweise eines Texts in der Welt auszudehnen. Analytisch findet er sich dabei im weiter oben bereits entwickelten Begriff des Paratexts wieder, der unter rhetorischem Vorzeichen dahingehend befragt werden soll, ob und auf welche Art sich die bei der Untersuchung von *inventio*, *dispositio* und *elocutio* erarbeiteten Strategien auf paratextueller Ebene widerspiegeln und wie sich der Autor dort zu erzählendem und erlebendem Ich positioniert.

Unter dem Oberbegriff der *actio*, die klassischerweise den körpersprachlich-stimmlichen Vortrag der Rede umfasst, ist im Kontext der Autobiographie nach ihrer tatsächlichen ›Performanz‹ zu fragen – eine Kategorie, die sich analytisch nur schwer einholen lässt. Im engeren Sinne wären darunter, analog zum *kairos*¹⁸⁸ einer Rede, zunächst Ort und Zeitpunkt der Publikation zu untersuchen. Im weiteren Sinne könnten hierzu auch die Reaktionen des Publikums, etwa im Rahmen empirischer Leserbefragungen, analytisch mit einbezogen werden. Nicht zuletzt aufgrund der bereits mehr als ein halbes Jahrhundert zurückliegenden Erstpublikation der hier untersuchten Texte wäre dies allerdings kaum praktikabel, so dass im gegebenen Fall lediglich auf Rezensionen oder Nachrufe zurückgegriffen werden kann. Auch wenn der Beweiswert hierbei als vergleichsweise gering einzuschätzen ist, können diese Dokumente doch einen Fingerzeig darauf geben, ob und wie sich die in der Analyse erarbeiteten rhetorischen Strategien auf die Rezeption ausgewirkt haben.

Diese analytischen Vorbemerkungen mögen den Eindruck erwecken, es existiere eine festgefügte ›Methode‹ der rhetorischen Analyse autobiographischer Texte, ein »linearer Analyse-Algorithmus«¹⁸⁹, der analog zur experimentellen Methodik der Naturwissenschaften anwenderunabhängige Ergebnisse produzieren würde. Das Gegenteil ist der Fall, worauf insbesondere Stefanie Luppold in *Textrhetorik und rhetorische Textanalyse* hingewiesen hat. Jede Textanalyse besitzt, wie Luppold treffend formuliert, »ein abduktives – und damit kreatives – Moment«¹⁹⁰ und kann daher abhängig von der Person des Analysierenden zu differierenden Ergebnissen führen. Insofern soll im Folgenden vor allem der gewählte Analyseweg nachvollziehbar gemacht werden. Gleichzeitig ist dieser Weg nicht als allgemeine ›Anleitung zum rhetorisch korrekten Analysieren autobiographischer Texte‹ zu verstehen. Jede Textanalyse erfordert ein individuelles Herantasten an den jeweiligen Text, gegebenenfalls auch ein Modifizieren des Analyseschwerpunkts, und führt zwar

188 Als *kairos* (von altgr. *καίρος*, *kairós*) bezeichnet die klassische Rhetorik den richtigen Moment, »wenn die Zeit für etwas reif ist und entsprechende, bestimmte Worte und Handlungen fordert« (Andersen, Øivind: *Im Garten der Rhetorik. Die Kunst der Rede in der Antike*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2001, S. 28f.).

189 Luppold 2015, S. 285.

190 Ebd., S. 284.

zu plausiblen, intersubjektiv nachvollziehbaren Hypothesen, nicht aber zu zwingenden Ergebnissen – obwohl in der Regel freilich *ähnliche* Analyse-Ergebnisse beim Vergleich mehrerer Expertenanalysen zum selben Text zu erwarten sind.¹⁹¹

Die Nachvollziehbarkeit, die hier angestrebt wird, ist dabei vorrangig als Nachvollziehbarkeit der Ergebnisse, nicht des gesamten Analyseprozesses, zu verstehen. Um Redundanzen zu vermeiden, findet sich nicht bei jeder einzelnen Analyse ein Absatz zu jedem einzelnen der hier entwickelten Analyseschritte, sondern nur zu den zur Analyse des jeweiligen Texts ertragreichen Aspekten. Wenn also etwa bei Albert Speers *Erinnerungen* die Frage nach der Anordnung der Ereignisse gegenüber Baldur von Schirachs *Ich glaubte an Hitler* kaum eine Rolle spielt, so ist dies darauf zurückzuführen, dass die Ergebnisse der *dispositio*-Analyse im Falle Speers wenig ertragreich sind und nur wenig zum besseren Verständnis der rhetorischen Funktionsweise des Texts beitragen. Aus dem gleichen Grund folgt die Reihenfolge der Analysen nicht der Chronologie der Veröffentlichung, sondern systematischen Gesichtspunkten. Bei der Untersuchung hat sich gezeigt, dass sich das Korpus grob in zwei unterschiedliche Rechtfertigungslinien unterteilen lässt: Baldur von Schirachs *Ich glaubte an Hitler* folgt einem geradezu archetypischen Muster, dem Muster der Konversionsbiographie, in dem früheres Fehlverhalten durch die Bekehrung des Protagonisten zum ›Guten‹ seine Rechtfertigung findet. Dieses Muster wird wiederum in Albert Speers *Erinnerungen* zunächst imitierend aufgegriffen, dann aber subtil variiert und letztlich auch subvertiert. Die für Konversionsbiographien typische (Selbst-)Anklage des erlebenden Ichs durch das erzählende Ich bezieht sich hier nicht nur auf den ›vorkonversionellen‹ Zeitraum vor der ›Bekehrung zum Guten‹, sondern wird den ganzen Text über beibehalten. Ihre besondere Effektivität entwickeln die *Erinnerungen* dabei vor allem durch doppelbödige Schein-Selbstanklagen, mit denen leserseitige Zweifel an der Argumentation des Erzählers aktiv in die rhetorische Konzeption des Texts eingebunden werden.

Baldur von Schirachs geradezu archetypischer Konversionsbiographie *Ich glaubte an Hitler* und der Variation des Musters in Albert Speers *Erinnerungen* stehen wiederum zwei Texte gegenüber, die dem gegenläufigen Muster der Kontinuitätsbiographie folgen. Den Anfang bildet hier Karl Dönitz' *Mein wechselvolles Leben*, in dem jede Schuld und jedes Fehlverhalten radikal von sich gewiesen wird. Diese geradlinige, die Einheit von erzählendem und erlebendem Ich betonende Rechtfertigungsstrategie weist dabei starke Parallelen zu den Ursprüngen der Autobiographie in der antiken Apologie auf. Dönitz' Text dient dabei sowohl als Kontrastfolie zu den beiden erstgenannten Texten, in denen

191 Ebd. Kursivierung im Original.

Motive der Abkehr und der Konversion dominieren, als auch zu Erich Raeders *Mein Leben*, in dem das Muster der Kontinuitätsbiographie zwar aufgegriffen, dann jedoch stark variiert wird. Steht in Dönitz' *Mein wechselvolles Leben* die Individualapologie klar im Vordergrund, wird das Motiv der Kontinuität in Raeders *Mein Leben* auf das Kollektiv der Marine gewendet, die sich stets treu geblieben sei und keinerlei Schuld auf sich geladen habe – eine Verteidigung, die auch auf Kosten der Person Raeders geführt wird.

Somit bildet Schirachs *Ich glaubte an Hitler* den Ausgangspunkt dieser Analyse, um zunächst Speers Weiterentwicklung, dann aber auch Dönitz' und Raeders Abgrenzung von dem dort verwendeten Rechtfertigungsmuster begreiflich zu machen.

2 Baldur von Schirach: *Ich glaubte an Hitler*

*Wer sich selbst verachtet,
achtet sich doch immer noch dabei als Verächter.*¹⁹²

Friedrich Nietzsche

Schon vor der gemeinsamen Entlassung Baldur von Schirachs und Albert Speers aus der zwanzigjährigen Haft in Spandau im Jahre 1966 war unter den deutschen Verlagshäusern ein regelrechtes Wettrennen um die Rechte an den Memoiren der beiden NS-Größen entbrannt. Baldur von Schirach entschied sich schließlich für den der Hamburger Stern-Gruppe angehörenden Mosaik-Verlag und nahm die Arbeit am Text unmittelbar nach seiner Entlassung auf, wobei vor allem finanzielle Motive eine Rolle gespielt haben dürften.

Während seine Mitgefangenen Dönitz und Raeder als Soldaten Pensionsansprüche erworben hatten und Albert Speer zumindest eine abgeschlossene Berufsausbildung als Architekt und internationales Renommee vorweisen konnte, war Baldur von Schirach jung zum Nationalsozialismus gekommenen. Schon als 17-Jähriger war der 1907 geborene Sohn eines Theaterintendanten und einer wohlhabenden Amerikanerin in den persönlichen Bannkreis Adolf Hitlers geraten.¹⁹³ Kaum volljährig, trat er in die NSDAP ein und schrieb sich auf Hitlers Anraten hin nach seinem Abitur als Student der Germanistik und der Kunstgeschichte in München ein. Sein Studium schloss Schirach jedoch nie ab. Schnell stieg er zum Leiter des Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbunds, später dann zum Reichsjugendführer der NSDAP und Leiter der Hitlerjugend, auf. Seine Heirat mit Henriette Hoffmann, der Tochter von Hitlers Leibphotograph Heinrich Hoffmann, sicherte Schirach 1932 endgültig einen Platz im engsten Kreis um Hitler. Nach den Wahlerfolgen der Nationalsozialisten 1932 war er der jüngste Abgeordnete des Reichstags und leitete als Reichsjugend-

192 Nietzsche, Friedrich: *Jenseits von Gut und Böse. Zur Genealogie der Moral*. München: dtv 2005. Hrsg. von Giorgio Colli; Mazzino Montinari. Kritische Studienausgabe in 15 Einzelbänden, Bd. 5, S. 87 (Viertes Hauptstück 78).

193 Der biographische Abriss orientiert sich vor allem an der Darstellung Michael Wortmanns (vgl. Wortmann, Michael: *Baldur von Schirach. Hitlers Jugendführer*. Köln: Böhlau 1982). Dabei wurde auch die stilistische Entscheidung übernommen, den Nachnamen als »Schirach« (im Gegensatz zu »von Schirach«) wiederzugeben. In geringerem Maße ist auch die Darstellung Jochen von Langs (vgl. Lang, Jochen von: *Der Hitler-Junge. Baldur von Schirach*. Hamburg: Rasch und Röhring 1988) eingeflossen, der aufgrund seiner persönlichen Beteiligung an *Ich glaubte an Hitler* allerdings nicht als unbefangen gelten kann.

fürher alsbald die gesamte Kinder- und Jugendarbeit des Hitlerstaats. Nach einem kurzen Kriegseinsatz kam Schirach schließlich 1940 als Reichsstatthalter nach Wien, wo er unter anderem für die Deportation der verbliebenen 60 000 Wiener Juden verantwortlich war. Nach Kriegsende wurde er im Nürnberger Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher zu 20 Jahren Haft verurteilt. Da Schirach als reiner NS-Funktionär nie einen Beruf gelernt hatte, war er nach seiner Haftentlassung 1966 weitgehend mittel- und perspektivlos.

Infolgedessen erschien mit *Ich glaubte an Hitler* schon im Folgejahr 1967 ein als Autobiographie vermarkteter Text, der tatsächlich jedoch nach Tonbandaufzeichnungen von Gesprächen zwischen Schirach und dem Stern-Journalisten Jochen von Lang eilig von einem Ghostwriter zusammengeschrieben und dann durch Schirach autorisiert wurde.¹⁹⁴ 1988, gut 20 Jahre nach der Veröffentlichung von *Ich glaubte an Hitler* und 14 Jahre nach Schirachs Tod, veröffentlichte von Lang unter eigenem Namen eine Biographie Schirachs, in der er sich an den Tonbandaufzeichnungen und folglich auch stark an *Ich glaubte an Hitler* orientierte und lediglich einige neuere Punkte hinzufügte.¹⁹⁵

Ich glaubte an Hitler wurde nach 1967 in Deutschland nicht mehr aufgelegt,¹⁹⁶ wohl aber ins Französische und Spanische übersetzt und zumindest in Frankreich zuletzt 2011 neu aufgelegt.¹⁹⁷ Erneute Aktualität erhielt das Werk 2005, als Richard von Schirach, jüngster Sohn des ehemaligen Reichsjugendführers, seine eigene Autobiographie unter dem Titel *Der Schatten meines Vaters*¹⁹⁸ veröffentlichte, in der er sich mit *Ich glaubte an Hitler* kritisch auseinandersetzte. *Der Schatten meines Vaters* wurde erst 2011 als Taschenbuchausgabe neu aufgelegt.

Ich glaubte an Hitler untergliedert sich in der Erstausgabe in 41 Kapitel unterschiedlicher Länge auf insgesamt 368 Seiten. Die Kapitel sind nur nummeriert (keine Überschriften) und beschäftigen sich meist mit einem einzelnen und markanten Punkt im Leben Baldur von Schirachs. Ein Inhaltsverzeichnis

194 Vgl. Wortmann 1982, S. 17; 231.

195 Vgl. Lang 1988. Von Lang, der nach Schirachs Haftentlassung zeitweise sogar mit diesem zusammengelebt hatte, verwendete für *Der Hitler-Junge* vor allem Aufzeichnungen seiner im Rahmen der Produktion von *Ich glaubte an Hitler* geführten Interviews mit Baldur von Schirach – vor allem die Teile, die aus Platzgründen in *Ich glaubte an Hitler* ausgelassen worden waren. Vgl. hierzu auch Manas, Elisabeth: »Interview mit Jochen von Lang zu seinem Buch ›Hitlerjunge Baldur von Schirach‹«. In: *Journal-Panorama. ORF* (3.1.1989). Online unter <http://www.journale.at/treffer/atom/0B1D50B6-067-0009B-00000468-0B1C6A5B/band/67075>, abgerufen am 7.9.2016 (ab Min. 18:22).

196 Der Mosaik-Verlag existiert nicht mehr; auch in den Archiven der Stern-Gruppe lassen sich hierzu keine Unterlagen finden. Auskünfte zur genauen Auflagenzahl sind somit nicht möglich.

197 Vgl. Schirach, Baldur von: *J'ai cru en Hitler*. Paris: Librairie Plon 1968; zuletzt 2011 aufgelegt: Schirach, Baldur von: *J'ai cru en Hitler*. Paris: Déterna Editions 2011; vgl. auch Schirach, Baldur von: *Yo creí en Hitler*. Barcelona: de Caralt 1968.

198 Vgl. Schirach, Richard von: *Der Schatten meines Vaters*. München: Hanser 2005.

existiert nicht. Stattdessen findet sich am Ende noch ein Personen- und Sachregister, das ein Nachschlagen einzelner Begriffe gestattet. Lässt man den Prolog, auf den später noch genauer einzugehen sein wird, außer Acht, so beginnt der Text 1907 mit der Geburt Schirachs. Dieser wird dann noch durch einen Rückblick auf die Vorfahren Schirachs ergänzt. Das Buch endet mit Schirachs Entlassung aus dem Spandauer Gefängnis im Jahre 1966. Insgesamt umfasst die erzählte Zeit somit rund 59 Jahre (die Exkurse zu den Vorfahren und zur Schreibsituation nicht mitgerechnet). Von allen hier untersuchten Texten ist Schirachs *Ich glaubte an Hitler* am stärksten auf eine lineare Lektüre hin ausgelegt, was vor allem durch den Paratext gesteuert wird. Die Erzählung verläuft im Grunde chronologisch, wird jedoch an zahlreichen Stellen von Zeitsprüngen unterbrochen, worauf noch genauer einzugehen sein wird. Im Folgenden soll aber zunächst die Art und Weise untersucht werden, wie der Erzähler sich zum Gegenstand seiner Erzählung in Beziehung setzt und welche rhetorisch relevanten Muster des Zusammenspiels von erzählendem und erlebendem Ich sich daraus ergeben. Dabei ist vor allem nach den Rollen zu fragen, die das erzählende Ich dem erlebenden Ich zuschreibt.

2.1 Erzählendes und erlebendes Ich in Schirachs *Ich glaubte an Hitler*

Der Text beginnt im Vergleich zu den anderen hier untersuchten Texten mit einer recht ausführlichen Schilderung von Herkunft und Jugend. 1907 in Berlin als Sohn des preußischen Offiziers Karl Baily Norris-von Schirach und der Amerikanerin Emma Middleton Lynah Tillou geboren, wächst Baldur von Schirach nach der Ernennung seines Vaters zum Intendanten des Weimarer Nationaltheaters in der thüringischen Stadt auf und besucht als Schüler ein renommiertes Internat in Bad Berka. Die Anfangsphase der Weimarer Republik erlebt er so aus unmittelbarer Nähe mit. Das neue politische System lehnt der junge Baldur jedoch rasch ab. Maßgeblichen Einfluss hierauf haben die politisch motivierte Entlassung seines Vaters und die Haltung seines Schulleiters. Zudem beeindruckt ihn die Reden in Weimar stationierter antirepublikanischer Soldaten, so dass er sich allmählich trotz seiner internationalen Familie zum Deutschnationalen wandelt: »So wurde aus einem Dreiviertel-Amerikaner ein nationalistischer Deutscher.«¹⁹⁹ Der Kontrast in dieser Äußerung ist dabei ein bewusst herbeigeführter und verschärfter. Es mutet zumindest ungewöhnlich an, wenn der Sohn einer amerikanischen Mutter und eines deutschen Offiziers

199 Schirach, Baldur von: *Ich glaubte an Hitler*. Hamburg: 1967, S. 13. Im Folgenden als ›Schirach‹ wiedergegeben.

sich statt als »Halb-Amerikaner« als »Dreiviertel-Amerikaner« bezeichnet und folglich die Großeltern-Generation (Schirachs Großmutter väterlicherseits war Amerikanerin) als maßgeblich definiert.

Als wichtigstes Ereignis auf dem Weg zum Nationalisten wird indes das Schicksal des Bruders Karl inszeniert: »Entscheidend für meine Entwicklung wurde jedoch ein tragisches Ereignis in unserer Familie.«²⁰⁰ Karl, damals Oberprimaner, habe sich angeblich aus Gram über die deutsche Niederlage im Ersten Weltkrieg erschossen.²⁰¹ Damit habe er das Geschick seines nun nachrückenden jüngeren Bruders Baldur maßgeblich geprägt: »Ich hatte ein Erbe angetreten, das mich zu besonderer Liebe zum Vaterland verpflichtete.«²⁰² In der Folge sei der junge Baldur immer stärker in den Sog deutschnationaler Organisationen geraten, bis er schließlich als glühender Verehrer Hitlers Mitglied der NSDAP geworden sei. Diese Entwicklung wird dabei regelmäßig durch reflektorische Prolepsen unterbrochen, in denen der Erzähler aus seiner späteren Perspektive das damalige Geschehen bewertet.

Ein erstes Beispiel hierfür ist der erzählerische Kommentar zur Lektüre von Hitlers *Mein Kampf*.²⁰³ Schirach leugnet dabei nicht, das Buch gelesen zu haben, ja er gesteht sogar, es vorbestellt und dann »in einem Zug, während einer einzigen Nacht«²⁰⁴, begeistert verschlungen zu haben. In einer Prolepse zum Zeitpunkt des Erzählens perspektiviert der Erzähler diese Begeisterung aber: »Heute, 42 Jahre später, weiß ich, daß Hitler sein Lebensbild wesentlich retuschiert hat.«²⁰⁵ Für die eigene Autobiographie werden daraus allerdings keine weiteren Schlüsse gezogen – ein Hinweis darauf, dass *Ich glaubte an Hitler* seiner Leserschaft eine Lektürehaltung nahelegt, die den Text als getreues Abbild der Wirklichkeit versteht. So lautet Schirachs Fazit zu Hitlers Autobiographie: »Hitlers Buch wurde mein Glaubensbekenntnis. Heute weiß ich: es war das Programm der deutschen Katastrophe.«²⁰⁶ Das religiöse Vokabular und die

200 Schirach, S. 13.

201 Für den Charakter einer Inszenierung spricht hier vor allem die Darstellung des jüngsten Sohns Baldur von Schirachs, Richard von Schirach, der in seiner eigenen Autobiographie *Der Schatten meines Vaters* in der Familiengeschichte keinerlei Anhaltspunkte für einen direkten Bezug des Suizids zum Ersten Weltkrieg finden kann und stattdessen annimmt, dass »das Geheimnis des Freitodes eher innerhalb der Internatsmauern zu vermuten« (Schirach 2005, S. 35) sei. Auch die genaueren Todesumstände – Karl habe sich, »den Kopf mit Blumen umkränzt« (ebd., S. 30), unter einer alten Eiche erschossen und als eine Art Abschiedsbrief eine Zeichnung in einer Ausgabe der Werke Buddhas hinterlassen – stützen diese These und erinnern ihrer Art nach eher an den esoterisch-schwärmerischen Freitod eines Künstlers denn an den Suizid eines enttäuschten Nationalisten.

202 Schirach, S. 15.

203 Vgl. ebd., S. 25.

204 Ebd.

205 Ebd.

206 Ebd., S. 26.

Antithese »früher – heute« verweisen auf die bereits im Titel *Ich glaubte an Hitler* angedeutete Dichotomie: Es bekennt der nun Geläuterte und zum Guten Bekehrte, dass er einst in Sünde gelebt hat. Auf diese explizit religiöse Dimension wird später noch genauer einzugehen sein. Eine Identifikation des Erzählers mit der Einstellung der Figur jedenfalls findet in diesen frühen Passagen in keiner Weise statt.

So liegt auch im weiteren Verlauf dem erlebenden Ich Kritik an Hitler vorerst noch fern. Die Erkenntnis der Schwächen Hitlers wird dabei klar als eine spätere benannt. Nicht einmal Hitlers offenkundige Widersprüche seien dem jungen Baldur von Schirach aufgefallen:

Eigentlich hätte mich das als jungen Menschen mißtrauisch machen müssen. Da rief ein Mann die deutsche Jugend zur Körperertüchtigung und Wehrhaftigkeit auf und beherrschte doch selber keine einzige der vielen Sportarten, für die sich gesunde Jungen und Mädchen begeistern. Doch das ist eine nachträgliche Erkenntnis. Damals maß ich Hitler nicht mit normalen Maßstäben.²⁰⁷

Dieses häufige Betonen der Differenz zwischen der Perspektive des Erzählers und den Ansichten des erlebenden Ichs setzt sich in den ersten Kapiteln durchgängig fort. Seien es Hitlers Wutanfälle – »Auch ich habe dem schreienden Hitler gegenübergestanden in Situationen, an die ich heute nur mit Schauern zurückdenke«²⁰⁸ – oder eine frühe Begegnung mit dem scharf antisemitischen Herausgeber des *Stürmers*, Julius Streicher – »Sein wahres Wesen wurde mir erst Jahre später klar«²⁰⁹ –, der Erzähler beurteilt die damaligen Situationen aus seiner späteren Perspektive dezidiert anders als das erlebende Ich und konstruiert dieses somit als naiv. Zudem verfügt er über ein deutlich größeres Wissen, das ihn gelegentlich sogar die Grenze zur Nullfokalisierung durchbrechen lässt. So ist ihm auch das Innenleben anderer Figuren, selbst Hitlers, keine Unbekannte mehr: »Ich weiß heute, daß er [Hitler] keine Frau mehr geliebt hat als Geli Raubal.«²¹⁰

Nicht immer werden dabei derart offen Metakommentare eingesetzt. Gelegentlich tritt der Erzähler auch nur indirekt als Kommentator in Erscheinung, wie etwa bei der Schilderung der ersten Veröffentlichung eines selbst verfassten Gedichts. Nach einer Begegnung mit Hitler habe Schirach einige Zeilen zu Papier gebracht: »Diese Verse zeigte ich leider Dr. Ziegler, und er veröffentlichte sie in seiner kleinen Zeitung ›Der Nationalsozialist‹.«²¹¹ Erst bei genauer Betrachtung zeigt sich hier eine Spaltung des ›Ichs‹: Das ›Ich‹ der Figur, das die Verse Dr.

207 Ebd., S. 115.

208 Ebd., S. 29.

209 Ebd., S. 71.

210 Ebd., S. 109f.

211 Ebd., S. 23.

Ziegler zeigt, wird dies sicher nicht mit einem Gefühl des Bedauerns getan haben. Es ist das ›Ich‹ des Erzählers, das hier durch das eingeschobene »leider« auch seine spätere Einsicht mit in die Darstellung einbringt und durch diese Distanzierung, wie insgesamt in den ersten Kapiteln, erneut zum Ausdruck bringt, dass die Verfehlungen der Jugend auf ein ›anderes Ich‹ zurückzuführen seien, mit dem der Erzähler nichts mehr gemein haben will.

2.1.1 Das verführte Ich

Die oben angeführten Beispiele deutlicher Ablehnung der Vergangenheit durchmischen sich ungefähr ab Schirachs Aufstieg im Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbund (Kapitel 7, 8) zunehmend mit verständnisvolleren Untertönen. Die Verfehlungen des Protagonisten werden dabei vom Erzähler zwar weiterhin als solche benannt, jedoch nicht ohne Empathie geschildert.

So beschreibt der Erzähler eine Rede Hitlers, die ihn entgegen heftiger Widerstände durch Teile der Gruppierung endgültig in seiner Funktion als Führer des NS-Studentenbundes bekräftigt habe, mittels einer bereits vertrauten anti-thetischen Konstruktion:

Heute, 36 Jahre später, läuft es mir kalt über den Rücken, wenn ich diese in der Öffentlichkeit unbekannt gebliebene Hitler-Rede aus dem Jahre 1931 lese. Wie anmaßend dieser Mann war! Aber damals war ich von Hitlers schonungsloser Offenheit und von seinem fanatischen Glauben an sich selbst hingerissen, und nicht anders ging es meinen Kameraden – Freunden wie Gegnern.²¹²

Erneut tritt das Motiv des geläuterten Erzählers in den Vordergrund, der mit der naiven, hitlergläubigen Figur kontrastiert wird. Auch wird hier der Prozess des Lesens thematisiert – wenn der Erzähler vom Lesen der unveröffentlichten Rede spricht, kann er sie letztlich nur in seiner eigenen Niederschrift im Text von *Ich glaubte an Hitler* lesen, wo die Rede in Ausschnitten wörtlich wiedergegeben ist. Der Erzähler ist hier also zugleich kommentierender Leser und inszeniert sich damit auch als eine Art Sprecher seiner eigenen Leserschaft. Deutlich ist an der dabei eingenommenen Perspektive zu erkennen, dass sich der Text vor allem an eine NS-kritische Leserschaft richtet, der sich der Erzähler durch diesen Kommentar empfiehlt.

Gleichzeitig findet sich an dieser Stelle aber erstmals auch die Andeutung einer sich in die Figur einfühlenden erzählerischen Haltung. Zwar wird die Reaktion des jungen Schirach aus der späteren Perspektive des Erzählers klar abgelehnt, dabei jedoch insofern relativiert, als sich die »hinreißende« Wirkung

212 Ebd., S. 92.

von Hitlers Rede auch bei »Freunden wie Gegnern« des Redehalts gezeigt habe. Implizit klingen hier die aus der klassischen Rhetorik bekannten Topoi des Vergleichs (*loci a comparatione*)²¹³ an, die Kleineres aus Größerem oder Größeres aus Kleinerem herleiten: Wenn selbst entschiedene Kritiker gegenüber der Führung des NS-Studentenbundes durch Baldur von Schirach von Hitlers Rede beeindruckt waren, um wie viel mehr muss diese dann bei dem in der Rede Gelobten selbst Wirkung zeigen?

In den mittleren Kapiteln, in denen Schirach bereits zum Reichstagsabgeordneten und obersten Organisator der NS-Jugendorganisationen aufgestiegen ist, nehmen diese zwischen Verständnis und Rechtfertigung oszillierenden Passagen dann deutlich zu. Auf diese Anstrengungen zur direkten Rechtfertigung des damaligen Handelns wird weiter unten noch genauer einzugehen sein. Vorläufig mag die Feststellung genügen, dass sich die Beziehung zwischen Erzähler und Figur nach einem recht distanzierten Anfangsverhältnis in den mittleren Kapiteln (etwa ab Kapitel 7) in Richtung von mehr Verständnis (nicht aber: Einverständnis) verschiebt. Die Reichstagsabstimmung zum sogenannten »Ermächtigungsgesetz« im März 1933 wird so zwar als fatal, aber aus Sicht der Figur durchaus nachvollziehbar geschildert:

Ergebnis: 441^[214] Stimmen für, 94 Stimmen gegen das Ermächtigungsgesetz. In der ersten Reihe wurde das Horst-Wessel-Lied angestimmt. Ich sang begeistert mit. Heute weiß ich, daß mit dem Ermächtigungsgesetz das Verhängnis begann. Einhundert Männer demokratischer Parteien hatten ihr »Ja« zur Diktatur gegeben. Das war der Selbstmord der Demokratie. Wie konnte man erwarten, daß in der Masse des Volkes, vor allem in seiner Jugend, auch nur ein Funke von Achtung für diese Staatsform übrigblieb, wenn die Demokraten selbst nicht an die Demokratie glaubten. [sic]²¹⁵

Erneut wird hier ein Topos des Vergleichs aufgerufen: Wenn schon die Demokraten nicht an die Demokratie geglaubt haben, um wie viel weniger darf dies von ihren Gegnern, also auch von Schirach und der von ihm geführten Jugend, erwartet werden? Das Votum der demokratischen Parteien wird dabei als freiwilliger »Selbstmord der Demokratie« inszeniert. Hier besteht ein klarer Kontrast zur historischen Forschung; von der dort beschriebenen Bedrohung und Einschüchterung durch die im und vor dem Sitzungssaal aufmarschierten SA-

213 Vgl. Quint. inst. V 10, 87; Ueding/Steinbrink 2005, S. 255.

214 Diese Zahl stimmt nicht mit der historisch verbürgten Summe der Ja-Stimmen überein. Tatsächlich waren es 444 Ja-Stimmen zu 94 Nein-Stimmen, mit denen das Ermächtigungsgesetz verabschiedet wurde (vgl. Herbert, Ulrich: *Geschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert*. München: C.H. Beck 2014, S. 315). Derartige Ungenauigkeiten bei Details, die womöglich durch die hastige Veröffentlichung erklärt werden können, finden sich in *Ich glaubte an Hitler* noch öfter, etwa bei der Datierung der Posener Rede (vgl. Schirach, S. 296).

215 Schirach, S. 175.

und SS-Männer findet sich in der Erzählung Schirachs keine Spur. Neben die im Grunde zwar verurteilende Haltung des Erzählers gesellt sich an dieser Stelle mithin eine Art trotziges Anklage der Anderen. Zugrunde liegt dabei letztlich die rhetorische Argumentationsstrategie der *relatio criminis*, der Übertragung der Schuld, wobei die eigene Tat zwar zugegeben, jedoch mit einer vorangegangenen Tat anderer – im konkreten Fall der Opfer selbst – entschuldigt wird.²¹⁶ Indirekt wird hier behauptet, dass die Weimarer Demokratie an ihrem Untergang selbst Schuld getragen habe, was wiederum den Protagonisten Schirach entlastet. So negativ die früheren Taten also auch beurteilt werden, zeigt sich ab Kapitel 7 doch die Tendenz des Erzählers, sein früheres Ich nicht länger nur als sündig und verfehlt, sondern deutlich verständnisvoller als ›verführtes Ich‹ zu begreifen.

2.1.2 Das suchende Ich

Die Annäherung des Erzählers an das erlebende Ich wird im mittleren Teil des Texts immer umfassender: Ergänzend zum zunehmenden Duktus der Rechtsfertigung treten hier erstmals Urteile des erlebenden Ichs auf, mit denen sich der Erzähler noch immer identifizieren kann. So wird der später als »Wüstenfuchs« bekannt gewordene Erwin Rommel einmütig als zur Arbeit mit Jugendlichen wenig geeignet beschrieben:

Zwischen dem späteren Feldmarschall und mir bestanden viele Mißverständnisse und Meinungsverschiedenheiten. Auch heute noch glaube ich, daß er von Jugenderziehung nichts verstand.²¹⁷

Als weitere Indizien für den Befund einer zunehmenden Identifikation können gehäuft und unkommentiert anzutreffende zukunftsungewisse Prolepsen oder innere Monologe gelten, die im Gegensatz zu ihrer zukunfts gewissen Variante des Typs »Heute aber weiß ich ...« die Perspektive des erlebenden Ichs in den Vordergrund stellen. Gleichzeitig sind dies Passagen, in denen die Politik des NS-Regimes zunehmend hinterfragt wird. Es fällt also in der zweiten Hälfte des Texts nicht länger nur dem Erzähler zu, Kritik an den damaligen Verhältnissen zu üben, sondern die Kritik von erzählendem und erlebendem Ich fällt zunehmend zusammen. So hat schon der junge Schirach 1934 Zweifel an der offiziellen Begründung der von der NS-Propaganda »Röhm-Putsch« genannten politischen Säuberungsaktion, die mit der Ausschaltung der SA-Führungsspitze einher ging: »Ich konnte mir das alles an diesem unruhigen 30. Juni 1934 nicht

216 Vgl. Cic. inv. I 11, 15; II 26, 78–80; Rhet. Her. I 15, 25; II 15, 22 (hier *translatio criminis* genannt); Quint. inst. VII 4, 13.

217 Schirach, S. 234.

zusammenreimen. Sollte ich mich tatsächlich in Röhms so getäuscht haben?»²¹⁸ Die vermeintlich ergebnisoffen gestellte Frage grenzt hier tatsächlich an eine rhetorische Frage, denn trotz der zur Schau gestellten Unsicherheit des erlebenden Ichs kann die Frage von der informierten Leserschaft durchaus mit einem »Nein« beantwortet werden, wodurch Schirachs Instinkt zumindest potenzielle Bestätigung von Seiten der Leserschaft erfahren kann. Auch die Erkenntnis, dass die SS mehr ist als eine bloße »Schutzstaffel«, keimt früh im erlebenden Ich auf. Vom Erzähler wird der Gedanke dabei unkommentiert gelassen und sich damit stillschweigend zu eigen gemacht: »Mir leuchtete das nicht ein. Wozu brauchte eine Schutzstaffel Fronterfahrung? Weshalb umgab sich der Organisator eines Rollkommandos mit Prinzen und Adligen und mit jungen Leuten, die Gardemaß hatten?»²¹⁹

Besonders deutlich wird diese zunehmende Identifikation des Erzählers mit dem erlebenden Ich dann bei der einhelligen Ablehnung der Novemberpogrome 1938. In einem ausführlich wiedergegebenen inneren Monolog rechtfertigt sich hier das erlebende Ich selbst für den Verbleib in der NS-Organisation:

Zum ersten Mal hatte ich das Gefühl, daß ich mich nicht mehr unter anständigen Menschen befand. Aber was sollte ich jetzt machen? Ich hätte mich abwenden können, aber dann hatte ich wieder das Gefühl, jeder, der irgendwie könnte, müßte nun versuchen zu retten, was zu retten war. Die Kristallnacht erschien mir wieder wie ein Rückfall in die Kampfzeit. [...] Ich war Antisemit, und ich glaubte, daß man auch auf anständige Art Antisemit sein könnte. Doch mit den Pogromen vom 9., 10. und 11. November 1938 wollte ich nichts zu tun haben.²²⁰

Die Erkenntnis der Verworfenheit des NS-Systems ist hier keine spätere Erkenntnis des Erzählers mehr, sondern eine der Figur. Auch die einführende Rechtfertigung ist in dieser Passage Aufgabe der Figur selbst, die hier erstmals eine zuvor ausdrücklich dem Erzähler vorbehaltene Funktion ausübt. Es ließe sich in diesen Textpassagen wohl am treffendsten von einem »suchenden Ich« sprechen, das bereits spürt, dass mit seinem bisherigen, von der NS-Propaganda geprägten Glaubenssystem, etwas nicht stimmt.

Insgesamt gesehen lässt sich also eine klare Veränderung der Beziehung zwischen erzählendem und erlebendem Ich konstatieren. Während in den ersten Kapiteln eine von zukunfts gewissen Prolepsen und Metakommentaren des Erzählers getragene Distanz zum erlebenden Ich aufgebaut und gehalten wird, findet im Folgenden eine rechtfertigende Annäherung statt, bei der die Handlungen der Figur zwar nicht gutgeheißen, zumindest aber verständnisvoll gedeutet werden. In der zweiten Hälfte des Texts, ab Kapitel 23, zeigt sich schließlich

218 Ebd., S. 199.

219 Ebd., S. 211.

220 Ebd., S. 246.

eine immer stärkere Identifikation mit Verhalten und Gedanken des erlebenden Ichs. Die Bewegung basiert dabei auf einer Entwicklung der Figur; die Haltung des Erzählers bleibt den Text über gleich, während das erlebende Ich sich diesem mehr und mehr annähert. Dieses Muster der kontinuierlichen Veränderung der Beziehung von Erzähler und Figur von Distanz über Nähe bis hin zu nahezu völliger Identifikation ist gegenüber den anderen hier untersuchten Texten, in denen das Verhältnis von erzählendem und erlebenden Ich im Textverlauf deutlich stabiler bleibt, einmalig.

Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, welche Bedeutung dieses Textmerkmal aus der Sicht einer rhetorischen Analyse der Autobiographie als Apologie besitzt. Hierzu ist es hilfreich, einen genaueren Blick auf die Art der Entwicklung, welche die Figur Baldur von Schirach durchläuft, zu werfen. Insbesondere ist zu fragen, an welches Strukturmuster hier angeknüpft wird.

2.1.3 Das Motiv der Konversion in der Autobiographie

Einen ersten Hinweis hierauf geben Wayne Shumakers Überlegungen zum Gegenüberstellen von zwei unterschiedlichen Zeitebenen. So sieht Shumaker die in Prolepsen zum Ausdruck kommende Diskrepanz von heutigem Erzähler und damaligem Protagonisten als typische Merkmale der Entwicklungsautobiographie, »da in ihnen alle Abschnitte des Werkes ihre Rechtfertigung als Vorstufen des endgültigen Charakterbildes finden«²²¹ und der Erzähler als »Endprodukt« den Vorstufen des »erlebenden Ichs«, die ja zu ihm führen, Legitimität verschafft. Es ist also das endgültige Charakterbild des Erzählers, auf dem die Rechtfertigung des Lebens beruht, während die früheren Stadien des erlebenden Ichs ausschließlich als Vorstufen zu dieser Endform ihre Berechtigung haben. Im konkreten Beispiel tritt der Erzähler Schirach als endgültig »geläuterter Nazi« auf, der im Gefängnis gebüßt hat und um das Übel der Handlungen der Figur weiß und diese verurteilt. Zentral für das Gelingen einer solchen Rechtfertigung ist dabei die Glaubwürdigkeit der Wandlung.

Die Schilderung dieser Veränderung in *Ich glaubte an Hitler* ist dabei kein Sonderfall, sondern lässt sich an bestehende Traditionen des autobiographischen Schreibens anknüpfen. Während Shumaker noch den sehr breit gefassten Begriff »Entwicklungsautobiographie« verwendet, ist dieses Strukturmerkmal in der Autobiographiediskussion in den letzten Jahren zunehmend auf den Begriff der »Konversion« zugespitzt worden. Auch dieser Begriff ist für die Autobiographietheorie nicht neu. In der Vergangenheit wurde er vor allem mit Augustinus' *Confessiones* in Verbindung gebracht, einem der Schlüsseltexte der

221 Shumaker 1989, S. 90.

Gattung und Muster aller nachfolgenden ›Konversionsautobiographien‹, dessen »Strukturschema [...] für die weitere Geschichte der christlichen Autobiographie bestimmend werden sollte«²²². In den *Confessiones* durchläuft der Protagonist Augustinus über diverse Zwischenstationen wie die akademische Skepsis und den Manichäismus eine Wandlung vom ›Heiden‹ zum Christen, wobei die religiöse Konversion sowohl den Höhepunkt als auch den inhaltlichen Abschluss der Handlung darstellt.

Die in dem Begriff der ›Konversion‹ enthaltene Metamorphose der Figur wird allerdings in der neueren Forschung nicht länger als augustinischer Sonderfall, sondern als zentraler Gattungstopos verstanden. Patrick Riley, der das Motiv der Konversion in einer gattungsgeschichtlichen Analyse durch die Jahrhunderte verfolgt hat, sieht in ihm gar eine Art roten Faden (»golden thread«²²³) der Autobiographie als Genre. Diese Einschätzung deckt sich mit einer 20 Jahre älteren Untersuchung von Susanna Egan, die Konversion als ein Grundmuster des Autobiographischen beschreibt.²²⁴ Egan sieht dabei, ähnlich wie Riley, Konversion weniger als religiöses Phänomen, sondern vielmehr als allgemeinemenschliches Grundmotiv, das sich in Autobiographien überzeugter Religiöser wie Kardinal Newman (*Apologia Pro Vita Sua*, 1864) ebenso Bahn breche wie in Texten atheistischer Gelehrter wie John Stuart Mill (*Autobiography*, 1873).²²⁵ Die Ursprünge des Motivs lägen dabei weit vor dem Christentum. Egan bezieht sich hierbei insbesondere auf die ›heidnische‹ Mythologie und ordnet die Konversion in die Systematik der archetypischen Heldenreise ein.²²⁶ Die Präsenz der Konversion im Monomythos lasse sich vor allem damit erklären, dass es sich um einen allen Menschen zugänglichen Geisteszustand handle.²²⁷ Auf eine Phase der Verzweiflung oder Apathie folge in der Konversion eine Krise, die schließlich zu einer positiven Neuerkenntnis führe, was sich dem Verlauf nach mit dem einer Fiebererkrankung vergleichen lasse.²²⁸

222 Wagner-Egelhaaf 2005, S. 113.

223 Riley, Patrick: *Character and conversion in autobiography. Augustine, Montaigne, Descartes, Rousseau, and Sartre*. Charlottesville: University of Virginia Press 2004, S. 1. Analog auch Schweizer, Friedrich: »Bekehrung und religiöse Entwicklung. Religionspsychologische Lebenslaufforschung zwischen autobiographischer und sozialwissenschaftlicher Konstruktion«. In: *Wer schreibt meine Lebensgeschichte? Biographie, Autobiographie, Hagiographie und ihre Entstehungszusammenhänge*. Hrsg. von Walter Sparn. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn 1990. S. 296–314, hier: S. 308. Vgl. auch Spender, Stephen: »Confessions and Autobiography«. In: Olney 1980. S. 115–122.

224 Vgl. Egan, Susanna: *Patterns of experience in autobiography*. Chapel Hill: University of North Carolina Press 1984, S. 3. Andere solcher Muster sind laut Egan etwa »paradise/innocence«, »journey« oder »confession«.

225 Vgl. ebd., S. 4.

226 Vgl. ebd., S. 137.

227 Vgl. ebd., S. 141.

228 Vgl. ebd.

Andere Autorinnen und Autoren betonen demgegenüber den religiösen Ursprung des Konversionsmotivs, sehen aber im Laufe der Jahrhunderte eine Art ›Säkularisierung‹ am Werk. Für Maria Wojtczak nehmen hier die *Confessions* von Jean-Jacques Rousseau eine Schlüsselstellung ein; dieser

verbindet die Form des religiösen Schrifttums mit der Autobiographie und spiegelt damit den Säkularisierungsprozess wider, dem das religiöse Schrifttum im Laufe der Zeit unterzogen wurde.²²⁹

Gleichzeitig sollte an dieser Stelle nicht der Eindruck entstehen, dass alle Autobiographien automatisch Konversionsautobiographien sind – in den weiteren Analysen werden insbesondere bei Dönitz und Raeder Beispiele begegnen, die sich sogar als exaktes Gegenteil einer Konversionserzählung bezeichnen ließen. Vielmehr ist die Struktur der Konversion als menschliche Grunderfahrung allen Autobiographieschreibenden, ungeachtet ihres weltanschaulichen Hintergrundes, gleichermaßen zugänglich. John D. Barbour betont dabei die Prävalenz religiöser Motive auch und gerade in säkularen Autobiographien und legt nahe, dass biblische Metaphern, Krisensituationen wie die Mailänder Gartenszene der augustiniischen *Confessiones* oder schlicht das Beispiel früherer christlicher Autobiographien selbst auf dezidiert antichristliche Autobiographien einen großen Einfluss ausüben konnten.²³⁰ Barbours Ausführungen sind dabei von besonderer Relevanz für die Analyse von *Ich glaubte an Hitler*, nimmt er doch eine Typisierung der Konversionsautobiographie nach zeithistorischen Gesichtspunkten vor. So ist Schirachs Variante der Autobiographie als Konversionsgeschichte zwar im Rahmen der hier untersuchten Texte einzigartig, lässt sich jedoch nicht nur einer entsprechenden Tradition in der historischen Vertikale zuordnen, sondern auch in der zeitgenössischen Horizontale. Barbour sieht eine spezielle Abwandlung des Handlungsmusters der De-Konversion, sprich des Verlusts eines absoluten Glaubens, als typisch für die Autobiographie des 20. Jahrhunderts an. Zentraler Unterschied zur religiösen Tradition sei in diesen Texten die Abkehr von einer säkularen, in ihrem Absolutismus aber quasireligiösen (politischen) Ideologie.²³¹

Schirachs Abkehr vom totalitären Nationalsozialismus fügt sich also in eine Reihe anderer Erzählungen der Entfremdung von einer politischen Überzeugung des 20. Jahrhunderts ein, deren Geschichte aber in großen Teilen noch zu schreiben ist. Der bisher einschlägigste Beitrag hierzu stammt von dem Historiker Martin Sabrow. Dabei postuliert Sabrow ein verstärktes Auftreten des

229 Wojtczak, Maria: *Aus zwei Glaubenswelten. Bekenntnisse konvertierter Autorinnen (1850–1918)*. Frankfurt am Main/New York: Lang 2006, S. 39.

230 Vgl. Barbour, John D.: *Versions of deconversion. Autobiography and the loss of faith*. Charlottesville: University Press of Virginia 1994, S. 207.

231 Vgl. ebd., S. 206f.

Dekonversionsmotivs in Verbindung mit gesellschaftlichen Zusammenbrüchen und sieht es im 20. Jahrhundert vor allem in kommunistischen Abkehrerzählungen vor 1989 als »das vorherrschende Muster der biographischen Auseinandersetzung mit der kommunistischen Welt«²³² am Werk. Der erste große Umbruch des 20. Jahrhunderts, der mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs einherging, wird von Sabrow hingegen aufgrund eines angeblichen Mangels an Quellen nicht weiter untersucht. Auch wenn Sabrows Diagnose von den »zusammengekniffenen Lippen nach 1945«²³³ sicher nicht zutreffend ist, wie in dieser Arbeit deutlich werden sollte, so muss es doch einer anderen Untersuchung vorbehalten bleiben, zu klären, inwiefern das Motiv der (De-)Konversion in postnationalsozialistischen Autobiographien Breitenwirksamkeit entfalten konnte. Schirachs *Ich glaubte an Hitler* zumindest ist im Rahmen der hier behandelten Texte der einzige, der dem Muster einer Konversionsautobiographie folgt.

Der Anschluss an dieses Muster ist bei Schirach dabei deutlich religiös konnotiert. Auch wenn dadurch die von Egan und Riley vertretene These, dass Konversion kein ausschließlich religiöses, sondern vielmehr ein allgemeinschlechtes Motiv der Autobiographie sei, keinesfalls widerlegt ist, so lassen sich zumindest in *Ich glaubte an Hitler* vor allem für Barbour's These von der Prävalenz religiöser Deutungsmuster in säkularen Abkehrbiographien Belege finden. Dieser Umstand ist insofern von besonderem Interesse, als sich hieraus auch rhetorische Schlussfolgerungen ziehen lassen. Denn neben der oben skizzierten literaturhistorischen Motivforschung hat sich im Rahmen der soziologischen Untersuchung *religiöser* Konversionen in den letzten Jahren eine eher an der praktischen Analyse orientierte Systematik der Konversion entwickelt, die sich gut in eine rhetorische Untersuchung integrieren lässt.

2.1.4 Die Struktur religiöser Konversionserzählungen

Im Rahmen des *linguistic turn* wurde gerade in der soziologischen Untersuchung religiöser Konversionen das Analyseinteresse von der Persönlichkeit der Konvertiten und dem Konversionsereignis selbst zunehmend auf die *Konversionserzählung* verlagert. Durch die vergleichende Untersuchung gesammelter Konversionserzählungen lassen sich so konkrete Aussagen über typische Muster treffen, die durchaus rhetorische Relevanz besitzen und auch für die Analyse literarischer Autobiographien adaptiert werden können.

Der Soziologe Bernd Ulmer, der Strukturen des mündlichen Erzählens au-

232 Sabrow 2012, S. 8.

233 Ebd., S. 5.

thentischer Konversionen untersucht hat, unterscheidet dabei drei Zeitebenen. In der Zeit vor der Konversion werde in der Biographie »sehr weit zurück, oft bis in die frühe Kindheit«²³⁴ gegangen, wodurch »gleich zu Beginn der Erzählung de[r] Stellenwert der Konversion als zentrales, die gesamte Biographie betreffendes Ereignis deutlich«²³⁵ gemacht werde. Das Konversionsereignis selbst markiere dann »den zeitlichen Fixpunkt, von dem aus die Erzähler ihr Leben in eine Zeit ›davor‹ und eine Zeit ›danach‹ einteilen«²³⁶. Der abschließende dritte Teil spanne den Erzählbogen schließlich bis in die Gegenwart.²³⁷ Während dieses Dreierschema im Grunde trivial ist, lassen sich die einzelnen Phasen dadurch doch ausführlich untersuchen und klar voneinander trennen. Die Unterscheidung bleibt indes stets auf das Konversionsereignis als Mittelpunkt bezogen. Dessen zentrale Stellung für die Lebensgeschichte wird so nicht nur an der oft herausgehobenen Verortung des Konversionsereignisses in der Erzählung deutlich, sondern auch daran, dass die Konversion als einheitsstiftendes Narrativ gewissermaßen der gesamten Lebensgeschichte übergestülpt wird und damit Auswahl und Erzählweise der sonstigen Stationen des Lebens bestimmt. Maria Wojtczak beschreibt es als eine Art Filter, der die Erzählung strukturiert:

Das Konversionsereignis wird als die konstruierende Komponente des Dargestellten nicht nur darin sichtbar, dass sie das bewusste Ziel der Darstellung als ein dem Erzähler vorschwebendes Ereignis bildet, sondern auch darin, dass das aus der Vergangenheit des Konvertiten Erzählte so gefiltert, gestaltet und beschrieben wird, dass es auf die Konversion hinzielt.²³⁸

Ulmer geht noch über Wojtczaks These hinaus und sieht hier gar eine bewusste Konstruktion und Verfälschung der Vergangenheit am Werk; bei Bedarf würden Konvertiten ihre Vergangenheitsdarstellung so »korrigieren, modifizieren und kaschieren«²³⁹, dass »in den Konversionserzählungen ein konsistenter Lebenszusammenhang sichtbar wird, der völlig im Einklang mit der nachkonversionellen Identität des Erzählers steht.«²⁴⁰ Daher sei in der Analyse Abstand von einer alleinigen Fokussierung auf das Konversionsereignis zu nehmen; vielmehr sei auch der geschilderte Weg zur religiösen Bekehrung aussagekräftig:

234 Ulmer, Bernd: »Die autobiographische Plausibilität von Konversionserzählungen«. In: *Wer schreibt meine Lebensgeschichte? Biographie, Autobiographie, Hagiographie und ihre Entstehungszusammenhänge*. Hrsg. von Walter Sparn. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn 1990. S. 287–295, hier: S. 289.

235 Ebd.

236 Ebd.

237 Vgl. ebd.

238 Wojtczak 2006, S. 181.

239 Ulmer 1990, S. 287.

240 Ebd.

Sie [die Konvertiten] konzentrieren sich nicht so sehr auf die Darstellung des Konversionserlebnisses allein, sondern bauen ihre Konversionserzählung insgesamt so auf, daß das entscheidende religiöse Bekehrungserlebnis nachvollziehbar wird.²⁴¹

Dabei untersucht Ulmer vor allem, »welche erzählerischen Mittel und Strategien sie einsetzen, um ihr persönliches Bekehrungserlebnis intersubjektiv zugänglich zu machen«²⁴². Beispielsweise würden Erzähler dazu tendieren, zu Beginn ihrer Erzählung zunächst den Kontrast von altem Leben und neuem Leben zu betonen:

Zu Beginn beschreiben die Erzähler ihre Lebenseinstellung vor der Konversion. Sie machen deutlich, daß diese sehr stark von der Lebenseinstellung abweicht, die nach der Konversion in Kraft tritt.²⁴³

Die Relevanz dieser soziologischen Forschungsergebnisse auch und gerade für die Analyse politischer Autobiographien wird rasch deutlich, wenn man Martin Sabrows Analyse postkommunistischer Autobiographien hinzuzieht:

Exkommunistische Konversionsbiographien tragen einen manichäischen Duktus; sie beharren auf der vollständigen Illegitimität des Ausgangssystems und dulden keinen Zweifel an der Gültigkeit der Anknüpfungsordnung. Die Ich-Identität speist sich in diesem Fall aus einer retrospektiven Selbstdistanzierung, die ihre Glaubwürdigkeit aus der Nachvollziehbarkeit der Konversion bezieht.²⁴⁴

Auch im Falle Schirachs bestätigt sich die Diagnose Ulmers. Zu erinnern ist an den starken Einsatz zukunftsweisender Prolepsen in den Kapiteln 1 bis 7, in denen ein radikaler Unterschied zwischen erzählendem und erlebendem Ich zum Ausdruck kommt. Auch die daran anschließende »rechtfertigende Verurteilung« des damaligen Handelns, die in *Ich glaubte an Hitler* etwa bis zur zweiten Hälfte des Texts vorliegt, läßt sich mit Ulmers Terminologie gut nachverfolgen. So betont Ulmer, dass es im weiteren Verlauf der ersten (d. h. vorkonversionellen) Phase der Erzählung, durchaus zu einer Annäherung kommen könne:

Grundsätzlich wird die vorkonversionelle Weltanschauung in den Erzählungen negativ bewertet. Allerdings kommt es in keinem Fall zu einer radikalen und kompromißlosen Verurteilung. Anstatt diesen Teil ihrer Biographie abzuspalten, interpretieren ihn die Erzähler als Irrweg oder als Vorstufe zur jetzigen Lebenskonzeption und integrieren ihn so in die nachkonversionelle Identität.²⁴⁵

Mit dem »Irrweg« ist hier ein aus rhetorischer Sicht zentrales Moment angesprochen. Denn aus der Sicht der Autobiographie als Apologie wäre es der

241 Ulmer 1990, S. 289.

242 Ebd.

243 Ebd., S. 290.

244 Sabrow 2012, S. 8f.

245 Ulmer 1990, S. 290.

positiven Selbstdarstellung wenig dienlich, wenn die früheren Verfehlungen als selbstverschuldet stehen blieben. Das von Ulmer verwendete Bild des ›Irrwegs‹ spiegelt dies gut wieder, beinhaltet das »sich verirren« doch immer eine gewisse Passivität, ja mithin ein Ausgeliefertsein an äußere Umstände. Hierauf hat erneut Martin Sabrow am Beispiel der postkommunistischen Autobiographik hingewiesen. Dabei arbeitet er heraus, dass die Macht der äußeren Umstände in Konversionsautobiographien meist überbetont und bis ins Dämonische übersteigert werde:

Sie [die Autoren] versuchen ein möglichst eindringliches Bild der totalitären Verführung und Überwältigung zu zeichnen, und ihre Leistung besteht darin, die Funktionsmechanismen der Weltanschauungsdiktatur überscharf und oft dämonisierend zum Sprechen zu bringen. Zugleich aber verschließen sie sich vor den Zwischentönen des Arrangements, der gelebten Alltäglichkeit, und sie legen meist unscharf gern einen Schleier der Unschärfe [sic] über das konkrete Ausmaß der eigenen Verstrickung in die durch Konversion überwundenen Verhältnisse. [...] Fast immer dämonisieren sie, um die Verführung des eigenen Ichs glaubhaft zu machen, und fast immer legen sie ihre Lebensgeschichte als allmähliche Befreiung aus der Dunkelheit auf dem Weg der Reifung an.²⁴⁶

Auch hierzu sind in der Analyse der Kapitel 1 bis 23 bereits gewisse Tendenzen zur Übersteigerung der Macht der Umstände angeklungen, etwa wenn der Suizid des Bruders als »Erbe« inszeniert wird, das den jungen Schirach »zu besonderer Liebe zum Vaterlande«²⁴⁷ verpflichtet habe.

Um die Plausibilität der These zu überprüfen, dass Schirachs *Ich glaubte an Hitler* sich deutlich der Strukturmuster der religiösen Konversionserzählung bedient, sind jedoch noch weitergehende Schritte notwendig. Im Folgenden soll daher untersucht werden, inwiefern sich eine religiöse Inszenierung sowie die von Sabrow postulierte »[d]ämonische oder groteske Überzeichnung der alten Welt«²⁴⁸ auch in Schirachs *Ich glaubte an Hitler* nachweisen lassen. Insbesondere ist dabei der Nachweis zu führen, dass es sich nicht bloß um eine zufällige Verschiebung der Beziehung von erlebendem und erzählendem Ich handelt, sondern dass hier wirklich das Motiv der (religiösen) Konversion in Anspruch genommen wird. Daher soll nun gezielt die Sprachverwendung in den oben skizzierten Kapiteln der, sollte sich die These bewahrheiten, »vorkonversionellen Phase« näher beleuchtet werden.

246 Sabrow 2012, S. 9.

247 Schirach, S. 15.

248 Sabrow 2012, S. 11.

2.1.5 Religiöse Sprache in *Ich glaubte an Hitler*

Weiter oben wurde bereits gezeigt, dass der Erzähler die Entwicklung der Figur mit zunehmender Sympathie begleitet und es zu einer immer stärkeren Übereinstimmung zwischen Erzähler und Figur kommt, bei der eine Diskrepanz betonende Metakommentare des Erzählers schrittweise einer oft unkommentierten Figurenrede und Innenperspektive der Figur weichen. Nun gilt es genauer zu untersuchen, wie diese Entwicklung eingerahmt und mit Bedeutung aufgeladen wird. Hierbei scheint sich Barbour's These zu bestätigen, dass auch säkulare Autobiographien auf die Sprache und Muster der religiösen Konversion verwiesen bleiben. So ruft *Ich glaubte an Hitler* bereits im Titel (»glaubte an«, nicht: »glaubte«) deutlich religiös konnotierte Semantikfelder auf. Auch die Verwendung der Vergangenheitsform »glaubte« deckt sich mit Barbour's Diagnose von der Tendenz zur Dekonversion im 20. Jahrhundert.

Im Text lässt sich dies vor allem im ersten Teil beobachten, in dem wieder und wieder eigentlich religiöser Sprachgebrauch Verwendung findet. So bekennt Schirach, dass er Hitler »als den kommenden Retter Deutschlands angesehen«²⁴⁹ habe und parallelisiert damit den Glauben an Hitler mit dem jüdisch-christlichen Glauben an das Kommen eines Messias. Als heilige Schrift dieser neuen Religion wird dann Hitlers *Mein Kampf* eingeführt: »Hitlers Buch wurde mein Glaubensbekenntnis«²⁵⁰. Neben dem heiligen Buch gilt aber auch das gesprochene Wort Hitlers nicht nur für Baldur von Schirach als Evangelium: »Dann schien jedes Wort [Hitlers] [...] eine Offenbarung zu sein.«²⁵¹ Zusammenfassend spricht Schirach sogar davon, ein Jünger der »Religion« Hitlers gewesen zu sein: »Ich habe oft genug gesagt, daß ich ein gläubiger Anhänger Hitlers war.«²⁵²

Dieser Glauben ist indes keine völlig freie Entscheidung. Von seiner ersten Hitler-Rede in Erinnerung geblieben ist Schirach »nur noch, dass ich beim Klang seiner Stimme aufhorchte. Es war eine ganz andere Stimme, als ich sie bisher von Rednern gehört hatte«²⁵³. Der Akzent sei »fremdartig« gewesen und »zwang gerade dadurch zum Zuhören«²⁵⁴, so dass dem Protagonisten nichts anderes übrig geblieben sei, als »wie gebannt«²⁵⁵ zu lauschen.²⁵⁶ Hitler wird hier als

249 Schirach, S. 22.

250 Ebd., S. 26.

251 Ebd., S. 64.

252 Ebd., S. 73.

253 Ebd., S. 20.

254 Ebd.

255 Ebd., S. 21.

256 Cornelia Epping-Jäger hat den wirkungsbezogenen Einsatz der Stimme bei Hitler im Speziellen und im Nationalsozialismus im Allgemeinen untersucht und weist dabei darauf hin, dass das, was üblicherweise als »Hitlers Stimme« bezeichnet wird, weniger eine Eigenschaft der Person Hitlers, als vielmehr das Produkt einer entsprechenden propagan-

dämonischer Verführer inszeniert, der den jungen Baldur von Schirach, so eine der markantesten Formulierungen des Texts, »verzauberte und seinem Willen unterwarf«²⁵⁷. Deutlich lässt sich hier Sabrows These von der Tendenz zum dämonischen Überzeichnen der Verlockungen des vorkonversionellen Glaubenssystems belegen.

Die Anknüpfung an den religiösen Kontext ist dabei insgesamt betrachtet nicht nur eine Konstruktion des Erzählers, sondern durchaus auch in der NS-Praxis selbst angelegt. So beschreibt der Erzähler ausführlich seine Teilnahme am nationalsozialistischen »Ritual der Fahnenweihe«²⁵⁸, bei dem die Fahnen und Standarten neu aufgestellter SA-Truppen mit der »Blutfahne«, die 1923 bei Hitlers gescheitertem Putschversuch auf dem Marsch zur Münchener Feldherrenhalle vorangetragen worden war und seitdem als »das Heiligtum der Bewegung«²⁵⁹ galt, berührt und dadurch »geweiht« wurden. Die religiöse Dimension wird dabei vom Erzähler allerdings besonders herausgehoben und insbesondere ihr gemeinschaftsstiftender Aspekt betont: »Für uns junge Menschen war das ein sakraler Akt. Und Hitler schien uns in jenen Augenblicken mehr zu sein als ein Politiker.«²⁶⁰ Dabei wird auch die Reinheit und Aufrichtigkeit des Glaubens betont, den Schirach empfunden habe. Als Gegenbild hierzu wird dann Schirachs späterer Gegenspieler Joseph Goebbels als nur äußerlich Überzeugter inszeniert und implizit der eigenen, »ehrlichen« Überzeugung gegenübergestellt:

Dabei hatte ich immer das Gefühl, daß sein [Goebbels'] Einschwenken zu Adolf Hitler mehr eine Verführung war als eine Bekehrung. Geistig und politisch harmonierte er im Grunde wenig mit Hitler.²⁶¹

Doch nicht nur in Kommentaren des Erzählers, sondern auch in der Figurenrede kommt die religiöse Metaphorik immer wieder zum Tragen. Als der junge Baldur von Schirach Hitler auf einer Versammlung als Redner einführen soll, inszeniert er die NS-Ideologie mithilfe eines Goethe-Zitats als »Evangelium«:

distischen medialen und räumlichen Inszenierung war (vgl. Epping-Jäger, Cornelia: »Laut/Sprecher Hitler. Über ein Dispositiv der Massenkommunikation in der Zeit des Nationalsozialismus«. In: *Hitler der Redner*. Hrsg. von Josef Kopperschmidt. München: W. Fink 2003. S. 143–158, hier: S. 152. Vgl. auch Epping-Jäger, Cornelia: »Hitler's Voice: The Loudspeaker under National Socialism«. In: *Intermedialités: histoire et théorie des arts, des lettres et des techniques* 17 (2011). S. 83–104; Epping-Jäger, Cornelia: »Stimmgewalt. Die NSDAP als Rednerpartei«. In: *Stimme. Annäherung an ein Phänomen*. Hrsg. von Doris Kolesch; Sybille Krämer. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2006. S. 147–171).

257 Schirach, S. 29.

258 Ebd., S. 36.

259 Ebd., S. 37.

260 Ebd.

261 Ebd., S. 76.

Ich machte es knapp, indem ich ein Wort Goethes zitierte: »Jede Idee, die als ein Evangelium in die Welt tritt, ist einem stockenden, pedantischen Volk ein Ärgernis und einem viel-, aber leichtgebildeten eine Torheit.« Das Wort hat Adolf Hitler.«²⁶²

Im *Akademischen Beobachter*, dem ›Kampfblatt‹ des Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbundes, habe Schirach geschrieben, dass die NS-Studentenschaft und er sich einer »geschichtlichen Sendung bewußt«²⁶³ seien, während er in einer wörtlich wiedergegebenen Rede am NS-Reichsjugendtag 1932 diesen als »Kundgebung der Liebe und des Glaubens«²⁶⁴ preist. Auch »gegnerische« Protagonisten greifen diese religiöse Inszenierung des NS-Reichsjugendtags auf: »Die gegnerische Presse schrieb am nächsten Morgen anklagend über den »Kinderkreuzzug«²⁶⁵. Schließlich verfasst der junge Protagonist Schirach im religiös-weltanschaulichen Eifer sogar einen Gedichtzyklus mit dem Titel »Das Kreuz von Golgatha«, den Julius Streicher später in seinem nationalsozialistischen Stürmer-Verlag veröffentlichen möchte.²⁶⁶ Hitler selbst werden zudem Worte in den Mund gelegt, mit denen er sich zum Papst stilisiert:

»Ich bestreite dem Heiligen Vater in Rom nicht, daß er in Glaubensfragen unfehlbar ist. Und mir kann niemand bestreiten, daß ich von Politik mehr als jeder andere auf der Welt verstehe. Deshalb proklamiere ich für mich und meine Nachfolger den Anspruch auf politische Unfehlbarkeit.«²⁶⁷

Schirachs Verwendung religiöser Metaphorik steht somit in einem Kontext religiöser Überhöhung Hitlers, die dieser auch als Strategie der Selbstinszenierung eingesetzt habe. Schirachs eigener Sprachgebrauch nimmt sich so lediglich als Beitrag zum nationalsozialistischen Mainstream aus. Dabei wird auch Hitler selbst als vom Glauben verblendeter, religiöser Fanatiker beschrieben, dessen eigener Glaube aber erst durch den Glauben anderer möglich geworden sei:

Diese grenzenlose, fast religiöse Verehrung, zu der ich ebenso beigetragen habe wie Goebbels, Göring, Heß, Ley und zahllose andere, hat in Hitler selbst den Glauben gefestigt, daß er mit der Vorsehung im Bunde war.²⁶⁸

Der Erzähler beurteilt diese Verherrlichung aus seiner späteren Sicht als maßlos und damit deutlich negativ: »Er war der Mann, den das deutsche Volk wollte und den wir selbst durch maßlose Verherrlichung zum Herrn unseres Schicksals gemacht haben.«²⁶⁹ Gleichzeitig wird an dieser Stelle eine starke Abwägung

262 Ebd., S. 47.

263 Ebd., S. 82.

264 Ebd., S. 159.

265 Ebd., S. 160f.

266 Ebd., S. 70.

267 Ebd., S. 89.

268 Ebd., S. 160.

269 Ebd.

einer individuellen Schuld spürbar; während der individuelle, jugendlich-naive Glaube zwar immer wieder betont wird (»Ich glaubte an Hitler, seit ich ihn als Siebzehnjähriger kennengelernt hatte.«²⁷⁰), verliert dieser doch neben der Verehrung durch »Goebbels, Göring, Heß, Ley und zahllose andere«, ja sogar durch »das deutsche Volk« in seiner Gesamtheit, stark an Bedeutung.

Der Erzähler selbst wahrt dabei eine deutliche Distanz zu den damaligen religiösen Deutungsmustern der Figur und kommentiert sie dementsprechend eher herablassend. Nach einem kurzen Gefängnisaufenthalt im Juli 1931 wird der Protagonist Baldur von Schirach zur gefeierten Figur der NS-Bewegung, was der Erzähler wiederum als serielle Massenproduktion (»stempeln«) der NS-Propaganda entlarvt: »Es gehörte zu unserer Propaganda, jeden zum Märtyrer zu stempeln, der mit den »Kerkern des Systems« Bekanntschaft machte.«²⁷¹

Auffällig ist dabei, dass diese negativ konnotierte Verwendung religiöser Metaphorik vor allem im ersten Teil von *Ich glaubte an Hitler* vorkommt. Ungefähr ab Kapitel 20 nimmt dies deutlich ab; statt der Beziehung zu Hitler bilden nun die eigenen Tätigkeiten Schirachs sowie anderer Protagonisten den Hauptgegenstand der Erzählung. In diesen Rahmen gehört auch ein erstes Zeichen einer sich anbahnenden Abkehr von der NS-Religion, nämlich die Einführung eines neuen Propheten, der aber ungehört bleibt. So habe der mit Schirach befreundete Schriftsteller Colin Ross diesen früh von einem drohenden Kriegseintritt der USA überzeugen, sich hingegen bei Hitler kein Gehör verschaffen können: »Der Prophet gilt nichts im eigenen Lande.«²⁷² Die Erzählung strebt schließlich ab dem zweiten Drittel des Texts deutlich auf einen Höhepunkt zu, der in Kapitel 34 mit der Schilderung des endgültigen Bruchs mit Hitler erreicht wird.

Für die ersten zwei Drittel des Texts lässt sich an dieser Stelle aus den obigen Ausführungen die These bestätigen, dass *Ich glaubte an Hitler* typische Merkmale religiöser Konversionserzählungen aufweist. Dazu zählen einerseits die negative und abwertende Schilderung der »vorkonversionellen Phase« des Lebens, andererseits aber auch Einfühlungsvermögen für das frühere »Ich« und eine dämonisierende Überakzentuierung der Verführungskraft äußerer Umstände. Dies entspricht der von Martin Sabrow als typisch beschriebenen Form der Autobiographie, in der Verfehlungen nicht geleugnet werden, sondern durch die Veränderung zum Guten in den Rahmen einer rhetorischen Apologie im *status qualitatis* eingebettet werden. Aus gattungstheoretischer Sicht können autobiographische Texte, die eine religiös kodierte Veränderung der Figur zum

270 Ebd., S. 159.

271 Ebd., S. 98.

272 Ebd., S. 259.

Thema haben, also auch als eine Spielart der Autobiographie als Apologie beschrieben werden.

Im Folgenden wird untersucht, ob diese Anlehnung an das Strukturmuster der Konversionserzählung im Fortgang der Handlung ebenfalls beibehalten wird und sich auch der Bruch mit Hitler sowie die darauffolgende Zeit mit den für diese Phasen jeweils typischen Merkmalen beschreiben lassen.

2.1.6 Konversion auf dem Obersalzberg

Ausgerechnet über das markanteste Merkmal der Konversionserzählung, das Konversionsereignis selbst, lassen sich aus der Sicht der soziologischen Konversionsforschung kaum konkrete Aussagen treffen. Zu unterschiedlich und individuell sind hier die jeweiligen Erfahrungen eines Konversionsereignisses, als dass sich verallgemeinerbare Kriterien für eine Typologie finden ließen. Konversionen können durch persönliche, mystische Erfahrungen und Visionen ebenso wie durch äußere Anstöße – und seien sie so subtil wie eine »tolle, lege« rufende Kinderstimme bei Augustinus²⁷³ – ausgelöst werden. Das Spektrum reicht von völlig verinnerlichten Erfahrungen bis hin zu zunächst rein äußerlichen Einflüssen. Ein klares Bild einer ›typischen‹ Konversion, so viel lässt sich festhalten, gibt es nicht. Ulmer spricht daher davon, dass das Konversionsereignis selbst der »schwierigste Teil der Erzählung«²⁷⁴ sei, bei dem die Erzählung aufgrund des Fehlens verbindlicher Konventionen an die »Grenzen der Darstellbarkeit und Nachvollziehbarkeit«²⁷⁵ stoßen würde.

Im Falle von *Ich glaubte an Hitler* handelt es sich um einen eher äußeren Auslöser, der in Kapitel 34 die schon länger gehegten Zweifel des Protagonisten endgültig zur Gewissheit werden lässt. Anlässlich eines Besuchs auf dem Obersalzberg gerät Baldur von Schirach mit Hitler und Goebbels aufgrund der Wiener Politik aneinander. Als Schirachs Frau Henriette dann noch die schlechte Behandlung der Juden im NS-Staat anspricht, kommt es zum Eklat: Nach einem Wutanfall Hitlers will Schirach sich von Hitler lossagen, vermag jedoch nicht, sein Amt niederzulegen. Dennoch verlässt er den Obersalzberg ohne Abschied und mit der festen Überzeugung, nicht mehr zu Hitler und seinen Vasallen zu gehören.

Während dieses ›Konversionsereignis‹ selbst inhaltlich nur geringe rhetorische Relevanz besitzt, so ist doch die Positionierung des Abfalls von Hitler im

273 Vgl. Aug. conf. VIII 12, 29.

274 Ulmer, Bernd: »Konversionserzählungen als rekonstruktive Gattung. Erzählerische Mittel und Strategien bei der Rekonstruktion eines Bekehrungserlebnisses«. In: *Zeitschrift für Soziologie* 17/1 (1988). S. 19–33, hier: S. 26.

275 Ebd.

entsprechenden Kapitel und die Schilderung des Weges dorthin einer gesonderten Analyse wert. Auch wenn der gesamte Text von *Ich glaubte an Hitler* auf diesen einen Höhepunkt hin ausgerichtet ist, so hebt sich doch Kapitel 34 stilistisch und vor allem dispositorisch derart vom restlichen Text ab, dass hier eine besonders textnahe Analyse notwendig ist. Das Kapitel präsentiert sich dabei inhaltlich dreigeteilt. Im ersten Teil des Kapitels wird Schirachs Reaktion auf den Ausbruch des Angriffskriegs gegen Russland geschildert. In einer Art Analepse wird dann Martin Bormanns Einfluss auf Hitler erörtert. Erst abschließend wird Schirachs Bruch mit Hitler geschildert.

Das Kapitel beginnt am Abend des 21. Juni 1941 mit einer Zugreise des Protagonisten nach Berlin, wo er als Wiener Reichsstatthalter das Endspiel der deutschen Fußballmeisterschaft besuchen möchte. Aus dem Radio erfährt Schirach am Morgen des darauffolgenden Tages vom Angriff Deutschlands auf die Sowjetunion. Dies wird zum Anlass genommen, um auf den auch beim Nürnberger Prozess erhobenen Vorwurf der Vorbereitung eines Angriffskriegs einzugehen. Von den Planungen des Kriegs gegen Russland will Schirach zwar Gerüchte gehört, diesen aber keinen Glauben geschenkt haben:

Als 1939 der Nichtangriffspakt mit der Sowjetunion geschlossen wurde, hatte ich Hitler als Realpolitiker bewundert. Und in den letzten Wochen hatte ich jeden für verrückt erklärt, der den umlaufenden Gerüchten von einem bevorstehenden Angriff auf Rußland Glauben schenkte.²⁷⁶

Dementsprechend betroffen sei er nach Kriegsausbruch gewesen. Ein mögliches klärendes Gespräch mit Hitler habe er ausgeschlagen, da ihn die Ereignisse regelrecht sprachlos gemacht hätten: »Ich wußte einfach nicht, was ich Hitler an diesem Tag hätte sagen sollen.«²⁷⁷ Dabei herrscht hier bereits eine recht hohe Identifikation des Erzählers mit dem erlebenden Ich vor, was im Folgenden durch die Verwendung einer zukunftsungewissen Prolepse nahegelegt wird:

Und wieder, wie schon vor einem Jahr nach dem Sieg über Frankreich, wurde ich schwankend, als Tag für Tag die Sondermeldungen aus dem Führerhauptquartier »Wolfsschanze« nicht abrisen. Immer neue Erfolge der deutschen Truppen wurden aus Russland gemeldet. Sollte Hitler erneut, wie schon in Polen und Frankreich, einen Blitzsieg erringen?²⁷⁸

Später, als Schirach mehr mit Hitler zu besprechen gehabt habe, sei es ihm zunehmend schwerer gefallen, zu diesem vorzudringen. Denn inzwischen habe Hitlers Kanzleichef Martin Bormann diesen mehr und mehr von der Außenwelt

276 Schirach, S. 280.

277 Ebd., S. 281.

278 Ebd.

abgeschirmt.²⁷⁹ Hier setzt nun eine Art Analepse ein, jedoch in recht unauffälliger Form. Sie umfasst ca. 20 Prozent des Kapitels; über die genaue Reichweite lässt sich aus dem Text nichts entnehmen, so dass man auch von einem Exkurs, also einer eher thematischen als chronologischen Abschweifung, sprechen könnte. Dieser Eindruck wird noch dadurch verstärkt, dass sich im vorangehenden Kapitel 33 bereits eine Analepse mit einer rückblickenden Schilderung des Verhältnisses zu Bormann findet, in der die Reichweite zu Beginn deutlich spezifiziert wird: »Ich hatte Bormann 1928 kennengelernt.«²⁸⁰ In Kapitel 34 hingegen hebt der Erzähler nach der Feststellung, dass Bormann inzwischen eine wichtige Rolle neben Hitler eingenommen habe, zu einigen Erläuterungen bezüglich dessen Charakter und Arbeitsweise ab, die zwar auch die Vergangenheit und Anfänge von Bormanns Tätigkeit berühren; gegenüber Kapitel 33 wird hier allerdings nur mit vagen Zeitangaben wie »anfangs«, »bald« oder »schließlich« gearbeitet. Überhaupt werden weniger einzelne Taten als bestimmte, regelmäßig zu Tage tretende Wesenszüge Bormanns in iterativer Erzählweise herausgestrichen. Angaben wie »stets«, »immer« oder »täglich« ergänzen die vagen Verlaufsadverbien. So habe Bormann etwa Anfragen an Hitler meist direkt beantwortet und aus verschiedenen aufgezeichneten Äußerungen eine Antwort im Stile Hitlers formuliert. Gerade hier sei viel Unheil geschehen, denn Hitler habe bekanntermaßen oft widersprüchliche Aussagen getätigt: »Bormann wählte stets die radikalste, brutalste«²⁸¹ – eine Information, über die der Erzähler eigentlich gar nicht verfügen kann, ohne die Grenze zum allwissenden Erzählen zu sprengen. Die Figur »Baldur von Schirach« kommt als Handelnder allenfalls am Rande vor, während der gesamte Absatz aus der auktorialen Perspektive zum Zeitpunkt des Abfassens kommentiert wird.

Mangels konkreter Zeitangaben ist der Beginn der Analepse nur schwer zu fassen. Ihr Ende hingegen ist deutlich offensichtlicher. Der Erzähler reflektiert abschließend über die Bedeutung Bormanns aus der »heutigen« Sicht des Schreibenden und verteidigt diesen: »Deshalb finde ich es geschichtlich falsch, alle Schuld auf Martin Bormann abzuwälzen.«²⁸² Auch dies entfaltet durchaus rhetorische Wirkung; indem andere, als deutlich radikaler bekannte NS-Protagonisten verteidigt werden, entlastet Schirach sich als weniger extremen Vertreter des Regimes letztlich selbst.²⁸³

Der Text blendet dann in einem neuen Absatz zu einem Ereignis über, das im

279 Vgl. ebd., S. 282.

280 Ebd., S. 272.

281 Ebd., S. 282.

282 Ebd., S. 284.

283 Diese Verteidigung anderer NS-Protagonisten lässt sich dabei als eine Art defensives Gegenstück zur weiter unten behandelten Praxis des Lobens in Erich Raeders *Mein Leben* auffassen.

April 1943 stattgefunden habe.²⁸⁴ Ein ausführlich szenisch erzählter Telefonanruf Eva Brauns läutet diese Episode ein, wobei auch der Wahrnehmungshorizont des erlebenden Ichs wieder verstärkt in den Vordergrund tritt. Dies steht in deutlichem stilistischen Kontrast zur Form der starken Raffung und dem Vermeiden konkreter Zeitangaben in der auktorial erzählten Analepse, wodurch ein klarer Bruch zwischen beiden Textteilen entsteht. Die Analepse wird durch den Absatz und diesen extremen Stilwechsel als nicht direkt an den weitergehenden Text anschlussfähig ausgewiesen und legt dadurch die Leseweise einer nur partiellen Analepse nahe. Nach einer solchen partiellen Analepse wäre folgerichtig der Rücksprung zum Zeitpunkt der Erzählung zu Beginn der Analepse als legitim zu erwarten. Tatsächlich aber führt der Zeitsprung hier fast zwei Jahre zu weit – die Haupterzählung setzt im April 1943 wieder ein; zu Beginn der Analepse befand sich die Handlung noch beim Kriegsausbruch mit Russland im Juni 1941. Durch den Mangel an konkreten Zeitangaben in der Charakterisierung Bormanns verschwindet diese Information aber aus dem Blick der Leserschaft. Es handelt sich hierbei also um eine Ellipse mit einem Umfang von fast zwei Jahren, die aber dadurch verschleiert wird, dass der von der Leserschaft nicht nur zugestandene, sondern sogar erwartete Zeitsprung als Abschluss der Bormann-Episode mit der Konvention der Rückkehr zum Ausgangspunkt bricht. Nur durch eine außergewöhnliche Gedächtnisleistung oder ein Zurückblättern und Vergleichen der Jahreszahlen kann die Ellipse von Seiten der Leserschaft aus bemerkt werden.²⁸⁵ Die in den allgemeinen Lesegewohnheiten verankerten narrativen Grundmuster zu Analepsen ermöglichen somit eine potenzielle Unsichtbarkeit der Ellipse.

Die erst 1943 wieder einsetzende Handlung schildert dann das Ende von Schirachs Hitler-Verehrung. Im erwähnten Telefonanruf Eva Brauns im April 1943 wird Schirach zunächst ohne Angabe von Gründen auf den Obersalzberg zitiert. Die starke Stilisierung des Abschnitts sowie die wörtliche Wiedergabe des Anrufs, durch die Erzählzeit und erzählte Zeit zur Deckung kommen, weisen dabei klare Parallelen zur von der soziologischen Forschung untersuchten

284 Vgl. Schirach, S. 284.

285 Auch wenn dies sicher weit von einer aussagekräftigen empirischen Untersuchung entfernt ist, sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, dass ich den Text im Rahmen meiner Unterrichtstätigkeit drei verschiedenen Studierendengruppen zur Analyse vorgelegt habe. Es handelte sich hierbei um das Proseminar »Rhetorik und Autobiographie« (Seminar für Allgemeine Rhetorik, Eberhard Karls Universität Tübingen, Sommersemester 2013), das Proseminar »Rhetorik und nationalsozialistische Rechtfertigung nach 1945« (Seminar für Allgemeine Rhetorik, Eberhard Karls Universität Tübingen, Sommersemester 2014), sowie das zweite Semester im Bachelorstudiengang »Sprechkunst« an der Musikhochschule Stuttgart (Sommersemester 2016). Trotz des ausdrücklichen Hinweises, die Disposition und die chronologische Ordnung des Texts zu analysieren, ist der fehlende Zeitraum von fast zwei Jahren den Studierenden zunächst in keiner der Gruppen aufgefallen.

Struktur mündlicher Konversionserzählungen auf. Ulmer etwa führt das wörtliche Zitieren als typische Veränderung der Erzählweise im Umfeld des Konversionsereignisses an.²⁸⁶

Einige selektive, allerdings nicht mit Zeitangaben versehene Rückblenden belegen im Anschluss daran, dass Schirach zu diesem Zeitpunkt bereits als Rebell verrufen gewesen sei. Goebbels habe ihn gar als eine Art Intimfeind angesehen, da er die ›Kristallnacht‹ »als Kulturschande und Verbrechen bezeichnet hatte.«²⁸⁷ In Wien habe Schirach als Statthalter zudem alles getan, um die Freiheit der Kunst zu fördern und damit den Zorn der NS-Führung und des Propagandaministeriums auf sich gezogen.²⁸⁸

Dabei inszeniert sich Schirach als Freund aller Künstler und »Kulturfeind Nr. 1« der Nazi-Propaganda: »Die Wiener Künstler waren auf meiner Seite. Und viele Künstler in ganz Deutschland merkten auf. Doch das Berliner Propagandaministerium, allen voran Dr. Goebbels, sah in mir den Kulturfeind Nr. 1.«²⁸⁹ Hitler selbst habe gar die von Schirach veranstaltete Ausstellung »Junge Kunst im Dritten Reich« verbieten wollen: »Herr von Schirach, ich wünsche solche Ausstellungen nicht. Das ist Sabotage.«²⁹⁰ Vor allem ein Bild, das einen grünen Hund gezeigt habe, sei dem ›Führer‹ ein Dorn im Auge gewesen: »Damit mobilisieren Sie alle Kulturbolschewisten und Reaktionäre gegen mich. Das ist nicht Jugenderziehung, das ist Erziehung zur Opposition!«²⁹¹

An dieser Stelle wird nichts weniger versucht, als die durch Schirach als Reichsjugendführer und Reichsstatthalter betriebene Erziehung zur kultischen Verehrung Hitlers über den Umweg der Kunst zu einem revolutionär-oppositionellen Erziehungsideal umzudeuten. Der Erzähler schildert die Figur hier also bereits als Rebell gegen Hitler, wenn auch nur auf künstlerischem Gebiet. Die Identifikation mit dem erlebenden Ich fällt ab diesem Kapitel ausgesprochen stark aus, so dass sich zukunfts-gewisse Prolepsen nach dem Muster »Heute aber weiß ich ...« nur noch gelegentlich als Möglichkeit zum Rekurs auf dem Protagonisten noch unbekannt Informationen finden, nicht mehr aber zur Abgrenzung von diesem. Vorherrschend ist vielmehr die durch zukunftsungewisse Prolepsen und innere Monologe zum Ausdruck kommende Übernahme der Wahrnehmungen und Gefühle des erlebenden Ichs, analog zur Einschränkung des Erlebnishorizonts auf das Erleben einer handelnden Figur in der internen Fokalisierung. Der Weg zum Bruch mit Hitler lässt sich dadurch aus der Innenperspektive mitverfolgen.

286 Vgl. Ulmer 1988, S. 22.

287 Schirach, S. 285.

288 Ebd., S. 287.

289 Ebd.

290 Ebd., S. 288.

291 Ebd.

Auf die Einladung Eva Brauns auf den Obersalzberg reagiert der zum Kritiker gereifte Protagonist verwundert und überrascht. Dabei spekuliert er über die Gründe für diese plötzliche Einladung, wobei die inneren Vorgänge der Figur offengelegt werden:

Was sollte jetzt diese neue Einladung auf den Berghof? War das ein Angebot zur Versöhnung? Würde alles wieder so werden wie früher? Unendlich viel war geschehen, seit ich in ihm den Retter Deutschlands gesehen hatte. In vielen Dingen war ich inzwischen anderer Meinung. Ich zweifelte, und doch glaubte ich immer noch an ihn. Noch hoffte ich, daß wir diesen Krieg gewinnen würden.²⁹²

Mit der Formulierung »glaubte ich immer noch an ihn« wird hier eine nahende Konversion angedeutet. Im Gegensatz zur früheren Bewunderung von Ritualen wie der ›Fahnenweihe‹ wird nach der Ankunft auf dem Obersalzberg dann auch der dort ebenfalls stark ritualisierte Tagesablauf als bedrückend und langweilig empfunden. Die Kritik am täglichen Verdauungsspaziergang und der daran anschließenden Teestunde lässt sich so gewissermaßen als Ablösung von den NS-typischen Abläufen lesen:

Dieser Verdauungsspaziergang von zwanzig Minuten gehörte zum Hitlerschen [sic] Ritual. [...] Niemand, der das nicht miterlebt hat, kann sich die tödliche Langweile vorstellen, die während dieser Teestunden herrschte.²⁹³

Das erlebende Ich fühlt sich zunehmend wie ein Fremder; auf dem Rückweg von der Teestunde seien Schirach und seine Frau »isoliert, wie unter einer Glasglocke«²⁹⁴ gewesen. Die innere Konversion ist also im Grunde längst vollzogen und wird bei der Schilderung der anschließenden Ereignisse nur noch offiziell nach außen nachvollzogen. Nachdem Schirach auf dem Obersalzberg zunächst durch einen Vorschlag zur besseren Behandlung der Ostgebiete in einen Streit mit Hitler gerät, kommt es beim abendlichen Beisammensein zum endgültigen Eklat. Henriette von Schirach, Baldur von Schirachs Frau, spricht die Behandlung der Juden an und provoziert damit einen Wutanfall Hitlers. Der zur Gesellschaft hinzukommende Goebbels nutzt die hierdurch gereizte Stimmung für eine Generalabrechnung mit Schirachs Politik, in die Hitler dann einstimmt und sowohl Wien als auch Schirach heftig beschimpft. Diesem kommen nun deutliche Zweifel, ob Hitler noch immer der von ihm einst angebetete Retter Deutschlands sei:

292 Ebd., S. 288.

293 Ebd., S. 291.

294 Ebd., S. 292.

Hitlers Gesicht war von Haß verzerrt. War das noch der Mann, der fünf Jahre vorher vom Balkon der Wiener Hofburg einer jubelnden Menge zugerufen hatte: »Vor der Geschichte melde ich die Heimkehr meiner Heimat in das deutsche Reich. [sic]«²⁹⁵

Daraufhin bekennt Schirach sich nun zu seinem neuen Unglauben und beschließt, sein Amt niederzulegen. Dies scheitert jedoch am noch immer stärkeren Willen Hitlers:

Ich stand auf und sagte: »Unter diesen Umständen, mein Führer, gebe ich Ihnen meinen Auftrag zurück«. Hitler fixierte mich kalt: »Darüber haben nicht Sie zu entscheiden. Sie bleiben, wo Sie sind.« Es war vier Uhr morgens geworden. Ohne Abschied fuhren wir nach Wien zurück. Ich war in Reichsverschiff geraten, so nannten wir damals die allerhöchste Ungnade. Und ausgerechnet von mir hatte sich Hitler doch einmal sehr Großes versprochen, wie er sich am 24. Juni 1942 beim Abendessen in der »Wolfsschanze« ausgedrückt hatte. Trotzdem blieb ich auf meinem Posten in Wien, bis alles zu Ende war.²⁹⁶

Ein letztes Mal schimmert hier ein Rest religiöser Metaphorik durch, wenn Schirach berichtet, in »allerhöchste Ungnade« gefallen zu sein, wird unter Ungnade im theologischen Kontext doch gemeinhin eine große Ferne von Gott verstanden. Gleichzeitig markiert der Begriff der Ungnade hier auch einen Zwischenbereich zwischen Religion und säkularer Macht, kann er sich doch sowohl auf göttliche Gnade als auch die Gnade eines Herrschers beziehen. Noch einmal wird betont, dass für Schirach die Ablösung nun vollkommen vollzogen worden sei. Hitler selbst habe ihn von nun an als Gegner gesehen, was mittels einer zukunftsgewissenen Prolepse verdeutlicht wird: »Am 22. April 1943, zwei Tage nach seinem Geburtstag, erwähnte Hitler auf dem Berghof auch Speer gegenüber, er befürchte, ich sei «in die Fangarme der Wiener Reaktion» geraten und besäße wohl ²keinen klaren Blick für die Interessen des Reiches mehr.«²⁹⁷ Sogar ein Vorgehen gegen Schirach sei damals erörtert worden:

Wie ich später in Nürnberg durch Ribbentrop erfuhr, soll Hitler 1943 in einer Unterredung mit Himmler sogar über die Möglichkeit gesprochen haben, mich vor den Volksgerichtshof stellen zu lassen.²⁹⁸

Die Konversion bricht sich nun auch auf stilistischer Ebene Bahn; die zukunftsgewissene Prolepse wird hier nicht länger zur Abgrenzung des Erzählers vom erlebenden Ich genutzt, sondern als Zeichen eines andauernden Einverständnisses. Hiermit endet das Kapitel. Der Zeitraum zwischen Juni 1941 und

295 Ebd., S. 293.

296 Ebd., S. 294.

297 Ebd.

298 Ebd., S. 295.

April 1943 bleibt – mit Ausnahme von Hitlers Bemerkung »am 24. Juni 1942 beim Abendessen in der »Wolfsschanze«« – vorerst unerwähnt.

Sowohl in der Darstellung der historischen Forschung, als auch im Text von *Ich glaubte an Hitler* selbst, fällt just in diese Zeit der Höhepunkt der Judendeportation aus Wien unter dem Reichsstatthalter Baldur von Schirach.²⁹⁹ Aus apologetischer Sicht besteht also guter Grund, diesen Zeitraum zunächst auszusparen. Die Schilderung der Judendeportationen erfolgt so erst ein Kapitel später, nach der Schilderung von Himmlers Posener Rede und Schirachs entsetzter Reaktion – dann allerdings in Form einer Analepse.³⁰⁰ Durch die fortschreitende Haupthandlung ist Schirach hier nach seinem Streit mit Hitler 1943 zum Widerstandskämpfer mutiert und durch Himmlers Posener Rede endgültig zum Regimegegner geworden. Der Vorwurf der Untätigkeit und Gleichgültigkeit, der bei chronologischer Darstellung der Dinge für den Zeitraum von 1941 bis 1943 schnell bei der Hand wäre, verliert angesichts dieser Entwicklung Schirachs deutlich an Schlagkraft.

Doch liegt der Grund für diese geschickt getarnte ›Vorverlegung‹ des Konversionsereignisses nicht nur im Verschleiern einer kritischen Episode. Es scheint sich dabei auch um ein wiederkehrendes Muster religiöser Konversionserzählungen zu handeln. Erneut lohnt der Vergleich mit den Ergebnissen der soziologischen Konversionsforschung. So ist laut Ulmers Ergebnissen insbesondere die Abkehr von einer chronologischen Reihenfolge ein typisches Merkmal der Konversionserzählung:

Allerdings genügt es nicht, wenn die Erzähler ihre Erlebnisse einfach nur in einer chronologischen Abfolge präsentieren. Um das kommunikative Problem von Konversionserzählungen in den Griff zu bekommen, müssen sie ihre Biographie unter gleichsam dramaturgischen Gesichtspunkten aufbereiten. [...] Erst wenn es den Erzählern gelingt, die Konversion in ihre Biographie einzubinden oder umgekehrt die biographischen Begebenheiten im Hinblick auf ihre Konversion zu ordnen, kann die Bekehrung insgesamt und das religiöse Schlüsselerebnis im besonderen den Zuhörern plausibel gemacht werden.³⁰¹

Auch Wojtczak weist darauf hin, dass das Konversionsereignis zwar die gesamte Erzählung präge, sein Ort in ihr jedoch keineswegs festgelegt sei.³⁰² Konkreter wird Sabrow, der das Vorverlegen des Konversionsereignisses innerhalb der Chronologie als rhetorische Notwendigkeit politischer Dekonversionserzählungen begrift:

299 Wortmann legt zudem nahe, dass Schirach entgegen der Beteuerungen in *Ich glaubte an Hitler* bereits seit Mai 1942 um das Schicksal gewusst habe, das die Juden in den KZs erwartete (vgl. Wortmann 1982, S. 205f.).

300 Vgl. Schirach, S. 298–300.

301 Ulmer 1990, S. 289f.

302 Vgl. Wojtczak 2006, S. 180f.

Alles kommt in dieser Schreibstrategie darauf an, die eigene Abkehr oder zumindest die heimliche Distanzierung oder den wachsenden Zweifel so weit wie möglich in die Vergangenheit zu verlegen, um die Akzeptanz in der veränderten Welt der Gegenwart zu erhöhen und die nach dem Abfall aufgebaute Ich-Identität zeitlich möglichst weit zu strecken.³⁰³

So konstatiert Sabrow in seiner Analyse, dass etwa der SED-Funktionär Günter Schabowski in seiner Autobiographie »den Weg zu seinem Damaskuserlebnis so weit wie möglich in die Vergangenheit zurück[verlagert]«³⁰⁴ habe.

In *Ich glaubte an Hitler* finden sich demgegenüber gleich zwei Arten der Verlagerung: Zum einen wird ein Ereignis, das möglichst weit in der Chronologie zurückliegt, als Konversionsereignis ausgewählt und stilisiert, um dem Opportunismus-Vorwurf des zu späten Überlaufens (erst nach dem Krieg) zu begegnen. Außerhalb von *Ich glaubte an Hitler* dürfte Baldur von Schirach nach April 1943 eher weniger als deutlicher Gegner des NS-Systems wahrgenommen worden sein, zumal er ja, wie er selbst einräumt, »auf meinem Posten in Wien, bis alles zu Ende war«³⁰⁵, blieb. Zum anderen wird die als Konversionsereignis ausgewählte Situation aber auch innerhalb des Texts künstlich nach vorne verlagert, was in Kapitel 34 durch die verschleierte Ellipse im Umfang von zwei Jahren stattfindet.

2.1.7 Das gute Ich: nach der Konversion

Die Verlagerung der Abkehr von Hitler in den April des Jahres 1943 macht eine sehr aufwändige Inszenierung der darauffolgenden Jahre als Reichsstatthalter notwendig, um das Narrativ des Konvertiten trotz der fortgesetzten Tätigkeit als NS-Politiker nicht zu gefährden. Da insbesondere in diesem Teil von *Ich glaubte an Hitler* neben der eigenen Entwicklung des Protagonisten auch Taten und Ereignisse im Vordergrund stehen und auf eine bestimmte Art und Weise dargestellt werden, ist hier in der Analyse der Rekurs auf die geschichtswissenschaftliche Forschung unvermeidlich, um das im Text entworfene Geschichtsbild ins richtige Verhältnis zu setzen. Ohne also den Schwerpunkt auf die Frage nach dem »Wie?« der Inszenierung aufzugeben, wird im Folgenden auch verstärkt auf die Fragen »Was?« und »Ob?« eingegangen, um den behaupteten Referenzgehalt von *Ich glaubte an Hitler* entsprechend einordnen zu können.

Während die ersten Kapitel in *Ich glaubte an Hitler* sich zeitlich gelegentlich

303 Sabrow 2012, S. 9.

304 Ebd., S. 12.

305 Schirach, S. 294.

sogar überlappen,³⁰⁶ zumindest aber sehr dicht aufeinanderfolgen, beschleunigt sich die Erzählung insbesondere zum Kriegsende hin stark. Zwischen Kapitel 34 und 35 liegt dem Text nach eine Ellipse mit einem Umfang von einem Jahr vor – von Schirachs Bruch mit Hitler im April 1943 bis zu Himmlers Zweiter Posener Rede »[a]m 29. Mai 1944«³⁰⁷. Die Posener Rede ist allerdings falsch datiert – tatsächlich wurde sie im Oktober 1943 gehalten.³⁰⁸ Ob es sich hierbei um erzählerische Freiheit oder eine einfache Verwechslung handelt, lässt sich nicht rekonstruieren. Die im Text verwendete Datierung legt immerhin nahe, dass Schirach bis kurz vor Kriegsende nichts vom Holocaust wusste – was in der historischen Forschung inzwischen als widerlegt gilt.³⁰⁹ Ob die Ellipse aber nun einen Umfang von sechs Monaten oder einem Jahr hat – von Überlappung zwischen den Kapiteln kann hier keine Rede mehr sein.

Auch zwischen Kapitel 35 und 36, in dem der Krieg bereits verloren ist und Schirach Hitler im Februar 1945 zum letzten Mal begegnet, liegt ein Zeitraum von knapp einem bzw. nach korrekter Datierung der Posener Rede zwei Jahren. Die wichtige späte Kriegszeit, in der Schirach wider besseren Wissens keine Anstrengungen zum Widerstand unternommen hat, fehlt so fast völlig.

Gleichzeitig vollzieht sich in der stark gerafft erzählten Zeit nach dem ›Konversionsereignis‹ auf dem Obersalzberg die endgültige Wandlung der Figur zum Erzähler. So sind innere Monologe des Protagonisten nunmehr eher Regelfall als Ausnahme. Auch wird der zuvor nur nach innen gehegte Widerstand nun zunehmend nach außen getragen. Nach Himmlers Posener Rede, deren Existenz und Kenntnis ein nicht zu unterschätzendes Eingeständnis Schirachs darstellt,³¹⁰ fragt sich der Protagonist: »Wem konnte man trauen?«³¹¹, und

306 Etwa zwischen den Kapiteln 2 und 3, vgl. Schirach, S. 34f.

307 Ebd., S. 296.

308 Vgl. hierzu auch Brechtken 2012, S. 85.

309 Wortmann plausibilisiert demgegenüber, dass Schirach bereits ab Mai 1942, also lange vor Himmlers Posener Reden, um den Holocaust gewusst habe (vgl. Fußnote 299).

310 Dies ist ein markanter Unterschied zum Nürnberger Prozess, in dem Schirach die damals noch unbekanntes Zweite Posener Rede mit keinem Wort erwähnt und sich bezüglich seiner Kenntnisse über den Holocaust auf ein vor allem von seinem Freund Colin Ross kolportiertes Hörensagen berufen hatte (vgl. *International Military Tribunal: Der Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof. Nürnberg, 14. November 1945–1. Oktober 1946*. O. O.: Reichenbach 1994. Bd. 14, S. 474f. Im Folgenden als ›NP‹ wiedergegeben). Albert Speer kämpfte hingegen zeitlebens erbittert gegen den vor allem von Erich Goldhagen vertretenen Vorwurf an, bei Himmlers Rede anwesend gewesen zu sein (vgl. Fest, Joachim: *Die unbeantwortbaren Fragen. Notizen über Gespräche mit Albert Speer zwischen Ende 1966 und 1981*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verlag 2006, S. 160–165), und notierte in einem erst 2007 bekannt gewordenen Brief in einer Mischung aus Bewunderung und Verachtung: »Wer wird mir glauben, dass ich dies unterdrückt habe, dass es leichter gewesen wäre, dieses alles in meinen Erinnerungen zu schreiben, wie Schirach es getan hat?« (Thomas, Gina: »Albert Speer. Es besteht kein Zweifel, ich war zugegen«. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 59 (10. 3. 2007). S. 33). Die

überlegt gemeinsam mit seinem Freund Colin Ross offen, Hitler durch einen Staatsstreich abzusetzen. Auch hierbei wird die Innenperspektive der Figur nicht verlassen:

Aber wer wäre zu einem solchen Staatsstreich in der Lage gewesen? Reichsmarschall Hermann Göring, der zwar bei Hitler in Ungnade gefallen war, offiziell aber noch immer als der vom Führer bestimmte Nachfolger galt?³¹²

Schirach gibt sogar an, Göring tatsächlich aufgesucht und zum Putsch gedrängt zu haben, was aber an Görings Trägheit und Resignation gescheitert sei. Ein Überprüfen dieser Behauptung dürfte angesichts des intimen Charakters des Gesprächs und Görings Suizid unmöglich sein. Ungeachtet ihres Referenzgehalts ist die hier angedeutete Veräußerlichung der Konversion nach Ulmer aber ein typisches Muster, das in Konversionserzählungen bei der Schilderung der nachkonversionellen Phase verstärkt auftritt.³¹³ Schirachs offene Widerstandspläne, die dann mit Colin Ross und Göring besprochen werden, füllen dieses Muster in *Ich glaubte an Hitler* aus und verorten die Erzählung auch nach der Konversion noch immer im Rahmen der gängigen Konversionstopik.

Nach Görings Ablehnen eines Staatsstreichs gibt Schirach seine Widerstandspläne allerdings auf. Es kommt schließlich zu einem letzten Treffen mit Hitler, bei dem die Dekonversion Schirachs endgültig bestätigt wird:

So verabschiedeten wir uns zum letztenmal [sic]: Er in dem Glauben, daß ich zwei Millionen Wiener im Kampf opfern würde, um sein Leben zu verlängern – ich in der Überzeugung, daß das Reich längst verloren sei und daß ich nicht mehr für Hitler zu kämpfen hätte, sondern nur noch für die Erhaltung einer Stadt und ihrer Menschen.³¹⁴

gängige Lehrmeinung, dass Himmlers 2. Posener Rede erst 1971 von Erich Goldhagen entdeckt und damit der Öffentlichkeit bekannt geworden sei (vgl. Krebs/Tschacher 2007, S. 164), ist vor dem Hintergrund von *Ich glaubte an Hitler*, das 1967 erschien, in Frage zu stellen. Auch wenn Schirach seinen Biographen zufolge wohl bereits seit Mai 1942 um den Holocaust wusste (vgl. Wortmann 1982, S. 205f.) und das Verlagern dieser Kenntnis auf die deutlich spätere Zweite Posener Rede auch als Verteidigungsbewegung zu werten ist, ist er zugleich dennoch der erste NS-Haupttäter, der offen von dieser Rede berichtet und seine Anwesenheit zugegeben hat. Kurioserweise nahm er dieses Eingeständnis schon 1968 bei einem TV-Interview mit David Frost, dem legendären Interviewpartner von Richard Nixon, wieder zurück und beharrte bezüglich des Zeitpunkts seiner Holocaustkenntnis auf der bereits im Nürnberger Prozess geschilderten Kolportage durch Colin Ross gegen Kriegsende (vgl. »Frost on Friday« (13.9.1968). Online unter <https://www.youtube.com/watch?v=jnASJgBgdZM>, zuletzt abgerufen am 12.6.2017). Dies mag dadurch begünstigt worden sein, dass *Ich glaubte an Hitler* nicht ins Englische übersetzt wurde und Frost auch keine weiteren Nachfragen stellte.

311 Schirach, S. 298.

312 Ebd., S. 301.

313 Vgl. Ulmer 1990, S. 292.

314 Schirach, S. 308f.

Während Hitler noch als ›Gläubiger‹ dargestellt wird, der sein Leben durch eine »Opferung« – man beachte den stark religiös aufgeladenen Begriff – junger Menschen verlängern möchte, hat Schirach für sich die vom Glauben zu unterscheidende »Überzeugung« gewonnen, dass er nicht mehr für Hitler zu kämpfen habe.³¹⁵ Dementsprechend spricht Schirach von diesem Punkt an, vor allem aber bei der Schilderung von Hitlers Suizid, von seinem eigenen Glauben nurmehr in der Vergangenheitsform und zeigt sich über Hitlers Tod erleichtert:

Der Mann, an den ich jahrelang geglaubt hatte, war tot. Aber mich erschütterte die Nachricht nicht. Ich hatte dieses Ende geahnt, als ich am 24. Februar die Reichskanzlei verlassen hatte. Jetzt atmete ich auf: Es würde keine sinnlosen Durchhaltebefehle mehr geben.³¹⁶

Im Text wird noch kurz die Flucht aus Wien thematisiert, bevor abschließend der Nürnberger Prozess dargestellt wird. Auch hier finden sich immer wieder innere Monologe, vor allem beim Nachdenken über Äußerungen Görings.³¹⁷ Die Konversionserzählung endet schließlich mit einer Art missionarischen Berufung und heroischen Selbststilisierung. In seiner Nürnberger Zelle beschließt Schirach, dass seine letzte Aufgabe darin zu bestehen habe, die Jugend davon zu überzeugen, dass Hitler ein »falsches Idol«³¹⁸ gewesen sei. Am 24. Mai 1946 gibt Schirach vor dem Nürnberger Tribunal dann eine Abrechnung mit Hitler zu Protokoll, die in einem vier Absätze umfassenden Zitat wörtlich wiedergegeben wird³¹⁹ – die Worte der Figur werden sich so vom Erzähler zu eigen gemacht, der selbst keine besseren Worte finden könnte. Erzähler und Figur haben hier endgültig den höchsten Grad der Identifikation erreicht, in dem der Erzähler nicht nur zurücktritt, um der Figur das Wort zu lassen, sondern diese für und anstelle von sich sprechen lässt.

2.1.8 Rhetorische Funktion der Konversionserzählung

Abschließend bleibt die Frage zu klären, was die Wahl der Form einer Konversionserzählung für die rhetorische Wirkung der Autobiographie bedeutet. So

315 Wortmann berichtet demgegenüber, dass Schirach auch nach seinem letzten Treffen mit Hitler in Wien noch Durchhalteparolen ausgegeben habe – brisanterweise nicht nur an das Militär, sondern sogar an ein freiwilliges Aufgebot von Hitlerjungen (vgl. Wortmann 1982, S. 226f.).

316 Schirach, S. 315.

317 Vgl. ebd., S. 319; 333.

318 Ebd., S. 331.

319 Vgl. ebd., S. 332. Der tatsächliche Wortlaut findet sich in NP Bd. 14, S. 476f. Die Wiedergabe in *Ich glaubte an Hitler* lässt mehrere Sätze aus und unterscheidet sich in einigen Formulierungen im Detail. Sprache und Inhalt sind allerdings im Grunde deckungsgleich.

erfüllen nach Ulmer Konversionserzählungen gerade durch ihren stereotypen Aufbau eine soziale Legitimationsfunktion.³²⁰ Durch das Anknüpfen an andere Erzählungen ›erfolgreicher‹ und gesellschaftlich als solche akzeptierter Konversionen wird die eigene Konversion nach innen und außen plausibilisiert:

Konversionserzählungen tragen vor allem dazu bei, den Status des Erzählers als »echter« Konvertit abzusichern. Das Durchleben einer persönlichen religiösen Erfahrung, die in den Konversionserzählungen als Ursache der Konversion geschildert wird, bildet dabei ein sozial anerkanntes Kriterium, das die Glaubwürdigkeit der Konversion verbürgt. In dem Maße, wie es den Konvertiten also gelingt, den erzählerischen »Nachweis« für ein religiöses Schlüsselerlebnis zu führen und es auf plausible Weise darzustellen, können sie damit rechnen, daß die Zuhörer ihren Status als Konvertit akzeptieren. So betrachtet entpuppt sich das kommunikative Problem von Konversionserzählungen zugleich auch als soziales Problem, das darin besteht, die anderen von der Echtheit der eigenen Konversion zu überzeugen.³²¹

Dabei betont Ulmer, dass dem Erzählen der eigenen Konversion durchaus auch eine autopersuasive Absicht zugrunde liege, mit der die Konvertiten sich selbst stets aufs Neue vergewissern wollten, »daß sich tatsächlich alles so abgespielt hat, wie sie es in ihren Erzählungen immer wieder darstellen, und daß sie sich zu Recht als Bekehrter bezeichnen können«³²². Da der Schwerpunkt auf der nachvollziehbaren Entwicklung der eigenen Person liegt, sind Konversionserzählungen in der Regel wenig adressatenspezifisch und richten sich an ein breites Publikum, ohne bestimmte Anforderungen an Vorwissen und Bildung zu stellen,³²³ womit sich auch der literarisch wenig anspruchsvolle Stil von *Ich glaubte an Hitler* erklären ließe.

Für Sabrow stellt die Konversionsautobiographie allerdings im Gegenzug deutliche Anforderungen an ihre Protagonisten. So sei sie eben nur für einen Personenkreis anwendbar, der mit dem in Frage stehenden Glaubenssystem aus eigenem Antrieb gebrochen habe, »ohne durch eine äußere Zäsur dazu gezwungen worden zu sein«³²⁴. Hingegen sei die Konversion für erst nach einem Systemzusammenbruch zu Systemkritikern Gewordene eine wenig aussichtsreiche Schreibstrategie, die schnell opportunistisch wirken könne. Ihnen bleibe stattdessen nur ein Eingestehen ihrer Verfehlungen: »die Beichte in Verbindung mit der Buße.«³²⁵

Diese Ausführungen überraschen zunächst, stellen sie doch die Anwendbarkeit der Form der Konversionsbiographie im Falle Schirachs in Frage. Tat-

320 Vgl. Ulmer 1990, S. 295.

321 Ebd., S. 294.

322 Ebd., S. 295.

323 Vgl. Wojtczak 2006, S. 188.

324 Sabrow 2012, S. 10.

325 Ebd.

sächlich ist Schirachs ›Seitenwechsel‹ in der Literatur meist erst in der Zeit des Nürnberger Prozesses verortet worden.³²⁶ Vor diesem Hintergrund wird verständlich, warum das ›Konversionsereignis‹ auf dem Obersalzberg im Text so aufwändig inszeniert und künstlich an eine frühere Stelle geschoben wird: Die Vorverlegung lässt sich nicht nur als rhetorisches Stilmittel auffassen; sie ist geradezu eine Notwendigkeit, um dennoch dem Muster der Konversionserzählung folgen zu können.³²⁷

Aus rhetorischer Sicht ist dies eine aus der Not geborene Verteidigungsstrategie, um die wenig erstrebenswerte Alternative »Beichte und Buße« zu vermeiden. Die enge Anlehnung an die stereotype Form der Konversionserzählung ermöglicht dabei ein glaubwürdiges Behaupten der eigenen Umkehr durch die Einordnung in ein etabliertes Narrativ. Dabei handelt es sich hier um eine Verteidigungsstrategie, deren Funktionsweise stark darauf beruht, dass die möglichst weit in die Vergangenheit projizierte Konversion auch als solche akzeptiert wird und nicht durch den offenkundigen Widerspruch mit dem Verhalten in der vermeintlich postkonversionellen Zeit in ihrer Glaubwürdigkeit untergraben wird. Hierdurch lassen sich zwei der markantesten Merkmale von *Ich glaubte an Hitler* erklären: Einerseits die durch eine versteckte Ellipse in der Chronologie der Erzählung vorgezogene Beschreibung des Bruchs mit Hitler, andererseits die von großen Zeitsprüngen und extrem raffender Erzählweise geprägte Beschreibung der Zeit zwischen dem vorgeblichen Obersalzberger Konversionsereignis und dem Nürnberger Prozess, ab dem erst eine inneres Empfinden und äußeres Verhalten in Einklang bringende Erzählung möglich ist. Während für die Zeit nach 1943 in *Ich glaubte an Hitler* eben keine nennenswerten Widerstandsaktivitäten Schirachs beschrieben werden (sieht man einmal von dem konspirativen, aber ergebnislosen Treffen mit Göring ab), wird der Nürnberger Prozess wieder ausführlicher berichtet und die dort öffentlich getätigte Aussage gegen Hitler und das NS-System sogar wörtlich wiedergegeben. Die Raffung der Zeit von 1943 bis 1945 ist vor dem Hintergrund einer

326 So vermerkte der amerikanische Gerichtspsychologe Gustave M. Gilbert noch unter dem Datum 9.–10. Februar 1946 in seinem *Nürnberger Tagebuch*: »Seine [Baldur von Schirachs] reumütige Haltung aus der Zeit vor Beginn des Prozesses ist vollkommen verschwunden, seit er in den ersten Wochen des Prozesses wieder unter Görings Einfluss kam« (Gilbert, Gustave M.: *Nürnberger Tagebuch. Gespräche der Angeklagten mit dem Gerichtspsychologen*. Frankfurt am Main: Fischer 2014, S. 140). Erst kurz vor seiner Aussage habe sich Schirach dann unter dem Einfluss Gilberts sowie einiger Mitgefangener wie Albert Speer und Hans Fritzsche von der Notwendigkeit einer starken Distanzierung von Hitler und dem Antisemitismus überzeugen lassen (vgl. Gilbert 2014, S. 294; 310).

327 So analysiert Sabrow, dass auch der SED-Funktionär Günter Schabowski seine »eigene Umkehr möglichst unabhängig vom Untergang der SED-Diktatur im Herbst 1989 zu machen und auf diese Weise seine postkommunistische Bewältigung wenigstens in die Nähe der exkommunistischen Lossagung zu rücken« (Sabrow 2012, S. 11) versucht habe – eine durchaus mit Schirachs *Ich glaubte an Hitler* vergleichbare Situation.

Schreibstrategie, die eine innere Umkehr schon 1943 behauptet, daher eine Notwendigkeit.

Die Konversion als im Wesentlichen im inneren Empfinden verortete Basis der Verteidigung erklärt zudem den gegenüber den anderen hier untersuchten Texten vergleichsweise stark ausgeprägten subjektiven Charakter von *Ich glaubte an Hitler*, wobei weniger die Ereignisse der Zeitgeschichte, als vielmehr die persönlichen Taten und Empfindungen Schirachs bei und zwischen den Ereignissen thematisiert werden. Ohne die Erkenntnis des zugrunde liegenden Strukturmusters der Konversionserzählung ließen sich also wesentliche Merkmale des Texts rhetorisch kaum nachvollziehen.

2.2 Der verhinderte Künstler

Während mit der Konversion sicher das zentrale Moment von *Ich glaubte an Hitler* angesprochen ist, gibt es dennoch einige weitere Textmerkmale, die aus der Sicht einer rhetorischen Analyse nicht unerwähnt bleiben sollten. Während die obige Untersuchung sich mit dem Wandel des inneren Empfindens und der religiösen Metaphorik in *Ich glaubte an Hitler* auseinandergesetzt hat, soll hier die Frage gestellt werden, welche weiteren Rollen neben der des Konvertiten in *Ich glaubte an Hitler* noch für Baldur von Schirach reklamiert werden. Unter ›Rolle‹ soll dabei der etwa durch Ämter, Handlungen, Funktionen oder Berufe ausgedrückte, frei wählbare und nach außen getragene Teil der Persönlichkeit verstanden werden, mittels dessen sich ein Mensch ins Verhältnis zu seiner Umwelt setzt. In *de officiis* hat Cicero eine als *persona*-Theorie bekannt gewordene Typologie entwickelt, der zufolge jeder Mensch vier Rollen oder Masken (*quattuor personae*) besitze.³²⁸ Der hier verwendete Rollenbegriff ist dabei analog zur von Cicero beschriebenen vierten *persona* zu verstehen, die alle Aspekte dessen umfasst »was man aus sich macht, wie man seine eigenen Anlagen umsetzt und gestaltet«³²⁹, und die es in Einklang mit den anderen drei nicht frei gewählten *personae* zu setzen gelte.³³⁰

Der Erzähler zeigt sich dabei in *Ich glaubte an Hitler* der Problematik, sich auf eine Rolle festlegen zu müssen, durchaus bewusst, und reflektiert dies auch aus einer Verteidigungshaltung heraus. Bei der Beschreibung des Nürnberger Pro-

328 Vgl. Cic. off. I 107–115.

329 Weihe, Richard: *Die Paradoxie der Maske. Geschichte einer Form*. München: Wilhelm Fink Verlag 2004, S. 330.

330 Die erste *persona* umfasst die allen Menschen gleichermaßen gegebene *conditio humana*, während die zweite *persona* die individuellen Anlagen (Körperbau, Intelligenz usw.) beschreibt. Die dritte *persona* schließlich beschreibt nicht frei gewählte, sondern dem Zufall unterworfenen Rahmenbedingungen wie die eigene Herkunft (vgl. Weihe 2004, S. 330).

zesses schildert er, dass das Trennende der Verteidigungsstrategien der Angeklagten vor allem die jeweils differierende Wahl einer Rolle oder Maske gewesen sei: »Der eine wollte sich als Offizier verteidigen, der nichts mit dem Nationalsozialismus zu tun gehabt hatte, der andere als Widerstandskämpfer, der nächste als Befehlsempfänger.«³³¹ Auffällig an dieser Liste ist, dass neben der wesentlichen Beziehung zum Nationalsozialismus mit dem »Offizier« auch ein Beruf genannt wird. Es liegt also nahe, neben der Rolle des Konvertiten, die Schirachs Verhältnis zum Nationalsozialismus beschreibt, auch nach dem beruflichen Bild, das *Ich glaubte an Hitler* von Schirach zeichnet, zu fragen. Mangels einer einschlägigen Berufsausbildung – Schirach brach sein Studium der Germanistik, Anglistik und Kunstgeschichte ab –, liegt der Fall hier komplizierter als beim Architekten Speer und den Berufssoldaten Dönitz und Räder. Gleichzeitig ist so allerdings auch der Raum zu einer starken rhetorischen Inszenierbarkeit geöffnet.

Angesichts seiner Lebensgeschichte wäre eine Inszenierung als ›Jugenderzieher‹, ›Politiker‹ oder auch ›Verwaltungsspezialist‹ denkbar. Tatsächlich jedoch wird in *Ich glaubte an Hitler* nahegelegt, dass all dies im Falle Schirachs nur oberflächliche Beschreibungen für die Tätigkeit, nicht aber für den Beruf im Sinne einer ›Berufung‹, wären. Im Text wird stattdessen eine andere Rolle angeboten: die des verhinderten Künstlers nämlich, die den eigentlichen Wesenskern der beruflichen Identität Schirachs zu bilden scheint. So finden sich vor allem im ersten Drittel des Texts zahlreiche Verweise auf dichterische Ambitionen Schirachs. Entsprechend der weiter oben explizierten, stark negativ gefärbten Sichtweise auf die vorkonversionelle Zeit werden diese dabei deutlich abwertend beschrieben. Nach seiner ersten Begegnung mit Hitler habe der begeisterte junge Baldur von Schirach etwa »eines meiner zahlreichen schlechten Gedichte«³³² verfasst. Trotz dieser Abwertung wird das Gedicht im Text jedoch im Wortlaut wiedergegeben. Insgesamt finden sich in *Ich glaubte an Hitler* nicht weniger als drei solcher Gedichte, alle im ersten Drittel des Texts, die Wort für Wort abgedruckt sind.³³³

Dabei besteht ein gewisses Spannungsverhältnis zwischen der Abwertung dieser vermeintlich als ›peinlich‹ empfundenen Jugendsünden einerseits und ihrer vollständigen Wiedergabe andererseits. Die Rhetorik rät im Rahmen der Narration üblicherweise dazu, dass »manches bestritten, manches hinzugesetzt, manches geändert, so auch manches verschwiegen werden muß. Aber verschweigen muß man, was zu verschweigen sich als nötig und als möglich er-

331 Schirach, S. 321.

332 Ebd., S. 22.

333 Vgl. ebd., S. 22; 32; 114.

weist.«³³⁴ Was der eigenen Sache also nicht dienlich, vielleicht sogar schädlich ist, sollte verschwiegen werden, so dies der Gesamtkontext zulässt. Im Falle Schirachs wäre es durchaus möglich gewesen, die Gedichte auszusparen oder zumindest nicht im Wortlaut zu zitieren. Der Abdruck im Wortlaut spricht also entweder für ein fehlerhaftes rhetorisches Kalkül, einen masochistischen Hang zur Selbstbeichtigung oder, und dies ist am wahrscheinlichsten, dafür, dass stattdessen eine positive Wahrnehmung der Gedichte beabsichtigt wird. Die Entscheidung des Erzählers für den Wortlaut suggeriert also implizit auch einen gewissen Stolz auf seine Werke. Die Abwertung ließe sich so als Variante des gerade bei Künstlern verbreiteten Bescheidenheitstopos lesen.³³⁵ Dies wird besonders deutlich, wenn der Erzähler beschreibt, warum die Figur das Dichten nicht zu ihrer Profession gemacht habe:

Ich dichtete gerne. Aber ich war nicht umsonst der Sohn eines Intendanten und Opernregisseurs. Ich hatte gelernt, an künstlerische Darbietungen höchste Ansprüche zu stellen, vor allem an meine eigenen. So wurde mir schließlich klar: Etwas Großes ist bei dir nicht drin, es reicht vielleicht zum Mittelmaß. Und damit wollte ich mich nicht zufriedengeben.³³⁶

Hätte Schirach also nicht unter einem durch den Einfluss des Vaters vermittelten Hang zur übersteigerten Selbstkritik gelitten, wäre womöglich ein »mittelmäßiger« Dichter aus ihm geworden. Gleichzeitig wird die Einschätzung der Mittelmäßigkeit durch die Inszenierung der eigenen Ansprüche als sehr hoch unterlaufen; der Erzähler suggeriert hier seine eigene Unzuverlässigkeit in den künstlerischen Wert betreffenden Urteilen, so dass der Leserschaft eine positivere Wertung als die des Erzählers nahegelegt wird, insofern sie nicht aus Intendanten- und Regisseurskindern bestehen sollte. Auch wenn sich für diese Technik zahlreiche rhetorische Anweisungen finden ließen, stammt die treffendste Charakterisierung der Funktionen einer solchen Selbstkritik doch aus der Feder eines Betroffenen: des Dichters Wilhelm Busch nämlich. »Die Selbstkritik hat viel für sich«, fasste Busch diese Art des bewusst unzuverlässigen Erzählens in einem seiner spöttischen Gedichte zusammen:

334 Quint. inst. IV, 2, 67.

335 So empfiehlt Quintilian, zur Wohlwollensgewinnung möglichst »schwach, unvorbereitet und nicht gewachsen« (Quint. inst. IV 1, 8) zu erscheinen, und unterstellt dem Publikum eine »natürliche Vorliebe für die Schwachen, die sich abmühen« (Quint. inst. IV 1, 8). Eine bekannte Anwendung dieser Empfehlung im künstlerischen Bereich findet sich etwa beim italienischen Renaissancedichter Angelo Poliziano, der einige seiner Gedichte unter dem gemeinhin eine improvisierte, undurchdachte Arbeitsweise suggerierenden (vgl. Quint. inst. X 3, 17) Titel *Silvae* (lat. »Wälder«) publizierte, nachweislich allerdings lange und intensiv an den Texten gefeilt hatte (vgl. Leuker, Tobias: *Angelo Poliziano: Dichter, Redner, Stratege*. Stuttgart/Leipzig: Teubner 1997, S. 137) und den Titel somit vor allem als Bescheidenheitstopos einsetzte.

336 Schirach, S. 32.

Gesetzt den Fall ich tadle mich;
 So hab' ich erstens den Gewinn,
 Daß ich so hübsch bescheiden bin;
 Zum zweiten denken sich die Leut,
 Der Mann ist lauter Redlichkeit;
 Auch schnapp' ich drittens diesen Bissen
 Vorweg den andern Kritiküssen;
 Und viertens hoff' ich außerdem
 Auf Widerspruch, der mir genehm.
 So kommt es denn zuletzt heraus,
 Daß ich ein ganz famoseres Haus.³³⁷

Auch in *Ich glaubte an Hitler* dürfte die Abwertung der in Gänze wiedergegebenen Gedichte letztlich darauf abzielen, neben einer Inszenierung der eigenen Bescheidenheit und einer Immunisierung gegen fremde Kritik einen gewissen Widerspruch hervorzurufen, um dadurch das Bild des verhinderten Künstlers glaubwürdig aufbauen zu können.

Dieses Bild wird dabei noch an mehreren Stellen des Texts aufgerufen. Am deutlichsten findet sich die apologetisch eingesetzte Inszenierung als verhindertes Künstler in Kapitel 7, in dem Schirachs erster rednerischer Auftritt an der Seite von Goebbels geschildert wird. Dieses Ereignis wird zum Anlass genommen, um die Person Goebbels näher zu beleuchten und Schirachs und Goebbels' erstes Kennenlernen zu beschreiben. Die dabei eingesetzte Analepse weist bei einer mäßigen Reichweite (drei Jahre) einen vergleichsweise großen Umfang (knapp die Hälfte des Kapitels) auf und knüpft dank starker Raffung direkt wieder an die Ausgangszeit an. Die Struktur der Analepse birgt hier kein besonderes rhetorisches Potential und fügt sich unauffällig ein. Auf inhaltlicher Ebene hingegen ermöglicht sie es, einer Phase höchster politischer Aktivität und Verstrickung in den Aufstieg des Nationalsozialismus zu entkommen und eine Distanz aufzubauen, von der aus die Figur Schirach und ihr Handeln eine neue Bedeutung erlangen. Folgerichtig dreht sich die Episode des ersten Kennenlernens weniger um die Person Goebbels, als um dessen Meinung über Schirach. Goebbels wird dabei zunächst sehr positiv dargestellt, um dann umso glaubwürdiger als Zeuge für Schirachs Gesinnung auftreten zu können – eine schon in der antiken Gerichtsrhetorik viel beschriebene und genutzte Technik.³³⁸

Goebbels habe damals noch in »Opposition zu Hitler«³³⁹ gestanden und sich als scharfsinniger Schreiber und Redner profiliert. Goebbels' hieran anschließende »Zeugenaussage« zeichnet sich durch den Einsatz wörtlicher Rede aus.

337 Busch, Wilhelm: *Sämtliche Werke und eine Auswahl der Skizzen und Gemälde. In zwei Bänden.* Hrsg. von Rolf Hochhuth. München: Bertelsmann 1992. Bd. 1, S. 802.

338 Zum Lob des Zeugen vgl. etwa Cic. part. 48; Quint. inst. V 7, 8; Rhet. Her. II 9.

339 Schirach, S. 74.

Auch dies ist analog zu den Ratschlägen der antiken Gerichtsrhetorik zu verstehen, die deutlich zwischen schriftlichen und mündlichen Zeugenaussagen unterscheidet und den letzteren eine deutlich höhere Glaubwürdigkeit zugeht.³⁴⁰ Gleichzeitig sollte jedoch herausgestellt werden, dass die durch direkte Rede vermeintlich erreichte Unmittelbarkeit im Rahmen der Autobiographie stets eine uneinlösbare bleibt: Zum einen wird die Mündlichkeit nur im Medium der Schriftlichkeit simuliert, was allerdings auch auf andere Gattungen zutrifft. Zum anderen aber haftet der wörtlichen Wiedergabe lang zurückliegender Rede in Autobiographien durch den gattungsspezifischen Faktizitätsanspruch fast immer der Hauch des Fiktionalen an. Doch auch wenn die angeführte mündliche Zeugenaussage eine Simulation bleibt, ist sie keineswegs wirkungslos. Auch hier sei auf die antike Rhetorik verwiesen, die gerade die Simulation der Präsenz einer nicht real anwesenden Person stets als wirkungsvolles Instrument der Überzeugung erkannt und begriffen hat.³⁴¹

Im konkreten Beispiel kreist Schirachs erste Unterhaltung mit Goebbels nicht etwa um Politik, sondern um Goethe und dessen Bedeutung aus literarischer Perspektive, wodurch der Dichterstern als Referenzpunkt für die nachfolgenden Äußerungen etabliert wird. Im Anschluss schwenkt das Gespräch auf Politisches um, wobei Goebbels auf Goethes Rolle in den Freiheitskriegen zu sprechen kommt. Der Erzähler gibt Goebbels' Aussage dabei zwar wörtlich wieder, betont aber die Ungenauigkeit der Wiedergabe durch ein »etwa«: »Er sagte in etwa: »Ein Lump, wer Gedichte schreibt und darüber sein untergehendes Volk vergißt.«³⁴² Die Wirkung der Unmittelbarkeit wörtlicher Rede wird so einerseits zu argumentativen Zwecken genutzt, gleichzeitig aber durch die Kennzeichnung als erinnerte Rede gegen Kritik immunisiert.

Goebbels' Ausführungen, die ein Spannungsverhältnis zwischen Dichterleben und Politik aufbauen, in dem es sich zu entscheiden gelte, lassen sich dabei ohne Weiteres auch auf den Protagonisten Schirach beziehen, der bekennendermaßen gerne Gedichte schreiben würde, sich aber von den politischen Umständen in eine andere Richtung gedrängt fühlt. Eine solche Leseweise wird im Folgenden noch dadurch nahegelegt, dass Goebbels eine Aussage über Schirach in den Mund gelegt wird, die diesem einerseits ein feingeistig-unpolitisches Wesen bescheinigt, andererseits aber die Notwendigkeit zum Handeln betont: »Ich glaube, Sie sind ebensowenig für die Politik geboren wie ich. Wir haben doch ganz andere Interessen. Aber die Not unseres Volkes zwingt uns an

340 Vgl. Quint. inst. V 1–2.

341 Die Stilfigur, »erdichtete Gespräche von Menschen« (Quint. inst. IX 2, 31) einzusetzen, wird dabei in der Regel als *sermocinatio* (griechisch *diálogoi*) bezeichnet. Vgl. auch Ueding/Steinbrink 2005, S. 320–324.

342 Schirach, S. 75.

die politische Front.«³⁴³ Schirach wird so als eine Art Anti-Goethe inszeniert, der zwar im Grunde lieber Gedichte schreiben würde, sich im Gegensatz zum Weimarer Poeten aber dem Ruf des Volkes nicht verschließen kann und durch dessen angebliche Not zur Politik gezwungen wird.

Die geschilderte Episode, in der es wohl weniger um eine Beschreibung von Goebbels als vielmehr um eine positivere Darstellung Schirachs geht, ist dabei dem ersten nationalsozialistischen Redeauftritt Schirachs vorangestellt. Durch sie wird die eigentlich kompromittierende Situation in ein neues Licht gerückt, zeigt sich hier Schirach doch als zur Politik gedrängter Feingeist.

Die Rolle des verhinderten Dichters wird im weiteren Textverlauf noch ausgebaut und schließlich sogar auf das Amt des Wiener Reichsstatthalters bezogen. Dabei beschränkt sich die Beschreibung von Schirachs politischer Tätigkeit weitgehend auf kulturpolitische Tätigkeiten. Sein Amt als Reichsstatthalter in Wien sei ihm von Hitler sogar explizit zu diesem Zweck angetragen worden: »In Wien braucht man Fingerspitzengefühl für kulturpolitische Fragen. Und eben deshalb habe ich an Sie gedacht.«³⁴⁴ Daraufhin habe Schirach auf diesem Gebiet freie Hand erhalten, auch gegenüber dem eigentlich für die Kulturpolitik zuständigen Propagandaministerium unter Goebbels. Seine Wiener Politik habe dann ganz im Zeichen des Künstlerischen gestanden: »Nach dem Anschluß 1938 war Wien mehr und mehr in den Schatten der Theatermetropole Berlin geraten. Ich bemühte mich, das zu ändern.«³⁴⁵ Im Haus der Schirachs seien »fast jeden Abend Diplomaten und Künstler zu Gast«³⁴⁶ gewesen. Selbst Hitler habe, um einen Eindruck von der Arbeit Schirachs zu bekommen, »mit einigen Wienern, insbesondere Künstlern, gesprochen«³⁴⁷ und somit das Primat der »künstlerischen Statthalterschaft« Schirachs indirekt anerkannt. Auf seine als undogmatisch und anti-nationalsozialistisch inszenierte Kunstpolitik, die schließlich zum Bruch mit Hitler geführt habe, wurde bereits weiter oben bei der Analyse des Konversionsereignisses eingegangen.

Festzuhalten bleibt, dass das Betonen der Rolle des Künstlers in *Ich glaubte an Hitler* mehr ist als der bloße Versuch, durch die Beschränkung darauf die ansonsten systemkonforme Wiener Politik zum Widerstandskampf umzudeuten. Tatsächlich handelt es sich hierbei um eine durchgängige Stilisierung von Figur und Erzähler zur Künstlerpersönlichkeit, der das Politische an sich fremd geblieben sei. Analog zum oben aufgezeigten religiösen Sprachgebrauch zeigt sich dies gelegentlich sogar in der Wortwahl des Erzählers, etwa wenn das zerbombte

343 Ebd.

344 Ebd., S. 264.

345 Ebd., S. 271.

346 Ebd.

347 Ebd., S. 267.

Dresden bedauernd als »einst so lebensfrohe, elegante und theaterfreudige Stadt«³⁴⁸ beschrieben wird.

Auch wenn sie im Gegensatz zum »Konvertiten« nicht ausschließlich apologetische Wirksamkeit entfaltet, ist die Rolle des Künstlers insgesamt betrachtet doch eine deutlich rhetorisch konstruierte, die den Blick von der sich nie wirklich zu eigen gemachten Rolle des NS-Politikers auf die weniger verfängliche Künstlerpersönlichkeit zu lenken versucht. Eine ähnliche, wenn auch ungleich erfolgreichere Strategie, wird im Fortgang der Untersuchung auch bei Albert Speer begegnet, dessen Selbstinszenierung als Architekt weite Teile des Texts seiner *Erinnerungen* einnimmt. Eine dritte Rolle, die Schirachs andere Rollen aus rhetorischer Sicht überhaupt erst notwendig macht, ist schließlich die des Angeklagten. Hierbei ist vor allem zu untersuchen, welche Spuren die Anklagepunkte, die Baldur von Schirach im Nürnberger Prozess zum Vorwurf gemacht wurden, in *Ich glaubte an Hitler* hinterlassen haben und an welchen Stellen eine Verteidigung stattfindet.

2.3 Der Angeklagte

Während die Konversionserzählung eher die zugrundeliegende Struktur des Texts und die religiöse Kodierung der Erlebnisse determiniert und die Selbstinszenierung als verhinderter Künstler vorrangig einer Vorwegnahme möglicher Vorwürfe durch Verlagerung der politischen Tätigkeit in die Sphäre des Künstlerischen dient, finden sich in *Ich glaubte an Hitler* gelegentlich auch Passagen, in denen explizit oder implizit die Rolle als Angeklagter aufgegriffen wird und dabei Vorwürfe des Nürnberger Prozesses verarbeitet werden.

Eine erste Gruppe bilden hierbei Passagen, in denen sozusagen mit offenem Visier gekämpft und unmittelbar auf im Raum stehende Anschuldigungen geantwortet wird. Auch wenn hier weniger eine Selbstinszenierung als Träger einer bestimmten Rolle angestrebt wird, folgen diese Argumentationslinien ebenfalls der grundlegenden Logik der Konversionserzählung, denn viele dieser Stellungnahmen weisen die Form eines Geständnisses auf. Den Schwerpunkt dieser Ausführungen bildet dabei der Holocaust, der vorrangig im Modus des reuigen Anerkennens einer eigenen Schuld thematisiert wird.

348 Ebd., S. 306.

2.3.1 Holocaust: der unwissende Täter

Die Auseinandersetzung mit dem Holocaust findet an zahlreichen, über den ganzen Text verstreuten Stellen statt. Schon früh wird dabei der Antisemitismus als Ursache des Holocaust identifiziert und behandelt. Der eigene Antisemitismus wird hier rundheraus zugegeben, was allerdings mit einer Überlegung zu den Ursachen sowie einer Abgrenzung von der postkonversionellen Persönlichkeit des Erzählers einhergeht: »Damit kein falscher Eindruck aufkommt: Ich war damals überzeugter Antisemit und bin es noch lange geblieben. [...] Wenn ich es heute überlege, welchen Grund hatte ich, die Juden zu hassen?«³⁴⁹ Begründend werden dann Henry Fords Buch *Der internationale Jude* sowie die *Protokolle der Weisen von Zion* und gesamtgesellschaftliche Tendenzen angeführt, so dass Schirach sich hier als Teil einer großen, von den Strömungen der Zeit mitgerissenen Menge darstellt und seine Verantwortung in der Horizontalen auflöst. Das Ergründen der Ursache entfaltet dabei durchaus auch eine Verteidigungswirkung: *Tout comprendre, c'est tout pardonner*³⁵⁰ lautet nicht umsonst ein meist Madame de Staël zugeschriebenes Bonmot darüber, dass Verständnis die Grundlage und damit ein erster Schritt zur Vergebung sei. Die antike Gerichtsrhetorik hat das begründende Zugeben sogar explizit als eine Verteidigungsstrategie im *status qualitatis* gewertet.³⁵¹ Charakteristisch für diesen Modus ist in *Ich glaubte an Hitler* der regelmäßige Einsatz des Personalpronomens »wir«: »Aber nur wenige denkende Menschen in Deutschland besaßen genügend Phantasie, den Schlachtruf »Juda verrecke!« zu Ende zu denken. Wir haben vieles damals nicht zu Ende gedacht.«³⁵²

Neben den obigen, im Text jeweils eher isolierten Stellungnahmen findet sich die zentrale Auseinandersetzung mit dem Holocaust vor allem in Kapitel 35. Dabei berichtet Schirach als einer der ersten und einzigen NS-Protagonisten von Heinrich Himmlers Zweiter Posener Rede und erkennt im Anschluss daran eine eigene, wenn auch erneut im Plural aufgelöste und rein moralische, nicht juristische, Mitschuld durch Untätigkeit an:

Das Maß unserer Schuld läßt sich in vielen Fällen nicht juristisch erfassen. Moralisch hat sich jeder, auch derjenige, der nicht an so verantwortlicher Stelle stand wie ich, nach der Rede Himmlers mitverantwortlich gemacht für millionenfache Gräueltaten, die jenseits jeder Vorstellungskraft lagen.³⁵³

349 Schirach, S. 164.

350 Deutsche Übersetzung: »Alles verstehen heißt alles vergeben.«

351 Der *status qualitatis* ist insgesamt sehr komplex. Das reuige Anerkennen der Schuld gilt dabei gemeinhin als die schwächste Variante dieser Verteidigungsstrategie. Vgl. Quint. inst. VII 4, 15–19; Aristot. rhet. 1418a.; Rhet. Her. I 14, 24.; Cic. inv. I 11, 15.

352 Schirach, S. 165.

353 Ebd., S. 297.

Dieses Eingeständnis erfolgt dabei im Text erst nach dem ›Konversionsereignis‹ auf dem Obersalzberg. Die schockierte Reaktion auf Himmlers Rede ist folglich eine von Erzähler und Figur geteilte Empfindung. Auch wenn nur eine moralische statt einer juristischen Schuld anerkannt wird, entspricht diese Passage doch dem demütigen Gestus eines Konvertiten, der seine früheren Taten als falsch bereut.

Im Anschluss an das Schuldgeständnis nach der Posener Rede findet sich dann eine Analepse, die die Judendeportationen in Wien, die vom Statthalter Baldur von Schirach mitgetragen wurden, behandelt. Diese werden zwar ebenfalls offen eingestanden, jedoch wird eine Kenntnis des Holocaust zur damaligen Zeit bestritten. Dabei wird der Versuch unternommen, ein schwaches zu einem starken Argument umzudeuten: Gerade daran, dass Schirach (außer in wenigen Einzelfällen, die die Selbstdarstellung als Feingeist und verhinderter Künstler untermauern) den Deportationen keinerlei Widerstand entgegengesetzt habe, könne man ablesen, dass er damals eben noch nichts von den Verbrechen in den Konzentrationslagern geahnt habe. Stattdessen habe er sich auf die Aussage des Generalgouverneurs in Polen, Hans Frank, verlassen, der ihm zugesichert habe, die deportierten Juden würden dort im Straßenbau, als Handwerker oder als Arbeiter in der Textilindustrie eingesetzt.³⁵⁴ Gerade die aktive Mittäterschaft wird dadurch zum Beweis der eigenen, naiven Unschuld:

Mich erreichten vor allem Gesuche von Künstlern und Wissenschaftlern, von Menschen mit Beziehungen, von Partnern aus sogenannten Mischehen. In Einzelfällen setzte ich Sondergenehmigungen durch – aber ich unternahm im Laufe der folgenden zwei Jahre nicht einmal den Versuch, den Abtransport von über fünfzigtausend jüdischen Bürgern aus Wien aufzuhalten. Ich vertraute Dr. Frank.³⁵⁵

Die Argumentation schwenkt hier plötzlich vom Eingestehen zu einer Schuldübertragung durch Anklage eines Dritten um, in der Rhetorik üblicherweise *translatio criminis* genannt.³⁵⁶ Zudem wird durch die zuvor geschilderten Zeitsprünge die wohl kritischste Periode in Schirachs Karriere von der Chronologie abweichend erst *nach* der Konversion erörtert. Wie weiter oben gezeigt, wird die Konversion bereits in Kapitel 34 durch eine versteckte Ellipse, in der die Zeit der Judendeportation übersprungen wird, im Text nach vorne verlegt. Die Wiener Judendeportation wird dann erst ein Kapitel später in einer Analepse ›nachgereicht‹ und somit neu perspektiviert. Dadurch, dass die belastenden Informationen über die Deportationen erst nach der Information, dass der

354 Vgl. ebd., S. 299.

355 Ebd. Die Zahl 50 000 entspricht nicht dem Kenntnisstand der historischen Forschung – dort ist von 60 000 deportierten Juden die Rede (vgl. Wortmann 1982, S. 11).

356 Vgl. Cic. inv. I 11, 15; II 26, 78–80; Rhet. Her. I 15, 25; II 15,22; Quint. inst. VII 4,13.

Protagonist die Seiten wechselt, gegeben werden, entsteht ein völlig anderer Leseindruck.

Die Auswirkungen einer solchen Montage sind insbesondere in der Filmwissenschaft gut dokumentiert. In einem kanonisch gewordenen Experiment montierte der sowjetische Regisseur Lev Kuleshov Anfang des 20. Jahrhunderts die Filmaufnahme eines neutral blickenden Schauspielers hinter Sequenzen, die einen Teller Suppe, eine Person in einem Sarg sowie eine Frau in lasziver Pose zeigten. Das Publikum habe sich nach Testvorführungen begeistert gezeigt, wie treffend der Schauspieler Hunger, Trauer und Begierde darstellen könne, obgleich es sich tatsächlich um ein und dieselbe Aufnahme handelte. Eine neurowissenschaftliche Untersuchung aus jüngerer Zeit hat die Wirksamkeit des sogenannten ›Kuleshov-Effekts‹ erneut belegt.³⁵⁷

Analog hierzu ist in der Psychologie der Effekt, dass zuerst erhaltene Informationen das Bild einer anderen Person deutlich stärker prägen als erst später erhaltene, vor allem unter dem Schlagwort ›Primacy‹ seit Anfang des 20. Jahrhunderts untersucht worden. In einer inzwischen ebenfalls kanonischen Versuchsreihe im Jahre 1946 konnte Solomon Asch unter anderem zeigen, dass Probanden andere Menschen deutlich positiver beurteilen, wenn ihnen zuerst positive und dann erst negative Charakterzüge dieser Menschen präsentiert werden. Beispielsweise werden Menschen, die als ›intelligent‹, ›slender‹ und ›suspicious‹ (dt. etwa ›intelligent‹, ›schlank‹ und ›zweifelhaft‹) beschrieben werden, weitaus positiver beurteilt, als wenn diese in umgekehrter Reihenfolge als ›suspicious‹, ›slender‹ und ›intelligent‹ vorgestellt werden.³⁵⁸ Im Grunde handelt es sich bei der vorgezogenen Konversion in *Ich glaubte an Hitler* um nichts anderes als eine Übertragung dieses Prinzips auf die Makroebene – das Bild des bekehrten Widerstandskämpfers ist der entscheidende Ersteindruck, der erst nachträglich um die negativen Aspekte der Wiener Judendeportationen ergänzt wird.³⁵⁹ *Ich glaubte an Hitler* ließe sich so als eine Art Montage auffassen, bei der die Einstellung des Publikums durch die Reihenfolge der Sequenzen dahingehend manipuliert wird, ein positiveres Bild Schirachs zu entwickeln, als dies bei chronologischer Darstellung der Fall wäre. Das Eingestehen der De-

357 Vgl. Mobbs, Dean et al.: »The Kuleshov Effect. The influence of contextual framing on emotional attributions«. In: *Social Cognitive and Affective Neuroscience* 1/2 (2006). S. 95–106.

358 Vgl. Lindzey, Gardner: *The handbook of social psychology*. New York: Random House 1985, S. 180. Lernpsychologisch lässt sich dies dadurch erklären, dass neue Informationen stets in den Kontext der bereits etablierten Informationen eingeordnet werden und sich dadurch je nach vorgängiger Information auch die Perspektive auf neue Informationen stark ändern kann.

359 Zu ›Priming‹ und dem Kuleshov-Effekt aus der Sicht der literarischen Textanalyse vgl. Esch-Wermeling, Elisabeth: *Thekla – Paulusschülerin wider Willen? Strategien der Leserlenkung in den Theklaakten*. Münster: Aschendorff op. 2008, S. 192–194.

portationen wird dabei einerseits durch die vorgeschobene Konversion in ein anderes Licht gerückt, andererseits aber auch dahingehend eingeschränkt, dass zu dem Zeitpunkt der eigenen Beteiligung am Holocaust das Wissen über dessen wahre Hintergründe eben noch nicht vorhanden gewesen sei. Als eigene Schuld wird dann auch vor allem das Nicht-zu-Ende-Denken sowie Nicht-Informieren angeführt:

Wenn ich mir das heute überlege, muß ich mir sagen, daß ich als einer der führenden Männer im Staate damals durchaus die Möglichkeit gehabt hätte, mich rechtzeitig zu informieren. Das ist meine Schuld.³⁶⁰

Der unterlassene Widerstand wird hingegen nicht als schuldhaft angesehen. Insgesamt betrachtet wird die im Nürnberger Prozess erfolgte Verurteilung nach Anklagepunkt 4, »Verbrechen gegen die Menschlichkeit«³⁶¹, in Form der Mitwirkung am Holocaust jedoch durchaus anerkannt und nicht angefochten.

2.3.2 Verteidiger ohne Ankläger

Während Schirach beim Holocaust zumindest eine spätere Kenntnis nicht leugnet, bestreitet er gewissermaßen spiegelbildlich dazu eine Mitwisserschaft bei allen anderen, weniger geheimen Plänen der NS-Führung aufs heftigste. So wird der Einmarsch in Wien als völlig unerwartet beschrieben und diese Darstellung auch gegenüber der Anklage im Nürnberger Prozess erneut bekräftigt:

Ich war von dieser Nachricht [über den Einmarsch in Wien] genauso überrascht wie die meisten Deutschen. Im Nürnberger Prozeß wollte man mir das nicht glauben. Ankläger, Richter und sogar die Verteidiger meinten, daß jeder hohe Funktionär der NSDAP über alle politischen Schritte im Voraus unterrichtet gewesen sei. Bestritten wir das, legte man es uns als Ausflucht und Selbstverteidigung aus. Aber es war tatsächlich so: Weder Deutschlands Austritt aus dem Völkerbund 1933 noch die Aktion gegen Röhlm 1934, weder die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht 1935 noch die Besetzung der entmilitarisierten Zone auf dem linken Rheinufer 1936 sind mir vorher bekannt geworden. Hitler weihte in solche Aktionen stets nur diejenigen seiner engsten Mitarbeiter ein, die unmittelbar damit zu tun hatten.³⁶²

Schirach begibt sich hiermit auf eine Ebene mit den meisten Deutschen, die ebenfalls von diesen Planungen überrascht worden seien. Das Vorbringen eines unglaublichen, da unwahrscheinlichen Arguments wird durch das Thematisieren eben dieser Unglaublichkeit – es sei als »Ausflucht und Selbstverteidigung« wahrgenommen worden – zu einem starken Argument umgeformt,

360 Schirach, S. 301.

361 Vgl. NP Bd. 22, S. 644.

362 Schirach, S. 238f.

indem trotzig darauf beharrt wird, dass es dennoch wahr sei. Im Kontrast mit dem Bekenntnis zu einer Holocaust-Mitwisserschaft wird aus dem schwachen Argument erneut ein starkes – denn welchen Nutzen hätte es noch, die Mitwisserschaft etwa beim Anschluss Österreichs angesichts des viel folgenreicheren Eingeständnisses zum Holocaust zu leugnen? Wer einen Mord zugibt und einen Diebstahl verleugnet, kann gerade deshalb auf Glaubwürdigkeit hoffen, weil er angesichts des ihm ohnehin drohenden Urteils die etwaige Strafe für den Diebstahl nicht zu fürchten bräuchte. Dabei ist jedoch kritisch zu hinterfragen, ob man hierbei überhaupt noch von einer Verteidigungsstrategie sprechen kann, hat sie doch eher negative als positive Auswirkungen auf das Urteil. In *Ich glaubte an Hitler* bekräftigt sie so auch vor allem die Aufrichtigkeit des Erzählers, ohne dezidiert verteidigend zu wirken. Ohnehin ist fraglich, ob eine Verteidigung in diesen Punkten wirklich notwendig wäre. Auch wenn die Formulierung »Im Nürnberger Prozeß wollte man mir das nicht glauben« in *Ich glaubte an Hitler* anderes nahe legt, wurde Schirach im Prozess von allen oben skizzierten Vorwürfen freigesprochen. In der Urteilsverkündung am 1. Oktober 1946 heißt es ausdrücklich:

Trotz der kriegsähnlichen Tätigkeit der Hitler-Jugend hat es jedoch nicht den Anschein, als ob von Schirach in die Ausarbeitung des Hitlerschen Planes für territoriale Ausdehnung durch Angriffskriege verwickelt war oder als ob er an der Planung oder Vorbereitung irgendeines der Angriffskriege beteiligt war.³⁶³

Zu beachten ist dabei zudem, dass Schirach ohnehin nur unter Anklagepunkt 1, »Gemeinsamer Plan oder Verschwörung«, und Anklagepunkt 4, »Verbrechen gegen die Menschlichkeit«, angeklagt war. »Verbrechen gegen den Frieden« (Anklagepunkt 2), wie sie in einigen der vermeintlichen Vorwürfe anklingen, gegen die der Erzähler sich in *Ich glaubte an Hitler* verwahrt, waren hingegen nicht Gegenstand der Nürnberger Anklage gegen Baldur von Schirach. Warum im Text dennoch auf diese Anklagepunkte geantwortet wird, lässt sich nur schwer nachvollziehen. Aus rhetorischer Sicht ließe sich hier allenfalls anführen, dass durch die unkomplizierte und erfolgreiche Verteidigung gegen schwächere oder gar fingierte Vorwürfe womöglich eine Art »spill-over«-Effekt auf die restliche Verteidigung entstehen könnte, die durch die Nachbarschaft zu erfolgreichen Widerlegungen selbst plausibler erscheinen könnte. Doch dies ist reine Spekulation; notwendig ist diese Phantom-Verteidigung jedenfalls nicht.

363 NP Bd. 22, S. 642.

2.3.3 Der Reichsjugendführer

Nachvollziehbar hingegen ist die Verteidigung der von Schirach geführten Hitlerjugend, der bereits in Nürnberg antisemitische Umtriebe vorgeworfen wurden.³⁶⁴ In *Ich glaubte an Hitler* wird dabei versucht, diese Anschuldigungen nicht nur zu entkräften, sondern sie ins Gegenteil zu verkehren. So wird von inoffiziellen Listen mit den Namen wichtiger jüdischstämmiger Angehöriger der Hitlerjugend berichtet, die Schirach direkt an Hitler weitergeleitet habe, wodurch diese Menschen im Schnellverfahren »arisiert« worden wären:

Auf diesem Wege wurden im Laufe der Jahre Tausende junger Menschen für arisch erklärt, und keinem von ihnen ist bis Kriegsende etwas geschehen. Freilich, was sind ein paar Tausend »Arisierte« gegen Millionen Juden, denen niemand helfen wollte oder konnte.³⁶⁵

Mit der Anmerkung »keinem von ihnen« geht der Erzähler hier weit über das persönliche Wissen des erlebenden Ichs hinaus. Die Hitlerjugend wird so als eine Art sichere Zuflucht vor der Judenverfolgung inszeniert. Vom dort gelebten und gelehrtens Antisemitismus, der Juden die Mitgliedschaft in der Hitlerjugend von vornherein verweigerte, wird durch den erzählerischen Ausdruck des Bedauerns, dass nicht noch mehr Juden geholfen werden konnte, abgelenkt. Auch wird bestritten, in der Hitlerjugend Kriegsbegeisterung geschürt zu haben. Für die in den letzten Kriegstagen gefallenen Kinder und Jugendlichen wird dabei zwar eine abstrakte Verantwortung anerkannt, aber jede konkrete Schuld abgelehnt. Schließlich habe Schirach ihnen das Mitkämpfen in Wien ausdrücklich verboten:

Ich weiß, daß die meisten Gauleiter und Wehrmachtsbefehlshaber ebenso gedacht und ähnlich gehandelt haben wie ich. Trotzdem sind viele Hitler-Jungen im Endkampf gefallen. Mit Panzerfäusten sind sie gegen russische T 34 angestürmt, vor allem an der Oder, in Schlesien und in Berlin. Es geschah nicht auf meinen Befehl. War es die verhängnisvolle Auswirkung meiner Jugenderziehung, daß Tausende von Jungen in aussichtsloser Situation meinten, den Älteren ein Beispiel geben zu müssen? Ich glaube es nicht, aber ich fühle mich dennoch für jeden dieser Jungen verantwortlich.³⁶⁶

Angesichts der kritischen Ereignisse der letzten Kriegstage, in denen in aller Eile noch Hitlerjugend-Divisionen aufgestellt wurden, wählt der Erzähler hier den Modus der Distanzierung des Schöpfers von seinem Produkt: Für Kriegsbegeisterung und Verheizen der Jugendlichen sei Schirach in keiner Weise verantwortlich zu machen, und auf die Ereignisse habe er ohnehin keinen Einfluss

364 Vgl. NP Bd. 14, S. 463–465; 527f.; 596–598.

365 Schirach, S. 255.

366 Ebd., S. 313.

gehabt. Dennoch wird vorsorglich, ähnlich wie beim Holocaust, ein abstraktes Gefühl der Verantwortung eingestanden, ohne damit eine Schuld anzuerkennen.³⁶⁷

Tatsächlich war Schirachs Befehlsgewalt über die HJ in der Endphase des Kriegs sehr eingeschränkt, zumal die offizielle Leitung der HJ bereits 1940 an Artur Axmann übergegangen war.³⁶⁸ Dies hinderte ihn jedoch nicht daran, (erfolglos) die Umfunktionalisierung seiner Großdeutschland-Division in eine Hitlerjugend-Division zu planen³⁶⁹ und Wiener Freiwillige aus der Hitlerjugend noch im März 1945 zum weiteren Kampf für Hitler anzustacheln.³⁷⁰

Die Verteidigung der Hitlerjugend in *Ich glaubte an Hitler* stellt sich somit als eine Mischung aus ungebrochenem Verantwortungsgefühl, welches sich auch in der geradezu absurden Darstellung der Hitlerjugend als Zuflucht für bedrohte Juden niederschlägt, und einer deutlichen Relativierung des eigenen Einflusses gegen Kriegsende dar. Damit wird zwar auf die Notwendigkeit, als maßgeblich für Entwicklung und Aufbau der Hitlerjugend verantwortlicher Politiker Stellung zu beziehen, reagiert; es hat allerdings den Anschein, als würde hierbei gerade die Wahl der Konversion als Leitmotiv diesem Anliegen im Wege stehen. Die für die Konversionserzählung unumgängliche Distanzierung vom vorkonversionellen Leben, wozu insbesondere auch die Zeit als Reichsjugendführer zählt, macht eine passionierte Verteidigung der Hitlerjugend unmöglich, wohingegen die postkonversionelle Identität ein weiteres, tätiges Mitwirken in den NS-Strukturen eigentlich ausschließt. Die kraftlose Verteidigung der Hitlerjugend gegen Antisemitismuskorrekturen und die Distanzierung vom Handeln der Hitlerjugend gegen Kriegsende lässt sich daher vor allem als Zugeständnis an die Rolle des Konvertiten auffassen. Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die direkte Verteidigung kritischer Punkte in *Ich glaubte an Hitler*, sei es Antisemitismus, Kriegsvorbereitung oder Hitlerjugend, spürbar inkompatibel mit der Form der Konversionsautobiographie ist und sich hieraus zwar nur wenige, dafür rhetorisch umso fragwürdigere Argumentationslinien ergeben.

2.3.4 Das potenzielle Ich

Angesichts der fundamentalen Inkompatibilität mit dem Motiv der Konversion nimmt es kaum wunder, dass die Anzahl der offen verteidigenden Passagen in

367 Hierbei handelt es sich um eine auffällig plumpe Kopie der schon in Nürnberg äußerst erfolgreich von Albert Speer angewandten Verteidigungsstrategie. Es ist durchaus denkbar, dass hier eine bewusste oder unbewusste *imitatio* von dessen Taktik vorliegt.

368 Vgl. Wortmann 1982, S. 184.

369 Vgl. ebd., S. 223.

370 Vgl. ebd., S. 226.

Ich glaubte an Hitler eher gering ausfällt. Stattdessen dominiert ein indirektes Verteidigungsschema, das deutlich besser mit der Struktur der Konversionsautobiographie harmoniert. Eine besondere Variante dieser indirekten Rechtfertigung bildet dabei das Spielen mit der Potenzialität alternativer Geschichtsverläufe, einer Vermeidungsstrategie, welche die Auseinandersetzung mit strittigen Punkten eher verhindert als sucht.

Ihrem Wesen nach ist der Rekurs auf potenzielle ›Ichs‹ mit der grundlegenden Strategie der Konversionserzählung eng verwandt. Während in der Konversionserzählung alle früheren Instanzen der Figur durch einen späteren (womöglich über dispositiverische Tricks früher als durch die Chronologie gegeben eingeführten) postkonversionellen Endzustand des ›Ichs‹ gerechtfertigt werden, bleibt der spätere Zustand der Figur in diesem Sonderfall jedoch ein lediglich potenzieller. Häufig finden sich bei diesem für Autobiographien so typischen Motiv Erwähnungen eines Scheidewegs, die auch mit großem erzählerischem Aufwand als Schicksalswahlen inszeniert werden. In *Ich glaubte an Hitler* begegnen zahlreiche solcher Szenen, die Möglichkeiten aufzeigen, wie Baldur von Schirach sein Leben außerhalb der NS-Führung hätte verbringen können. Ein frühes Beispiel ist die schon weiter oben erwähnte Schilderung von Schirachs Gefühlen gegenüber der Reichskristallnacht:

Zum erstenmal [sic] hatte ich das Gefühl, daß ich mich nicht mehr unter anständigen Menschen befand. Aber was sollte ich jetzt machen? Ich hätte mich abwenden können, aber dann hatte ich wieder das Gefühl, jeder, der irgendwie könnte, müßte nun versuchen zu retten, was zu retten war.³⁷¹

Die Übernahme der Perspektive des erlebenden Ichs lässt die Leserschaft hier am Gefühlsleben der Figur teilhaben, ohne dass der Erzähler dies weiter kommentiert. Alleine die Gedanken der Figur verteidigen die Figur. Die Potenzialität wird dabei zunächst in die eine Richtung gedacht (›Ich hätte mich abwenden können«), dann in der anderen (›versuchen zu retten, was zu retten war«) aufgelöst. Durch das Gegenüberstellen eines potenziell schlechteren Ichs, das sich ganz abwendet und damit barbarischen Nachfolgern den Weg ebnet, hebt sich das tatsächliche, auf seinem Posten verharrende Ich qua Kontrastprinzip positiv ab. Eine eigentlich wenig rühmliche Handlung wird so dadurch legitimiert, dass sie mit einer noch schlechteren potenziellen Handlung kontrastiert wird. Besonders deutlich findet dies Anwendung, wenn Schirach erwähnt, dass er gewusst habe, dass Hitler und Bormann in Wien »einen härteren, fanatischeren Mann als mich«³⁷² gewollt hätten. Ohne Zweifel, so wird suggeriert, hätte dieser härtere Mann auch Baldur von Schirach selbst sein können: *Ich hätte auch*

371 Schirach, S. 246.

372 Ebd., S. 298.

viel schlimmer sein können und war doch das geringste Übel.³⁷³ Das Aufzeigen einer noch schlimmeren Möglichkeit, um eine schlechte Entscheidung im Kontrast stärker aussehen zu lassen, ist dabei eine in der antiken Rhetorik vor allem durch Cicero popularisierte Technik.³⁷⁴ Untersuchungen der modernen Verkaufspsychologie haben die Wirkung des Kontrastprinzips auch empirisch belegt.³⁷⁵

Eine andere Spielart autobiographischer Potenzialität ist die Zerstörung einer womöglich positiven Alternative durch eine dritte Figur. Solche positiven alternativen Möglichkeiten der Entwicklung brechen in *Ich glaubte an Hitler* in der Regel gegenüber Hitlers Fremdbestimmung zusammen. Insgesamt wird so das Bild eines nicht selbstbestimmten, somit unausweichlichen und letztlich nicht Schirach anzulastenden Schicksals gezeichnet. Zum ersten Mal begegnet dieser Aspekt bei Schirachs Wahl des Studienfachs und -orts. Ein Besuch von Hitler legt den Grundstein zum Verlauf der Dinge: »Wenn Sie studieren, dann kommen Sie doch zu mir nach München.« Damit bestimmte er mein Leben.³⁷⁶ Wollte Schirach nach eigener Aussage eigentlich Musiker oder Dichter werden, so strebte er von diesem Moment an eine andere Karriere an: »Nun hatte mir Hitler bei seinem Besuch im Haus meiner Eltern die Richtung gegeben: Politik.«³⁷⁷ In zahlreichen weiteren Passagen begegnen vergleichbare Ausstiegsszenarien, die stets an der Autorität Hitlers scheitern. So wird ein Rücktrittsgesuch Schirachs nach einer Führungskrise im Studentenbund abgeschmettert:

Ich ging zu Hitler und sagte ihm, daß ich am liebsten den ganzen Kram hinschmeißen würde. Hitler brauste auf: »Wir sind doch kein parlamentarischer Klub, in dem man zurücktritt. Entweder setze ich Sie ab, oder Sie bleiben auf Ihrem Posten.«³⁷⁸

Auch nach dem Bruch mit Hitler auf dem Obersalzberg kommt es zu einer ähnlichen Szene. Erneut bietet Schirach seinen Rücktritt an:

»Unter diesen Umständen, mein Führer, gebe ich Ihnen meinen Auftrag zurück.« Hitler fixierte mich kalt: »Darüber haben nicht Sie zu entscheiden. Sie bleiben, wo Sie sind.«³⁷⁹

373 Eine vergleichbare Argumentation findet sich auch in Albert Speers *Erinnerungen* (vgl. Speer, Albert: *Erinnerungen*. Frankfurt am Main/Berlin: Ullstein/Propyläen 1969, S. 350. Im Folgenden als ›Speer‹ wiedergegeben.).

374 Ein besonders markantes Beispiel für den Einsatz dieser Technik findet sich in Ciceros Rede für A. Caecina. Einen ausführlichen Kommentar zu dieser Passage gibt Wilfried Stroh (vgl. Stroh, Wilfried: *Taxis und Taktik. Die advokatische Dispositionskunst in Ciceros Gerichtsreden*. Stuttgart: B.G. Teubner 1975, S. 97f.).

375 Vgl. etwa Cialdini, Robert B.: *Influence. The psychology of persuasion*. New York: Collins 2007, S. 11–16.

376 Schirach, S. 31.

377 Ebd., S. 32.

378 Ebd., S. 91.

379 Ebd., S. 294.

Stets bleibt hier das dritte »Ich« potenziell und implizit. Dennoch scheint durch, dass es auch eine andere Figur als die des tatsächlichen Protagonisten hätte geben können, wenn das Schicksal nicht in Form von Hitlers unwiderstehlicher Macht eingegriffen hätte. Nur ein einziges Mal scheint der Protagonist Schirach frei über sein Schicksal verfügen zu können. Relativ zu Beginn des Texts, jedoch nach seiner Festlegung auf das Berufsziel NS-Politiker, findet sich eine entsprechende Passage:

Manchmal gibt das Schicksal dem Menschen einen Wink und bietet die Wahl zwischen zwei Wegen. Ein solcher Wink des Schicksals, so erscheint es mir heute, war eine große Reise, die ich im Herbst 1928 unternahm.³⁸⁰

Auf einer Amerikareise bietet Schirachs Onkel, der Wallstreet-Bänker Alfred Norris, ihm an, in den USA zu bleiben und dort Karriere in seinem Unternehmen zu machen. Schirach lehnt dies mit Verweis auf seine Pflichten bei Hitler ab. Sein Schicksal ist damit besiegelt. Beachtenswert ist hier, dass die freie Entscheidung zu einem weitgehend unbelasteten Zeitpunkt stattfindet – noch weiß die Figur nichts von Deportationen, Krieg und Massenmord. Ihre Entscheidung ist also aus den Umständen der damaligen Zeit heraus durchaus nachvollzieh- und entschuldigbar. An späteren, kritischeren Stellen wird durch diesen Kunstgriff eine Verteidigung ermöglicht, die eine Unausweichlichkeit postuliert: *Damals hätte ich mich anders entscheiden können (was ich aus verständlichen Gründen nicht tat), nun kann ich es nicht mehr.*

Es verdient zusätzliche Aufmerksamkeit, dass diese Schicksalswahl mit einem geradezu bedauernden »so erscheint es mir heute« kommentiert wird. So ist es gerade nicht die Figur, deren Taten durch die Gegenüberstellung einer anderen (späteren, früheren, potenziellen) Figur relativiert werden. Es ist das »Ich« des Erzählers, das rückblickend die Potenzialität eines dritten »Ichs« konstruiert. Der Erzähler bringt durch sein implizit geäußertes Bedauern über die Nicht-Realität dieser Potenzialität seine eigene Entwicklung gegenüber der tatsächlichen Figur zum Ausdruck.

Ein letzter Sonderfall bleibt noch zu behandeln, der auf die Frage antwortet, welche Konsequenzen sich ergeben, wenn der Erzähler selbst belastet ist. Hier findet sich in *Ich glaubte an Hitler* ein letztes, für das autobiographische Genre eigentlich unmögliches Textmuster, das sich als ›Verteidigung durch Unsichtbarkeit‹ beschreiben ließe.

380 Ebd., S. 59.

2.3.5 Das verschwundene Ich

Während die bisher beschriebenen Textmerkmale vor allem auf dem Zusammenspiel von erzählendem und erlebendem Ich basieren, findet sich in *Ich glaubte an Hitler* noch eine weitere, recht ungewöhnliche Tendenz zur Abkehr sowohl von diesen Instanzen als auch von sensiblen Themen. So werden Zeitsprünge nicht nur dazu eingesetzt, früheren oder späteren Varianten des Ichs an einer nicht der Chronologie entsprechenden Stelle Präsenz zu verleihen. Ergänzend finden sich auch Anachronien, die einfach ein Abbrechen des Erzählflusses zur Folge haben, ohne dies jedoch offenkundig werden zu lassen.

Besonders deutlich wird dieser Einsatz ›ablenkender‹ Anachronien in Kapitel 24. Das Kapitel berührt den Kern der Dinge, die einer Apologie bedürfen, wird hier doch Schirachs Verhältnis zu Himmler und den Konzentrationslagern geschildert. Durch Zufall erfährt der Protagonist 1935 von der Inhaftierung des Dramatikers Richard Billinger in einem KZ, welcher zwar nach Fürsprache einer einflussreichen Freundin freikommt, sich jedoch einem strikten Schweigegebot unterwerfen muss. Schirach wird misstrauisch, obschon er grundsätzlich auf die Angemessenheit der staatlichen Maßnahmen vertraut: »Ich konnte mir als junger Mensch nicht vorstellen, dass in einem solchen Lager etwas Unmenschliches geschah.«³⁸¹ Dennoch spricht er Heinrich Himmler auf einer Reichsleitersitzung im September 1935 auf die Konzentrationslager an. Als auch die anderen Reichsleiter großes Interesse an der Thematik zeigen, lädt Himmler alle Anwesenden zu einer Besichtigung des Lagers Dachau ein. Diese verläuft ohne nennenswerte Zwischenfälle; auf Schirach hinterlässt das KZ einen ordentlichen und humanen Eindruck. An dieser Stelle wäre eigentlich eine Prolepse zur späteren Bedeutung der KZs und zum Wissen des Erzählers zu erwarten. Eine solche Prolepse wird dann auch angedeutet, jedoch nicht auf die KZs, sondern auf die Person Himmlers gewendet. So stellt Schirach abschließend fest: »Ich ahnte nicht, was in diesem Mann wirklich vorging, was er tat und was er plante.«³⁸² Statt einer weiteren Reflexion der späteren Vorgänge in den KZs setzt nun eine Analepse mit einer Reichweite von sieben Jahren (1928–1935) ein, die mit dem Kapitel endet und nur partiell bleibt, da sie nicht wieder an die Haupthandlung anschließt. In diesem Rückblick erinnert sich Schirach an seine ersten Begegnungen mit Himmler, den er zunächst nur als schwächtigen und kleinlichen Bürokraten und Geflügelzüchter kennengelernt habe, welcher oft den Spott der Münchener Parteigenossen über sich ergehen lassen musste. Dementsprechend verwundert zeigt sich Schirach dann auch über Himmlers Aufstieg in der SS, die für ihn eigentlich die körperliche und geistige Elite der

381 Ebd., S. 202.

382 Ebd., S. 206.

NS-Bewegung symbolisiert habe. Mit der Niederschlagung des Putschversuchs der SA im Jahre 1931 (sogenannter »Stennes-Putsch«) durch die SS habe sich schließlich Himmlers innerparteiliche Macht gefestigt. Schirach habe dennoch Schwierigkeiten gehabt, Himmler ernst zu nehmen, und sich über dessen »Heiratsbefehl« mockiert, laut dem SS-Angehörige nur mit »Ariernachweis« hätten heiraten können. Der Protagonist erweist sich hierdurch als über der Rassenideologie stehender Freigeist, dem schon früh bewusst gewesen sei, dass die Anwendung dieser Prinzipien auf das Führungskorps der NS-Bewegung die selbigen *ad absurdum* führe: »Die allerwenigsten entsprachen dem Bild des nordischen Menschen – Hitler nicht und erst recht nicht Himmler, der eher einem tschechischen Volksschullehrer glich.«³⁸³ Schirach beteuert, die Betonung der Rasse in der SS nie ernst genommen und Himmler völlig unterschätzt zu haben: »Wenn mir damals jemand prophezeit hätte, daß Heinrich Himmler und seine SS einmal den größten Machtfaktor im Dritten Reich darstellen würden, hätte ich ihn ausgelacht.«³⁸⁴ Er habe einfach nicht glauben wollen, dass Himmler seine politischen Überzeugungen ernst meine. Diesem Grundton mangelnden Ernstes angepasst ist auch das Ende des Kapitels. Es schließt mit Anekdoten über die schlechten Gastgeberqualitäten der Familie Himmler und das merkwürdige Verhältnis des Ehepaars. Das Finale bildet die Übersendung eines offenbar geschmacklosen sogenannten Julleuchters als Gastgeschenk durch Himmler, worüber sich Schirach und seine Frau äußerst amüsiert zeigen: »Meine Frau hat, als Himmlers fort waren, laut gelacht.«³⁸⁵ Indem das ernste Thema der KZs ins Lächerliche der Familie Himmler überführt wird, folgt die Darstellung in *Ich glaubte an Hitler* dem von Aristoteles empfohlenen Lehrsatz des Gorgias, »den Ernst der Gegner durch Gelächter, ihr Gelächter durch Ernst zunichte machen«³⁸⁶. Anstelle der wohl kaum zu einer scherzhaften Behandlung geeigneten KZs wendet der Erzähler sich hier der Person Himmlers zu. Da das Kapitel nach dieser Anekdote endet, fällt die fehlende Rückkehr zur eigentlichen Ausgangszeit 1935 kaum auf. Das folgende Kapitel 25 geht direkt zur Behandlung der Olympischen Spiele 1936 über, die KZs werden nicht weiter erwähnt. Da Zeit- und Themensprünge zwischen den Kapiteln bei der Lektüre in einem gewissen Rahmen als normal akzeptiert werden, wird hierdurch letztlich der Mangel an Auseinandersetzung mit den KZs verschleiert.

Die hier angedeutete Tendenz zur Flucht vor belastenden Passagen spiegelt sich noch in einem weiteren Textmerkmal wieder, das auf den ersten Blick in unmittelbarem Konflikt mit einer autobiographischen Leseweise steht. An

383 Ebd., S. 212.

384 Ebd.

385 Ebd., S. 215.

386 Aristot. rhet. 1419b. Übersetzung hier und im Folgenden nach Aristoteles; Krapinger, Gernot: *Rhetorik*. Stuttgart: Reclam 2015.

zahlreichen Stellen berichtet der Erzähler lebhaft von Ereignissen, an denen das erlebende Ich nicht teilnahm, ja nicht teilgenommen haben kann. So wird bereits zu Beginn des Texts bei der Behandlung des Elternhauses eine Anekdote aus dem Eheleben der Eltern Schirachs vor der Geburt ihrer Kinder geschildert, in der deutlich die Innenperspektive von Schirachs Mutter Emma Middleton Lynah Tillou eingenommen wird: »Meine Mutter, die Jüngste unter den Anwesenden, fand das albern, griff sich einen Stuhl und setzte sich.«³⁸⁷

In *Ich glaubte an Hitler* finden sich zahlreiche weitere solcher Passagen, in denen Ereignisse beschrieben werden, an denen Baldur von Schirach selbst nicht teilgenommen hat. Dies sind oft Erlebnisse seines Schwiegervaters Heinrich Hoffmann, Hitlers Leibfotograf. Unmerklich wird in diesen Passagen zu einer regelrechten internen Fokalisierung ›umgeschaltet‹ – allerdings in die Sicht Hoffmanns. Besonders deutlich wird dies in Kapitel 12. Dort schildert Schirach nach einer kurzen Erläuterung zu seinem ersten Treffen mit seiner zukünftigen Frau Henriette vier Seiten lang ausführlich das erste Kennenlernen von Heinrich Hoffmann und Hitler.³⁸⁸ Die Figur Baldur von Schirach kommt in dieser analeptischen Binnenerzählung, die 1922 spielt und sich damit um ca. acht Jahre von der Haupthandlung entfernt, nicht vor. Eine Zeitung habe damals ein Preisgeld auf Fotos von Hitler ausgesetzt: »Dieses außergewöhnliche Honorar, meinte Hoffmann, könne er sich leicht verdienen.«³⁸⁹ Hitler habe jedoch horrenden Summen für das Recht, ihn zu fotografieren, gefordert, was Hoffmann schockiert habe: »Hoffmann hatte Kaiser und Könige fotografiert. Und er hielt Hitlers Forderungen für Größenwahn.«³⁹⁰ An Verben wie »meinte« und »hielt« ist hier deutlich eine Kopplung an das Innenleben des Protagonisten Hoffmann zu erkennen,³⁹¹ wodurch dieser als eine Art Reflektorfigur im Sinne Stanzels auftritt.³⁹² Hoffmann gerät in der Folge heftig mit Hitler und seinen Leibwächtern aneinander, als er diesen unerlaubt abzulichten versucht. Bei der Hochzeitsfeier eines gemeinsamen Freundes kommt es dann zur Aussöhnung, als Hoffmann ein insgeheim angefertigtes Photo vor Hitlers Augen zerstört. Diese Szene wird mit direkter Rede im dramatischen Erzählmodus inszeniert: »›Etwas unterbelichtet«, sagte Hitler. Hoffmann hielt die Platte gegen das Licht. ›Im-

387 Schirach, S. 9.

388 Vgl. ebd., S. 118–121.

389 Ebd., S. 119.

390 Ebd., S. 120.

391 Käte Hamburger sieht im Auftreten solcher »Verben der inneren Vorgänge« (Hamburger 1987, S. 78) wie »denken, sinnen, glauben, meinen, fühlen, hoffen« (ebd.) in Kombination mit einer dritten Person ein deutliches Fiktionalitätssignal: »Die epische Fiktion ist der einzige erkenntnistheoretische Ort, wo die Ich-Originalität (oder Subjektivität) einer dritten Person als einer dritten dargestellt werden kann« (ebd., S. 79. Kursivierung im Original).

392 Vgl. Stanzel, Franz K.: *Theorie des Erzählens*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1989, S. 194.

merhin scharf genug für zwanzigtausend Dollar ...«, erwiderte er und zerschlug das Negativ vor Hitlers Augen.«³⁹³ Derartige Dialoge zwischen Hitler und Hoffmann bei Abwesenheit Schirachs kommen noch mehrmals im Text vor und behandeln unter anderem das Schicksal von Stalin³⁹⁴ oder die Arbeitsweise Bormanns³⁹⁵, ohne jedoch die Länge und Intensität der eben geschilderten Szene zu erreichen. Lediglich in Kapitel 15 findet sich eine vergleichbare Szene. Die Figur Baldur von Schirach tritt dort nur in kurzen Abschnitten zu Beginn und Ende des Kapitels in Erscheinung, nimmt aber nicht an den Ereignissen teil. Stattdessen wird das Verhältnis von Hitler zu Eva Braun beschrieben. Neben diesen beiden Protagonisten spielen auch Heinrich Hoffmann, dessen Tochter Henriette und der Chirurg Dr. Plate eine Rolle. Nach einem Selbstmordversuch Eva Brauns kehrt Hitler überhastet nach München zurück und führt verschiedene Gespräche mit den anwesenden Personen. Auch dabei überwiegt der dramatische Modus:

»Wie konnte sie nur so etwas Wahnsinniges anstellen«, schrie Hitler. »Ich hatte doch nichts mit diesem Mädchen!« Seine Bestürzung war nur zu verständlich. Innerhalb eines Jahres hatte nun schon zum zweitenmal [sic] ein Mädchen seinetwegen zur Pistole gegriffen. Das erstemal [sic] hatten seine politischen Gegner die Affäre im Hause Hitler nicht gegen ihn ausgespielt. Würden sie auch diesmal so fair sein? Jetzt, wo er Reichskanzler werden wollte?³⁹⁶

Auch wenn die Formulierung »nur zu verständlich« eine mit den Figuren mitfühlende Erzählerinstanz andeutet (wobei die Frage »Verständlich für wen?« im Grunde unbeantwortet bleibt), endet der Abschnitt doch mit einer zukunftsungewissen Prolepse, die üblicherweise eine interne Fokalisierung anzeigt.³⁹⁷ Allerdings ist es hier nicht Heinrich Hoffmann, sondern Adolf Hitler, dessen Innenleben vor der Leserschaft ausgebreitet wird. Daran wird besonders deutlich, welchem Zweck diese Passagen dienen. Denn die handelnde Figur Baldur von Schirach verschwindet notwendigerweise gemeinsam mit dem ihr untrennbar verbundenen autodiegetischen Erzähler. Hierbei handelt es sich geradezu um einen kurzzeitigen Wechsel der Gattung – von dem Erleben der Autobiographie wird auf das fiktionale Erzählen des Romans umgeschaltet, gilt doch die an sich unmögliche Kombination aus dritter Person und genauer Kenntnis ihres Innenlebens als Kennzeichen fiktionaler Texte ohne Faktizitätsanspruch.³⁹⁸

393 Schirach, S. 121.

394 Vgl. ebd., S. 281.

395 Vgl. ebd., S. 282f.

396 Ebd., S. 139.

397 Vgl. Martinez/Scheffel 2009, S. 37.

398 Vgl. Cohn, Dorrit: »Fictional versus Historical Lives: Borderlines and Borderline Cases«.

Dementsprechend ungewöhnlich ist der Einsatz dieser Erzählweise in einem sich ansonsten als autobiographisch gerierenden Text, werden damit doch die Gattungskonventionen und folglich auch das Angebot eines autobiographischen Pakts offensichtlich verletzt.³⁹⁹ Als stilistische Besonderheit ist dieses Phänomen allerdings zumindest in biographischen (nicht aber autobiographischen) Texten des frühen 20. Jahrhunderts belegt, die Ina Schabert »hybrid biography«⁴⁰⁰ und Dorrit Cohn »New Biography of the twenties«⁴⁰¹ nennen. Cohn sieht in der Kombination von interner Fokalisierung und dritter Person bei gleichzeitigem Faktizitätsanspruch vor allem das Bestreben, dem breiten Publikum eine bessere Lesbarkeit (»readability«⁴⁰²) eines an sich trockenen Materials zu ermöglichen. Aus diesem Grund seien derartige Texte vorrangig als Phänomen des Massenmarkts zu sehen, die vor allem die voyeuristischen Bedürfnisse eines unkritischen Publikums bedienen würden.⁴⁰³ Kritischere Leserinnen und Leser (»serious readers«⁴⁰⁴) hingegen würden derartige Taschenspielertricks (»sleight of hand«⁴⁰⁵) rasch als schlechten Stil durchschauen. Auch Schabert gesteht diesen speziellen Biographien zwar einen gewissen plumpen Charme (»certain Boffinesque charm as strange, unsettling reading experiences«⁴⁰⁶) zu, zieht ihren epistemologischen Wert jedoch stark in Zweifel.⁴⁰⁷

Tatsächlich sind diese Vorwürfe mangelnder Stilsicherheit und zweifelhafter Relevanz aufgrund des hier beschriebenen Abgleitens ins Berichten von Erfahrungen Dritter von Kritikern auch gegen Schirachs Text erhoben worden. So bemängelt Wortmann in seiner Biographie Schirachs, dass dieser in seiner Autobiographie »weithin nur eine Sammlung von Nichtigkeiten, Klatsch und Hintertreppengeschichten über die braune Prominenz«⁴⁰⁸ abgeliefert habe. Gleichzeitig ist es durchaus angebracht, dieser stilistischen Besonderheit auch

In: *The Journal of Narrative Technique* 19/1 (1989). S. 3–24, hier: S. 10; Hamburger 1987, S. 79.

399 Harald Welzer hat jedoch darauf hingewiesen, dass im autobiographischen Gedächtnis unbewusst verschiedene Quellen miteinander verschmelzen und daher überpersönliches Wissen im autobiographischen Gedächtnis sogar eher die Regel als die Ausnahme darstellen würde (vgl. Welzer, Harald: »Die Medialität des menschlichen Gedächtnisses«. In: *BIOS* 21/1 (2008). S. 15–27, hier: S. 27). Allerdings bleiben die von Welzer beschriebenen Effekte stets unbewusst und werden in der Erzählung dann als eigene Erinnerungen ausgegeben und so in ein autobiographisches Paktangebot integriert.

400 Schabert, Ina: »Fictional Biography, Factual Biography, and their Contaminations«. In: *Biography* 5/1 (1982). S. 1–16, hier: S. 10.

401 Cohn 1989, S. 11.

402 Ebd., S. 10.

403 Vgl. ebd., S. 11.

404 Ebd.

405 Ebd.

406 Schabert 1982, S. 13.

407 Vgl. ebd.

408 Wortmann 1982, S. 17.

rhetorische Relevanz zuzugestehen. Zum einen ermöglicht gerade die voyeuristische Plakativität des Verfahrens die Wendung an ein möglichst breites Publikum. Die bessere Lesbarkeit begünstigt dabei auch eine ermüdungsfreiere lineare Lektüre, auf die der Text ja, wie oben gezeigt, aufgrund der zahlreichen Anachronien angewiesen ist.

Vor allem aber sind diese Passagen – so unschön sie sich auch aus stilistischer Perspektive ausnehmen mögen – eine der wenigen Möglichkeiten, nicht nur von der Schuld der Figur, sondern auch des Erzählers und damit des Autors abzulenken. Die *translatio criminis*, das Übertragen der Schuld auf eine andere Person, spielt gerade für die Verteidigung von NS-Protagonisten eine zentrale Rolle, wenn etwa durch den Verweis auf die Täterschaft Hitlers oder Himmlers eine eigene Schuld in den Hintergrund gedrängt werden soll. Die Tatsache, dass hier auf eine dritte Person fokalisiert wird, ist dabei eine Art Nachvollzug dieser Verteidigungsstrategie auf stilistischer Ebene. Einschränkend sollte dabei allerdings hinzugefügt werden, dass eine Verteidigungswirkung nur dann zustande kommen kann, wenn derartige Passagen nicht in dem Maße Überhand nehmen, dass die Leserinnen und Leser das Angebot eines autobiographischen, Faktizität versprechenden Lektürekontrakts ablehnen. Als Distanzierungsbeziehung von Erzähler und Autor bleibt die interne Fokalisierung in der Autobiographie daher eine Ausnahme, die sich auch in keinem der untersuchten Texte in vergleichbarer Art mit *Ich glaubte an Hitler* findet.

2.4 Paratext in Schirachs *Ich glaubte an Hitler*

Die zentralen Strategien des Texts stehen in engem Zusammenhang mit der Ausgestaltung des Paratexts. Im Fall von *Ich glaubte an Hitler* sind vor allem drei Elemente des Paratexts von rhetorischer Bedeutung, nämlich Einband, Inhaltsverzeichnis und Vorwort.

Auf dem kartonierten Einband findet sich unter dem Autornamen und dem Titel noch eine Schwarzweißphotographie Schirachs (Abb. 1). Bilder des Autors sind auf dem Umschlag nicht untypisch⁴⁰⁹ – umso weniger bei Autobiographien. Im konkreten Fall ist der Kopf eines ergrauten Herrn in Zivil zu sehen, der eine Pfeife raucht und den Blick nach rechts in die Rauchschwaden richtet. Eine Einordnung des Bilds im Kontext von photographie- und kunsttheoretischen Überlegungen kann an dieser Stelle nicht geleistet werden und ist für die apologetische Funktion auch nicht zentral. Wichtig ist hingegen die Frage, welche Signale und Angebote die Abbildung an die potenzielle Leserschaft sendet. Denn durch die Abbildung des weithin bekannten Gesichts Schirachs wird einerseits

409 Vgl. Genette 1989, S. 30.

Aufmerksamkeit generiert («Hier schreibt diese bekannte Person»), andererseits aber auch die Autorfunktion Schirachs beteuert («Wer auf der Autobiographie abgebildet ist, ist auch ihr Autor»)⁴¹⁰ Schirach wird dabei in großväterlicher Pose als alter Mann ungefähr zum Zeitpunkt des Abfassens der Autobiographie gezeigt und somit der Autor als auf die Vergangenheit zurückblickender Erzähler inszeniert. Hierdurch wird auch bildlich eine Distanz zum früheren Ich aufgebaut – die bekanntesten photographischen Abbildungen Schirachs stammen allesamt aus der NS-Zeit und zeigen ihn in Uniform. Der deutlich gealterte und ergraute Mann in Zivil, der auf *Ich glaubte an Hitler* abgebildet ist, macht die Veränderung und Entwicklung Schirachs gegenüber dem damaligen NS-Politiker deutlich sichtbar.

Mit der Verwendung der Pfeife wird diese Distanz zur Vergangenheit noch zusätzlich betont: Schirach gibt sich so nicht nur als Raucher zu erkennen; die Pfeife als Attribut gilt seit dem Barock aufgrund des schnell schwindenden Rauchs als Vanitassymbol und verkörpert gemeinhin die Flüchtigkeit des Lebens.⁴¹¹ Im Kontext der Autobiographie signalisiert sie zudem den Gesprächsrahmen der gemütlich-bedachten Salonkultur und weist den potenziellen Leserinnen und Lesern eine Rolle als Gesprächspartner in intimer Atmosphäre zu, zumal auch der perspektivisch angedeutete Blick über die Schulter eine gewisse Nähe erzeugt. Der dem Betrachter abgewandte Blick in die Rauchschwaden kann dabei auch als Rückschau in die Vergangenheit gedeutet werden, die nur durch nebulöse und sich ständig verändernde Erinnerungsfetzen zugänglich ist. Behauptet wird also die Autorschaft Baldur von Schirachs. Ein Ghostwriter wird auf dem Titelblatt nicht erwähnt; lediglich auf dem Verso des Schmutztitels findet sich über den Angaben zu Copyright und Verlag der klein gedruckte Hinweis »Dokumentation: Jochen von Lang«⁴¹² – der allerdings tatsächlich nur die Interviews führte, aus denen ein anderer Ghostwriter dann *Ich glaubte an Hitler* zusammenschrieb.⁴¹³

Das wohl wichtigste Element des Paratexts nach dem weiter unten zu handelnden »Vorwort«⁴¹⁴ dürfte bei *Ich glaubte an Hitler* der Titel des Buchs

410 Vgl. Rendall, Steven: »The Portrait of the Author«. In: *French Forum* 13.2 (1988). S. 143–151, hier: S. 143f.

411 Vgl. Kretschmer, Hildegard: *Lexikon der Symbole und Attribute in der Kunst*. Stuttgart: Reclam 2008, S. 319.

412 Schirach, S. 4.

413 Vgl. Manas 1989 (ab Min. 18:22).

414 Literaturwissenschaftlich gesehen handelt es sich bei Schirachs Vorwort eben gerade nicht um ein Vorwort, eher um eine Art Prolog, der sehr viel stärker in die Erzählung eingebunden ist als ein gemeinhin deutlich von dieser getrenntes Vorwort. Dennoch bietet es sich aus systematischen Gründen an, diesen Prolog hier gemeinsam mit dem Paratext zu analysieren, da die rhetorische Wirkung mit der eines Vorworts vergleichbar ist und klar auf ein Beeinflussen der Lektürehaltung abzielt.

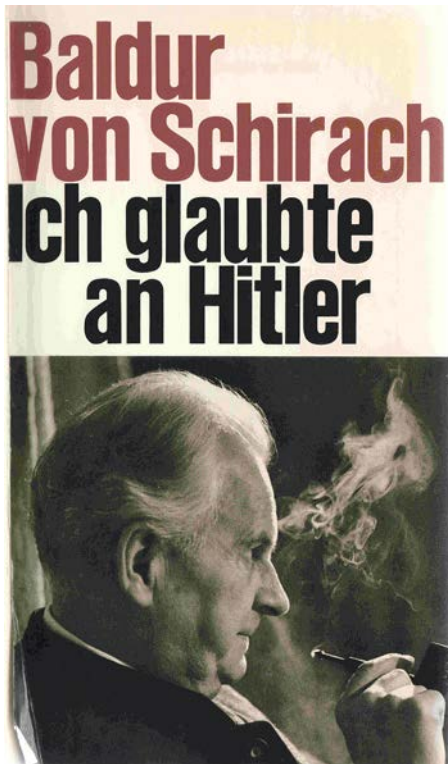


Abb. 1: Einband Baldur von Schirach: *Ich glaubte an Hitler*. Hamburg: Mosaik 1967.

selbst sein. Durch die Position des Titels unmittelbar unter dem Autornamen ist deutlich, dass mit dem ›Ich‹, das hier spricht, nur Baldur von Schirach gemeint sein kann. Damit wird bereits auf dem Deckblatt die Identitätsbeziehung Autor-Erzähler-Figur suggeriert, die den ›dreieinigen‹ autobiographischen Pakt erst ermöglicht: »Ich, der obenstehende Autor«, »Ich, der Erzähler, der heute nicht mehr an Hitler glaubt« sowie »Ich, die Figur, die damals an Hitler glaubte«. Obwohl der Titel eines Buchs üblicherweise der geteilten Verantwortung von Autor und Verleger unterliegt,⁴¹⁵ wird durch das »Ich« zudem eine alleinige Verantwortung des Autors nahegelegt. Dies mutet angesichts des Umstands, dass tatsächlich ein Ghostwriter weite Teile des Werks verfasst hat, umso ironischer an. Vielleicht aber braucht es auch gerade deswegen derartige doppelte Beglaubigungsstrategien, in denen schon der Titel des Werks beinahe wie ein Zitat ohne Doppelpunkt und Anführungszeichen wirkt.

415 Vgl. Genette 1989, S. 75.

Neben dem »Ich«, das für den autobiographischen Pakt von hoher Bedeutung ist, besitzt auch das Wort »glaubte« an dieser markanten Stelle einen hohen Aussagewert. Einerseits liegt hierin bereits ein Eingeständnis, das einem Vorwurf nicht durch Leugnen auszuweichen sucht: »Ja, es stimmt: Ich glaubte wirklich an Hitler.« Auch eine Verortung im der Vernunft enthobenen, religiösen Kontext des Glaubens wird angedeutet – insbesondere durch die Präposition »an«. Hitler wird somit als religiöses Anbetungsobjekt inszeniert. Eine auf bloße politische oder persönliche Überzeugung abzielende Formulierung hätte demgegenüber eher »Ich war von Hitler überzeugt« oder »Ich glaubte Hitler« lauten können. Der Gebrauch des Präteritums verweist aus grammatikalischer Sicht auf einen einmaligen und abgeschlossenen Vorgang in der Vergangenheit. Der heutige Zustand ist dabei in der Regel – im Gegensatz zum Perfekt – ein anderer, der keinen Bezug mehr zum früheren Zustand aufweist.⁴¹⁶ Damit wird bereits die im Text angelegte Konversionserzählung angedeutet. Verstärkt wird dieser Effekt noch durch den Zeilenumbruch, durch den das »Ich glaubte« zunächst als zentrale Aussage des Buchs in den Blick gerät und erst in der nächsten Zeile um die Präzisierung »an Hitler« ergänzt wird. So nimmt der Titel die zentralen Verteidigungsstrategien des Texts vorweg: Neben dem Betonen der Konversion, in der die eigenen Taten als falsch eingestanden, aber aus der heutigen geläuterten Perspektive gerechtfertigt werden, ist hier vor allem das Übertragen der Schuld auf eine andere Person, nämlich Hitler, zu nennen.⁴¹⁷

Wie alle auf dem Umschlag des Buchs zu verortenden Paratexte wendet sich auch der Titel an ein weitaus größeres Publikum als der Text im Inneren des Buchs. Mehr noch als das Layout wird der Titel aber auch von Menschen rezipiert, die keinen physischen Kontakt mit einem gedruckten Exemplar des Buchs haben. Nicht nur durch Sichtbarkeit in Bücherregalen (etwa von Büchereien), sondern auch durch Rezensionen, Interviews, Bestsellerlisten, Zitationen oder Nennung in Gesprächen kann der Titel potenziell die gesamte Gesellschaft erreichen und sendet somit auch deutliche Signale an Nichtleser und Nichtlese-

416 Die Verwendung des Präteritums gehört allerdings in literarischen Texten zur Norm und erfüllt im Text selbst daher nicht unbedingt die hier beschriebene Funktion des Beschreibens einer einmaligen, abgeschlossenen Handlung in der Vergangenheit ohne Bezug zur Gegenwart – man denke an Käte Hamburgers bereits weiter oben erwähntes Konzept des »epischen Präteritums« (vgl. Hamburger 1987, S. 64–78). In diesem Sinne ließe sich der Titel also auch alternativ als Bestandteil der Erzählung selbst lesen, der die Leserschaft bereits auf die Erzählweise des Haupttexts einstimmt und nahtlos an diesen anknüpft. Aufgrund des Faktizitätsanspruchs eines als Autobiographie vermarkteten Texts kann hier jedoch davon ausgegangen werden, dass die Vergangenheitsform sich auch auf die Vergangenheit bezieht und nicht nur als Merkmal eines fiktionalen Texts zum Einsatz kommt.

417 Zur klassischen Schuldübertragung (*metastasis*) bei Hermagoras vgl. Hoppmann 2008, S. 105.

rinnen. Damit ist er in den Worten Genettes nicht an eine Lektüre gebunden, sondern zirkuliert deutlich freier:

Denn der Text ist Gegenstand einer Lektüre, der Titel aber, wie übrigens auch der Autorennamen, ist Gegenstand einer Zirkulation oder, wenn man das vorzieht, eines Gesprächs.⁴¹⁸

In der hier präsentierten Form eines *thematischen* Titels⁴¹⁹, in dem der Inhalt des Texts zusammengefasst und verdichtet wird, kann die Aussage des Texts also konzentriert einem größeren Publikum bekanntgemacht werden. Die gewählte Untergruppe der proleptischen Titel, die »den Ausgang im Voraus angeben«⁴²⁰, eignet sich besonders für apologetische Zwecke, bei denen das Endergebnis die vorherigen Taten rechtfertigt.⁴²¹ Mit der Prolepse ist dementsprechend die zentrale Figur der Entwicklungs- und Konversionsautobiographie benannt, die, wie oben gezeigt, im Text an zahlreichen apologetisch relevanten Stellen Verwendung findet. Auch Nichtlesern und Nichtleserinnen, ja, der gesamten interessierten Öffentlichkeit wird damit verkündet, dass Baldur von Schirach *an Hitler glaubte* und dies nun nicht mehr tut. Zudem wird die Vorerwartung der potenziellen Leserschaft daraufhin strukturiert, dass es sich hierbei um das Buch eines Geläuterten handelt, der nur durch seinen irregeleiteten Glauben an den ›Verführer‹ Hitler zu seinen Taten gedrängt wurde. Die dem Autor/Erzähler Schirach zugeschriebenen Eigenschaften der Einsicht sowie der (späten) Tugend, kein Nationalsozialist mehr zu sein, dienen zudem der Stärkung seiner persönlichen Glaubwürdigkeit, sind mit ihr doch zwei der drei aus rhetorischer Sicht wesentlichen Elemente persönlicher Glaubwürdigkeit genannt – Einsicht und Tugend.⁴²²

Eine weitere, weniger apologetische, rhetorisch dennoch bedeutsame Funktion haben Titel zudem gegenüber dem Markt zu erfüllen: Als Verführung von potenziellen Lesern und Leserinnen soll der Titel Werbung in eigener Sache

418 Genette 1989, S. 77.

419 Im Gegensatz zu *rhematischen* Titeln, bei denen die *Form* des Texts im Vordergrund steht (z. B. »Sonette«) (vgl. Genette 1989, S. 80).

420 Genette 1989, S. 83.

421 Diese Leseweise schließt die alternative Leseweise von »glaubte« als episches Präteritum aus.

422 Die ursprüngliche Dreiteilung des *Ethos* in Tugend (*arete*), Wohlwollen (*eunoia*) und Klugheit oder Einsicht (*phronesis*) geht auf Aristoteles zurück (vgl. Aristot. rhet. 1378a). Cicero hat an dieser Dreiteilung einige Veränderungen vorgenommen (vgl. Cic. de orat. II 182; Cic. off. II 8, 31–II 11, 38; gut zusammengefasst bei Wisse, Jakob: *Ethos and pathos. From Aristotle to Cicero*. Amsterdam: Hakkert 1989, insbes. S. 242). Die moderne *Ethos*-Forschung orientiert sich weitgehend an diesen beiden inzwischen empirisch gut untermauerten Entwürfen, insbes. aber an Aristoteles, und hat ihnen nur wenig hinzuzufügen (vgl. hierzu McCroskey 2006, S. 58–74).

machen.⁴²³ Der Titel erfüllt damit also einige der Aufgaben, die im weniger stark paratextuell eingekleideten Fall der Gerichtsrede allein durch das *exordeum*, die Einleitung, zu leisten wären. Dazu zählen üblicherweise das Erzeugen von Aufmerksamkeit (*attentum parare*), Wohlwollen (*captatio benevolentiae*) und Lernbegierde (*docilem parare*).⁴²⁴ Für den Titel der Autobiographie dürfte vor allem ersteres relevant sein, während die anderen beiden Aspekte eher im Vorwort oder anderen, dem Text näher stehenden Elementen des Paratexts, zu verorten wären. Im konkreten Fall wird Aufmerksamkeit dadurch erzeugt, dass ein – durch Kombination mit Autornamen und -photo, die bereits Prominenz und Insiderwissen suggerieren, – spannendes, ja geradezu skandalöses Thema angegeben wird. Im *An-Hitler-glauben* steckt schließlich ein gesellschaftlich zur Zeit der Buchveröffentlichung (1967) nicht erwünschter Tabubruch. Zwar wird dies durch das Präteritum ein Stück weit ausgehebelt – dennoch entfaltet auch die Andeutung des Tabubruchs hier sicher eine gewisse Werbewirkung, zählt doch das Ankündigen von Unerhörtem zu den klassischen Mitteln der rhetorischen Aufmerksamkeitsgenerierung (*attentum parare*).⁴²⁵

Dabei fällt auf, dass sich weder auf dem Buchdeckel, noch an anderer Stelle eine Gattungsangabe (»Autobiographie«, »Memoiren« etc.) findet. Allerdings lässt sich aus der Kombination von Autorname, Photographie und Vorwort, vor allen Dingen aber aus dem Buchtitel, durchaus das Angebot eines autobiographischen Paktes ableiten, ohne dass dies zusätzlich in einer weiteren Form expliziert werden müsste. Gleichzeitig liegt hierin womöglich aber auch ein implizites Eingeständnis der Beteiligung eines Ghostwriters.

Im Buchinneren fallen verschiedene weitere paratextuelle Elemente bzw. deren Fehlen auf. Neben dem weiter unten behandelten Vorwort sind dies vor allem die Kapitelüberschriften, die lediglich aus Nummerierungszahlen bestehen. Dies gilt als typisch für Autobiographien im engeren, d. h. auf individuelle Entwicklung abzielenden Sinne. Genette ordnet ausführliche Zwischentitel dem Genre der Memoiren zu, »während die persönliche Autobiographie eher zu einer vielleicht auf Augustinus zurückreichenden Einteilung mit Nummern neigt«⁴²⁶. Hinzu kommt ein umfangreiches »Personen- und Sachverzeichnis« am Ende des Buchs.⁴²⁷ Ein Inhaltsverzeichnis hingegen suchen Leserinnen und Leser vergebens. Dadurch kann die Chronologie des Texts nicht anhand des Paratexts nachvollzogen werden. Mangels Inhaltsverzeichnis oder thematischer Kapitelüberschriften haben Leserinnen und Leser keinerlei Handhabe, um etwa das Fehlen von Ereignissen oder Zeiträumen anhand des Paratexts feststellen zu

423 Vgl. Genette 1989, S. 92.

424 Vgl. Cic. de orat. II 80; Cic. part. 28; Cic. inv. I 15, 20–22; Rhet. Her. I 6, Quint. inst. IV 1, 5.

425 Vgl. etwa Cic. part. 22; Rhet. Her. I 7.

426 Genette 1989, S. 296.

427 Vgl. Schirach, S. 352–368.

können. Die Einteilung in Kapitel folgt keiner offensichtlichen Ordnung und dient dadurch ausschließlich der Rechtfertigung von Zeit- und Themensprüngen und zur Portionierung des Texts in leichter lesbare Einheiten. Auch das Register am Ende legt lediglich das selektive Nachschlagen bestimmter Themen und Personen erst nach bereits erfolgter Lektüre des Gesamttexts nahe. Die Stichworte sind zudem so speziell gehalten, dass die Textpassagen, auf die sie verweisen, in der Regel jeweils nur einen kleinen Teil eines Kapitels ausmachen. Somit wird der Leserschaft genau die lineare Lektüre nahegelegt, die für das Funktionieren der weiter oben skizzierten rhetorisch aufgeladenen Anachronien notwendig ist. Damit soll jedoch keine ausschließlich apologetische Funktion des Paratexts postuliert werden. Das Register enthält auch dem apologetischen Ziel entgegenwirkende, durchaus kritische Stichworte wie »Deportation der Wiener Juden« oder »Holocaust«. Der Gesamtkonzeption des Texts tut dies jedoch keinen Abbruch: Auch bei der durch das Register ermöglichten selektiven Lektüre fallen Sprünge der Zeitordnung aufgrund der sehr kurzen Textpassagen nicht auf. Das Fehlen von Beglaubigungsstrategien wie Dokumentabdrucke und Photographien,⁴²⁸ die womöglich den Lesefluss unterbrechen könnten, unterstreicht das romanhaft-persönliche Element des Buchs noch weiter, das weniger als historisches Dokument denn als persönlicher Entwicklungsbericht gelesen werden will.

Neben diesen eher subtilen Elementen des Paratexts verdient abschließend das Vorwort noch besondere Beachtung. Schon für Gerichtsreden gilt, dass die Einleitung das Verhältnis des Orators zum Publikum prästrukturiert. Dementsprechend groß ist die Aufmerksamkeit, die dieser ersten Kontaktaufnahme mit dem Publikum aus rhetorischer Sicht gewidmet wird. Für die Autobiographie ist das Vorwort – eine lineare Lektüre vorausgesetzt – der erste zusammenhängende Text (von Widmungen und anderen Kurztexten einmal abgesehen), der sich ausschließlich an die tatsächliche Leserschaft und nicht an das breitere Publikum der potenziellen Leserschaft richtet.⁴²⁹ Zudem kann in ihm der vermeintliche oder tatsächliche Autor persönlich sprechen, ohne dass dabei notwendigerweise Figur oder Erzähler präsent sind.⁴³⁰ Für das Zustandekommen des autobiographischen Pakts ist das Vorwort also von elementarer Bedeutung, indem der Autor dort verspricht, mit Erzähler und Figur identisch zu sein. So meint Uwe Wirth, dass das Vorwort nicht nur eine »phatisch-rhetorische Funktion hat, nämlich sich der Aufmerksamkeit und des Wohlwollens der Hörer

428 Ausgenommen das Titelbild, auf dem Schirach aber ungefähr zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung gezeigt wird. Es finden sich also keinerlei graphische Nachweise, die Schirach in Verbindung mit einer früheren Funktion im nationalsozialistischen Staat bringen.

429 Vgl. Genette 1989, S. 16; 188.

430 Vgl. ebd., S. 166.

zu vergewissern«⁴³¹, sondern insbesondere für den Lektürekontrakt prägend sei.⁴³² Dabei lassen sich allerdings verschiedene Grade an Beteiligung differenzieren. Genette unterscheidet das sogenannte auktoriale Vorwort, bei dem der Autor des Buchs Sprecher des Vorworts ist, von aktorialen (Figur der Handlung) und allographen Vorworten (unbeteiligter Dritter),⁴³³ wobei diese Instanzen jeweils tatsächlich, d. h. authentisch, apokryph oder fiktiv sein können. Das Ziel von Vorworten aus rhetorischer Sicht entspricht hingegen den Zielen eines jeden Redeanfangs. Die klassische Rhetorik rät, die Zuhörerschaft in der Einleitung aufmerksam, aufnahmebereit und dem Orator gegenüber wohlgesonnen zu machen, so dass sie den folgenden Ausführungen wohlwollend folgt.⁴³⁴ Analog liefert das Vorwort einer Autobiographie den Leserinnen und Lesern Lektüeranweisungen zum Text, die das Zustandekommen einer positiven Lektüre ermöglichen, wie Wirth erläutert:

Der Instruktionscharakter des Vorworts rührt daher, daß das Vorwort eine an den Leser gerichtete Lektüreaufforderung bzw. Lektüeranweisung darstellt, um ihm einen interpretativen Zugang zum Werk zu eröffnen. Das Minimalziel ist, daß das Vorwort überhaupt eine Lektüre bewirkt, das Maximalziel ist, daß ein guter Verlauf der Lektüre ermöglicht wird.⁴³⁵

Angesichts dieser allgemeinen Ausführungen ist es umso erstaunlicher, wie das Vorwort in Baldur von Schirachs *Ich glaubte an Hitler* konkret gestaltet ist. Es umspannt die ersten zwei Textseiten der Erstausgabe, ist jedoch nicht als Vorwort gekennzeichnet und beginnt bereits mit einer Szene aus Schirachs Leben. Damit handelt es sich um eine Mischung aus aktorialem Vorwort, »dessen angeblicher Sprecher einer der Protagonisten der Handlung ist«⁴³⁶, und auktorialem Vorwort. Eine Art Überschrift, die graphisch aber nur durch eine Leerzeile vom restlichen Text abgesetzt ist und weder fett noch größer gedruckt ist, gibt das Datum der Handlung bekannt (»September 1965«). Es folgt eine Einführung der Figur:

Mit verbundenen Augen liege ich in einem Zimmer des Militär-Hospitals in Berlin-Spandau. Vor sechs Stunden wurde ich zum zweitenmal [sic] an den Augen operiert, diesmal am linken. Auf dem rechten bin ich bereits blind.⁴³⁷

431 Wirth, Uwe: »Das Vorwort als performative, paratextuelle und parergonale Rahmung«. In: *Rhetorik, Figuration und Performanz*. Hrsg. von Jürgen Fohrmann. Stuttgart: Metzler 2004. S. 603–628, hier: S. 613.

432 Vgl. ebd., S. 609.

433 Vgl. Genette 1989, S. 173.

434 Vgl. Cic. de orat. II 80; Cic. part. 28; Cic. inv. I 15, 20–22.; Rhet. Her. I 6, Quint. inst. IV 1, 5.

435 Wirth 2004, S. 608.

436 Genette 1989, S. 162.

437 Schirach, S. 5. Ob dem Autor oder Ghostwriter die Ironie der doppeldeutigen Aussage, »auf

In diesen ersten Sätzen des Buchs ist das erlebende Ich nicht vom erzählenden Ich zu trennen. Vielmehr wird unter Verwendung des Präsens die Figur in ihrem Zustand von 1965 geschildert. Die Fokalisierung ist dabei intern; das erlebende Ich wird unter Anspielung auf das homerische Teiresias-Motiv gewissermaßen als »blinder Seher« eingeführt. Neben dem gebrochenen, noch namenlosen Ich betritt nun ein britischer Militärpolizist die Szene und verwickelt die Figur in ein Gespräch, das weitgehend über direkte Rede wiedergegeben wird. Die Tatsache, dass es sich beim Gesprächspartner um einen Militärpolizisten handelt, konnotiert die Information, dass Schirach hier ein Gefangener ist. Die Szene wird recht plastisch dargestellt, wobei der junge Wachsoldat ein flacher Charakter bleibt (man erfährt weder sein Aussehen⁴³⁸ noch sonstige Details aus seinem Leben), der hauptsächlich als Schirachs Stichwortgeber und damit als eine Art rhetorische *fictio personae* eingesetzt wird. Bezeichnenderweise ist es dann auch der Soldat, der Schirach zum Reden über Hitler drängt. Der eigentlich unwillige Erzähler, der nur aufgrund des großen Interesses Anderer zum Erzählen genötigt wird, gehört zu den ältesten Motiven der Gerichtsrede wie der Autobiographie – für den deutschsprachigen Raum hat er seinen wirkungsmächtigsten Auftritt sicher in Goethes *Dichtung und Wahrheit* gefunden.⁴³⁹ So fragt der Soldat:

»Sir, wenn es Ihnen nichts ausmacht, möchte ich Sie etwas fragen, was mich schon lange beschäftigt: Was war dieser Hitler eigentlich für ein Mensch! [sic] Er muß doch ein großer Mann gewesen sein, er hat Millionen Deutsche begeistert, ihnen Arbeit gegeben und Autobahnen gebaut, und dann hat er Millionen Menschen hinrichten lassen. Das verstehe ich nicht.«⁴⁴⁰

Der Soldat wird dabei als Metonymie (*pars pro toto*) eingesetzt, denn Schirach verallgemeinert nun die Frage des einzelnen Soldaten zu einer Frage der gesamten Nachkriegsgeneration. Damit ist auch der Adressatenkreis seiner Autobiographie genannt, die er nicht etwa an Menschen, die diese Zeit selbst

dem rechten Auge blind« zu sein, im Kontext des Buchs eines ehemals führenden Nationalsozialisten bewusst ist, darf an dieser Stelle wohl bezweifelt werden.

438 Dies ist allerdings aus der geschilderten Situation heraus auch nicht möglich, da die Augen des erlebenden Ichs verbunden sind.

439 Insbesondere im antiken Griechenland war die Gerichtsrede eine der wenigen Situationen, in der das autobiographische Erzählen gesellschaftlich akzeptabel war. Musterbeispiel für die Fiktion des externen Drängens als Auslöser autobiographischen Sprechens ist hierbei Isokrates' als Verteidigung vor Gericht konzipierte *Antidosis*-Rede. Zum »unwilligen« Auftreten in der Gerichtsrede selbst vgl. hingegen Quint. inst. IV 1, 7. Bekanntestes und stilbildendes Beispiel aus dem Bereich der »neueren« Autobiographie dürfte der anstelle eines Vorworts angeführte, zum Schreiben einer Autobiographie drängende Brief eines Freundes in Goethes *Dichtung und Wahrheit* sein (vgl. Goethe, Johann Wolfgang von: *Dichtung und Wahrheit*. Frankfurt am Main: Fischer 2010, S. 7f.).

440 Schirach, S. 5f.

miterlebt haben, sondern an nach dem Krieg Geborene richtet. Dieses Über-die-eigene-Zeit-Hinauszeigen ist einer der wesentlichen Unterschiede der Autobiographie zur Gerichtsrede.⁴⁴¹ Schirachs Text richtet sich also gezielt an die jüngere Generation, mithin auch seine Nachwelt. Damit ist nicht etwa ein Beitrag zur Geschichtsschreibung, sondern ein Erklären der Vergangenheit für unbedarfte, ›einfache‹ Menschen das angestrebte Ziel – was, wie sich im Vergleich zeigen wird, eine eher ungewöhnliche Entscheidung für die Autobiographie eines ehemals führenden Nationalsozialisten ist. Die Passage, die dies erklärt, ist dabei stilistisch stark ausgeschmückt und setzt auf Stilfiguren wie Wiederholungen (*repetitiones*), Anaphern oder Parallelismen, die Eindrücklichkeit suggerieren sollen:

Ich war betroffen. 20 Jahre lang hatte ich gewußt, daß diese Frage mir – so oder anders – von meinen Kindern gestellt werden würde, falls ich die Gefangenschaft überlebte. 20 Jahre lang hatte ich in meiner Zelle Gedanken dazu niedergeschrieben. Gedanken, die alle 14 Tage eingesammelt und verbrannt wurden. Und nun überfiel mich ein junger Engländer, der erst nach Kriegsende geboren war, mit dieser Frage. Angehöriger einer Generation, für die der Name Hitler kein Erlebnis ist, sondern Geschichte.⁴⁴²

Hierbei vollzieht sich ein charakteristischer Wechsel der Erzählhaltung. Vom zuvor vorherrschenden dramatischen Modus wird an dieser Stelle zum narrativen Modus übergegangen; ebenso vom Präsens zum Präteritum. Der Erzähler wird hierdurch erstmals sichtbar als von der Figur verschieden profiliert: Die Ereignisse, von denen berichtet wird, liegen aus seiner Sicht in der Vergangenheit. Auf stilistischer Ebene wird hier bereits das Motiv der Konversion angedeutet.⁴⁴³ Dennoch macht das Wort »nun« deutlich, dass die Diegese noch immer im Militär-Hospital von 1965 spielt. Weder Erzähler noch Figur werden in dem Vorwort mit Namen benannt, was erneut in das Bild des eher zögerlichen autobiographischen Paktangebots passt. Doch lässt sich aus den im Vorwort enthaltenen Daten des Lebenslaufs leicht rekonstruieren, dass es sich um keinen anderen als Baldur von Schirach handeln kann. In einem Rückblick berichtet er von der Zeit, in der »ich mit 21 Jahren Reichsführer der NS-Studenten und mit 24 Reichsjugendführer und jüngster Abgeordneter im Deutschen Reichstag

441 Zwar können auch Gerichtsreden potenziell über sich hinausweisen und sich an ein späteres Publikum richten – es ist im Gegensatz zur Autobiographie aber die Ausnahme, nicht die Regel, und in gewissem Sinne auch ein Verstoß gegen die ›Gattungskonventionen‹, wenn der etwas schiefe Vergleich an dieser Stelle erlaubt ist.

442 Schirach, S. 6.

443 Bernd Ulmer nennt den Wechsel von der Perspektive des erlebenden Ichs zur »Gegenwartsperspektive« des Erzählers als typisches Element mündlicher Konversionserzählungen, das vor allem im Vorfeld des Konversionsereignisses anzutreffen sei (vgl. Ulmer 1988, S. 25).

wurde«⁴⁴⁴. »Reichsjugendführer« mag dabei geradezu als Antonomasie für »Baldur von Schirach« gelten.⁴⁴⁵ Somit wird hier indirekt durchaus die Identität von Figur, Erzähler und auf dem Buchdeckel angegebenem Autornamen behauptet. Bezeichnenderweise bricht Schirachs antonomasiehafte Kurzbiographie auch nach den oben genannten Stationen ab – eine Identifikation mit dem »Reichsstatthalter von Wien«, unter dessen Herrschaft 60 000 Juden deportiert wurden, findet nicht statt. Abschließend folgt eine im autobiographischen Genre übliche Erläuterung des Grundes, über sich selbst zu schreiben. Dabei wird vor allem die Einzigartigkeit der eigenen Rolle betont:

Von den führenden Nationalsozialisten, die Hitler früh und aus nächster Nähe kannten, bin ich der einzige Überlebende. Deshalb faßte ich damals den Plan zu berichten, wie ich zu Hitler kam, wie wir ihm verfielen und das Deutsche Reich verspielten.⁴⁴⁶

Dies dient wiederum der Steigerung des Leserinteresses, zählen doch das Versprechen von Neuartigkeit und Außergewöhnlichkeit zu den gängigen Topoi des *attentum parare*.⁴⁴⁷ Zahlreiche gängige Techniken finden sich in diesem Satz gebündelt – Lob der Bedeutung der eigenen Person (»führender Nationalsozialist«, »einziger Überlebender«)⁴⁴⁸, Motivation der Aussage aus »Pflichtgefühl«⁴⁴⁹ sowie relevanter Bezug zur Lebenswelt des Publikums (»wir«). Der letzte Satz dient zugleich als *propositio* und führt in die Zielsetzung des Texts ein. Der Topos des einzigen Zeugen, der auch in der phantastischen Literatur beliebt ist und exklusive Informationen verspricht, hat hier noch eine andere argumentative Rolle: Indem Schirach sich selbst in den Zeugenstand beruft, muss ein anderer auf der Anklagebank Platz nehmen. Dieser andere ist Adolf Hitler. Hiermit wird bereits eine der späteren Verteidigungsstrategien des Texts, die Schuldübertragung (*translatio criminis*), vorweggenommen. Der letzte Satz beinhaltet zudem einige markante Sprünge der Erzählweise. Einerseits signalisiert das Wort »damals« an dieser Stelle einen Wechsel zum Zeitpunkt des Er-

444 Schirach, S. 6.

445 Obwohl Schirach 1940 sein Amt als Reichsjugendführer an seinen Nachfolger Artur Axmann abgab, blieb er bis zum Kriegsende Reichsleiter für die Jugenderziehung und Beauftragter des Führers für die Inspektion der gesamten Hitlerjugend (vgl. Wortmann 1982, S. 185).

446 Schirach, S. 6.

447 So nennt Aristoteles etwa das Versprechen von großer Bedeutung und Außergewöhnlichkeit sowie persönlicher Betroffenheit der Zuhörer als typische Techniken zur Aufmerksamkeitssteigerung im *prooimion* – freilich ohne anderen Redeteilen die Notwendigkeit, die Aufmerksamkeit des Publikums mit ebensolchen Konstruktionen zu fesseln, abzusprechen (vgl. Aristot. rhet. 1415b, analog Cic. part. or. 30). Auch Genette zählt das Versprechen von Neuheit in Vorworten als »Hauptargument für die Aufwertung des Textes« (Genette 1989, S. 194).

448 Vgl. Cic. inv. 22; Rhet. Her. I V 8.

449 Vgl. Quint. inst. IV 1, 7.

zählens; die Szene im Militärkrankenhaus ist nun Vergangenheit. Erstmals wird hier deutlich, dass »damals« die Figur Baldur von Schirach einen Entschluss fasste, der »jetzt« vom Erzähler umgesetzt wird. Somit beinhaltet die Einleitung auch die Handlung des gesamten Buchs *in nuce*: Zunächst handelt nur eine unbedarfte Figur, die sich dann im Laufe der Geschichte ihrer Handlungen bewusst wird und schließlich heute von der Warte des geläuterten Erzählers aus zurückblicken kann. Markant am letzten Satz ist auch der plötzliche Wechsel vom »Ich« zum »wir«. Wer ist mit »wir« gemeint? Die nationalsozialistische Führung? Das deutsche Volk? Oder etwa auch die Leserschaft, die sich in einem inkludierenden »wir« wiederfinden könnte?

Der ungewöhnlichen Ausgestaltung des Vorworts liegt dabei eine klar rhetorisch zu deutende Strategie zugrunde. Die klassische Rhetorik rät bei Themen und Personen, denen gegenüber das Publikum negativ eingestellt ist, zur indirekten Einleitung (der sogenannten Einschmeichlung, lat. *insinuatio*). Deutlich folgt das Vorwort aus *Ich glaubte an Hitler*, einem Buch, in dem es immerhin um nichts Geringeres geht als um die Lebensbeschreibung eines verurteilten Kriegsverbrechers, dieser Vorschrift. So rät Cicero:

Wenn die Schimpflichkeit des Falles Anstoß erregt, so soll man [...] an die Stelle des Menschen, der den Anstoß verursacht, einen anderen Menschen, der geliebt wird, stellen[,] [...] damit das Gemüt des Zuhörers von dem, was er haßt, zu dem, was er liebt, hinübergezogen wird.⁴⁵⁰

Damit lässt sich die ungewöhnliche Auswahl des Kranken als erste Figur aus dem reichhaltigen Fundus der früheren Ichs erklären: So begegnet der Leserschaft nicht etwa ein unschuldiger Junge oder mächtiger Reichsjugendführer, ja nicht einmal ein in die Freiheit entlassener Mann. Stattdessen wird hier mit dem alten, fast blinden, aber immer noch inhaftierten Mann ein Moment der größten Schwäche und Verwundbarkeit gewählt. Das Adverb »bereits« vor dem »blind« suggeriert im Eingangszitat dabei, dass auch auf dem anderen Auge mit der Erblindung zu rechnen ist – obwohl es sich bei der erfolgreichen Operation vielmehr um die Rettung des Augenlichts gehandelt hatte.⁴⁵¹ Hier redet kein gefährlicher Kriegsverbrecher, sondern ein bemitleidenswerter und gebrochener alter Mann. Es handelt sich also dabei um einen auf verschiedene »Ichs« gewendeten Sonderfall des Ersetzens der anstößigen Person durch eine weniger anstößige Person: Statt den Erzähler direkt vorzustellen, wird auf eine frühere, sympathischere Instanz der Figur rekurriert – eine Möglichkeit, die im Rahmen des Vorworts einer Autobiographie weitaus unproblematischer genutzt werden

450 Cic. de inv. I 17. Übersetzung nach Cicero, Marcus Tullius; Nüßlein, Theodor: *De inventione. Über die Auffindung des Stoffes. Lateinisch-Deutsch*. Düsseldorf: Artemis & Winkler 1998.

451 Vgl. Wortmann 1982, S. 17.

kann, als es in einer Gerichtsrede, auf die sich Ciceros Ratschlag bezieht, der Fall wäre.

Insgesamt gesehen lässt sich für *Ich glaubte an Hitler* vor allem eine große rhetorische Relevanz des Vorworts sowie des thematischen Titels festhalten. Bei den übrigen, vergleichsweise wenigen Paratexten hingegen ist es durchaus angebracht, vom ›Beiwerk‹ des Buchs zu sprechen. Lediglich der Komplex von fehlendem Inhaltsverzeichnis, nummerierten Kapiteln und Register am Ende, der eine lineare Lektüre geradezu erzwingt, verdient noch zusätzliche Beachtung. Als Befund bleibt zudem festzuhalten, dass für *Ich glaubte an Hitler* eine eher schwache Gestaltung des autobiographischen Pakts gewählt wurde. Neben dem fehlenden paratextuellen Verweis auf die Gattung (»Autobiographie«, »Memoiren«, gattungstypische Titel etc.) oder Referenzialitätsansprüchen durch Photographien und Dokumente sind es vor allem das ›Vorwort‹, das eigentlich schon zur Erzählung gehört, sowie die Fiktionalitätssignale in den weiter oben erwähnten Passagen, in denen das erlebende Ich keine Rolle spielt, während aber dem Erzähler das Innenleben Dritter zugänglich ist, die diese Diagnose untermauern. Dies steht dabei in direktem Zusammenhang mit der weiter oben beschriebenen Form der Konversionserzählung, die für *Ich glaubte an Hitler* gewählt wurde. Da es sich bei der Konversion vor allem um ein inneres Ereignis handelt (zumal äußere Anzeichen der Konversion im Falle Schirachs ohnehin weitgehend fehlen), ist hier die Notwendigkeit einer starken Referenzialität weniger stark gegeben als bei Texten, die zugleich einen dokumentarischen Anspruch erheben. Da hier die Verteidigung der eigenen Person durch eine möglichst glaubwürdige Schilderung des inneren Wandels den Mittelpunkt bildet, besteht kaum eine Notwendigkeit, den autobiographischen Pakt über die bloße Garantie des »Autor = Erzähler = Figur« hinaus auf eine starke Referenzialität und glaubwürdige Beschreibung der Außenwelt hin auszudehnen.

	Stellung	Konkrete Gestaltung	Zielgruppe	Rhetorische Funktion
Autorenname	Buchdeckel	»Baldur von Schirach«, rot & fett gedruckt, Zeilenumbruch nach »Baldur«	Öffentlichkeit	- Werbung für Buch (bekannte Person) - autobiographisches Paktangebot
Titel	Buchdeckel	»Ich glaubte an Hitler«, fett und schwarz gedruckt, Zeilenumbruch nach »glaubte«.	Öffentlichkeit	- Werbung - Tabubruch - Verteidigung <i>in nuce</i> , auch gegenüber Öffentlichkeit
Kapitelüberschriften	Im Buch	Nummern ohne weiteren Titel	Leserschaft	- Wechsel von Zeit und Thema legitimieren - Text portionieren - Lineare Lektüre erzwingen (in Verbindung mit fehlendem Inhaltsverzeichnis)
Photo	Buchdeckel	Portraitphoto Baldur von Schirach, schwarz-weiß, alter Mann, blickt Rauchschwaden seiner Pfeife nach	alle, die gedrucktes Exemplar des Buchs sehen	- Beglaubigen der Autorschaft Schirachs - Visualisierung von dessen Prominenz - Inszenierung des Autors als alter, zurückblickender Mann - suggeriert intime Atmosphäre des Salongesprächs.
Personen- und Sachverzeichnis	S. 353–368	Alphabetisch sortierte Stichworte und Seitenzahlen	alle, die im Buch blättern	- Steuern von selektiver Lektüre – lässt diese nur zu speziellen Fragen und Personen zu, nicht aber zu Zeiträumen - verschleiert dadurch Anachronien im Text
Vorwort	S. 5–6	Hybrid: Aktorial/ auktorial, in Text eingebunden	Leserschaft	- Indirektes Hinführen zum Thema (<i>insinuation</i>) - Initialisierung des Verhältnisses von Erzähler (unwilliger, mitleiderregender Schirach) und Leserschaft (Generation, die Hitler nicht erlebt hat)

Tabelle 1: Paratext in Baldur von Schirachs *Ich glaubte an Hitler*

2.5 Zusammenfassung

Im Nürnberger Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher äußerte sich Baldur von Schirach abschließend zu seinem Verhältnis zu Hitler: »Ich habe an diesen Mann geglaubt, und das ist alles, was ich zu meiner Entlastung und zur Erklärung meiner Haltung sagen kann. Diese Schuld ist aber meine eigene und meine persönliche.«⁴⁵² Im Grunde ist *Ich glaubte an Hitler* nichts anderes als die verschriftlichte Einlösung dieses Eingeständnisses im Medium der Autobiographie. Die Bereitschaft, das eigene Leben unter religiösem Vorzeichen zu lesen, ist bereits im hier angeführten Zitat durch die Kombination des Verbs »glauben« mit der Präposition »an« ausgedrückt und hat sich entsprechend deutlich im Titel des Buchs niedergeschlagen. Auch deutet schon hier die Verwendung der Vergangenheitsform den späteren Einstellungswechsel an, der in *Ich glaubte an Hitler* durch die Struktur der Konversionserzählung zum Ausdruck kommt. Die Wendung »das ist alles« macht dabei den zentralen Charakter der Konversion für die Verteidigung deutlich.

Neben der »Entlastung« wird zudem eine »Erklärung« des eigenen Verhaltens als Ziel angegeben. Im Text von *Ich glaubte an Hitler* zeigt sich dies an der mit erzählerischer Sympathie und Einfühlungsvermögen begleiteten Entwicklung des erlebenden Ichs, dessen Innenperspektive dabei mit Ausnahme der ersten sieben Kapitel durchweg gut, gegen Ende jedoch immer häufiger und durchgängiger, zugänglich ist. Auch wenn der Satz »Diese Schuld ist aber meine eigene und meine persönliche« im Kontext des Nürnberger Prozesses als Ablehnung einer Kollektivschuld des deutschen Volkes gelesen werden kann, ist mit ihm auch eines der wesentlichen (und im Rahmen dieser Untersuchung einzigartigen) Merkmale des Texts angesprochen: Als einziger der hier untersuchten Texte will *Ich glaubte an Hitler* an keiner Stelle mehr sein als ein individueller Bericht der eigenen Entwicklung. Weder wird für sich selbst ein exemplarischer Wert, noch eine Zugehörigkeit zu einer übergeordneten Gruppierung wie etwa der Marine (außer einem anonymen »wir« oder dem deutschen Volk an sich) behauptet. Der Erzähler berichtet ausschließlich vom früheren Handeln der Figur, auch wenn dies gelegentlich mit über den unmittelbaren eigenen Erlebnishorizont hinausgehenden Anekdoten ausgeschmückt wird. *Ich glaubte an Hitler* will keine Apologie des NS-Systems, des Militärs oder einer anderen Gruppierung sein – nicht einmal der von Schirach geführten Hitlerjugend.

Dennoch nimmt der Erzähler in dem Text keine herausgehobene Rolle ein. Gelegentlich verschwindet er sogar vollständig hinter den Figuren der Handlung. Die Handlung selbst, die Anekdoten um verschiedene Figuren sowie die stärker nach rhetorischen als nach chronologischen Gesichtspunkten ange-

452 NP Bd. 14, S. 477.

ordnete Entwicklung des jungen, begeisterten NS-Funktionärs zum Hitler-Apostaten stehen dabei im Vordergrund. Schirachs *Ich glaubte an Hitler* und die zugrundeliegende, apologetisch wirksame Narration lässt sich damit vor allem als Konversionserzählung mit gelegentlichem memoirenhaften⁴⁵³ Einschlag deuten. Die zugrunde liegende Rechtfertigungsstrategie lässt sich klar im *status qualitatis* verorten, der hier zudem nur in einer sekundären Verteidigung zur Schuldminderung, nicht aber zur vitalen Verteidigung eingesetzt wird.⁴⁵⁴

453 Hiermit beziehe ich mich auf ein bestimmtes Verständnis des Begriffs ›Memoiren‹, demzufolge dort im Gegensatz zur Autobiographie eine andere Person als der Erzähler im Vordergrund steht, wie etwa bei den Erinnerungen von Hitlers Sekretärin Traudl Junge. Exemplarisch für diese Auffassung des Memoirenbegriffs vgl. Pascal 1989, S. 148. Einen Überblick über die Begriffsdiskussion gibt Holdenried, Michaela: *Autobiographie*. Stuttgart: Reclam 2000, S. 29.

454 Vgl. Hoppmann 2008, S. 195–197.

3 Albert Speer: *Erinnerungen*

*Wer hat nicht für seinen guten Ruf schon einmal –
sich selbst geopfert?*⁴⁵⁵
Friedrich Nietzsche

Als sich 1966 nach zwanzigjähriger Haft die Tore des Spandauer Kriegsverbrechergefängnisses für die Gefangenen Nr. 1 und Nr. 5, den ehemaligen Reichsjugendführer Baldur von Schirach sowie Hitlers Architekten und Rüstungsminister Albert Speer, öffneten, war auch für Speer der Kampf um die Buchrechte seiner noch zu schreibenden Erinnerungen längst entschieden. Schon aus dem Gefängnis heraus hatte Speer über geschmuggelte Briefe Kontakt mit mehreren Verlagen gepflegt. Er entschied sich letztlich für den Ullstein Verlag, in dessen *Propyläen*-Reihe seine *Erinnerungen* dann erschienen. Wenige Tage nach seiner Freilassung traf er sich mit dem Verleger Wolf Jobst Siedler, um die Details zu besprechen. Siedler stellte Speer den Journalisten und späteren Herausgeber der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, Joachim Fest, der seine Rolle als »vernehmender Lektor«⁴⁵⁶ charakterisierte, zur Seite, beteiligte sich aber auch selbst aktiv an der Entstehung der *Erinnerungen*. Bei Arbeitstreffen in abgelegenen Ferienhäusern auf Sylt, in Südtirol oder an der Loire arbeitete das Dreiergespann an der Endfassung des von Speer schon während der Spandauer Gefangenschaft heimlich abgefassten Manuskripts.⁴⁵⁷

455 Nietzsche, Friedrich: *Jenseits von Gut und Böse. Zur Genealogie der Moral*. München: dtv 2005. Hrsg. von Giorgio Colli; Mazzino Montinari. Kritische Studienausgabe in 15 Einzelbänden, Bd. 5, S. 90 (Viertes Hauptstück 92).

456 Vgl. Fest 2006, S. 7.

457 Vgl. Siedler, Wolf Jobst: *Wir waren noch einmal davongekommen. Erinnerungen*. München: Siedler 2004, S. 260. Zur Entstehungsgeschichte der *Erinnerungen* vgl. ausführlich etwa van der Vat 1997, S. 326–343; Sereny, Gitta: *Das Ringen mit der Wahrheit. Albert Speer und das deutsche Trauma*. München: Kindler 1995, S. 773. Es ist umstritten, welche Absichten Siedler und Fest bei ihrer Mitarbeit an Speers *Erinnerungen* verfolgt haben mögen und inwiefern sie an der immensen Wirkung des Buchs beteiligt waren. Am weitesten gehen hier Stefan Krebs und Werner Tschacher, die Speer, Fest und Siedler eine »gemeinsame Geschichtspolitik« unterstellen, welche darauf abgezielt habe, »die Debatte um die Verantwortung der NS-Eliten über die Deutungsmuster der technizistischen Unmoral und der unpolitischen Fachmänner zu entpolitisieren« (Krebs/Tschacher 2007, S. 170) und dadurch zu einer »kollektiven Entlastung der deutschen Nachkriegsgesellschaft« (ebd.) beizutragen. Magnus Brechtken hingegen hält dies für eine Überschätzung ihrer Rolle und unterstellt Fest und Siedler keine über ihre (allerdings beträchtlichen) persönlichen Ambitionen

Während Schirachs *Ich glaubte an Hitler* bereits 1967 – ein Jahr nach der Haftentlassung – erschien, ließ die Veröffentlichung von Speers *Erinnerungen* insgesamt drei Jahre auf sich warten. Als die *Erinnerungen* dann 1969 erschienen, avancierten sie zum Weltbestseller.⁴⁵⁸ Selbstbewusst scherzte Wolf Jobst Siedler gegenüber Heinrich Böll, dass diesem selbst mit seinem Literaturnobelpreis nie ein solcher Erfolg auf dem Buchmarkt gelungen sei wie Albert Speer.⁴⁵⁹ Sechs Jahre später veröffentlichte Speer, erneut in Zusammenarbeit mit Fest und Siedler, seine *Spandauer Tagebücher* (1975), die ebenfalls ein großer Verkaufserfolg wurden.⁴⁶⁰ Weitere sechs Jahre später, kurz vor seinem plötzlichen Tod, folgte noch eine schriftliche Abrechnung mit Himmler und dessen SS (*Der Sklavenstaat*, 1981). An den Erfolg seiner Vorgänger konnte *Der Sklavenstaat* allerdings nicht anknüpfen.⁴⁶¹

Als Dreh- und Angelpunkt der Speer'schen Selbstinszenierung sollen hier nur seine als Autobiographie vermarkteten *Erinnerungen* untersucht werden, die als erste und wirkungsmächtigste Publikation Speers die Basis seiner gesamten späteren Argumentation bilden. Da sich das Werk jedoch trotz des Schwerpunkts auf einer textnahen Analyse nie zur Gänze aus seinem Kontext herauslösen lässt, werden hier zum besseren Verständnis nach einem kurzen biographischen Abriss zunächst noch die Vorgeschichte und die Folgen der *Erinnerungen* skizziert. Dies ist im Falle Speers insbesondere deshalb notwendig, weil

hinausgehenden Motive (vgl. Brechtken 2010, S. 83) – eine Einschätzung, die auch vom Verfasser geteilt wird.

458 Nach Auskunft des Ullstein-Verlags gegenüber dem Verfasser wurden die *Erinnerungen* in folgende Sprachen übersetzt: Chinesisch, Dänisch, Englisch, Estnisch, Französisch, Georgisch, Hebräisch, Niederländisch, Italienisch, Japanisch, Koreanisch, Litauisch, Norwegisch, Portugiesisch, Rumänisch, Russisch, Schwedisch, Slowenisch, Spanisch, Tschechisch. Insgesamt sind sie in 18 Ländern erschienen. Die Auflage in Deutschland schätzt der Verlag auf über 500 000 (Hardcover). Weltweit sollen es mehrere Millionen verkaufte Exemplare gewesen sein (vgl. auch Sereny 1995, S. 783). Auch der Nachfolger, die *Spandauer Tagebücher*, konnten einen vergleichbaren Erfolg verbuchen. Die *Erinnerungen* wurden in Deutschland zuletzt 2010 in der 4. Auflage als Taschenbuch aufgelegt; im Gegensatz zu den *Spandauer Tagebüchern* sollen sie nach Verlagsauskunft auch eine 5. Auflage erhalten.

459 Vgl. Siedler 2004, S. 260.

460 Vgl. Brechtken 2012, S. 54.

461 Unter Verweis auf die schlechte literarische Qualität des dritten Buchs mutmaßt der Speer-Biograph Dan van der Vat, dass Joachim Fest bei den *Erinnerungen* und den *Spandauer Tagebüchern* nicht nur beratend, sondern als eine Art stilistischer Ghostwriter mitgewirkt habe (vgl. van der Vat 1997, S. 332; ebenso Brechtken 2012, S. 61). Der *Sklavenstaat* war Speers erstes Buch, an dem Fest nicht beteiligt war. Gitta Sereny, ebenfalls Speer-Biographin, widerspricht dem unter Verweis auf eine Aussage Siedlers, die nahelegt, dass Fest auf die stilistische Gestaltung der Texte kaum Einfluss gehabt habe (vgl. Sereny 1995, S. 779). Der schlechte Stil des *Sklavenstaats* sei vielmehr den Turbulenzen in Speers Privatleben geschuldet. Zur Zeit der Abfassung des *Sklavenstaats* hatte Speer eine außereheliche Affäre mit einer jungen Engländerin. Für Sereny liegt hierin der Grund für die stilistischen Unzulänglichkeiten: »Und nun war alles klar. Er hatte sich verliebt.« (Sereny 1995, S. 823).

die *Erinnerungen* maßgeblich auf ein bereits in anderen Publikationen etabliertes Narrativ aufbauen und auch in der Folgeliteratur eine starke Wirkung entfalten konnten, die mit keinem der anderen hier untersuchten Werke vergleichbar ist.

3.1 Vorgeschichte der *Erinnerungen*

Albert Speer wurde 1905 als Sohn eines wohlhabenden Heidelberger Architekten geboren und wuchs als zweiter von drei Brüdern in behüteten Verhältnissen auf. Nach dem Architekturstudium in Karlsruhe, München und Berlin arbeitete er zunächst an der Technischen Hochschule Berlin als Assistent von Prof. Heinrich Tessenow. 1931 trat er in die NSDAP ein. Nach einigen kleineren Aufträgen konnte der junge Architekt schließlich das Vertrauen und die Zuneigung des gerade an die Macht gelangten ›Führers‹ Adolf Hitler gewinnen. Speer wurde zu einem der führenden Architekten des aufstrebenden Dritten Reichs und entwarf monumentale Bauten für das Nürnberger Reichsparteitagsgelände sowie die Reichshauptstadt Berlin. 1937 wurde er von Hitler zum ›Generalbauinspektor für die Reichshauptstadt‹ ernannt und sollte in dieser nur für Speer geschaffenen Funktion den geplanten Umbau Berlins sicherstellen.

Nach dem überraschenden Tod des Rüstungsministers Fritz Todt wurde Speer im Februar 1942 zu dessen Nachfolger berufen. Als maßgeblicher Organisator der deutschen Rüstungsproduktion wurde er rasch zu einem der mächtigsten Männer des Dritten Reichs. Nach Hitlers Suizid gehörte er in einer Doppelfunktion als Rüstungsminister und Wirtschaftsminister dem Kabinett Schwerin von Krosigk unter Reichspräsident Karl Dönitz an, bevor er am 23. Mai 1945 von britischen Streitkräften verhaftet wurde. Im Nürnberger Prozess zeigte er als einer der wenigen Angeklagten Reue und distanzierte sich von Hitler und dem Nationalsozialismus, wobei er sich selbst als unpolitischen, ausschließlich an Kunst und Technik interessierten Mitläufer darstellte.

Seine in Nürnberg erfolgreich eingeübte Selbstinszenierung als unpolitischer Architekt und Technokrat wiederholt Speer auch in den *Erinnerungen*. Dieses Bild ist indes keine reine Erfindung Speers. Als Ursprung der Legende vom unpolitischen Techniker und ›Gentleman-Nazi‹ gilt ein Artikel des Exilanten Sebastian Haffner, der noch zu Kriegszeiten am 9. 4. 1944 im britischen *Observer* erschienen war.⁴⁶² In ihm charakterisierte Haffner Speer als »reinen Techniker«⁴⁶³. Auch Hans Flächsner, Speers Verteidiger im Nürnberger Prozess, hat

462 Vgl. Brechtken 2012, S. 39.

463 Haffner, Sebastian: »Albert Speer. Herrscher über die Nazi-Industrie«. In: Ders.: *Schreiben für die Freiheit. 1942 bis 1949: als Journalist im Sturm der Ereignisse*. Berlin: Transit 2001.

seinen Teil zur öffentlichkeitswirksamen Erschaffung dieses Speer-Bilds beigetragen.⁴⁶⁴ Speer selbst hatte zudem bereits in den zahlreichen Verhören vor Prozessbeginn ein ähnliches Bild von sich gezeichnet.⁴⁶⁵

Als Speer mit der Abfassung seiner *Erinnerungen* begann, hatte dieses Speer-Bild bereits ein reges Eigenleben entwickelt. So hatte der britische Historiker Hugh Trevor-Roper es in seinem 1947 erschienenen Band *The Last Days of Hitler*⁴⁶⁶ (dt. *Hitlers letzte Tage*, 1965) im englischsprachigen Raum bekannt gemacht.⁴⁶⁷ Der Journalist Joachim Fest prägte wiederum die deutsche Wahrnehmung mit seiner einflussreichen⁴⁶⁸ Speer-Charakterstudie in *Das Gesicht des 3. Reichs* (1967), die den bezeichnenden Titel »Albert Speer und die technizistische Unmoral« trägt.⁴⁶⁹ Als Speer schließlich aus der Haft entlassen wurde, widmete das Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* diesem Ereignis einen ausführlichen Artikel. Darin werden nicht nur die oben genannten Texte mehrfach zitiert, es wird auch ein deutlich positives Bild vom »mitfühlenden Technokraten« Speer gezeichnet; dieser sei, so der synekdochische Titel des Artikels, eine »Fühlende Brust«⁴⁷⁰. Im gleichen Jahr erhielt Speer selbst auch die Gelegenheit, dem *Spiegel* in einem ausführlichen Interview Rede und Antwort zu stehen – eine nach dem vorangegangenen, sehr positiven Artikel durchaus dankbare Auf-

S. 45–49, hier: S. 49. Erstmals erschienen als Haffner, Sebastian: »Profile. Albert Speer. Dictator of Nazi Industry«. In: *The Observer* (9.4.1944). S. 6.

464 Vgl. Schmidt, Matthias: *Albert Speer. Das Ende eines Mythos*. Berlin: Netzeitung 2005, S. 165.

465 Vgl. ebd., S. 26f.

466 Trevor-Roper, Hugh R.: *The last days of Hitler*. London: Macmillan Company 1947.

467 Trevor-Ropers Analyse ist dabei unmittelbar von Speer beeinflusst worden: Trevor-Roper hatte Speer 1945/46 als Nachrichtenoffizier für den britischen Militärnachrichtendienst verhört (vgl. Sereny 1995, S. 168). Trevor-Roper selbst nimmt dazu ausführlich Stellung und lobt Speer als zuverlässigen Zeugen: »Speer ist in diesem Bericht oft erwähnt, oft zitiert worden. [...] Aber Speer verdient aus eigenem Recht, dass man ihn erwähnt. Seine Schlüsse sind niemals naiv, niemals alltäglich, sie scheinen immer ehrhaft; oft gehen sie sehr tief. Wenn es manchmal scheint, als sei er dem Zauber des Tyrannen, dem er diente, zu sehr verfallen, so ist er wenigstens der einzige Gefolgsmann, dessen Urteilskraft durch den Aufenthalt bei seinem furchtbaren Meister nicht angegriffen wurde. Er wenigstens behielt die Fähigkeit, sich selbst zu befragen, und die Ehrhaftigkeit, beides – seine Irrtümer und seine Überzeugungen – zu bekennen.« (Trevor-Roper, Hugh R.: *Hitlers letzte Tage*. O. O.: Spiegel-Verlag 1965, S. 83f.).

468 Als Beleg für diesen Einfluss lässt sich etwa ein Artikel über Albert Speer anführen, der 1966 im *Spiegel* erschien und ausführlich aus Fests »präziser Studie« zitiert (vgl. »Speer. Fühlende Brust«. In: *Der Spiegel* 40 (1966). S. 44–61, hier: S. 44). Zum Einfluss der Fest-Charakterisierung vgl. auch Brechtken 2012, S. 39.

469 Vgl. Fest, Joachim: »Albert Speer und die technizistische Unmoral«. In: Ders.: *Das Gesicht des Dritten Reiches. Profile einer totalitären Herrschaft*. München: Piper 1963. S. 271–285.

470 Vgl. »Speer. Fühlende Brust«. In: *Der Spiegel* 40 (1966). S. 44–61. Die Formulierung »fühhlende Brust« im Zusammenhang mit Speer geht dabei auf den Wehrmachtsgeneral Heinz Guderian zurück (vgl. Guderian, Heinz: *Erinnerungen eines Soldaten*. Heidelberg: Kurt Woinckel 1951, S. 411).

gabe, die Speer auch prompt dazu nutzte, sämtliche der inzwischen etablierten Speer-Topoi nochmals zu rezitieren und sich erneut als verführten Künstler und Organisationstalent zu inszenieren.⁴⁷¹

3.2 Die *Erinnerungen* und ihre Folgen

Auf all diesen öffentlichkeitswirksamen Darstellungen konnte Speer also aufbauen, als die *Erinnerungen* dann 1969 erschienen. Auch nach der Veröffentlichung seiner Autobiographie arbeitete Speer weiter am Bild des unpolitischen Architekten und Technokraten, das er in den *Erinnerungen* so eindrücklich gezeichnet hatte. Insbesondere die englischsprachige Öffentlichkeit erreichte er 1971 mit einem vielbeachteten *Playboy*-Interview.⁴⁷²

Ein Jahr später erhielt das etablierte Speer-Bild jedoch erste Risse, als der amerikanische Historiker Erich Goldhagen Albert Speer 1972 in einem Artikel beschuldigte, entgegen seiner Beteuerungen bei Himmlers Zweiter Posener Rede am 6. Oktober 1943, die Schirach in *Ich glaubte an Hitler* ausführlich wiedergibt, anwesend gewesen zu sein. Goldhagen konnte dies unter anderem mit Ausschnitten aus Himmlers wieder entdeckter Rede, in denen Himmler Speer direkt anspricht, belegen.⁴⁷³ Ein völliges Abstreiten kam für Speer nicht in Frage – nicht zuletzt hatte er in seinen *Erinnerungen* sogar selbst von seiner Anwesenheit auf der Konferenz berichtet (freilich ohne auf Himmlers Offenlegung des Holocaust hinzuweisen) und sich naserümpfend über die abendlichen Alkohol-Exzesse seiner Parteigenossen ausgelassen.⁴⁷⁴ Nach Bekanntwerden der Vorwürfe behauptete Speer jedoch nunmehr bis zu seinem Lebensende, die Konferenz schon vor Himmlers Rede verlassen zu haben, was er wiederum mit zwei eidesstattlichen Zeugenaussagen ehemaliger Mitarbeiter zu belegen versuchte.⁴⁷⁵ Himmlers direkte Anrede versuchte er damit zu erklären, dass dieser sich nur an sein vorgefertigtes Manuskript gehalten habe und angesichts von rund 70

471 Vgl. »Die Bürde werde ich nicht mehr los«. *Spiegel*-Gespräch mit Albert Speer über Adolf Hitler und das Dritte Reich«. In: *Der Spiegel* 46 (1966). S. 48–62.

472 Vgl. *Playboy* 6 (1971). S. 69–96; 168–171; 192–203.

473 Vgl. Goldhagen, Erich: »Albert Speer, Himmler and the Secrecy of the Final Solution«. In: *Midstream* (10.1971). S. 43–50. Deutsche Übersetzung: Goldhagen, Erich: »Albert Speer, Himmler und das Geheimnis der Endlösung«. In: Reif 1978. S. 383–394. Die verbreitete Ansicht, dass Goldhagen auch Entdecker der Rede war, ist angesichts der bereits 1967 erfolgten ausführlichen Wiedergabe in Schirachs *Ich glaubte an Hitler* hingegen in Frage zu stellen.

474 Vgl. Speer, S. 326.

475 Vgl. Speer, Albert: »Ein Nachtrag«. In: Reif 1978. S. 404–407. Speers Verleger Wolf Jobst Siedler zufolge habe Speer seine ehemaligen Mitarbeiter dabei zu ihren Stellungnahmen genötigt und ihnen die Aussagen sogar »zum Teil vorformuliert« (vgl. Breloer 2005, S. 487). Vgl. auch Brechtken 2012, S. 50.

Teilnehmern keinen Überblick darüber gehabt habe, wer sich tatsächlich im Raum befand.⁴⁷⁶

Angesichts dieser offensichtlichen Ausflüchte ist es umso erstaunlicher, dass Speer die ›Goldhagen-Debatte‹ weitgehend unbeschadet überstehen konnte.⁴⁷⁷ Der Glaubwürdigkeit und dem großen Erfolg von Joachim Fests Hitler-Biographie (*Hitler. Eine Biographie*, 1973), die maßgeblich auf Aussagen des ›Kronzeugen‹ Speer beruhte, taten die Vorwürfe ebenso wenig Abbruch wie dem Erfolg von Speers eigenen *Spandauer Tagebüchern* (1975), die ebenfalls zum Bestseller avancierten. Als Speer 1981 starb, ließ sich sein ungebrochen guter Ruf anhand der Nachrufe klar nachvollziehen.⁴⁷⁸ Noch ein Jahr nach seinem Tod erschien die auf den *Erinnerungen* basierende Speer-Verfilmung *Inside the Third Reich* (1982), deren Produzenten Speer zu Lebzeiten noch beratend zur Seite gestanden hatte. Rutger Hauer gibt hier einen Speer, mit dem die Identifikation leicht fällt. In dem Film, den Magnus Brechtken später treffend den ›Höhepunkt der Speer-Legende‹⁴⁷⁹ genannt hat, finden sich, erneut in Brechtkens treffenden Worten, »alle verharmlosenden Klischees in ein paar Stunden Filmszenerie leicht konsumierbar aufbereitet«⁴⁸⁰.

3.3 Der ›Mythos Speer‹ in Literatur und Wissenschaft

Speers Selbstinszenierung und ihr journalistischer Widerhall blieben nicht ohne Folgen für die wissenschaftliche Aufarbeitung von Speers Leben. Insbesondere an den zahlreichen Speer-Biographien lässt sich gut ablesen, welchen Einfluss Speers Selbstdeutung auch hier ausüben konnte. Wie gezielt Speer versuchte, Einfluss auf die Wissenschaft zu nehmen, wird bereits anhand der Entstehungsgeschichte von Gregor Janssens *Das Ministerium Speer: Deutschlands*

476 Vgl. Speer, Albert: »Antwort an Erich Goldhagen«. In: Reif 1978. S. 395–403, hier: S. 398. Seine ehemaligen Mithäftlinge Dönitz und Schirach, die ebenfalls in Posen gewesen waren und dies (im Falle Schirachs) auch öffentlich zugegeben hatten (vgl. Schirach, S. 296–298), wurden allerdings erstaunlicherweise weder von Speer noch von Vertretern der interessierten Öffentlichkeit zu den Vorwürfen befragt (vgl. Breloer 2005, S. 579). Erst 2007 kam ein bis dato unbekannter Brief Speers, den er 1971 an Hélène Jeanty Raven, die Witwe eines belgischen Widerstandskämpfers, geschrieben hatte, an die Öffentlichkeit. Dort gestand er ihr seine Anwesenheit in Posen ein: »Es besteht kein Zweifel. Ich war zugegen, als Himmler am 6. Oktober 1943 ankündigte, dass alle Juden umgebracht werden würden.« (Thomas 2007, S. 33).

477 Vgl. Brechtken 2012, S. 51.

478 Einen detaillierten Überblick über die Speer-Nachrufe gibt Magnus Brechtken, der in diesem Zusammenhang auch notiert, dass die »Leseart vom verführten Technokraten weiterhin überwog« (ebd., S. 61).

479 Ebd., S. 57.

480 Ebd.

*Rüstung im Krieg*⁴⁸¹ (1968) deutlich. So hatte Speer, im Gefängnis allen direkten Einflussmöglichkeiten entzogen, den Doktoranden Janssen zunächst noch an einer Veröffentlichung hindern wollen. Nach seiner Haftentlassung gewährte er ihm jedoch ein Interview und sorgte, als dieses zu seiner Zufriedenheit ausfiel, auch für eine Veröffentlichung des Buchs im Ullstein Verlag. Die massiv von Speer beeinflusste Arbeit fiel – wenig überraschend – weitgehend unkritisch aus, so dass Speer ein durchaus handfestes Interesse an ihrer Publikation hatte.⁴⁸² Deutlich zeigt sich auch Speers Einfluss auf die erste englischsprachige Speer-Biographie, die 1970, ein Jahr nach den *Erinnerungen*, erschien. William Hamsher charakterisiert Speer hier schon im Titel der Arbeit als »Opfer«, indem er plakativ fragt: *Albert Speer – victim of Nuremberg?*⁴⁸³. Auch ansonsten zeichnet er ein einseitig positives Bild von Speer. In der Folge blieb eine kritische Auseinandersetzung mit Speers Lebenswerk – mit Ausnahme der Goldhagen-Debatte – zu seinen Lebzeiten weitgehend aus.

Erst nach Speers Tod begann mit dem Erscheinen einer neuen Speer-Biographie, die der junge Doktorand Matthias Schmidt 1982 unter dem Titel *Albert Speer. Das Ende eines Mythos* veröffentlichte, ein neues Kapitel der Speer-Deutung. Detailliert legt Schmidt, der von Speers ehemaligem Freund und Vertrauten Rudolf Wolters Einblick in bisher zurückgehaltene Original-Dokumente erhalten hatte,⁴⁸⁴ dar, wie Speer die Chronik seiner Dienststelle manipulieren ließ, um so die auf seine Anordnung hin erfolgte Deportation tausender Juden aus Berlin aus den Büchern verschwinden zu lassen.⁴⁸⁵ Entgegen dem von ihm in den *Erinnerungen* gezeichneten Bild war Speer also schon als Architekt und ›Generalbauinspektor‹ Täter bei den Verbrechen des NS-Staats. Schmidts Buch ist gründlich recherchiert und deckt zahlreiche weitere Falschangaben Speers auf, ist allerdings in einem etwas reißerischen Tonfall gehalten. Dies mag einer der Gründe dafür gewesen sein, dass Schmidts Text trotz seiner Brisanz nur wenig Erfolg vergönnt war. Namhafte Historiker wie Hans Mommsen und Eberhard Jäckel kritisierten Schmidt teils heftig und sprachen damit Speer indirekt ihr ungebrochenes Vertrauen aus.⁴⁸⁶ Andreas Hillgruber schrieb in einer

481 Vgl. Janssen, Gregor: *Das Ministerium Speer. Deutschlands Rüstung im Krieg*. Berlin/Frankfurt am Main: Ullstein 1968.

482 Zur Entstehungsgeschichte vgl. Brechtken 2012, S. 40f.

483 Hamsher, William: *Albert Speer – victim of Nuremberg?* London: Leslie Frewin Publishers Ltd. 1970.

484 Es handelte sich hierbei um eine unveränderte Fassung der von Wolters in Speers Auftrag angefertigten ›Speer-Chronik‹, einer Art ›Logbuch‹ von Speers Amtstätigkeiten. Wolters selbst hatte die zuvor veröffentlichten Auszüge der Chronik von belastenden Passagen ›bereinigt‹, um Speer zu schützen. Nach einem Zerwürfnis mit Speer machte Wolters Schmidt dann die unverfälschte Originalfassung zugänglich.

485 Vgl. Schmidt 2005, S. 20.

486 So verteidigte Eberhard Jäckel Albert Speer am 22. 7. 1982 in einem im ZDF ausgestrahlten

Rezension gar, dass trotz Schmidts Entdeckungen »der Wert der ›Erinnerungen‹ wie der ›Spandauer Tagebücher‹ in den meisten Sachaussagen doch unangefochten«⁴⁸⁷ bestehen bleibe.

So blieb Schmidts *Albert Speer. Das Ende eines Mythos* für lange Zeit die Ausnahme unter den Speer-Biographien. Deutlich versöhnlicher zeigte sich 13 Jahre später etwa Gitta Sereny, die in *Das Ringen mit der Wahrheit. Albert Speer und das deutsche Trauma* (1995) vor allem ihre persönlichen Gespräche mit »Albert Speer, den ich gut kannte und der mir mit der Zeit auch näherkam«⁴⁸⁸, schildert und eher Speers Charakter und seinen Umgang mit der Schuldfrage als dessen Leben thematisiert. Ihre bedeutendste Leistung dürfte indes im Aufdecken von Speers nachträglicher Redaktion der als authentisch vermarkteten *Spandauer Tagebücher* bestehen.⁴⁸⁹

Eine ausführliche Auseinandersetzung mit Speers Selbstinszenierung lieferte erst wieder der niederländische Journalist Dan van der Vat mit *The good Nazi: The life and lies of Albert Speer* (1997, dt. *Der gute Nazi. Albert Speers Leben und Lügen*, ebenfalls 1997), dem nach van der Vats eigenem Bekunden ersten Speer-Buch, auf das dieser selbst keinen direkten Einfluss (mehr) gehabt habe.⁴⁹⁰ Darin geht van der Vat auch auf Speers Leben als »Apologet« nach Kriegsende ein und widmet den *Erinnerungen* eine ausführliche, kritische Analyse. Detailfehler machten van der Vats Darstellung jedoch angreifbar.⁴⁹¹ Dies ermöglichte es Speers ehemaligem Lektor Joachim Fest, 1999 mit *Speer. Eine Biographie* eine weitgehend unkritische, dafür kommerziell durchaus erfolgreiche Gesamtschau von Speers Leben vorzulegen, in der er ein – vor allem vor dem Hintergrund des

TV-Streitgespräch gegen Matthias Schmidt und dessen Thesen (vgl. »Zur Bataille kam es nicht«. In: *Die Zeit* Nr. 31 (30.7.1982)). Hans Mommsen kam in einem Aufsatz zu dem Schluss, »die Beweisführung von Schmidt widerlegt [...] dessen [Speers] Einlassungen nicht« (Mommsen, Hans: »Die Realisierung des Utopischen: Die ›Endlösung der Judenfrage‹ im ›Dritten Reich‹«. In: *Geschichte und Gesellschaft* 9.3 (1983). S. 381–420, hier: S. 385). Auch in den Rezensionen der Presse stieß Schmidts Buch auf wenig Gegenliebe. So ließ Karl-Heinz Janßen in seiner Rezension in der *Zeit* kaum ein gutes Haar an Schmidts Buch (vgl. Janßen, Karl-Heinz: »Kein neues Bild. Die angebliche Entlarvung Albert Speers wiederholt nur Allzubekanntes«. In: *Die Zeit* Nr. 31 (30.7.1982)). Eine Gesamtdarstellung über die Kritik an Schmidts Speer-Biographie findet sich bei Brechtken 2012, S. 62–66.

487 Hillgruber, Andreas: »Rezension zu Matthias Schmidt: Albert Speer: Das Ende eines Mythos. Speers wahre Rolle im Dritten Reich. 301 S., Scherz, Bern-München 1982«. In: *Das historisch-politische Buch* 30 (1982). S. 279–280, hier: S. 280.

488 Sereny 1995, S. 11.

489 Vgl. ebd., S. 778. Zum Verdienst Serenys vgl. auch Brechtken 2012, S. 52; 69.

490 Vgl. van der Vat 1997, S. 1.

491 So hält van der Vat am schon 1981 von Angela Schönberger hinreichend widerlegten (vgl. Schönberger, Angela: *Die Neue Reichskanzlei von Albert Speer. Zum Zusammenhang von nationalsozialistischer Ideologie und Architektur*. Berlin: Mann 1981, S. 37–44) Mythos vom Rekordzeit-Bau der neuen Reichskanzlei fest (vgl. van der Vat 1997, S. 78–82). Zur weiteren Kritik an van der Vats Speer-Darstellung vgl. auch Brechtken 2012, S. 72.

damals bereits erreichten Forschungsstands – deutlich verklärtes Bild von Speer entlang des bereits in den *Erinnerungen* dargelegten Narrativs zeichnet.

Eine wissenschaftliche Zusammenfassung von Speers Argumentation lieferte schließlich Elke Mayer in ihrer 2003 veröffentlichten Dissertationsschrift *Verfälschte Vergangenheit*, in der sie die Entwicklung von Speers Argumentation vom Nürnberger Prozess über die *Erinnerungen* und die *Spandauer Tagebücher* hin zum *Sklavenstaat* nachverfolgt. Dabei zeigt Mayer jedoch lediglich auf, in welchem Text Speer zu welchen Vorwürfen Stellung nimmt (so etwa, dass die Novemberpogrome nur in den *Erinnerungen* erwähnt werden⁴⁹²), ohne dabei nennenswerte neue Erkenntnisse zu liefern. Zudem bleibt die Frage, warum Speers Argumentation eine so außerordentliche Wirkung entfalten konnte, weitgehend ausgeklammert.⁴⁹³

So bedurfte es schließlich einer massenmarktcompatiblen Inszenierung in Form von Heinrich Breloers ›Dokudrama‹ *Speer und Er* (2005), also einer dramatisierten und teils von bekannten Schauspielern (Sebastian Koch als Speer und Tobias Moretti als Hitler) nachgespielten Darstellung historischer Ereignisse, um überhaupt eine breitere gesellschaftliche Debatte über die Person Speers anzustoßen. Der Journalist und Historiker Nils Minkmar sollte den Film später in der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung* als »großen nationalen Exorzismus«⁴⁹⁴ bezeichnen. Warum erst durch den massiven Einsatz einer im Kern wenig wissenschaftlichen, geradezu aufdringlich zu nennenden medialen Inszenierung das durch Speer selbst etablierte Bild in ein anderes Licht gerückt werden konnte (wobei die langfristige Wirkung von Breloers Film und der darauffolgenden Debatte noch lange nicht abzusehen ist), gehört hingegen zu den großen unbeantworteten Fragen, auf die diese Arbeit erstmals einen Antwortversuch aus rhetorisch-literaturwissenschaftlicher Perspektive versuchen will.

So kommt der Historiker Magnus Brechtken 2012 trotz der geschilderten Breite an Texten und Filmen über Albert Speer zu dem Schluss, dass »eine wissenschaftliche Speer-Biographie oder eine historiographische Analyse«⁴⁹⁵ noch immer »Desiderate«⁴⁹⁶ seien. Zu offenkundig seien die Mängel der vor-

492 Vgl. Mayer, Elke: *Verfälschte Vergangenheit. Zur Entstehung der Holocaust-Leugnung in der Bundesrepublik Deutschland unter besonderer Berücksichtigung rechtsextremer Publizistik von 1945 bis 1970*. Frankfurt am Main: Lang 2003, S. 166.

493 Allerdings weist Mayer zumindest kurz auf Speers »dominierende Rechtfertigungstaktik« (Mayer 2003, S. 111), die aus einer »Kombination aus Apologie und Selbstbeichtigung« (ebd.) bestanden habe, hin, ohne jedoch deren Funktionsweise im Text genauer zu erklären.

494 Minkmar, Nils: »Die drei Leben des Albert Speer. Heinrich Breloers Dokudrama ›Speer und Er‹ ist ein großer nationaler Exorzismus«. In: *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* 17 (1.5.2005). S. 31.

495 Brechtken 2012, S. 37.

496 Ebd.

liegenden Biographien; die meisten von ihnen, selbst die vermeintlich kritischen, würden letztlich auf die ein oder andere Art immer die »unter Speers Einfluss etablierten apologetischen Lesearten«⁴⁹⁷ reproduzieren.⁴⁹⁸ Noch dringlicher als die Frage nach der historischen Genauigkeit von Speers *Erinnerungen* sei dabei eine Auseinandersetzung damit, warum eine umfassende Aufarbeitung bisher überhaupt ausgeblieben sei und warum sich das öffentliche Speer-Bild als derart resistent gegenüber neuen Erkenntnissen der historischen Forschung erwiesen habe⁴⁹⁹ – eine Forderung, die auch Matthias Schmidt bereits im Hinblick auf die Folgenlosigkeit seiner eigenen Enthüllungen erhoben hatte.⁵⁰⁰ Es ist indes bezeichnend, dass Brechtken bei der eigenen Ursachenforschung im Anschluss an seine im Grunde zutreffende Analyse Inhalt und Argumentationsweise von Speers *Erinnerungen* kaum thematisiert. Zwar moniert Brechtken, dass es nie einen Abgleich von Speers *Erinnerungen* mit der empirischen Realität gegeben habe, und fordert, »Speers Erzählungen nun systematisch mit dem verfügbaren Archivmaterial zu vergleichen und daraus zu lernen, was belegbar, was Erfindung war, wo Speer beschönigt oder ausgelassen hatte«⁵⁰¹. Ungeachtet des nicht unproblematischen Verständnisses vom Zusammenhang von autobiographischem Text und Realität, das in diesen Äußerungen Brechtkens durchscheint, ist damit eben die von Brechtken selbst als zentral ausgemachte Frage in keiner Weise beantwortet, warum die *Erinnerungen* und das darin präsentierte Speer-Bild derart wirkungsvoll sein konnten. Als einzige Erklärung verweist Brechtken hier auf eine womöglich erhöhte Glaubwürdigkeit der *Erinnerungen* »wegen ihrer stilistischen Eleganz und scheinbaren Offenherzigkeit«⁵⁰². Auf die Frage, wie es gelingen konnte, dass Speer mit seiner Selbstinszenierung als Architekt und Technokrat »dieses Bild millionenfach ins öffentliche Bewusstsein«⁵⁰³ einbrennen konnte, findet Brechtken hingegen kaum Antworten, sieht man einmal von einigen allgemeinen Überlegungen zur Verwendung des Begriffs »Verstrickung«⁵⁰⁴ sowie zum häufigen Einsatz des unpersönlichen Wortes »man« an belastenden Stellen⁵⁰⁵ ab.

497 Ebd., S. 38.

498 Vgl. ebd., S. 75. Magnus Brechtken ist seiner eigenen Forderung nach einer umfassenden und kritischen Speer-Biographie inzwischen nachgekommen. Da diese erst unmittelbar vor Drucklegung der vorliegenden Arbeit publiziert wurde, hat sie hier allerdings keine Berücksichtigung mehr finden können (vgl. Brechtken 2017).

499 Vgl. ebd., S. 77.

500 Vgl. ebd., S. 430.

501 Ebd., S. 44.

502 Ebd.

503 Ebd.

504 Ebd., S. 55.

505 Vgl. ebd., S. 42f. Brechtkens Überlegungen sind dabei so allgemein gehalten, dass sie auch auf jeden anderen der hier untersuchten Texte zutreffen könnten. Das Proprium der Speer'schen Selbstinszenierung wird dadurch nicht erfasst.

Anstatt also aufzuzeigen, wie ausführlich Speer vorangegangene Texte in den *Erinnerungen* zitiert und rhetorisch funktionalisiert und daraus schließlich die wirkungsmächtigste Installation des Speer-Bilds vom verführten Architekten und Technokraten konstruiert hat, liegt der Schwerpunkt von Brechtkens Analyse der *Erinnerungen* vor allem auf einem Überblick über die (überwiegend positiven) Rezensionen zu Speers Werken.⁵⁰⁶ Ferner verweist Brechtken vor allem auf die von Speer selbst mehr oder weniger beeinflussten ›Sekundärtexte‹, ohne den Referenztext, die *Erinnerungen*, näher zu untersuchen. Speers rhetorische Wirkungsmacht sieht er vor allem im dauerhaften Rezitieren seiner Version der Ereignisse, ganz als ob sich die Wirkung alleine aus der Masse und Beharrlichkeit der Behauptungen erklären ließe. Brechtkens analytische Hilflosigkeit geht dabei stellenweise sogar so weit, dass er Speers Erfolg schulterzuckend mehr dem Zufall als einer zugrunde liegenden Strategie zuschreiben will.⁵⁰⁷

An diesem Punkt setzt die vorliegende Arbeit an. Während Brechtkens Analyse vor allem auf die Evolution des Diskurses *über* Speer abzielt und dabei Fests und Siedlers Rolle stärker berücksichtigt sehen möchte, fragt die vorliegende Untersuchung nach den rhetorischen Ursachen seines Erfolgs. Denn auch wenn im wissenschaftlichen Bereich inzwischen eine weitgehende Einigkeit über Speers aktive Täterschaft bei den Verbrechen des nationalsozialistischen Regimes herrscht, stehen sämtliche der bisherigen Untersuchungen der Tatsache, dass das öffentliche Bild Speers von ebendiesen wissenschaftlichen Untersuchungen weitgehend unberührt blieb und selbst heute noch in gewissen Kreisen (vor allem auch im angelsächsischen Raum) »das von ihm selbst entworfene des »Engels, der aus der Hölle kam«⁵⁰⁸, geblieben ist, ebenso hilf- wie wirkungslos gegenüber. Daher versucht die vorliegende Arbeit, das Problem der eigenartigen Resistenz des verbreiteten Speer-Bilds gegenüber neuen wissenschaftlichen Fakten von einer anderen – einer rhetorischen – Seite her anzugehen, und zu fragen: Was ist so überzeugend an dem Albert Speer, der sich seiner Leserschaft am wirkungsmächtigsten in seinen *Erinnerungen* präsentiert hat, dass das Bild selbst gegenüber neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen seine Eigenständigkeit so lange behaupten konnte? Wie erklärt sich die unerhörte Außenwirkung von Speers Selbstinszenierung, und vor allem: Wie äußert sich der ›Speer-Mythos‹ im Text?

Dazu werden ausschließlich die *Erinnerungen* untersucht, während die *Spandauer Tagebücher* und Speers zahlreiche Interviews nicht Gegenstand der Analyse sind. Dies erklärt sich einerseits durch den für diese Arbeit gewählten

506 Vgl. ebd., S. 55.

507 Vgl. Brechtken 2010, S. 73.

508 Breloer 2005, S. 8.

Schwerpunkt auf einer textnahen Analyse *autobiographischer* Texte. Vor allen Dingen aber ist eine weitergehende Analyse der anderen Texte, so wünschenswert sie aus historischer Perspektive auch sein mag, für das Verständnis des rhetorischen Wirkprinzips nur sekundär. Die *Erinnerungen* dürfen hier durchaus als Speers wirkungsmächtigster und auch rhetorisch relevantester Beitrag zur Erschaffung des ›Mythos Speer‹ gelten, der alle vorhergehenden und nachfolgenden Speer-Inszenierungen an rhetorischer Gestaltungskraft bei weitem übertrifft.

3.4 Aufbau der *Erinnerungen*

Vor der stilistischen und inhaltlichen Analyse der *Erinnerungen* soll hier zunächst kurz der Aufbau des Texts beschrieben werden. Die Erstausgabe der *Erinnerungen*, die der Analyse zugrunde gelegt wird, umfasst 610 Seiten. In 35 Kapiteln wird dabei der Werdegang des Protagonisten Albert Speer von seiner Geburt bis zum Ende des Nürnberger Prozesses geschildert. Das Buch gliedert sich dabei in drei ungefähr gleich lange Teile, die jeweils die funktionalen Überschriften »Erster Teil«, »Zweiter Teil« und »Dritter Teil« tragen. Den Abschluss bilden drei weitere unter dem Titel »Epilog« zusammengefasste Kapitel, in denen die Gefangennahme und Verurteilung im Nürnberger Prozess zur Sprache kommen.

Der erste Teil deckt die Zeit als Hitlers Architekt und ›Generalbauinspektor‹ ab, während der zweite Teil die erste Hälfte der Tätigkeit als Rüstungsminister schildert. Weniger klar umrissen ist die Aufgabe des dritten Teils, in dem vor allem Spuren des Verfalls und Niedergangs des Dritten Reichs während Speers Ministertätigkeit thematisiert werden. Der Epilog schließlich ist einem knappen Abriss der Zeit nach Hitlers Suizid gewidmet, wobei Speer zunächst als Minister der neuen Regierung unter Karl Dönitz fungiert, bald darauf gefangengenommen und schließlich im Nürnberger Prozess angeklagt wird. Bevor diese Teile jedoch einzeln untersucht werden, soll zunächst eine Analyse der allgemeinen, alle drei Teile des Texts übergreifenden Strukturmuster erfolgen.

3.5 Erzählendes und erlebendes Ich in Speers *Erinnerungen*

Ausgangspunkt der Analyse ist dabei die Frage, was Speers *Erinnerungen* von vergleichbaren autobiographischen Texten unterscheidet. Um den Inszenierungen des Ichs auf die Spur zu kommen, ist dabei wiederum besonderes Augenmerk auf das Zusammenspiel von erzählendem und erlebendem Ich zu legen.

Vergleicht man unter diesem Gesichtspunkt die *Erinnerungen* mit Baldur von

Schirachs *Ich glaubte an Hitler*, fällt zunächst die ebenfalls sehr ausgeprägte Trennung zwischen erzählendem und erlebendem Ich ins Auge. Auf den ersten Blick ergeben sich hier durchaus Ähnlichkeiten zu Schirachs Konversionsautobiographie, in der sich vor allem am Anfang der Erzählung eine starke Distanz des Erzählers gegenüber der Figur feststellen lässt. Allerdings mutet die Nicht-Identifikation in Speers *Erinnerungen* noch um einiges stärker an.

Dies deutet sich bereits im ersten Kapitel an, in dem unter anderem der Kunst- und Musikgeschmack des heranwachsenden Protagonisten beschrieben wird. Dies geschieht bezeichnenderweise nicht durch ein bloßes Erinnern des erzählenden Ichs, sondern durch wörtlich zitierte Stellungnahmen des erlebenden Ichs:

Mich zog am stärksten die Musik an. In Mannheim hörte ich bis 1922 den jungen Furtwängler und dann Erich Kleiber. Damals fand ich Verdi eindrucksvoller als Wagner, und Puccini war für mich »schrecklich«. Eine Symphonie Rimsky-Korsakows gefiel mir dagegen sehr, auch Mahlers V. Symphonie schien mir zwar »ziemlich kompliziert, aber sie hat mir gefallen«. Nach einem Besuch im Schauspielhaus bemerkte ich, daß Georg Kaiser der »bedeutendste moderne Dramatiker sei, der in seinen Werken um den Begriff, den Wert und die Macht des Geldes ringe«, und bei Ibsens »Wildente« fand ich, daß die Eigenschaften der führenden Gesellschaftsschicht auf uns lächerlich wirkten: diese Personen seien »komödienhaft«. Romain Rolland steigerte durch seinen Roman »Jean Christophe« meine Begeisterung für Beethoven.⁵⁰⁹

Ähnliche Passagen finden sich im gesamten ersten Kapitel; auch zu Themen wie der Ruhrbesetzung oder der Inflation wird ausführlich aus früheren Äußerungen zitiert.⁵¹⁰ Der obige Abschnitt wird zudem durch eine Endnote abgeschlossen; im Anmerkungsapparat lässt sich dann nachlesen: »Diese Bemerkungen über Musik und Literatur sowie diejenigen über die Ruhrbesetzung und die Inflation sind Briefen an meine spätere Frau entnommen.«⁵¹¹

Das wörtliche Zitieren von Dokumenten gehört aus rhetorischer Sicht in die Kategorie der sogenannten »untechnischen« Beweismittel (*probationes inartificiales*) – untechnisch deshalb, weil sie nicht erst mittels rhetorischer Techniken erzeugt werden, sondern bereits unabhängig davon existieren.⁵¹² Neben Zeugnisaussagen oder Sachbeweisen (wie etwa eine vorzeigbare Tatwaffe) zählen Dokumente hier zu den typischen Elementen der Beweisführung.⁵¹³ Jedoch wäre es ein Trugschluss, untechnische Beweismittel auch als unrhetorisch anzusehen – das Gegenteil ist der Fall: Auch wenn sie nicht durch rhetorische Techniken erschaffen werden, werden sie doch vom rhetorisch Handelnden (*Orator*) aus-

509 Speer, S. 25.

510 Vgl. ebd., S. 26.

511 Ebd., S. 531.

512 Vgl. Quint. inst. V 1, 1–4; Ueding/Steinbrink 2005, S. 239.

513 Vgl. Quint. inst. V 5.

gewählt sowie rhetorisch eingekleidet und funktionalisiert.⁵¹⁴ Dabei erfreuen sie sich häufig einer höheren Glaubwürdigkeit als ›bloße‹ Argumente, da sie (vermeintlich) dem Einfluss des Redners oder der Rednerin enthoben zu sein scheinen. Insofern handelt es sich beim Einsatz untechnischer Beweismittel um einen rhetorisch stark konstruierten Argumentationsgang, der aber die Glaubwürdigkeit der Unabhängigkeit für sich in Anspruch nimmt und seine eigene Rhetorizität dadurch verschleiern (*dissimulatio artis*).⁵¹⁵ Der Einsatz wörtlicher Zitate ist dabei auch in der Autobiographie als eine starke Beglaubigungsfiktion zu werten. Nicht nur werden dadurch Wissenschaftlichkeit und das Bemühen um Authentizität und Wahrhaftigkeit suggeriert,⁵¹⁶ sondern es wird auch der subjektive Einfluss des Erzählers (vermeintlich) eliminiert. Nicht zuletzt aus diesem Grund erfreut sich der Topos des unvermittelt aufgefundenen und dann wörtlich wiedergegebenen Dokuments insbesondere in der phantastischen Literatur, deren Ich-Erzähler sich permanent gegen den stets im Raum stehenden Vorwurf des unzuverlässigen Erzählens behaupten müssen, großer Beliebtheit.⁵¹⁷

Dabei stellt sich im konkreten Fall die Frage, warum dieser argumentatorische Aufwand bereits bei derart unstrittigen Themen wie dem Musikgeschmack

514 Vgl. ebd. V 1.

515 Zur *dissimulatio artis* vgl. ausführlich Till, Dietmar: »Verbergen der Kunst«. In: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Hrsg. von Gert Ueding. Bd. 9. Tübingen: De Gruyter 2009. Sp. 1034–1042.

516 Auch diese Arbeit versucht letztlich, ihre Glaubwürdigkeit durch ausführliches Zitieren anerkannter Quellen zu unterstreichen, gilt korrektes Zitieren doch weithin als Nachweis einer wissenschaftlichen Arbeitsweise.

517 Man denke hierbei etwa an Bram Stokers *Dracula* (1897) oder Jan Potockis *Die Handschrift von Saragossa* (1794, 1804, 1810). Auch in zahlreichen Texten H.P. Lovecrafts, von denen *The Call of Cthulhu* (1928) zu den bekanntesten zählen dürfte, nehmen aufgefundene Dokumente eine prominente Stellung ein. Vgl. hierzu auch Kremer, Roman: »Objektiver Schrecken? Rhetorische Anmerkungen zu einem Paradigmenwechsel der Phantastik bei H.P. Lovecraft«. In: *Zeitschrift für Fantastikforschung (ZFF)* 2 (2013). S. 48–75, hier: S. 52–56. Allerdings besteht hier insofern ein Unterschied, als dass diese Beweismittel in der phantastischen Literatur vor allem der innerfiktionalen Plausibilität dienen und im Gegensatz zu autobiographischen Texten meist nicht der Eindruck erweckt werden soll, Aussagen über die empirische Realität zu treffen. Ausschlaggebend ist dabei jedoch die Lektürehaltung der Leserschaft; die Argumentation kann auch in der phantastischen Literatur eine solche Plausibilität entfalten, dass ihr potenzielle Realität zugestanden wird. Dies ist etwa dann der Fall, wenn die Fortsetzung der Lektüre von einem Teil der Leserschaft verweigert wird, da der Text ›zu gruselig‹ sei. Ein zwar nicht literarisches, aber zur Verdeutlichung hilfreiches Beispiel aus dem Bereich des Hörspiels ist die Ausstrahlung des von Orson Welles inszenierten *War of the Worlds* (»Krieg der Welten«) 1938. Zeitungsberichten zu Folge wurde das Hörspiel, in dem Außerirdische die Erde angreifen, von einigen Zuhörerinnen und Zuhörern ernst genommen und führte zu panischen Reaktionen – eine Darstellung, die in der Forschung inzwischen jedoch deutlich relativiert wurde (vgl. Strupp, Christoph: »Mediale Massenpanik? Orson Welles' Radio-Hörspiel ›War of the Worlds‹ (1938)«. In: *Zeithistorische Forschungen* 8 (2011). S. 322–327).

des jugendlichen Albert Speer betrieben wird. Auf den ersten Blick gibt es hierfür zumindest aus rhetorischer Sicht keine Notwendigkeit: Die Aussage, dass er Verdi für eindrucksvoller als Wagner gehalten habe, dürften die meisten Leserinnen und Leser dem Erzähler auch dann glauben, wenn er auf den Beleg durch ein wörtliches Zitat verzichtet hätte. Allenfalls mag man hierin aus der Sicht der rhetorischen Analyse ein Beteuern der eigenen Aufrichtigkeit sehen; wenn der Erzähler sich bereits im Kleinen um eine derartige Authentizität bemüht, darf dies von ihm folglich auch bei ›strittigeren‹ Themen erwartet werden.

Betrachtet man dies jedoch im Kontext des Zusammenspiels (in diesem Fall eher: Nicht-Zusammenspiels) von erlebendem und erzählendem Ich als Analysekategorie autobiographischer Texte, lässt sich der Einsatz des wörtlichen Zitats auch als Absetzbewegung des Erzählers von seiner Figur interpretieren: Das Innenleben des Protagonisten ist dem Erzähler nicht anders zugänglich als über den Umweg des Zitierens aus Briefen. Ähnlich hat später Victor Klemperer in seinem *Curriculum Vitae* seine Tagebücher explizit »wie einen fremden Text«⁵¹⁸ zitiert, da ihm ein identifikatorisches Verständnis für seine damaligen Ansichten inzwischen unmöglich sei. Neben dem vermeintlich ›unverfälschten‹ Zugang zur damaligen Zeit gesteht Speers Erzähler hier also auch implizit ein, dass ihm seine damaligen Erlebnisse nur durch diese erhaltenen Zeugnisse, nicht aber durch seine eigene Erinnerung bzw. Identität mit dem erlebenden Ich glaubhaft zugänglich sind. Zudem stellt sich der Erzähler hiermit auch deutlich (erneut in Abgrenzung vom erlebenden Ich) auf die Seite seiner Leserschaft, indem er selbst nur als kommentierender (Vor-)Leser und Vermittler eines älteren Texts auftritt. Hierin deutet sich bereits die Tendenz der *Erinnerungen* an, eine allem subjektiven Einfluss enthobene Objektivität vorzuschützen.

Die so schon im ersten Kapitel angedeutete Nicht-Identifikation des Erzählers mit dem erlebenden Ich prägt auch den weiteren Verlauf des Texts. Auch wenn auf das erlebende Ich in einer Autobiographie nur schwerlich verzichtet werden könnte, ohne die Gattungskonventionen zu verletzen und dadurch das Angebot eines autobiographischen Lektürekontrakts zu gefährden, wird es in Speers *Erinnerungen* doch oft völlig auf seine Zeugenfunktion reduziert: Die Wahrnehmung und Zeugenschaft des Protagonisten wird zwar benötigt, um über Ereignisse sprechen zu können. Die (moralische) Bewertung dieser Ereignisse obliegt aber allein dem Erzähler. Charakteristisch hierfür ist eine Formulierung in Kapitel 6: »Wenn ich richtig deute, was ich damals beobachtete«⁵¹⁹. Während die Figur also die Verhältnisse nur passiv beobachtet, gewissermaßen die

518 Klemperer, Victor: *Curriculum vitae. Jugend um 1900*. Bd. 2. Berlin (West): Siedler 1989, S. 173. Heinrich Breloer berichtet zudem von seinen Gesprächen mit Albert Speer, dass dieser häufig »über sich in der dritten Person sprach« (Breloer 2005, S. 10).

519 Speer, S. 97.

Funktion einer Kameralinse, eines Objektivs einnimmt, ist es erst im Präsens möglich, eine Bewertung zu treffen. Dies gilt nicht nur für frühere Ereignisse, sondern sogar für die Gefühle der Figur selbst. Sind diese dem Erzähler überhaupt zugänglich, dann nur wie oben im Modus des Zitats oder aber, häufiger, der Spekulation. Sie begegnen damit nur als von der Figur kommendes Objekt, keineswegs aber als etwas, mit dem sich der Erzähler identifizieren könnte.

Vor allem im ersten Teil der *Erinnerungen* finden sich zahlreiche Passagen, die diesen Sachverhalt verdeutlichen und konstituieren. So kann der Erzähler über die Motive, die das erlebende Ich zum Parteieintritt in die NSDAP bewegt haben mögen, nur Vermutungen anstellen: »Zugleich spürte ich, wie eine aus Mitgefühl und Widersetzlichkeit gemischte Parteinahme von mir Besitz ergriff, die vermutlich mit politischen Motiven nichts zu tun hatte.«⁵²⁰ Ähnliche Verwahrungen gegen eine etwaige Fehlinterpretation der Gefühle des erlebenden Ichs, wie sie hier durch das »vermutlich« zum Ausdruck kommen, finden sich an zahlreichen weiteren Wendepunkten in Speers Parteikarriere. Als sich der Protagonist Speer Anfang des Jahres 1941 mit dem Gedanken trägt, alle Parteiämter niederzulegen, vermutet der Erzähler, dass diese Rücktrittspläne, »wenn ich den Komplex meiner damaligen Motive richtig beurteile«⁵²¹, vor allem gegen Martin Bormann gerichtet gewesen seien. Die »damaligen Motive« sind also nur über eine im Präsens stattfindende Beurteilung zugänglich. Auch als Speer im Frühjahr 1944 nach einer längeren Krankheit auf den Obersalzberg zurückkehrt, kann der Erzähler »den Komplex von Motiven, die mich so überraschend in diese Runde zurückgeführt hatten«⁵²², erst in der Retrospektive analysieren.

Selbst die Gefühle, die das erlebende Ich gegenüber der Verschwörung des 20. Juli empfunden hat, kann der Erzähler nicht angeben. Zwar erinnert er sich vorgeblich daran, seinerzeit Überlegungen zu einem »was wäre, wenn«-Szenario angestellt zu haben. Anstatt aber über den Inhalt dieser Gedankenspiele zu berichten, urteilt das erzählende Ich erneut nur aufgrund seines späteren Wissens:

Natürlich überlegte ich mir damals, was ich getan hätte, wenn der 20. Juli gelungen und an mich tatsächlich die Aufforderung ergangen wäre, weiter mein Amt auszuüben. [...] Nach allem, was ich heute über die Personen und Motive der Verschwörung weiß, hätte mich die Zusammenarbeit mit ihnen gewiß binnen kurzem aus der Bindung an Hitler gelöst und für ihre Sache gewonnen.⁵²³

520 Ebd., S. 34.

521 Ebd., S. 191 f.

522 Ebd., S. 353.

523 Ebd., S. 401.

Als extremste Variante dieser Abgrenzungsbewegung verweigert der Erzähler gelegentlich sogar eine rückblickende Analyse und betont stattdessen, dass die Gefühle des erlebenden Ichs ihm überhaupt nicht zugänglich seien. Es sind diese Stellen, an denen der Bruch in der Identität von Figur und Erzähler besonders deutlich spürbar wird. So habe die Figur Speer nach einer Auseinandersetzung mit Hitler Gedanken an einen Rückzug aus der Politik gehegt; die Gründe dafür kann der Erzähler jedoch nicht angeben:

Rückblickend scheint es mir, daß es wohl möglich war, Hitlers Unwillen in einem Maße zu erregen, das die Entlassung zur Folge haben konnte. Wer aber in seiner engeren Umgebung verblieb, tat dies in jedem Falle freiwillig.

Was immer meine Motive gewesen sein mögen – jedenfalls gefiel mir die Idee, mich zurückzuziehen.⁵²⁴

Deutlicher als mit der Formulierung »Was immer meine Motive gewesen sein mögen« lässt sich kaum ausdrücken, wie groß der Graben ist, der das erlebende vom erzählenden Ich der *Erinnerungen* trennt.

Was aber bedeutet diese radikale Trennung von erlebendem und erzählendem Ich aus autobiographietheoretischer und rhetorischer Perspektive? Einen ersten Hinweis hierauf mag der Vergleich mit Baldur von Schirachs *Ich glaubte an Hitler* geben. Die Analyse zu diesem Text fand ihren Ausgangspunkt in einer Diagnose Wayne Shumakers:

Die Gegenüberstellung zweier Zeitebenen, der Abfassungszeit und des beschriebenen Aktes oder Seelenzustands, wird am deutlichsten in Entwicklungsautobiographien, da in ihnen alle Abschnitte des Werkes ihre Rechtfertigung als Vorstufen des endgültigen Charakterbildes finden.⁵²⁵

Daran anknüpfend ließe sich mit Martin Sabrows Unterscheidung von Konversions- und Kontinuitätsautobiographien von einem klaren Merkmal der ersten Gattung sprechen; die Kontinuität benötigt keine (deutliche) Differenz von erzählendem und erlebendem Ich. Handelt es sich also auch bei Speers *Erinnerungen* um eine Konversionsautobiographie im Stile Schirachs? Zur Beantwortung dieser Frage ist es hilfreich, sich das stereotype Muster von Konversionserzählungen erneut vor Augen zu führen. Zentrales Merkmal der Konversionserzählung ist die Dreiteilung in eine vorkonversionelle Phase, ein Konversionsereignis sowie eine nachkonversionelle Phase. Insbesondere der vorkonversionellen Phase werden dabei religiös-dämonisierende Deutungsmuster unterlegt, wobei die Macht äußerer Umstände stark akzentuiert wird, bevor dann im Konversionsereignis das zuvor deutlich vom erzählenden Ich getrennte erlebende Ich mit diesem verschmilzt.

524 Ebd., S. 350.

525 Shumaker 1989, S. 90.

3.6 Der Teufelspakt: Faust und Mephisto

Tatsächlich lassen sich vergleichbare Strukturen auch bei Albert Speer nachweisen. Neben der erwähnten Trennung von erlebendem und erzählendem Ich findet sich in Speers *Erinnerungen* auch die für Konversionsautobiographien so typische mystisch-religiöse Kodierung des eigenen Lebens. Bereits der Beginn des Texts zeugt von einem Willen zur literarischen Stilisierung, wenn im ersten Kapitel die eigene Geburt bei Gewitter und Glockengeläute geschildert wird:

An einem Sonntag, dem 19. März 1905, 12 Uhr mittags, kam ich in Mannheim zur Welt. Der Donner eines Frühjahrgewitters übertönte, wie mir meine Mutter oft erzählte, das Glockengeläute von der nahen Christuskirche.⁵²⁶

Die Stilisierung ist an dieser Stelle derart deutlich, dass auch der an literarischen Feinheiten ansonsten eher wenig interessierte Historiker und Speer-Biograph Matthias Schmidt gesondert darauf hinweist: Zum einen habe es am fraglichen Tag weder um die Mittagszeit geregnet (Schmidt führt hier historische Wetterberichte als Beleg an), noch sei ein Läuten der Christuskirche möglich gewesen, da diese erst sechs Jahre nach Speers Geburt erbaut wurde. Speer zeige sich hier »eher als Erzähler denn als historisch getreuer Verfasser der eigenen Vita«⁵²⁷. Vor allem das Unwetter sieht Schmidt als Verbeugung vor einer »uralten literarischen Tradition«⁵²⁸, die Naturphänomene bei der Geburt in Zusammenhang mit dem späteren Leben stelle.⁵²⁹ Als Exempel führt er hierzu die Geburt Alexanders des Großen an, die nach dem Bericht Plutarchs von einem ähnlichen Unwetter begleitet worden sein soll.⁵³⁰

Jedoch ist – neben der Tatsache, dass ein autobiographischer Text hier recht naiv als faktualer Erzähltext interpretiert wird und zudem die Einschränkung, dass die Aussage auf dem Zeugnis der Mutter beruhe, ignoriert wird – nicht einsichtig, warum ausgerechnet Albert Speer, dem zwar vieles, wohl kaum aber ein ausgeprägtes militärisch-strategisches Genie nachgesagt werden kann, seine *Erinnerungen* mit einer Alexander-Imitatio beginnen lassen sollte. Auffälliger als das Unwetter erscheint denn auch das »Glockengeläute zur Mittagsstunde«,

526 Speer, S. 19.

527 Schmidt 2005, S. 46.

528 Ebd.

529 Tatsächlich wird in den *Erinnerungen* noch mehrmals auf das Konzept der Vorsehung angespielt. Besonders markant ist dabei die im ersten Kapitel geschilderte Prophezeiung einer Wahrsagerin: »Als im letzten Kriegsjahr ein Bazar veranstaltet wurde, prophezeite mir eine Wahrsagerin: »Du wirst früh zu Ruhm kommen und Dich früh zur Ruhe setzen.« (Speer, S. 28). Auch Speers Angsttraum und Untergangsvision, die er gegen Kriegsende nach dem Anblick eines Käthe-Kollwitz-Bilds gehabt haben will, gehört in diese Reihe (vgl. Speer, S. 429).

530 Vgl. Plut. Alex. 3.3.

erblickte doch kein anderer als Goethe in *Dichtung und Wahrheit* ebenfalls »mittags mit dem Glockenschlage zwölf«⁵³¹ das Licht der Welt. Im Grunde wenig bescheiden wird hier durch das Zitat der wohl einflussreichsten deutschsprachigen Autobiographie subtil ein Zusammenhang zwischen Speer und dem auch architektonisch versierten Literaten Goethe suggeriert, der als Günstling eines Herrschers (des Herzogs Karl August) ebenfalls auf dessen Drängen hin zögernd in der Politik tätig wurde.

Die Bezugnahme auf Goethe zu Beginn des ersten Kapitels bleibt dabei nicht für sich stehen. Stärker noch als die Parallelisierung zur Person des Weimarer Dichters fällt die Anlehnung an eine seiner bekanntesten literarischen Figuren ins Auge. Während der junge Baldur von Schirach in *Ich glaubte an Hitler* den Namenspatron seines Buchs vergöttert und erst nach und nach als ›Teufel‹ erkennt, verläuft die Schilderung bei Speer genau entgegengesetzt: Hitler begegnet von Anfang an als Teufel, dem der junge Architekt Albert Speer allerdings bereitwillig seine Seele verkauft. Hitler wird dabei mit Goethes Mephisto gleichgesetzt, während Speer die Rolle des Doktor Faust übernimmt:

Nach Jahren des vergeblichen Bemühens war ich voller Tatendrang und achtundzwanzig Jahre alt. Für einen großen Bau hätte ich wie Faust meine Seele verkauft. Nun hatte ich meinen Mephisto gefunden. Er schien nicht weniger einnehmend als der von Goethe.⁵³²

Der Erzähler inszeniert sich durch die Verwendung des Vergleichs nicht nur selbst als Bildungsbürger, sondern knüpft mit dem bekannten und beliebten Motiv auch an die Erwartungshaltung einer bildungsbürgerlichen Leserschaft an. Schließlich verschafft der Verweis auf Goethes Speers Erzählung auch eine gewisse literarische Nobilitierung, wobei sich Speers *Erinnerungen* in ein bereits etabliertes Geflecht intertextueller Bezüge auf Goethes Faust einreihen – man denke etwa an Klaus Manns *Mephisto* (1936), das den Vergleich der Arbeit für den Nationalsozialismus mit einem Seelenverkauf popularisiert hatte.⁵³³ Auch wenn es sich hier auf den ersten Blick lediglich um eine intertextuelle Anspielung im Sinne von Gérard Genettes Intertextualitätskonzept handelt,⁵³⁴ sind Speers *Erinnerungen* von der Kritik als Folge dieser Anspielung fast schon als Hypertext zu Goethes *Faust* verstanden worden.⁵³⁵ Die einschlagende Wirkung dieser

531 Goethe 2010, S. 10.

532 Speer, S. 44.

533 Einen Überblick über die Verwendung des Mephisto-Motivs mit Bezug zum Nationalsozialismus gibt Barasch-Rubinstein, Emanuela: *Mephisto in the Third Reich. Literary representations of evil in Nazi Germany*. Berlin: De Gruyter 2015.

534 Vgl. Genette 1993, S. 10.

535 Ein Hypertext im Sinne Genettes greift Stil oder Thema eines älteren Texts (Hypotext) auf, verarbeitet diesen dabei jedoch so, dass ein neues Werk mit literarischer Eigenständigkeit entsteht (vgl. Genette 1993, S. 14f.).

Parallelisierung von Speer und Faust lässt sich gut bis in die Sekundärliteratur verfolgen. Bereitwillig übernahmen nahezu alle Speer-Biographen das Motiv des Seelenverkaufs. Joachim Fest, der als Speers Lektor direkt am Entstehungsprozess der *Erinnerungen* beteiligt war, gibt Speers Darstellung in *Speer. Eine Biographie* völlig unhinterfragt wieder.⁵³⁶ Ein Artikel von Golo Mann über Albert Speer spielt darauf gar im eigenen Titel an: »Des Teufels Architekt«.⁵³⁷ Auch Gitta Sereny kommt in *Das Ringen mit der Wahrheit* im Gespräch mit Speer direkt auf den Faust-Vergleich zu sprechen. Dabei zweifelt sie zwar an, »ob er das wirklich damals so empfunden habe«⁵³⁸, lässt Speers Faust-Parallelisierung als spätere Einsicht aber gelten. Am stärksten scheint das Motiv jedoch auf den ansonsten äußerst kritischen Dan van der Vat gewirkt zu haben, stellt er seiner Speer-Biographie *The good Nazi. The life & lies of Albert Speer* doch sogar ein Zitat aus Goethes *Faust II* sowie Marlowes *Doctor Faustus* voran. Bei der Schilderung seines ersten Treffens mit Albert Speer verleiht er dann seiner Verwunderung darüber Ausdruck, dass dieser gar nicht – wie eigentlich erwartet – wie ein zweiter Faust auf ihn gewirkt habe.⁵³⁹ Dass der Faust-Vergleich Speer als verführten Helden verharmlost und damit erhebliches apologetisches Potenzial entfaltet, thematisiert hingegen keiner der Speer-Biographen.

Neben der oben zitierten Passage finden sich in den *Erinnerungen* zahlreiche weitere Anspielungen auf das zentrale Motiv des Teufelpakts. Insbesondere die Parallelisierung von Hitler und Mephisto nimmt dabei großen Raum ein. So sei Hitler ein »Halbgott, zu dem ihn Goebbels gemacht hatte«⁵⁴⁰, gewesen, der, irgendwann selbst an sein Bild in der Öffentlichkeit glaubend, »immer mehr von seinen übermenschlichen Fähigkeiten überzeugt«⁵⁴¹ gewesen sei. Wie der gefallene Engel Luzifer sei auch Hitler zwar durchaus zum Glauben in der Lage gewesen, »jedoch war die Fähigkeit zu glauben in den Glauben an sich selbst pervertiert«⁵⁴². Durch seine »gläubige Besessenheit«⁵⁴³ habe er dann wiederum andere Menschen in seinen Bann schlagen können.

Im Gegenzug werden Hitler insbesondere im Gespräch auch tatsächlich vorhandene dämonische und beängstigende Fähigkeiten, ja magische Kräfte, zugeschrieben. So habe er vor allem »in Einzelbesprechungen seine Magie und

536 Vgl. Fest, Joachim: *Speer. Eine Biographie*. Berlin: Alexander Fest 1999, S. 53.

537 Vgl. Mann, Golo: »Des Teufels Architekt«. In: Reif 1978. S. 316–324. Golo Manns Titel spielt zudem auf Carl Zuckmayers *Des Teufels General* an und insinuiert dadurch auch ein Überlaufen Speers zum Widerstand.

538 Sereny 1995, S. 133.

539 Vgl. van der Vat 1997, S. 3.

540 Speer, S. 308.

541 Ebd., S. 257.

542 Ebd., S. 368.

543 Ebd.

seine Überredungskunst [...] ins Spiel«⁵⁴⁴ bringen können. Nach dem Scheitern einer Großoffensive gegen Russland habe Hitler hingegen Gespräche mit seinen Offizieren gemieden, denn womöglich »spürte er, wie erstmals seine Magie versagte«⁵⁴⁵. Für den Protagonisten Speer jedoch »hatte ein Wort Hitlers nichts von seiner magischen Kraft verloren«⁵⁴⁶. Er sei dabei geradezu süchtig nach einem Lob durch Hitler gewesen, das sich oft auch in kleinen Gesten wie etwa der Ansprache »Heil, Speer« ausgedrückt habe. Letztlich, so gesteht der Erzähler ein, »hatten alle Intrigen und Machtkämpfe ein solches Wort zum Ziel«⁵⁴⁷. Hitlers Manipulationszauber habe dabei selbst rationale Überzeugungen hinweggefegt. So habe Hitler Speer entgegen aller äußeren Widrigkeiten noch bei der Neujaursfeier 1945 bezaubern können:

Nach über zwei Stunden, in denen Hitler seinen gläubigen Optimismus verbreitete, sah sich seine Gemeinde, darunter auch ich, trotz aller Skepsis in eine zunehmende Sorglosigkeit versetzt: er verfügte nach wie vor über seine magischen Fähigkeiten. Denn rational waren Überzeugungen nicht mehr herstellbar.⁵⁴⁸

Die Beschreibung von Hitlers Anhängerschaft als »Gemeinde« zielt ebenfalls auf eine religiöse Kontextualisierung des Geschehens ab.

Auch der Niedergang des Dritten Reichs wird mit deutlich religiösen Konnotationen bewertet. Wenig subtil ist beispielsweise Kapitel 29 mit »Die Verdammung« überschrieben. Das Mephisto-Motiv wird dabei ebenfalls religiös eingeordnet und noch über Hitler hinaus erweitert.⁵⁴⁹ Als Speer überlegt habe, die Führungsspitze des NS-Staats, allen voran Martin Bormann, festzusetzen, habe der an diesen Plänen beteiligte Gauleiter Kaufmann darauf gedrängt, »den Mephisto des Führers« persönlich zu erledigen«⁵⁵⁰. Der Mephisto Hitler habe also in Martin Bormann wiederum seinen eigenen Mephisto gehabt. Speer habe sich jedoch von seinen Plänen abbringen lassen, um nicht in das »Gericht Gottes«⁵⁵¹ einzugreifen. Indirekt wird hierdurch der spätere Nürnberger Prozess als irdische Instanz dieses Gottesgerichts eingeordnet – eine Leseweise, die dann auch bei der Beschreibung des Prozesses mehrfach insinuiert wird.

Neben der großen Distanz von erlebendem und erzählendem Ich prägt also

544 Ebd., S. 257.

545 Ebd., S. 253.

546 Ebd., S. 330.

547 Ebd.

548 Ebd., S. 426.

549 Gewissermaßen geht die religiöse Dimension des Mephisto-Motivs in Speers *Erinnerungen* noch über die Vorlage in Goethes *Faust* hinaus – dort ist die religiöse Semantik tendenziell stärker beschränkt und kommt vor allem im ›Prolog im Himmel‹ und mit der ›Gretchenfrage‹ zur Sprache.

550 Speer, S. 470.

551 Ebd.

auch ein deutlich mystisch-religiöser Sprachgebrauch Speers *Erinnerungen*. Markant ist dabei vor allem die Schilderung Hitlers als mephistogleicher Rhetorik-Magier. Doch sind Ferne von Erzähler und Figur und religiöser Referenzrahmen bereits ausreichend, um von einer Konversionsautobiographie zu sprechen? Wie verhält es sich mit der Entwicklung der Figur, und gibt es eine mit Schirachs *Ich glaubte an Hitler* vergleichbare Konversionsszene?

3.6.1 Rationale Dekonversion

Tatsächlich finden sich auch bei der Entwicklung des Verhältnisses von erzählendem und erlebendem Ich in Speers *Erinnerungen* einige Belege für die These, dass hier das Muster der Konversionsautobiographie aufgerufen wird. Nicht zuletzt lässt sich die große Diskrepanz von erzählendem und erlebendem Ich überhaupt nur dadurch erklären, dass eine deutliche Veränderung stattgefunden haben muss. Diese Entwicklung lässt sich zudem klar innerhalb des Texts verorten. Während die ersten beiden Teile der *Erinnerungen* vor allem Speers vermeintlich Faust'schen Pakt mit Hitler schildern, seine Bewunderung, seine Leistungen, so tritt mit dem Ende des zweiten Teils ein neuer Erzählstrang hinzu, in dem Speers Abkehr von seinem »Mephisto« thematisiert wird und der durchaus als eine Art Konversionserzählung gewertet werden kann. »Am 18. Januar 1944 wurde ich in ein Krankenhaus eingeliefert,«⁵⁵² berichtet der Erzähler im letzten Satz des zweiten Teils und suggeriert in der Folge, dass dies nur ein äußeres Symptom eines später auch innerlichen Wandels gewesen sei.⁵⁵³ Denn die durch die Erkrankung herbeigeführte räumliche Entfernung von Hitler habe Speers Stellung stark geschwächt; es wird sogar angedeutet, dass Himmler und die SS seine Erkrankung zu Speers »Beseitigung« hätten nutzen wollen.⁵⁵⁴ Die physische Entfernung von Hitler habe dann schließlich auch zu einer psychischen Distanzierung geführt, so dass Speer beim ersten Wiedersehen zunächst nur Negatives an seinem bisherigen Freund und Förderer habe erkennen können:

552 Ebd., S. 336.

553 Hierzu sei auch an Susanna Egan's Parallelisierung der Konversion mit einer Fiebererkrankung erinnert (vgl. Egan 1984, S. 141). Die Verwendung einer krankheitsbezogenen Semantik setzt sich dabei in den *Erinnerungen* fort, wenn der Erzähler seine »schizophrene [...] Beziehung« (Speer, S. 352) zu Hitler mit Worten wie »Sinnesstörung« (ebd., S. 368) beschreibt.

554 Der von Speer selbst als »kolportagehaft« (Speer, S. 343) charakterisierte Handlungsstrang, der ein »medizinisches Attentat« durch den SS-Arzt Karl Gebhardt andeutet, wird von Matthias Schmidt deutlich in Frage gestellt. So habe Speer den ihm angeblich so suspekten Gebhardt anderen Quellen zufolge durchaus geschätzt und auch nach seiner eigenen Behandlung weiterempfohlen (vgl. Schmidt 2005, S. 108–111).

Als ich ihn [Hitler] nun nach einer Pause von zehn Wochen wiedersah, fielen mir nach all den Jahren unserer Bekanntschaft das erste Mal seine überbreite Nase und seine fahle Farbe sowie sein abstoßendes Gesicht auf – ein erstes Symptom dafür, daß ich begann, Distanz von ihm zu gewinnen und ihn unbefangen zu sehen.⁵⁵⁵

Auch Hitlers Verhalten Speer gegenüber habe sich nach dieser Begegnung verändert, als ob er, so Speer, die »Entfremdung spüre, die bei mir während meiner Krankheit eingetreten war.«⁵⁵⁶ Deutlich zeigt sich mit dem Motiv der zunehmenden Entfremdung eine Anlehnung an die Konventionen der Konversionserzählung. Explizit wird dieser Prozess auch als eine Art Aufwachen aus der geistigen Umnachtung, ja als »Prozeß der Selbstbewußtwerdung nach Jahren getrübler, von der magischen Kraft Hitlers verwirrter Erkenntnisfähigkeit«⁵⁵⁷ inszeniert. Auch ein Konversionsereignis wird angedeutet, wenn der Erzähler darüber berichtet, dass Hitler das erlebende Ich trotz ihres Streits »ein Jahr später nicht, als es zum offenen Bruch gekommen war«⁵⁵⁸, aus seinem Amt entfernt habe. Speer habe dabei bereits nach der soeben geschilderten Entfremdung einen Rückzug aus dem Amt des Rüstungsministers angestrebt. Gleichzeitig aber wird betont, dass es sich zunächst ausschließlich um eine Entfremdung von Hitler, nicht aber um eine politische Skepsis gehandelt habe:

Der Gedanke, mein Amt aufzugeben, um durch die Beendigung meiner Mitarbeit auch das Ende Hitlers und des Regimes zu beschleunigen, kam mir trotz aller Differenzen nicht und würde mir in ähnlicher Lage wohl auch heute nicht kommen.⁵⁵⁹

Der Nachsatz »und würde mir in ähnlicher Lage wohl auch heute nicht kommen« betont dabei eine bis zur Erzählsituation andauernde Kontinuität, die in eigenartigem Widerspruch zu der zuvor als »Selbstbewußtwerdung« beschriebenen Entwicklung zu stehen scheint. Das plötzliche Betonen einer Kontinuität inmitten von Stationen der Konversion gehört dabei zu den regelmäßig wiederkehrenden Merkmalen der *Erinnerungen*, die noch eine gesonderte Betrachtung verdienen.

Zunächst jedoch setzt sich die Anknüpfung an das Konversionsmotiv fort. So kommt es zwar nicht zum angeblich geplanten Rücktritt, doch findet der zweifelnde Protagonist nun eine neue Berufung. Speer erhält unverhofften Besuch von seinem Mitarbeiter Rohland, der ihn im Namen der Wirtschaft bittet, sein Amt nicht aufzugeben, um diese vor einem womöglich »linientreueren« Nachfolger zu schützen. Die Behauptung, am eigenen Posten vor allem festhalten zu haben, um einen schlimmeren Nachfolger zu verhindern – einer der

555 Speer, S. 345.

556 Ebd., S. 346.

557 Ebd., S. 348.

558 Ebd., S. 350.

559 Ebd.

gängigsten Topoi der NS-Apologik⁵⁶⁰ – tritt hier also in externalisierter Form auf, indem der Wunsch durch einen Dritten an Speer herangetragen wird. Dieser habe daraufhin begonnen, ein bisher unbekanntes, von Hitler unabhängiges Verantwortungsgefühl gegenüber Deutschland zu entwickeln.⁵⁶¹

Dies steht in direktem Gegensatz zu Speers gleichzeitigem kompromisslosen Festhalten an der Optimierung der deutschen Kriegsrüstung, die Hitler das Fortsetzen seines Kriegs überhaupt erst ermöglicht. Diese zunehmend paradoxe Situation wird vom Erzähler dann auch als »Phase der höchst schizophrenen Beziehung zu ihm [Hitler]«⁵⁶² charakterisiert, wobei der Begriff »schizophren« das ungelöste Spannungsverhältnis von Konversion und Kontinuität wenn auch nicht auflösen, so doch erklären soll. Erneut wird auf das Mephisto-Motiv angespielt; da »der alte Zauber noch immer seine Wirksamkeit hatte«⁵⁶³, sei Speer nicht völlig von Hitler abgefallen.⁵⁶⁴ Dennoch habe er sich immer weiter von Hitler entfernt:

Im Laufe der nächsten Wochen und Monate wurde mir trotz allem immer deutlicher die Entfernung bewußt, die zwischen Hitler und mir bestand. Sie wuchs nun unaufhörlich.⁵⁶⁵

Gleichzeitig – und dies ist ein prägendes Merkmal des Texts – wird diese Distanzierung als nicht rasch und nicht tiefgreifend genug kritisiert, da die Abkehr von Hitler und seiner Umgebung weniger politisch motiviert gewesen sei, sondern vielmehr auf persönlicher Empörung über das im vermeintlichen Gegensatz zu Speer wenig bescheidene Gebaren der NS-Führungsrige basiert habe.⁵⁶⁶ Doch auch die zunächst nur oberflächliche Empörung habe ihn zunehmend von seinem bisherigen Leben entfremdet. Die Trennung ist dabei eine allmähliche, die der Erzähler metaphorisch als »Abschied« umschreibt und damit neben dem Wunsch zur Veränderung auch eine gewisse Wertschätzung des Gewesenen andeutet:

[I]ch begann immer noch zögernd Abschied zu nehmen, Abschied von meinem bisherigen Leben, Aufgaben, Bindungen und von der Gedankenlosigkeit, die das alles bewirkt hatte.⁵⁶⁷

560 Vgl. hierzu die Ausführungen im Kapitel »Das potenzielle Ich« zu Baldur von Schirachs *Ich glaubte an Hitler* weiter oben. Eine vergleichbare Passage findet sich etwa bei Schirach, S. 298.

561 Vgl. Speer, S. 350.

562 Ebd., S. 352.

563 Ebd.

564 Auch hierin geht die Darstellung in Speers *Erinnerungen* über Goethes Faust hinaus – dort verzaubert Mephisto Faust nicht.

565 Speer, S. 356.

566 Vgl. ebd.

567 Ebd.

Wäre das Gewesene für Speer belastend oder bedeutungslos, würde der Abschied wohl kaum als »zögernd« qualifiziert. Es zeigt sich also ein regelmäßiges Oszillieren zwischen Konversion und Kritik; die zweifellos vorhandene Konversionserzählung wird immer wieder durch Kommentare des erzählenden Ich unterlaufen, die anhaltende Wertschätzung oder Kontinuität des Ausgangssystems betonen oder Kritik an der Konversion selbst zum Ausdruck bringen. Im Gegensatz zu Schirachs *Ich glaubte an Hitler* findet sich in Speers *Erinnerungen* keine von Sympathie und Verständnis begleitete Entwicklung, sondern eher ein von der ständigen Kritik, dass der Wandel sich nicht schnell und tiefgreifend genug vollzogen habe, getragenes Aufrufen des Konversionsmotivs. Dies ermöglicht den rhetorisch nicht zu unterschätzenden Effekt, dass das erlebende Ich einerseits durch die Nacherzählung eines Wandels zum Guten entlastet wird, während andererseits aber dem erzählenden Ich mangels Identifikation die Möglichkeit erhalten bleibt, sich von problematischen Handlungen zu distanzieren.

So kritisiert der Erzähler auch nach diesen ersten Schritten der Entfernung von Hitler eine Durchhalterede der Figur scharf, die diese damals noch gehalten habe, obwohl der Krieg bereits, wie die Kapitelüberschrift suggeriert, »dreifach verloren«⁵⁶⁸ gewesen sei:

Wenn ich heute den Text meiner Rede wiederlese [sic], erschrecke ich über meine fast grotesk wirkende Tollkühnheit, ernsthaften Männern den Gedanken einzureden, daß immer noch eine äußerste Anstrengung den Erfolg bringen könne.⁵⁶⁹

Die teilweise beibehaltene Nicht-Identifikation des erzählenden mit dem erlebenden Ich korrespondiert auf der Figurenebene mit einer gespaltenen Persönlichkeit, die eine rationale Konversion bei emotionaler Kontinuität postuliert:

[I]ch sprach Hoffnungen aus, die im Lichte der Wirklichkeit Phantastereien sein mußten. Es sollte sich zwar in der Tat erweisen, daß wir unsere Rüstungsleistungen in den nächsten Monaten immer noch steigern konnten. Aber war ich nicht realistisch genug, Hitler zugleich in einer Serie von Memoranden das heranrückende und schließlich bevorstehende Ende anzukündigen? Dies war die Einsicht, jenes der Glaube. In der gänzlichen Trennung zwischen dem einen und dem anderen zeigte sich jene besondere Art der Sinnesstörung, mit der ein jeder aus der näheren Umgebung Hitlers dem unvermeidlichen Ende entgegenschah.⁵⁷⁰

Die an sich individuelle Konversion wird hier als Teil einer »Sinnesstörung« in der kollektivierenden Formulierung »ein jeder« aufgelöst. Insofern ist Speer hier

568 Ebd., S. 357.

569 Ebd., S. 368.

570 Ebd.

mehr Repräsentant denn Individuum, ein für Konversionserzählungen eher untypischer Duktus. Auch die Abgrenzung der rationalen Einsicht von einem beibehaltenen Glauben zählt nicht zum üblichen Muster der Konversionserzählung.

Ungefähr in der Mitte des dritten Teils der *Erinnerungen* kommt es schließlich dennoch zu einer Art Konversionsszene, die sich einer durchaus augustini- schen anmutenden Motivik bedient. Speers väterlicher Freund Dr. Lüschen legt dem Protagonisten bei einem Besuch zwei Zitate aus Hitlers *Mein Kampf* vor, die zum Widerstand gegen eine ihr Volk verratende Regierung auffordern. Analog zur Mailänder Gartenszene der augustinischen *Confessiones*⁵⁷¹ ist es ebenfalls eine beinahe zufällig aus einem quasi-religiösen Buch herausgegriffene Passage, die zunächst zu großer innerer Unruhe und schließlich zu einer drastischen Veräußerlichung der zuvor hauptsächlich innerlich vollzogenen Konversion führt – Speer habe von nun an ein Attentat auf Hitler ins Auge gefasst:

Lüschen verabschiedete sich ohne Worte und ließ mich mit dem Blatt Papier allein. Unruhig ging ich in meinem Zimmer hin und her. Da war von Hitler selbst ausgesprochen, was ich in den letzten Monaten angestrebt hatte. Es blieb nur noch die Schlußfolgerung: Hitler übte – selbst an seinem politischen Programm gemessen – bewußt Hochverrat am eigenen Volk, das sich seinen Zielen geopfert hatte und dem er alles verdankte; mehr jedenfalls als ich Hitler zu danken hatte. In dieser Nacht faßte ich den Entschluß, Hitler zu beseitigen.⁵⁷²

Doch während ein gelungenes Attentat einen eindeutigen und sichtbaren Abschluss der Konversion gebildet hätte, bleibt es im Falle Speers bei bloßen Überlegungen.⁵⁷³ Als sich die Attentatspläne schließlich im Sand verlaufen, zeigt sich der Protagonist erneut auf schizophrene Weise erleichtert:

Im Grunde war ich erleichtert, daß damit mein Plan endgültig vereitelt war. [...] Damit war nicht nur dieses Vorhaben unmöglich geworden; der Attentatsplan selber verschwand aus meinen Überlegungen so schnell, wie er gekommen war. Von nun an sah ich meine Aufgabe nicht mehr darin, Hitler zu beseitigen, sondern seine Zerstörungsbefehle zu vereiteln. Auch das erleichterte mich, denn noch immer stand alles

571 Vgl. Aug. conf. XIII 12.

572 Speer, S. 436f.

573 In der Geschichtsschreibung bestehen beträchtliche Zweifel an Speers angeblichen Plänen, Giftgas in den Führerbunker zu leiten – schließlich gingen die Giftgasschutzanlagen des Führerbunkers auf Speers eigene Entwürfe zurück, und auch die übrige Darstellung der Pläne lässt sich mit anderen Quellen nur schwer in Einklang bringen (vgl. Schmidt 2005, S. 141–144; van der Vat 1997, S. 223f.). Die Ansaugöffnung des Bunkers, in die Speer angeblich Giftgas einleiten wollte, scheint in der empirischen Realität zumindest nie existiert zu haben (vgl. Breloer 2005, S. 142–146). Dem zeitweiligen Gefängnisdirektor des Spandauer Kriegsverbrechergefängnisses, Eugene K. Bird, soll Speer nach dessen Aussage zudem nicht weniger als fünf verschiedene Versionen eines geplanten Attentats auf Hitler präsentiert haben (vgl. Breloer 2005, S. 371).

nebeneinander: Anhänglichkeit, Rebellion, Loyalität, Empörung. Es wäre mir – unabhängig von aller Angst – immer unmöglich gewesen, Hitler mit der Pistole in der Hand entgegenzutreten. Von Angesicht zu Angesicht war seine suggestive Macht über mich bis zum letzten Tag zu groß.⁵⁷⁴

Selbst bei einer derart deutlichen Abkehr, wie sie in den angeblichen Attentatsplänen zum Ausdruck kommt, wird also die Schilderung der Konversion erneut dadurch unterlaufen, dass die innerliche Kontinuität der Gefühle für Hitler besonders betont wird. Äußerlich habe Speer ab diesem Moment zwar »ohne ideologische oder nationale Voreingenommenheit«⁵⁷⁵ weitergearbeitet und durch seinen persönlichen Einsatz die Industrie zahlreicher Städte sowie seine Heimatstadt Heidelberg insgesamt vor der Zerstörung bewahrt,⁵⁷⁶ dennoch sei sein Abfall von Hitler keineswegs absolut gewesen.

Dieser ambivalente Befund verstärkt sich zudem noch weiter, da der oben geschilderten Dekonversionsszene nach der *Mein Kampf*-Lektüre im Anschluss ein unter umgekehrtem Vorzeichen stehender Versuch einer Re-Konversion gegenübergestellt wird, der weitgehend in direkter Rede wiedergegeben wird. Denn ab einem gewissen Zeitpunkt habe Hitler Speers Glaubensverlust gespürt und diesem damit gedroht, ihn dauerhaft von seinem Amt zu beurlauben, wenn er ihm nicht seinen ungebrochenen Glauben bekennen könne. Hitler versucht sich hierbei an einer »erneuten Bekehrung« mit dem Ziel, Speer wieder voll und ganz auf seine Seite zu ziehen. Es folgt eine Kaskade von Überzeugungsversuchen Hitlers, die Speer zum offenen Bekenntnis zwingen sollen. Dabei drängen sich wieder gewisse Parallelen zum oft zitierten Faust-Motiv auf, wobei Hitler Speer mit einer Art Gretchenfrage zu einem Treuebekenntnis nötigen will: »Wenn Sie, Speer, davon überzeugt sein könnten, daß der Krieg nicht verloren ist, dann können Sie ihr Amt weiterführen.«⁵⁷⁷ Speer bleibt jedoch zunächst standhaft und lehnt ab: »Sie wissen, daß ich davon nicht überzeugt sein kann. Der Krieg ist verloren.«⁵⁷⁸

Nachdem Speer nun also seine rationale Abkehr von Hitler bekundet hat, gesteht ihm Hitler diese Freiheit jedoch zu Speers Erstaunen zu und zieht sich auf die ihm verbliebene Domäne, den spirituellen Glauben, zurück. Zumindest auf dieser Ebene solle Speer seine Treue zu Hitler bewahren: »Wenn Sie glauben würden, daß der Krieg noch gewonnen werden kann, wenn Sie es wenigstens glauben könnten, dann wäre alles gut.«⁵⁷⁹ Hitler kommt Speer hier also so weit entgegen, dass er eine rationale Abkehr akzeptiert. Die nach Speers eigenem

574 Speer, S. 439.

575 Ebd., S. 440.

576 Vgl. ebd., S. 454.

577 Ebd., S. 457.

578 Ebd., S. 458.

579 Ebd.

Bekunden nie vollzogene emotionale Dekonversion jedoch will Hitler weiterhin verhindern und tritt schließlich sogar mit einer versöhnlich wirkenden Forderung an Speer heran, in der er statt »Glauben« nur noch ein »Hoffen« verlangt:

»Man muß«, so fügte er hinzu, »glauben, daß sich alles zum Guten wenden wird. Hoffen Sie noch auf eine erfolgreiche Weiterführung des Krieges, oder ist Ihr Glaube erschüttert?« Nochmals reduzierte Hitler seine Forderung auf ein formales Bekenntnis, das mich binden sollte: »Wenn Sie wenigstens hoffen könnten, daß wir nicht verloren haben! Sie müssen das doch hoffen! ... dann wäre ich schon zufrieden.«⁵⁸⁰

In einer Szene, die geradewegs aus einem Märchen der Gebrüder Grimm stammen könnte,⁵⁸¹ gibt Hitler Speer einen Tag Bedenkzeit für seine Antwort. Während dieser Zeit schreibt Speer angeblich einen Brief, der in der Folge auch wörtlich zitiert wird und in dem er die Zerstörungswut Hitlers anprangert. Bemerkenswert ist hier vor allem der Schluss des Briefs, der mit dem religiösen Bekenntnis zu einem anderen Gott als Hitler geendet habe:

Ich schloß nicht, wie es bei solchen privaten Schreiben üblich war, mit einem »Heil, mein Führer«, sondern wies mit den letzten Worten auf das einzig noch zu Erhoffende hin: »Gott schütze Deutschland.«⁵⁸²

Doch wird auch die hier angedeutete, vermeintlich endgültige Konversion vom Fortgang der Erzählung in Frage gestellt. Denn Hitler habe darauf bestanden, anstelle eines Briefs eine mündliche Antwort zu erhalten. Im persönlichen Gespräch jedoch sei Speer nach wie vor wehrlos gegenüber den magischen Einflüsterungen des Diktators gewesen und habe sich schließlich doch zu einem klaren Bekenntnis zu Hitler verleiten lassen:

»Mein Führer, ich stehe bedingungslos hinter Ihnen.« Hitler erwiderte nichts; aber es rührte ihn. Nach kurzem Zögern gab er mir die Hand, die er mir beim Empfang nicht geboten hatte, seine Augen füllten sich, wie so oft jetzt, mit Wasser: »Dann ist alles gut«, sagte er.⁵⁸³

580 Ebd.

581 Das auch in der übrigen Literatur weit verbreitete Motiv der Bedenkzeit findet sich etwa in den Märchen *Das Meerhäschen* oder *Siebenschön*. Am bekanntesten dürfte allerdings die dreitägige Bedenkzeit im *Rumpelstilzchen* sein. Es ergeben sich hierdurch einerseits Bezüge zu Harald Welzers Untersuchungen der Medialität des menschlichen Gedächtnisses – Welzer weist nach, dass autobiographische Erzählungen oft von Versatzstücken aus Filmsequenzen und literarischen Vorbildern – vor allem »Modellen aus der Jugend- und Abenteuerliteratur« (Welzer 2008, S. 26) – durchdrungen sind. Andererseits ergeben sich aus gattungstheoretischer Sicht auch Anknüpfungspunkte an Stefan Goldmanns Theorie von der topischen Verfasstheit der Autobiographie, die oft eher Literatur wiederhole, als ein individuelles Leben zu schildern (vgl. Goldmann 1994, S. 678).

582 Speer, S. 460.

583 Ebd.

Schien Speers Abfall von Hitler bereits in mehreren vorangegangenen Passagen vollzogen zu sein, wird dieses Bild nun dadurch revidiert, dass Hitlers Versuch einer erneuten Bekehrung Speers offensichtlich Erfolg zeigt. Die Trennung von emotionalem und rationalem Glauben wird dabei allerdings auch auf Hitler projiziert; Speers Einlenken wird dadurch in den *Erinnerungen* als Teil einer Konversion auf Gegenseitigkeit gewertet. Denn im Gegenzug zu Speers emotionalem Bekenntnis habe Hitler diesem weitreichende Vollmachten unterschrieben, wobei er womöglich auf rationaler Ebene in Kauf genommen habe, dass Speer damit seine Politik der ›Verbrannten Erde‹ weiterhin unterlaufen könnte: »Ich glaube, Hitler ist klar gewesen, daß damit ein Teil seiner Zerstörungsabsichten nicht mehr durchgeführt werden würde.«⁵⁸⁴ Ausführlich schildert der Erzähler dann in der Folge, wie Speer sich – teilweise unter großer Gefahr – im ganzen Land für die Erhaltung der deutschen Infrastruktur eingesetzt habe und als eine Art guter Samariter auch verschiedene Stellen dahingehend beeinflusst habe, »die Vorräte an die Zivilbevölkerung zu verteilen«⁵⁸⁵.

Der innere Zwiespalt des Protagonisten führt jedoch dazu, dass Speer dem dringenden Bedürfnis, einen letzten Besuch bei Hitler im eingeschlossenen Berlin zu versuchen, nachgibt. Die der Leserschaft bekannte Existenz einer auf Schallplatten aufgezeichneten Rede, die Speer für den Fall von Hitlers Tod vorbereitet hat und in der er zur Nichtbefolgung von Zerstörungsbefehlen aufruft, verschweigt er Hitler jedoch:

Der übermächtige Wunsch, ihn noch einmal zu sehen, war ein Zeichen für den Zwiespalt meiner Gefühle. Denn mit der Vernunft war ich davon überzeugt, daß es dringend notwendig, wenn auch schon viel zu spät war, daß Hitlers Leben endete. Allem was ich in den vergangenen Monaten gegen ihn unternommen hatte, lag die Absicht zugrunde, den von Hitler betriebenen Untergang des Volkes zu verhindern. Was konnte unsere Gegensätze mehr beweisen als die am Vortag auf Schallplatten gesprochene Rede und daß ich nun mit Ungeduld seinen Tod erwartete – aber gerade hier machte sich erneut die gefühlsmäßige Bindung an Hitler bemerkbar: Mein Wunsch, die Rede erst nach seinem Tod zu senden, sollte ihm die Erkenntnis ersparen, daß auch ich mich gegen ihn gewendet hatte: mich erfüllte ein immer stärker werdendes Mitleid mit dem Gestürzten.⁵⁸⁶

Die rational vollzogene Abkehr geht also noch immer mit einer starken emotionalen Bindung einher. Speers Gefühle für den resigniert wirkenden Hitler sind dabei so überwältigend, dass er, einem inneren Drang nachgebend, diesem bei ihrem letzten Treffen seine Nichtbefolgung der Zerstörungsbefehle einge-

584 Ebd., S. 461.

585 Ebd., S. 462.

586 Ebd., S. 479f.

steht: »Außer Fassung gestand ich ihm leise und zu meiner eigenen Überraschung, daß ich keine Zerstörungen durchgeführt, sie sogar verhindert hätte.«⁵⁸⁷

Als Hitler auf Speers ›Beichte‹ nicht reagiert, vermutet dieser eine mögliche stillschweigende Billigung durch einen wissenden Hitler und versucht so, emotionale und rationale Überzeugung endlich aus der Dissonanz zu befreien. Doch Hitler verweigert Speer diesen Ausweg, indem er kurz darauf in einer Lagebesprechung erneut Optimismus und Siegesgewissheit demonstriert. Speer entscheidet sich nach einem kühlen Abschied von Hitler zur Flucht aus dem belagerten Berlin. Er begibt sich ins Quartier des Oberbefehlshabers der Kriegsmarine, Karl Dönitz, nach Schleswig-Holstein, wo er dann von Hitlers Tod erfährt. Die emotionale Abkehr von Hitler bleibt bis zuletzt un abgeschlossen: Beim Auspacken seines Koffers findet Speer ein Portrait Hitlers, das dieser ihm kurz zuvor als Geburtstagspräsent überreicht hatte. Erneut steigt die alte Zu neigung in Speer auf; seine Beziehung zu Hitler bleibt im wahrsten Sinne des Wortes bestehen, ›bis dass der Tod euch scheidet‹. Erst nach dem Tod des ›Magiers‹ Hitler sei dessen Bann von Speer abgefallen:

Als ich meinen Koffer auspackte, fand ich die rote Lederkassette, in der bis dahin das Bild Hitlers ungeöffnet gelegen hatte. Meine Sekretärin hatte es mir mitgegeben. Meine Nerven waren am Ende. Als ich das Bild aufstellte, überfiel mich ein Weinkampf. Das erst war das Ende meiner Beziehung zu Hitler, jetzt erst war der Bann gelöst, seine Magie ausgelöscht. Übrig blieben die Bilder von Totenfeldern, von zertrümmerten Städten, von Millionen Trauernden, von Konzentrationslagern.⁵⁸⁸

Diese Argumentation erscheint hier zunächst etwas paradox. Wie sich aus der emotionalen Reaktion, aus einem Weinkampf, sowie dem *Aufstellen* eines Hitlerbilds, ableiten lässt, dass die Beziehung zu Hitler nun beendet sei, wird nicht klar. Läge es nicht näher, aus der starken Trauerreaktion auf eine noch immer bestehende emotionale Bindung zu schließen? Und wie ist es möglich, dass von der Beziehung nun Bilder von Konzentrationslagern übrig bleiben, von deren Gräueln das erlebende Ich nach der Darstellung des Erzählers zu diesem Zeitpunkt noch gar nichts gewusst habe? Tatsächlich scheint hier bei genauerer Betrachtung eine Rückprojektion des Erzählers vorzuliegen, der aus der Retrospektive diesen spezifischen Punkt zum Ende seiner Beziehung zu Hitler erklärt und diesem auch erst aus seiner späteren Perspektive heraus die Verbrechen der NS-Zeit vorwirft. Der Erzähler macht zumindest nicht plausibel, warum das erlebende Ich zum geschilderten Zeitpunkt neben Trauer auch das befreiende Ende der Beziehung zu Hitler oder gar Verzweiflung über Hitlers

587 Ebd., S. 483. Gitta Sereny argumentiert hingegen, dass diese Szene so nie stattgefunden habe und von Speer nur aus dramaturgischen Gründen erdacht worden sei (vgl. Sereny 1995, S. 610–612). Vgl. hierzu auch Brechtken 2012, S. 69.

588 Speer, S. 491.

unseliges Erbe empfunden haben soll. Auch nach Hitlers Tod ist die Konversion also keineswegs vollzogen – eine Identität von erzählendem und erlebendem Ich ist noch lange nicht erreicht.

Das noch immer nicht abgeschlossene Konversionsmotiv wird stattdessen um eine weitere Dimension ergänzt. Speer fühlt sich nun berufen, Verantwortung für die Taten des NS-Regimes zu übernehmen und für diese stellvertretend zu büßen. In Anknüpfung daran endet der dritte Teil der Erinnerungen mit einem Satz, der eine sich anbahnende Kontinuität vom erlebenden zum erzählenden Ich vermuten lässt: »Damit begann ein Abschnitt meines Lebens, der bis heute nicht beendet ist.«⁵⁸⁹

3.6.2 Der Gekreuzigte von Nürnberg

Den letzten Teil der Erinnerungen bildet schließlich ein aus drei Kapiteln bestehender Epilog. In diesem werden neben den Stationen der Gefangenschaft vor allem einzelne Teile des Nürnberger Prozesses näher geschildert. Erst hier zeigt sich erstmals in den *Erinnerungen* eine Art Identifikation des erzählenden mit dem erlebenden Ich – ein Merkmal, das sich im Übrigen in allen hier untersuchten Texten nachweisen lässt: Keiner der Erzähler der sonst so verschiedenen Texte verweigert die Identifikation mit dem ›angeklagten Ich‹ des Nürnberger Prozesses. Dies schlägt sich vor allem im ausführlichen wörtlichen Zitieren der eigenen Aussagen nieder. So rezitiert der Erzähler von *Ich glaubte an Hitler* den Wortlaut der Aussage in Nürnberg, in der sich Baldur von Schirach von Hitler lossagte – eine Erklärung, so der Erzähler, »zu der ich noch heute stehe«⁵⁹⁰. Auch der Erzähler in *Mein wechselvolles Leben* gibt Karl Dönitz' Nürnberger Schlusswort als direktes Zitat wieder;⁵⁹¹ ebenso der Erzähler von *Mein Leben* das Plädoyer Erich Raeders⁵⁹².

Auch in Albert Speers *Erinnerungen* fallen beim Nürnberger Prozess Erzählerrede und Figurenrede häufig ineinander. Dass Speer hier dennoch einen fundamental anderen Ansatz wählt, wird deutlich, wenn man seinen Kommentar zum Prozessauftritt betrachtet. Speer bezeichnet es hier als »ermutigend«, dass ihm und seinen Mitangeklagten der Prozess gemacht werde, würde dadurch doch die Schuld vom deutschen Volk genommen.⁵⁹³ Anders als Dönitz und

589 Speer, S. 491.

590 Schirach, S. 332.

591 Vgl. Dönitz, Karl: *Mein wechselvolles Leben*. Göttingen: Musterschmidt 1968, S. 217f. Im Folgenden als ›Dönitz‹ wiedergegeben.

592 Vgl. Raeder, Erich: *Mein Leben. Von 1935 bis Spandau 1955*. Bd. 2. Tübingen: Fritz Schlichtenmayer 1957, S. 317–319. Im Folgenden als ›Raeder‹ wiedergegeben.

593 Speer, S. 515.

Raeder, die ihre Unschuld betonen, und Schirach, der Hitler und den Nationalsozialismus verdammt, steht bei Speer also weder eine Verteidigung noch eine Anklage im Vordergrund. Stattdessen übernimmt der Protagonist in ausführlich wiedergegebenen wörtlichen Erklärungen Verantwortung für die Taten des NS-Regimes und erhebt sich damit gewissermaßen zum Richter über sich selbst.⁵⁹⁴ Gegenüber der Aufgabe, die Schuld der NS-Führung auf sich zu nehmen, sei jeder Versuch einer Verteidigung irrelevant:

Nach meiner Theorie konnte von der obersten Führung eines modernen Krieges erwartet werden, daß sie sich am Ende den Konsequenzen stellte, gerade weil sie bis dahin keinerlei Gefahr ausgesetzt gewesen war. In einem Brief an meinen Verteidiger, der die Linie unseres Verhaltens absteckte, äußerte ich daher, mir käme alles, was wir zu meiner Verteidigung besprechen würden, im Gesamtrahmen gesehen unwichtig und lächerlich vor.⁵⁹⁵

Diese Stellungnahme wird vom Erzähler hier als Einsicht des erlebenden Ichs geschildert und wird der Erzählung erneut nur über den Umweg eines untechnischen Beweismittels (*probationes inartificiales*) in Form eines Briefs erschlossen. Dabei besteht kein Zweifel daran, dass die Schuld der NS-Führung nicht aufgrund eigener Taten, sondern aufgrund der mangelnden Bereitschaft aller anderen Mitangeklagten, ihre Verantwortung zu schultern, auf sich genommen wird. Damit habe die Figur damals eine klare Absicht verfolgt; all ihr Handeln habe nur dem Wohle des deutschen Volks gegolten. So wollte sie

durch das Eingeständnis der Schuld, durch das offene Darlegen der Verbrechen der Vergangenheit dem von uns irreführten Volk einen Weg aus dem Dilemma [...] zeigen.⁵⁹⁶

Auch als Schuldiger erweist sich Speer noch als Führungspersönlichkeit, die dem »Volk einen Weg aus dem Dilemma« zeigen kann und will. Dementsprechend zufrieden äußert sich Speer auch zu den Urteilen, denn seine »Hoffnung«, die Schuld anstelle des deutschen Volks auf sich nehmen zu können, habe sich erfüllt: »Meine Hoffnung war in gewissem Sinn in Erfüllung gegangen; die Schuld hatte sich in hohem Maße auf uns Angeklagte zusammengezogen.«⁵⁹⁷ Speers Maß an Selbstaufopferung nimmt hier geradezu biblische Züge an: »Siehe, das ist Gottes Lamm, das der Welt Sünde trägt!«⁵⁹⁸.

Tatsächlich scheint es Speer hier nicht um seine eigene Verteidigung, sondern um die Verteidigung aller *nicht* angeklagten Deutschen zu gehen. Ein Topos des

594 Vgl. ebd., S. 518.

595 Ebd., S. 515.

596 Ebd., S. 521.

597 Ebd.

598 Joh 1, 29. Übersetzung nach Martin Luther.

Vergleichs (*locus a comparatione*)⁵⁹⁹ dient ihm zur Verdeutlichung, dass gerade im Kleinen kein Deutscher je beschuldigt werden könne, wenn schon im Großen einzelne Personen der Führung freigesprochen worden seien.⁶⁰⁰ Im Grunde verteidigt der Erzähler hier nicht das erlebende Ich, sondern sein eigenes (deutsches) Publikum, dem er sich so als Kronzeuge ihrer eigenen Unschuld anbietet. Doch geht Speer sogar noch über diese Ziele hinaus; neben der juristischen und moralischen Entlastung der Bevölkerung habe er sich durch seine Verurteilung auch konkrete Vorteile für die Bevölkerung erhofft. Gerade seine Schuldübernahme in einem der entscheidenden Punkte, der Speer persönlich zum Vorwurf gemacht wurde, habe die Deutschen selbst vor dem Herangezogenwerden zu Zwangsarbeit schützen sollen:

Zudem erhoffte ich von dem Prozeß einen direkten Einfluß auf die Besatzungspolitik der Siegermächte: Was sie soeben noch als verbrecherisch definiert hatten, konnten sie nun ihrerseits nicht gegen unser Volk zur Anwendung bringen. Damit hatte ich vor allem den Punkt im Auge, der meine Hauptbelastung ausmachte: die Zwangsarbeit.⁶⁰¹

Diese Argumentation ist an Zynismus kaum zu überbieten; indirekt rechtfertigt die Figur ihre verbrecherische Zwangsarbeiterpolitik hier dadurch, dass sie es durch ihre Grausamkeit den Alliierten unmöglich gemacht habe, sich selbst auf diese Stufe herabzulassen. Diese Argumentationslinie wird in einer zu der Passage gehörigen Endnote noch weiter verfolgt. Im Anmerkungsapparat gesteht Speer zwar ein, dass sich seine Hoffnungen rasch zerschlagen hätten, da auch die Amerikaner nach dem Krieg Zwangsarbeiter eingesetzt hätten. Anstatt nun aber zu einer *tu-quoque*-Argumentation anzusetzen und den Amerikanern Verlogenheit vorzuwerfen,⁶⁰² nimmt er seinen vermeintlichen Misserfolg großmütig hin und will trotzdem die Bedeutung seines Nürnberger ›Opfergangs‹ gewürdigt wissen. So habe er zumindest die öffentliche Debatte durch seine Haltung im Prozess nachhaltig beeinflusst und dadurch womöglich hinter den Kulissen auch eine bessere Behandlung deutscher Kriegsgefangener herbeigeführt. Um die Übereinstimmung von erzählendem und erlebendem Ich bezüglich dieser Frage zu bekräftigen, führt der Erzähler hierzu eine Passage aus seinem Nürnberger Tagebuch an, die er wörtlich zitiert:

599 Vgl. Quint. inst. V 10, 87; Ueding/Steinbrink 2005, S. 225.

600 Speer, S. 523.

601 Ebd., S. 523f.

602 Diese Art der Argumentation findet sich hingegen umso ausführlicher in den Texten von Dönitz und Raeder. Dönitz verweist hier auf Angriffskriege der Amerikaner in Korea und Vietnam, um die NS-Politik zu rechtfertigen (vgl. Dönitz, S. 212; 216). Raeder hingegen will die Legitimität des uneingeschränkten U-Boot-Kriegs dadurch beweisen, dass die Amerikaner diesen auch in ihrem Krieg gegen Japan eingesetzt hätten (vgl. Raeder 2, S. 315f.).

»Die Deportation von Arbeitskräften ist zweifellos ein internationales Vergehen. Ich lehne das Urteil nicht ab, weil andere Nationen jetzt das Gleiche tun. Ich bin davon überzeugt, daß hinter den Kulissen in den Besprechungen über die deutschen Kriegsgefangenen Hinweise auf die Gesetze über die Zwangsarbeit, ihre Auslegung und ihre Strafverfolgung durch den Nürnberger Prozeß zur Sprache kommen. Könnte die Diskussion über diese Frage in unserer Presse so offen und kritisch sein, wenn nicht in aller Öffentlichkeit monatelang die Zwangsarbeit als Verbrechen festgelegt worden wäre? [...] Trotz aller Fehler war der Nürnberger Prozeß ein Fortschritt zu einer Re-Zivilisation. Und wenn durch meine zwanzig Jahre Haft alle deutschen Kriegsgefangenen nur einen Monat früher nach Hause kämen, wäre sie schon gerechtfertigt.«⁶⁰³

Speers Selbststilisierung nimmt hier erneut geradezu neutestamentliche Züge an: Speer inszeniert sich gewissermaßen als der Gekreuzigte, der stellvertretend für die gesamte deutsche Bevölkerung den Gang nach Golgatha antreten musste, um diese von ihrer Schuld zu befreien und die Härte der Besatzungspolitik zu mildern.

Rhetorisch gesehen handelt es sich hier um den Versuch, durch das Herausstreichen guter Taten das eigene *Ethos* zu stärken. Das *Ethos*, das als rednerische Glaubwürdigkeit seit Aristoteles' *Rhetorik* neben Pathos und Logos zu den klassischen rhetorischen Beweismitteln zählt⁶⁰⁴ und von diesem sogar als wichtigstes Glied der Trias charakterisiert wurde,⁶⁰⁵ ist in der Geschichte der Rhetorik häufig in verschiedene Bestandteile untergliedert worden. Aristoteles, für den das *Ethos* ausschließlich innerhalb der Rede vom Redner erschaffen werden kann⁶⁰⁶ (innerhalb der aristotelischen Theorie ist das *Ethos* unter die *probationes artificiales* bzw. *pisteis entechnoi*, also durch rhetorische Technik erschaffene Beweismittel, zu subsumieren), nennt hier die drei Bestandteile Klugheit (*phronesis*), Wohlwollen (*eunoia*) und Tugend (*arete*).⁶⁰⁷ Dieses Schema ist durch die Rhetorikforschung stetig erweitert worden. Insbesondere die moderne englischsprachige, empirisch fundierte *Source-credibility*-Forschung wird nicht müde, immer neue Aspekte der Glaubwürdigkeit zu untersuchen, wobei vor allem die in der antiken Theorie wenig behandelten Aspekte Attraktivität und Ähnlichkeit⁶⁰⁸ zu nennen sind. Die aristotelischen Kategorien haben

603 Speer, S. 596. Gitta Sereny ist dabei die Erkenntnis zu verdanken, dass Speers Nürnberger Tagebücher keineswegs authentische Dokumente sind, sondern auch nachträglich noch von Speer geändert wurden (vgl. Sereny 1995, S. 778).

604 Vgl. Aristot. rhet. 1356a.

605 Vgl. ebd.

606 Vgl. ebd. Dabei gilt es jedoch zu betonen, dass das *Ethos* keine Eigenschaft des Redners ist, sondern auf einer Zuschreibung des Publikums beruht. Dieser Sachverhalt lässt sich sprachlich allerdings nur schwierig wiedergeben. Vgl. hierzu insbes. McCroskey 2006, S. 83.

607 Vgl. Aristot. rhet. 1378a.

608 Vgl. etwa Beason, Larry: »Strategies for Establishing an Effective Persona: an Analysis of Appeals to Ethos in Business Speeches«. In: *The Journal of Business Communication* 28/4 (1991). S. 326–346, hier: S. 331; Demirdögen, Ülkü D.: »The Roots of Research in (political)

jedoch nach wie vor Bestand und können inzwischen auch als empirisch gut gesichert gelten.⁶⁰⁹

Zum besseren Verständnis von Speers Selbstinszenierung als Büsser bietet sich dabei vor allem die Kategorie des Wohlwollens (*eunoia*) an. Da das *Ethos* für Aristoteles erst während der Rede entsteht, betont er in der *Rhetorik* das Demonstrieren von Wohlwollen gegenüber dem Publikum als zentrale Leistung. Die aus systematischen Gründen ausgeschlossenen Wohltaten werden jedoch bei der Behandlung der Affekte ausdrücklich als zum Hervorrufen von Liebe geeignet beschrieben.⁶¹⁰ Der systematisch weniger strikte Cicero, der auch außerhalb der Rede liegende Beweismittel (*pisteis atechoilprobationes inartificiales*) wie die soziale Stellung (*dignitas*) zum rednerischen *Ethos* zählt,⁶¹¹ präzisiert die aristotelische Position schließlich dahingehend, dass das Wohlwollen des Publikums »am meisten durch Wohltaten gewonnen«⁶¹² werde; »an zweiter Stelle aber wird Wohlwollen durch den Willen, wohl zu tun, geweckt«⁶¹³. Diese Dualität aus Wohlwollen und Wohltaten findet sich auch bei Speer: Wo möglich, wird auf die eigenen Wohltaten verwiesen. Wo dies nicht möglich ist, wird stattdessen auf den Willen verwiesen – jedoch häufig im Modus der Selbstkritik, die in der modernen *Ethosforschung* ebenfalls als zentrale Strategie untersucht wird.⁶¹⁴

Anstelle von Hass und Ablehnung bringt er selbst seinen Häschern nur Wohlwollen entgegen und findet lobende Worte für diese. So wären seine Gefängniswärter stets freundlich geblieben und hätten auch ihm trotz ihrer im Krieg erlittenen Verluste wiederum vergeben.⁶¹⁵ Indirekt wird hier das oben für die Schuld der deutschen Bevölkerung in Anspruch genommene Vergleichsargument erneut aufgegriffen: Wenn selbst sowjetische Wärter, die persönlich und unmittelbar traumatische Verluste durch den Krieg hatten hinnehmen müssen, Speer vergeben konnten, um wie viel mehr müsste dann der einfache (deutsche) Leser Speer vergeben, der womöglich auf keine vergleichbare Leidenserfahrung verweisen kann? Damit bildet dieser Abschnitt nur das letzte Glied der gesamten im Epilog angelegten Argumentationskette, die Speer als wohlwollenden Büsser zeigt. Es dürfte nicht zuletzt diesen eindrücklichen Passagen geschuldet sein, dass der Erfolg von Speers *Erinnerungen* oft mit ihrer vermeintlich katharti-

Persuasion: Ethos, Pathos, Logos and the Yale Studies of Persuasive Communications«. In: *International Journal of Social Inquiry* 3/1 (2010). S. 189–201, hier: S. 194f.

609 Vgl. Beason 1991, S. 340; Demirdögen 2010, S. 191f.

610 Vgl. Aristot. rhet. 1381a.

611 Vgl. Cic. de orat. II 182.

612 Cic. off. II 9, 32. Übersetzung hier und im Folgenden nach Cicero, Marcus Tullius; Büchner, Karl: *Vom rechten Handeln. Lateinisch und deutsch*. Zürich: Artemis & Winkler 1964.

613 Ebd.

614 Vgl. Beason 1991, S. 334–337.

615 Vgl. Speer, S. 525.

schen Wirkung auf ein sich nach Absolution sehndes deutsches Publikum erklärt wurde.⁶¹⁶

Dabei wird die Haltung der Gefängniswärter, ihre »Beispiele menschlicher Güte«⁶¹⁷, als Ausgangspunkt genommen, um zu betonen, dass die Konversion auch mit dem Ende des Texts noch nicht abgeschlossen ist. Speer begibt sich erst hier auf einen Weg: »Nun endlich wollte ich verstehen. Auch dieses Buch will es.«⁶¹⁸ Speer selbst zeigt sich hierbei noch immer auf dem Weg zur Menschlichkeit, auch das Buch selbst wird abschließend als Bestandteil einer andauernden Suche und Konversion inszeniert, die eben auch mit dem Buch noch nicht abgeschlossen ist.

3.6.3 Konversion oder Kontinuität?

Versucht man sich an einem Fazit aus der obigen Analyse, fällt die Einordnung des Texts im Falle der *Erinnerungen* ungleich schwerer als bei Schirachs eindeutig als Konversionsautobiographie zu identifizierendem *Ich glaubte an Hitler*. Zwar wird in den *Erinnerungen* einerseits das Bild Hitlers unter Zuhilfenahme des allgegenwärtigen Mephisto-Motivs deutlich magisch-religiös kodiert. Auch findet sich eine klare Beschreibung einer inneren Entwicklung, die in der Abkehr von Hitler kulminiert. Andererseits sind aber substanzielle Zweifel angebracht, ob die genannten Merkmale ausreichen, um Speers *Erinnerungen* als Konversionsautobiographie klassifizieren zu können. Denn die Entwicklung des Protagonisten bleibt eine rein rationale; der emotionale Bruch mit Hitler wird nie vollzogen. Damit stellt sich zugleich die Frage, von welchem Glauben überhaupt eine Konversion stattgefunden haben sollte. Anders als Schirach, der sich als »überzeugter Antisemit«⁶¹⁹ und »gläubiger Anhänger Hitlers«⁶²⁰ darstellt, inszeniert Speer sich von Anfang an als unpolitischer Pragmatiker. Mit anderen Worten: Es lässt sich in den *Erinnerungen* überhaupt kein ausdifferenziertes Glaubenssystem finden, von dem Speer abfallen könnte – ganz abgesehen von der Frage, ob eine ›rationale‹ Konversion unter Aussparung der emotionalen Komponente überhaupt als solche gewertet werden kann. Dies wird

616 Joachim Fest etwa vermutet, das Publikum habe sich in der »Entlastungsfigur« (Fest 1999, S. 8) Speer »mit Vorliebe wiedererkannt« (ebd., S. 7). Auch van der Vat mutmaßt, dass der Erfolg der *Erinnerungen* mit ihrer Wirkung, die einer Katharsis gleichkomme (»almost chathartic for many readers«, van der Vat 1997, S. 335), erklärt werden könne. Diese These ist in jüngerer Zeit von Isabell Trommer ausführlich erörtert und bestätigt worden (vgl. Trommer 2016, S. 72f.).

617 Speer, S. 525.

618 Ebd.

619 Schirach, S. 164.

620 Ebd., S. 73.

auch dadurch gestützt, dass der Erzähler selbst bereits zu Beginn der *Erinnerungen* deutlich macht, dass er sich trotz aller rationalen Einsicht auf emotionaler Ebene wahrscheinlich noch immer für Hitler entscheiden würde, wäre er nochmals vor die Wahl gestellt:

Ich habe mich während der zwanzig Jahre, die ich im Spandauer Gefängnis zubrachte, oft gefragt, was ich getan hätte, wenn ich Hitlers wirkliches Gesicht und die wahre Natur der von ihm aufgerichteten Herrschaft erkannt hätte. Die Antwort war banal und deprimierend zugleich: Meine Stellung als Hitlers Architekt war mir bald unentbehrlich geworden. Noch nicht einmal dreißig, sah ich die erregendsten Aussichten vor mir, die ein Architekt sich erträumen kann.⁶²¹

Darüber hinaus sprechen noch weitere Aspekte gegen die Klassifizierung der *Erinnerungen* als Konversionsautobiographie. So ist die Chronologie, der der Text folgt, deutlich weniger festgelegt als etwa bei Schirach. Beispielsweise gibt Kapitel 8 (»Die neue Reichskanzlei«) einen Gesamtüberblick über die Geschichte des Bauwerks bis zu seiner Zerstörung im Jahre 1945⁶²², ohne dass dabei eine innere Entwicklung des Protagonisten zur Sprache käme. Kapitel 9 (»Ein Tag Reichskanzlei«) schildert exemplarisch regelmäßig wiederkehrende Abläufe und durchbricht damit ebenfalls in weit größerem Maße die chronologische Erzählfolge, als dies bei einer auf die Entwicklung des Protagonisten zentrierten Erzählung zu erwarten wäre.

Wie oben gezeigt, findet eine wirkliche Entwicklung des Protagonisten überhaupt nur im dritten Teil der *Erinnerungen* statt und kulminiert erst im Epilog in einer zaghaften Identifikation von erzählendem und erlebendem Ich. Martin Sabrows Überlegungen zur Konversionsautobiographie als Verteidigungsstrategie legen hingegen nahe, dass das Konversionsereignis so weit wie möglich in die Vergangenheit verlegt werden müsse, um eine entsprechende Verteidigungswirkung, die dem ansonsten unausweichlichen Opportunismusvorwurf entgegenwirken kann, entfalten zu können.⁶²³ Dies lässt sich in Schirachs *Ich glaubte an Hitler* gut nachvollziehen, wo mit der Konversionsszene auf dem Obersalzberg ein in der Chronologie deutlich vor dem Kriegsende liegender Moment der Umkehr inszeniert wird, der zudem über dispositiverische Besonderheiten im Text früher als bei Befolgung der chronologischen Reihenfolge geschildert wird. Speers Beharren auf einer emotionalen Bindung an Hitler bis zum Schluss sowie die erst kurz vor dem Ende der *Erinnerungen* erfolgende Schilderung einer Art Konversionsszene scheinen dieser Verteidigungsstrategie hingegen zu widersprechen.

Wie ist also die in den *Erinnerungen* gewählte atypische Beschreibung einer

621 Speer, S. 45.

622 Vgl. ebd., S. 130.

623 Vgl. Sabrow 2012, S. 9.

späten, nie ganz vollzogenen Konversion aus rhetorischer Sicht zu beurteilen? Hierzu sind einige Überlegungen grundsätzlicher Natur von Nöten.

Das Festhalten an einer Distanz von Erzähler und Figur ermöglicht ein regelrechtes Abtrennen des Erzählers von der Handlung, die er nun nicht länger als beteiligter Akteur, sondern als wertender Beobachter begleiten und sich damit ganz auf die Seite der Leserschaft stellen kann. Dadurch ist es ihm möglich, die Handlungen des erlebenden Ichs durchweg negativ zu beurteilen, ohne ab einem gewissen Zeitpunkt auf eine Identifikation festgelegt zu sein. Speer selbst hat hierzu in seinen *Spandauer Tagebüchern* in einem auf den 20. November 1949 datierten Eintrag nach der Lektüre von Oscar Wildes *Dorian Gray* notiert:

Über *Dorian Gray* durchzuckte mich aber der Gedanke: der Dandy erhielt sich seine Schönheit, indem das Portrait alle hässlichen Züge übernahm. Wie wäre es, wenn ich nun meinem autobiographischen Konterfei alle meine moralische Hässlichkeit zuordnete? Wäre das ein Weg, als Lebender davon freizukommen?⁶²⁴

Was Speers *Erinnerungen* also deutlich von den anderen hier untersuchten Texten abhebt, ist der beinahe vollständige Verzicht auf eine Selbstverteidigung, die stattdessen durch eine dauerhaft beibehaltene Selbstanklage des erlebenden durch das erzählende Ich ersetzt wird.⁶²⁵ Damit dieser Effekt überhaupt möglich wird, ist es aber notwendig, dass ein Unterschied zwischen erlebendem und erzählendem Ich nicht nur besteht, sondern auch bestehen bleibt. Bei einer Kontinuitätsautobiographie wäre dies nicht der Fall; hier ist die Distanz von Erzähler und Figur schlechterdings kaum spürbar.⁶²⁶ Eine reine Nicht-Identifikation würde demgegenüber die Grenze des Autobiographischen überschreiten, da nicht mehr die konstitutive Identität von Erzähler und Figur gewährleistet wäre. Die Anknüpfung an die Form der Konversionserzählung ermöglicht hingegen die einstweilige Trennung von Erzähler und Protagonist, in dem Versprechen, sie später zusammenzuführen. Speers *Erinnerungen* nutzen das Motiv der Konversion dabei aus, um eine solche Trennung zu legitimieren. Das Versprechen der angestrebten Identität wird jedoch im Textverlauf nicht eingelöst, da die Konversion nie zur Gänze vollzogen wird. Die Halbherzigkeit der Konversion ist kein Zufall; es handelt sich vielmehr um eine mehr *pro forma*

624 Speer, Albert: *Spandauer Tagebücher*. Berlin: Ullstein 2005, S. 218. Kursivierung im Original.

625 Dieses Textmerkmal hat Speer zudem in der englischsprachigen Ausgabe der *Erinnerungen*, *Inside the Third Reich. Memoirs* (New York: Touchstone 1997), noch weiter ausgebaut und die Frequenz der Selbstbezeichnungen hier stark erhöht (vgl. Sereny 1995, S. 780–782).

626 Damit soll allerdings nicht gesagt sein, dass in Kontinuitätsautobiographien die Funktionen von erlebendem und erzählendem Ich nicht auch deutlich getrennt auftreten können. In Dönitz' *Mein wechselvolles Leben* ist der Erzähler etwa anhand seiner häufigen Metakommentare durchaus als solcher sichtbar, es besteht aber niemals ein Zweifel daran, dass es sich bei ihm lediglich um eine gereifte Variante des erlebenden Ichs handelt.

durchgeführte, beinahe fingierte Konversion, die vor allem die Distanz zwischen erzählendem und erlebendem Ich erklären und aufrechterhalten soll. Das Motiv der scheiternden Konversion ist dabei die einzige Möglichkeit, eine dauerhafte Distanzierung des Erzählers vom erlebenden Ich zu ermöglichen, ohne die Grenzen des autobiographischen Paktangebots zu überschreiten.

Doch warum wird dieser enorme Aufwand hier überhaupt betrieben? Warum räumt Speer dem Vortäuschen einer Konversionserzählung in den *Erinnerungen* derart viel Raum ein? Gibt es Gründe, die aus rhetorischer Perspektive erklären könnten, warum gängige Gattungsmuster derart aufwändig umgangen und ausgehebelt werden, nur um sich selbst permanent anklagen und beschuldigen zu können?

Die Antworten auf diese Fragen werden sich nur finden lassen, wenn Speers Selbstinszenierungen vor dem Hintergrund der Selbstanklage in den *Erinnerungen* neu untersucht werden. Matthias Schmidt hat in seiner kritischen Analyse drei Fundamente des ›Mythos Speer‹ ausgemacht: Erstens, »den rein künstlerisch ambitionierten Architekten«⁶²⁷, zweitens »den Rüstungsminister, der voller »technizistischer Unmoral« agierte, nur der wirtschaftlichen und industriellen Effizienz verpflichtet, dabei völlig unpolitisch und vor allem frei von jeder braunen Ideologie«⁶²⁸, sowie drittens die Selbstinszenierung als »moralisch integrierer Zeitzeuge«⁶²⁹.⁶³⁰ Tatsächlich lässt sich nun darüber hinausgehend fragen, wie diese Rollen konkret ausgefüllt werden, wie sich erzählendes und erlebendes Ich hierbei verhalten und welche Bedeutung dabei die Anklage des erlebenden Ichs durch das erzählende Ich aus rhetorischer Perspektive hat.

3.7 Der Architekt

Würde man Passanten auf der Straße einer beliebigen deutschen Großstadt dazu befragen, wer Albert Speer gewesen sei, dürfte die Antwort in den meisten Fällen wohl »Hitlers Architekt« lauten. Speers Rolle als Architekt zählt sicher zu den wirkungsvollsten und dauerhaftesten seiner Selbstinszenierungen. Doch wo

627 Schmidt 2005, S. 11.

628 Ebd.

629 Ebd.

630 Anknüpfend an Schmidts Unterteilung hat Isabell Trommer eine weitere Ausdifferenzierung in die Aspekte »der Zeitzeuge, der Verführte, der Technokrat, der Leistungsträger, der Widerständler, der Bürger, der Unwissende und der Büßer« (Trommer 2016, S. 14) vorgeschlagen. Diese Unterteilung ist für die vorliegende Untersuchung jedoch nicht praktikabel, zumal mit dem »Architekten« eine zentrale Kategorie fehlt und die vorgeschlagenen Kategorien sich stark überschneiden (etwa Technokrat/Leistungsträger) oder auf gänzlich unterschiedlichen systematischen Ebenen liegen (Beruf, Konversionsmetaphorik, gesellschaftliche Rolle etc).

findet sich diese Selbstinszenierung in den *Erinnerungen* wieder, und wie ist sie konkret ausgestaltet?

Wie schon der vermeintlich ›verhinderte Dichter‹ Baldur von Schirach, der erst durch die »Not des Volkes« zur Politik gedrängt wurde, versucht auch Speer, sich in seiner Autobiographie vorrangig als Künstler zu präsentieren, indem permanent die Architektur als Speers eigentliche Berufung genannt wird. Auch ohne empirische Leserstudien lässt sich jedoch konstatieren, dass Speer in diesem Bestreben ungleich erfolgreicher war als Schirach. Letzterer dürfte wohl vor allem mit seinem Amt als ›Reichsjugendführer‹ ins kollektive Gedächtnis eingegangen sein. Zumindest stellen die beiden wichtigsten deutschsprachigen Biographien, Michael Wortmanns *Baldur von Schirach. Hitlers Jugendführer* (1982) sowie Jochen von Langs *Der Hitler-Junge* (1988), bereits im Titel den Bezug zu diesem Amt her, während Schirachs Dichtkunst nach dem Zusammenbruch des Dritten Reichs kaum weitere Beachtung gefunden hat.⁶³¹ Albert Speers architektonisches Schaffen und Planen ist hingegen in zahlreichen Monographien und Aufsätzen wissenschaftlich, ästhetisch und journalistisch kommentiert worden, so dass auch im Bewusstsein der Öffentlichkeit Speer vor allem als ›Hitlers Architekt‹ in Erinnerung geblieben sein dürfte.⁶³²

Angesichts der Wirkungsmacht dieser Rollenzuschreibung verwundert es kaum, dass Speers Selbstinszenierung als Architekt in seinem Werk einen großen Raum einnimmt. Dies zeigt sich im Text der *Erinnerungen* im doppelten Sinne: Zum einen nimmt Speers architektonische Tätigkeit den gesamten ersten Teil des Texts⁶³³ (insgesamt 13 Kapitel, was knapp 35 Prozent des Gesamttexts entspricht) in Anspruch, in dem, wenn auch mit je nach Kapitel unterschiedlichen thematischen Schwerpunkten, Speers Ausbildung zum Architekten und sein Schaffen für Hitler geschildert werden. Zum anderen aber sind auch die beiden folgenden Drittel der *Erinnerungen* durchweg von Passagen und Formulierungen durchzogen, die nahelegen, dass Speer selbst als Rüstungsminister

631 Dies ist allerdings insofern als teilweiser inszenatorischer ›Erfolg‹ zu werten, als Schirachs direkte Beteiligung an Judendeportationen in seiner Funktion als Wiener Reichsstatthalter ebenso hinter dem ›Reichsjugendführer‹ verschwindet wie der ›verhinderte Dichter‹.

632 Vgl. etwa Petsch, Joachim: *Baukunst und Stadtplanung im Dritten Reich. Herleitung, Bestandsaufnahme, Entwicklung, Nachfolge*. München: Hanser 1976; Larsson, Lars Olof: *Die Neugestaltung der Reichshauptstadt. Albert Speers Generalbebauungsplan für Berlin*. Stuttgart: Hatje 1978; Willems, Susanne: *Der entsiedelte Jude. Albert Speers Wohnungsmarktpolitik für den Berliner Hauptstadtbau*. Berlin: Edition Hentrich 2002; Larsson, Lars Olof; Larsson, Sabine; Lamprecht, Ingolf; Stephan, Hans: »Fröhliche Neugestaltung« oder die Gigantoplanie von Berlin 1937–1943. *Albert Speers Generalbebauungsplan im Spiegel satirischer Zeichnungen von Hans Stephan*. Kiel: Ludwig 2008; Arnold, Dietmar; Janick, Reiner: *Neue Reichskanzlei und »Führerbunker«. Legenden und Wirklichkeit*. Berlin: Links 2009.

633 Speer, S. 19–201 in der deutschen Erstausgabe.

und selbsternannter ›Gegenspieler‹ Hitlers seiner eigentlichen Berufung als Architekt treu geblieben sei.

3.7.1 »Ein Architekt nach seinen Vorstellungen«

Die prägende Rolle, die der Architektur für Speers gesamtes Leben zugeschrieben wird, zeigt sich bereits im ersten Kapitel der *Erinnerungen* in aller Deutlichkeit. So werden künstlerische Vorlieben und die eigene mathematische Begabung geschildert, aufgrund derer Speers Vater, selbst Architekt, seinem Sohn Albert zum Architekturstudium geraten habe. Auch das Studium wird beschrieben, währenddessen der junge Speer in Prof. Heinrich Tessenow seinen ersten Lehrmeister kennengelernt habe: »In ihm hatte ich meinen ersten Katalysator gefunden – bis er sieben Jahre später durch einen mächtigeren abgelöst wurde.«⁶³⁴ Die hiermit angedeutete Tätigkeit für Hitler steht für den Erzähler also in einer direkten Linie mit der Assistententätigkeit für den Architekturprofessor Tessenow und ist folglich mit den gleichen (nämlich architektonischen) Maßstäben zu messen. Gleichzeitig verweist die Verwendung des technisch-naturwissenschaftlichen Fachbegriffs ›Katalysator‹ bereits auf Speers spätere Selbstcharakterisierung als Technokrat. In der Chemie steht der Begriff ›Katalysator‹ für einen Stoff, der eine chemische Reaktion durch das Herabsetzen der Aktivierungsenergie beschleunigt oder überhaupt erst ermöglicht, ohne dabei selbst verbraucht zu werden. Im übertragenen Sinne behauptet Speer hier also, dass sein späteres Verhalten ohne die Einwirkung Tessenows und Hitlers so nicht möglich gewesen wäre – letztlich eine sehr subtile Art der Schuldübertragung (*remotio criminis*⁶³⁵).

Auch die Überschrift des sich anschließenden zweiten Kapitels macht unter Anspielung auf einen bekannten Topos deutlich, dass die Tätigkeit als Architekt für Speer sehr viel mehr als ein Broterwerb gewesen sei: »Beruf und Berufung«. Schon hiermit wird also die Grundlage dafür gelegt, das Motiv des Architekten schicksalhaft für das ganze Leben, nicht nur für die Zeit bis 1942, in Anschlag zu bringen.

Nach einem kurzen Abriss von Speers ersten architektonischen Tätigkeiten für NSDAP-Protagonisten wie Karl Hanke und Joseph Goebbels kommt es dann zu ersten Zusammentreffen mit Hitler. Der ›Führer‹ habe dabei rasch Gefallen an dem jungen Architekten gefunden und ihn als Protégé zu seinem Leibarchi-

634 Ebd., S. 27.

635 Zur Schuldübertragung als rhetorische Rechtfertigungsstrategie vgl. Quint inst. VII 4, 13; ausführlich: Hoppmann 2008, S. 104f.

tekten ›herangezogen‹. So habe er ihn Hitlers älterem Lieblingsarchitekten Paul Ludwig Troost als Schüler zugeführt:

Zweifellos verfolgte Hitler eine Absicht, wenn er mich regelmäßig zu seinen Baubesprechungen nach München mitnahm. Offenbar wollte er mich ebenfalls zum Schüler von Troost machen. Ich war zum Lernen gern bereit und habe tatsächlich auch viel von Troost gelernt. Die reiche, aber in der Beschränkung auf einfache Formelemente dennoch zurückhaltende Architektur meines zweiten Lehrers beeinflusste mich entscheidend.⁶³⁶

Der begierige Schüler Speer existiert dabei nur innerhalb der *Erinnerungen*; der Arbeit von Matthias Schmidt ist die Erkenntnis zu verdanken, dass die reale Person Albert Speer Troost nie persönlich getroffen hat.⁶³⁷ Die Erzählung in den *Erinnerungen* suggeriert demgegenüber Speers Unselbstständigkeit, indem seine Rolle als junger, noch beeinflussbarer Schüler betont wird, der seinen eigenen Stil erst noch habe entwickeln müssen und nur unter Anleitung Hitlers und Troosts, keineswegs aber eigenständig, zum NS-Stil gefunden habe. Das Motiv des von Hitler ›geformten‹ Architekten wird später ein zweites Mal aufgegriffen, als Speer »im Herbst 1933«⁶³⁸ einen Entwurf bei einem Wettbewerb für eine Reichsführerschule der NSDAP eingereicht habe. Da Speer den Entwurf »noch mit den zurückhaltenden Mitteln, die ich bei Tessenow gelernt hatte«⁶³⁹, gestaltet haben will, sei er auf wenig Gegenliebe bei Hitler gestoßen. Auf ein Lob durch Troost sei Hitler daher nicht weiter eingegangen:

Stillschweigend übergang er das Lob, das Troost ausgesprochen hatte; wahrscheinlich wurde ihm dabei klar, daß ich noch weit davon entfernt war, ein Architekt nach seinen Vorstellungen zu sein.⁶⁴⁰

Der spätere, viel kritisierte Stil Speers wird hier im Grunde als der Stil Hitlers ausgegeben, der Speer nur entgegen seiner eigentlichen Veranlagung ›anergehen‹ worden sei. Hierdurch wird eine Art Vorverteidigung (*praemunitio*⁶⁴¹) gegen den Vorwurf des schlechten Stils angelegt, der später im Text auch tat-

636 Speer, S. 55f.

637 Vgl. Schmidt 2005, S. 65. Auch hier ist erstaunlich, wie bereitwillig ansonsten durchaus kritisch arbeitende Autoren Speers Darstellung als getreue Abbildung der Realität akzeptiert haben. So gibt van der Vat Speers Version der Troost-Schülerschaft bereitwillig mit annähernd gleichem Wortlaut wie in den *Erinnerungen* wieder (vgl. van der Vat 1997, S. 58), und selbst Trommer folgt Speers Darstellung hier gänzlich unkritisch (vgl. Trommer 2016, S. 27).

638 Speer, S. 51.

639 Ebd.

640 Ebd., S. 52.

641 Unter einer *praemunitio*, die einen Sonderfall der rhetorischen Antizipation bildet, versteht die antike Rhetorik das aktive Vorwegnehmen möglicher, noch nicht erhobener Einwände der Gegenseite (vgl. Quint. inst. IX 2, 17; Ueding/Steinbrink 2005, S. 319).

sächlich (von Speer selbst!) erhoben wird. Auch wenn der Erzähler dann nicht offen versucht, diese Vorwürfe durch den Verweis auf seine Uneigenständigkeit zu entkräften, ist doch bereits in den ersten Kapiteln, in denen Speers Ausbildung zu Hitlers Leibarchitekt geschildert wird, ein Element der Schuldübertragung (*remotio criminis*) auf Hitler angelegt.

Der Fokus auf Speers Ausbildung und Arbeit als Architekt im ersten Drittel der *Erinnerungen* verdeckt dabei auch jede Auseinandersetzung mit anderen Rollen, die Speer in diesen Jahren noch gespielt haben mag. Vom NSDAP-Mitglied Speer erfahren die Leserinnen und Leser ebenso wenig wie vom Ehemann und Vater Speer – er ist nicht nur Architekt, er ist *nur* Architekt.

Angesichts dieser alles andere überstrahlenden Rolle des Architekten ist es nur konsequent, dass selbst nach Speers Ernennung zum Rüstungsminister immer wieder auf Speers »eigentliche« Berufung zum Architekten hingewiesen wird. Vor allem Hitler selbst wird regelmäßig als Zeuge dafür herangezogen, dass Speers Aufgabe im Wesentlichen architektonischer Natur gewesen sei. Als Speer im Amt des Rüstungsministers erkrankt, suggeriert der Erzähler etwa – damit über sein persönliches Wissen hinausgehend⁶⁴² – dass auch die von Hitler gezeigte Sorge um ihn ausschließlich dem Architekten, nicht etwa dem Rüstungsminister, gegolten habe:

Vielleicht dachte Hitler an unsere gemeinsamen Architekturträume, an deren Durchführung ich nun durch einen unheilbaren Herzdefekt gehindert sei, vielleicht dachte er an das frühe Ende seines ersten Architekten, Professor Troost⁶⁴³.

Diese vor allem architektonische Wertschätzung durch Hitler habe sich dann zum Kriegsende hin erneut gezeigt, als Hitler Speers Widerstand gegen seine Zerstörungsbefehle (»Verbrannte Erde«) hinterbracht worden sei. So habe dieser ihn explizit mit den Worten »»Wenn Sie nicht mein Architekt wären, würde ich die Konsequenzen vollziehen, die in einem solchen Fall notwendig sind.««⁶⁴⁴ verschont. Selbst nach Jahren der Tätigkeit als Rüstungsminister habe Hitler also in Speer noch immer vorrangig den Architekten gesehen. Als weiterer Beleg hierfür wird noch angeführt, dass er bis zuletzt mit Speer gemeinsam seinen Bauplänen nachgegangen habe:

Selbst noch in dieser letzten Zeit seines Lebens, im April 1945, saß ich mit Hitler gelegentlich wieder im Bunker über die Linzer Baupläne gebeugt, stumm die Träume von einst betrachtend.⁶⁴⁵

642 Zwar werden die Spekulationen über Hitlers genaue Gedanken mit der Einschränkung »vielleicht« auch als solche qualifiziert. Daran, dass Hitlers Sorge nur dem *Architekten* Speer gegolten habe, hegt der Erzähler hingegen keinerlei Zweifel.

643 Speer, S. 346.

644 Ebd., S. 457.

645 Ebd., S. 476.

Doch nicht nur Hitler, auch der zum Rüstungsminister gewordene Speer selbst gibt – wenn auch nicht durch Aussagen, so doch durch sein Verhalten – immer wieder zu erkennen, dass sein Herz nach wie vor für seine architektonische Tätigkeit schlägt. Auffallend ist hierbei, mit welcher Beharrlichkeit für die Haupthandlung an sich unerhebliche Details aufs Ausführlichste geschildert werden, insofern sie Speer als lediglich vorübergehend an der Berufsausübung gehinderten Architekten ausweisen.

So ist es dem Protagonisten unmittelbar nach seiner Ernennung zum Rüstungsminister ein Herzensanliegen, ein »Abschiedsessen« mit den Architekten seiner vorherigen Arbeitsstelle einzunehmen, bei dem er vollmundig verspricht, in spätestens zwei Jahren »zurückkehren zu können.«⁶⁴⁶ Auch im weiteren Fortgang des Texts findet sich (oft in Nebensätzen) der Hinweis, dass das Amt des Rüstungsministers nur provisorisch sei; Speer wolle wieder Architekt werden.⁶⁴⁷ Als Hitler schließlich überlegt, Himmler den ›Deutschen Orden‹ zu verleihen, fühlt Speer sich dadurch in keiner Weise herabgesetzt, siedelt er seine eigenen Leistungen doch nach wie vor in einer völlig anderen Sphäre an:

Ich erwiderte gut gelaunt, daß ich eher erwarten würde, nach dem Kriege für meine Leistungen als Architekt den nicht weniger wertvollen Orden für Kunst und Wissenschaft zu erhalten.⁶⁴⁸

Trotz seiner vorübergehenden Tätigkeit als Rüstungsminister habe Speer sich also noch immer vorrangig als (künstlerischer) Architekt gesehen, der auf diesem Gebiet zu größten, eines Ordens würdigen Leistungen berufen sei.

Speers Selbstverständnis wird dabei nicht nur durch derartige Äußerungen offen bekundet, sondern ist gelegentlich auch indirekt an seinem Verhalten und an seinen Gedankengängen ablesbar. Im eigentlich stark auf die Person Hitlers konzentrierten Kapitel 17 (»Oberbefehlshaber Hitler«) etwa ist der Protagonist Speer längst im Amt des Rüstungsministers angekommen. Während der Sommeroffensive 1942 besucht Speer von Amts wegen die Ukraine. An dieser Stelle folgt jedoch – ein Bruch im Erzählgefüge des Kapitels – eine ausführliche Schilderung der ukrainischen Architektur, die der Rüstungsminister bei dieser Gelegenheit begutachtet haben will. Neben der architektonischen Gestaltung Kiews wird auch die Entwicklung der Stadt unter Stalins Einfluss kenntnisreich kommentiert. Insbesondere ein Konferenzgebäude habe Speer durch seine konservativ-klassizistische Bauweise beeindruckt: »Ich spielte mit dem Gedanken, den Architekten ausfindig zu machen, um ihn in Deutschland zu beschäftigen.«⁶⁴⁹ Mitten im Krieg zeigt sich hier also erneut die eigentliche Beru-

646 Ebd., S. 222.

647 Vgl. etwa ebd., S. 213; 222; 227.

648 Ebd., S. 355.

649 Ebd., S. 251.

fung des Rüstungsministers wider Willen, der auch in diesem Amt noch seinen Plänen zur architektonischen Neugestaltung Deutschlands nachhängt.

Auch begegnen dem Rüstungsminister immer wieder die Spuren seines eigenen Schaffens. Bei seinem letzten Besuch bei Hitler nimmt Speer auch die »Reichskanzlei, die ich sieben Jahre vorher gebaut hatte«⁶⁵⁰, noch einmal in Augenschein, und begutachtet die Schäden »an meinem Bauwerk«⁶⁵¹. Der Abschied von Hitler ist zugleich der Abschied von seinem architektonischen Werk, für das die Reichskanzlei ihm nun als *pars pro toto* erscheint:

Vor Jahren hatte ich sie gebaut – voller Pläne, Aussichten und Träume für die Zukunft. Jetzt verließ ich die Trümmerstätte nicht nur meines Baues, sondern auch der wertvollsten Jahre meines Lebens.⁶⁵²

Als Speer schließlich von den Alliierten gefangengenommen wird, wird er zeitweise in einer Burg festgehalten, die er einst für Göring ausgebaut hatte.⁶⁵³ Sogar an den Garten der Burg kann der Protagonist sich detailliert erinnern, da er auch diesen fünf Jahre zuvor angelegt habe.⁶⁵⁴ Somit ist Speer auch als Gefangener mit den Spuren seiner architektonischen Tätigkeit konfrontiert.

Insgesamt lässt sich also konstatieren, dass sich das Motiv des Architekten durch den gesamten Text der *Erinnerungen* zieht und auch und gerade während der Stationen als Rüstungsminister und sogar als Gefangener präsent bleibt.

3.7.2 Künstler und Kunstfreund

Die Erkenntnis, dass Speer seine Rolle als Architekt in den *Erinnerungen* stark hervorhebt, ist nur wenig überraschend. So dürfte auch weniger Speers Selbstinszenierung als Architekt, als vielmehr die Art und Weise, in der die Rolle des Architekten inszeniert wird, von analytischem Interesse sein. Denn Architektur ist ein weites Feld, das zahlreiche, darunter auch mathematische, wirtschaftliche und zwischenmenschliche Aspekte wie Berechnungen, Bauleitung und Beratung umfasst. In Speers *Erinnerungen* jedoch ist der Architekt vor allem eins: ein unpolitischer Künstler. Das Herausstreichen des unpolitisch-künstlerischen Charakters von Speers Tätigkeit wird dabei mit beträchtlichem narrativem und argumentativem Aufwand bewerkstelligt. Anstatt bloß zu behaupten, immer unpolitisch gewesen zu sein, wird diese Information im Text erstmals *en passant* durch Hitler selbst in Form eines Befehls geliefert. So habe

650 Ebd., S. 481.

651 Ebd.

652 Ebd., S. 488.

653 Vgl. ebd., S. 506.

654 Vgl. ebd., S. 507.

Hitler 1941, als Speer sich nach einem Streit mit Bormann vornehmlich auf die Planung der Neugestaltung Berlins habe zurückziehen wollen, dies nicht nur nachdrücklich unterstützt, sondern Speer seine Beschränkung auf eine rein künstlerische Tätigkeit sogar befohlen:

»Notfalls können Sie in meinem Namen erklären, daß ich, der Führer, Ihre Einschaltung nicht wünsche, damit Sie nicht von Ihren eigentlichen künstlerischen Aufgaben zu sehr abgelenkt werden.«⁶⁵⁵

Neben die durch den Einsatz wörtlicher Rede simulierte Unmittelbarkeit tritt an dieser Stelle noch eine Endnote, die diesen Ausspruch Hitlers durch eine genaue Datierung untermauern und belegen will: »Aus der Niederschrift meiner Besprechung mit Hitler am 17. 1. 1941«⁶⁵⁶. Als gegen Ende des Texts mit Hitlers Tod der zentrale Zeuge für Speers eigentliche künstlerische Bestimmung weggefallen ist, äußert sich der Protagonist Speer dann auch selbst wieder offener. Obschon Speer im Kabinett Schwerin von Krosigk neben dem Amt des Rüstungsministers zunächst auch das Amt des Wirtschaftsministers übernommen hatte, wird in den *Erinnerungen* seine genaue Funktion im Vagen gelassen. Den offenbar ungebrochenen Willen, eine führende Rolle in der Politik zu spielen, relativiert der Erzähler der *Erinnerungen* deutlich und verweist im Gegenteil auf sein eigentliches Wesen als Künstler. So habe er sein Amt in der Regierung aufgeben wollen und dies auch deutlich bekundet: »Zudem sei es »ein genau so undankbares Unterfangen, einen Künstler mit der Schuldentilgung zu beauftragen, wie – in der Vergangenheit – einem Sekthändler das Reichsaußenministerium zu übertragen.«⁶⁵⁷ Die Inszenierung als unpolitischer Künstler wird hier noch kombiniert mit einer Spitze gegen Speers Konkurrenten Ribbentrop. Allerdings war Ribbentrop vor seiner politischen Tätigkeit tatsächlich im Sekthandel tätig, Speer jedoch als Architekt, nicht als ›Künstler‹, was der Leserschaft an diesem Punkt auch zur Genüge bekannt sein dürfte. Durch die synonyme Verwendung der Worte ›Architekt‹ und ›Künstler‹ wird also erneut suggeriert, dass diese Tätigkeit eine rein künstlerische ohne jeden politischen oder planerischen Aspekt gewesen sei.

Dieses Verständnis von Architektur wird kurz nach der obigen Episode erneut bekräftigt. Unmissverständlich macht Speer deutlich, in welcher Verwandtschaft er seine Tätigkeit einordnet: Als er nach Kriegsende in Frankreich als Gefangener am Restaurant ›Coq Hardi‹ in Bougival vorbeitransportiert wird, sinniert Speer darüber, wie er dort einst »schöne Abende mit Cortot, Vlaminck, Despiau und anderen französischen Künstlern verlebte hatte«⁶⁵⁸. Mit Alfred

655 Ebd., S. 191.

656 Ebd., S. 540.

657 Ebd., S. 500.

658 Ebd., S. 505.

Cortot, Maurice de Vlaminck und Charles Despiou sind hier je ein Musiker, Maler und Bildhauer vertreten. Speer sieht die Tätigkeit des Architekten also auf künstlerischer Augenhöhe mit diesen Disziplinen. Wie weit sein Schaffen als ›Generalbauinspektor‹ von der Realität dieser Künstler entfernt gewesen sein dürfte, ist eine Frage, die er hingegen ausklammert.

Untrennbar verbunden mit der Rolle des Architekten, die von Speer eben immer auch als vorrangig künstlerische interpretiert wird, ist denn auch Speers Selbstinszenierung als Freund der Kunst, vor allem der Musik und der Malerei. Zahlreiche weitere Textstellen legen hiervon ein beredtes Zeugnis ab. Dazu zählt etwa die schon weiter oben erwähnte, ausführlich mit Zitaten belegte Beschreibung des Musikgeschmacks, den der heranwachsende Speer gepflegt habe.⁶⁵⁹ Derartige Passagen finden sich ebenfalls bei der Beschreibung der Tätigkeit als Rüstungsminister und damit vermehrt in den Teilen der *Erinnerungen*, in denen Speers Selbstcharakterisierung als Künstler nicht mehr aufgrund seiner Tätigkeit als Architekt behauptet werden kann.

So wütet der Erzähler im Kapitel »Das Übermaß« über Görings verbrecherische Kunstraubzüge und behauptet gar, ein wertvolles Gemälde aus dem Louvre durch persönliche Intervention bei Hitler vor Göring geschützt zu haben,⁶⁶⁰ während er gleichzeitig – mitten im Krieg – historische Schlösser und Kirchen in Städten wie Essen, Mannheim und Nürnberg gegen die Zerstörungswut der dortigen Gauleiter verteidigt habe⁶⁶¹. Auch für Furtwängler und sein Berliner Symphonieorchester habe Speer sich eingesetzt und die von Goebbels geplante Einberufung der Musiker zum letzten Aufgebot zur Verteidigung Berlins verhindert, indem er ihre Papiere bei den zuständigen Wehrmeldeämtern durch einen befreundeten Offizier habe vernichten lassen.⁶⁶² Mit Aufträgen habe er das Orchester dann bis zum Kriegsende unterstützt und noch am 12. April 1945 ein Abschiedskonzert in Berlin spielen lassen. Die Lieder habe der Kunstkenner Speer dabei selbst zusammengestellt. Hierbei erweist er sich sogar in Vorlieben und Analyse der Musik als Architekt, indem er Bruckners 4. Symphonie »mit ihrem architektonisch aufgebauten Schlußsatz«⁶⁶³ als Ab-

659 Vgl. ebd., S. 25.

660 Vgl. ebd., S. 193. Diese Darstellung mutet angesichts der Tatsache umso zynischer an, als Speer selbst während der NS-Zeit zahlreiche wertvolle Gemälde, etwa von Böcklin oder Hackert, aus Notverkäufen von bedrängten Juden in seinen Besitz gebracht hatte und diese über Jahre hinweg versteckt hielt. Erst als er einige der Gemälde kurz vor seinem Tod anonym verkaufen lassen wollte, wurde seine über Jahre erfolgreich durchgehaltene Täuschung nach und nach aufgedeckt. Vgl. hierzu ausführlich Knopp, Guido; Weidenbach, Uli: »Speers Täuschung«. In: *Geheimnisse des ›Dritten Reichs‹*. Hrsg. von Guido Knopp. München: btb 2012. S. 325–389.

661 Vgl. Speer, S. 327f.

662 Vgl. ebd., S. 466.

663 Ebd., S. 467.

schluss auswählt. Auch die Rolle des Musikkenners ist also architektonisch kodiert, ebenso wie umgekehrt auch die Rolle des Architekten als Musikkenner charakterisiert wird.

Während hier lediglich architektonisches Vokabular zur Beschreibung von Musik verwendet wird, geht Speer in einer markanten Passage noch darüber hinaus, indem sich seine künstlerische Veranlagung subtil an der Art und Weise der Schilderung erweist, die so nur mit dem Blick eines Künstlers erfolgen kann. So habe Speer selbst dem Bombenkrieg eine ästhetische Seite abgewinnen können, wobei er sich als unbeteiligter Zuschauer inszeniert:

Die Angriffe auf Berlin boten vom Flakturm ein unvergeßliches Bild, und es bedurfte des ständigen Zurückrufens in die grausame Wirklichkeit, um sich nicht von diesem Bild faszinieren zu lassen: die Illumination der Leuchtfallschirme, von den Berlinern »Weihnachtsbäume« genannt, gefolgt von Explosionsblitzen, die sich in Brandwolken verfangen, unzählige suchende Scheinwerfer, das aufregende Spiel, wenn ein Flugzeug erfaßt war und sich dem Lichtkegel zu entwinden suchte, eine sekundenlange Brandfackel, wenn es getroffen wurde: die Apokalypse bot ein grandioses Schauspiel.⁶⁶⁴

Dass auch Speer als Rüstungsminister Bomben produzieren ließ, die an anderen Orten ein ebenso apokalyptisches Spektakel veranstalteten, bleibt ebenso unerwähnt wie eine emotional-mitfühlende Reaktion mit den Opfern des Bombenkriegs. Selbst hier zeigt sich Speer nur als unpolitischer Architekt und damit auch als Künstler mit Blick für große, im wahrsten Sinne des Wortes »bom-bastische« Inszenierungen.

Zusammengefasst handelt es sich bei dem in den *Erinnerungen* gezeigten Bild des Architekten also um eine Stilisierung im doppelten Sinne: Einerseits um eine Selbststilisierung Speers als Architekt (auch und gerade während der eigentlich »unarchitektonischen« Tätigkeit als Rüstungsminister), andererseits aber auch um eine Stilisierung des Architekturbegriffs selbst, der unter Ausblendung technisch-organisatorischer, kommunikativer und politischer Aspekte ausschließlich als künstlerische Tätigkeit inszeniert wird.

3.7.3 Selbstanklage: Schuld durch schlechten Stil

Warum aber ist Speers Selbstinszenierung als Architekt überhaupt von einer solchen rhetorisch-apologetischen Bedeutung? Wie wird in den *Erinnerungen* erreicht, dass diese Rolle eine derart dominante Verteidigungsfunktion entfalten kann?

664 Ebd., S. 301.

Um die Antwort auf diese Fragen zu finden, ist es nötig, zwei oben aufgezeigte Konzepte analytisch zu kombinieren: zum einen die Art und Weise, wie Speer Architektur verstanden wissen möchte, und zum anderen die durch die permanent scheinende Konversion ermöglichte Anklage des erlebenden Ichs durch das erzählende Ich. Zwar ließ sich bereits zeigen, dass die Rolle des Architekten vor allem dadurch apologetische Bedeutung erhält, dass sie von Speer immer wieder als unpolitisch-künstlerische gedeutet wird. Doch ist es weniger Speers direktes Anspielen auf sein Verhalten als Künstler, als vielmehr die Art und Weise, wie das erzählende Ich mit diesen Handlungen des erlebenden Ichs umgeht, die der Leserschaft dieses ganz bestimmte Bild des Architekten nahelegt.

So vollzieht sich die Inszenierung des Architekten als Künstler mehr noch als durch andere Darstellungsmöglichkeiten im Modus der Selbstanklage. Der Erzähler spart also durchaus nicht an Kritik, wenn es um die architektonische Tätigkeit des Protagonisten geht – ganz im Gegenteil. Bemerkenswert ist dabei jedoch, mit welcher Konsequenz die harsche Anklage des Protagonisten ausschließlich auf ästhetisch-stilistischer Ebene geführt wird. Der Architekt wird somit weniger dadurch zum Künstler stilisiert, dass er als solcher beschrieben, sondern vor allem dadurch, dass er als solcher angeklagt wird. Je heftiger der Erzähler dem Protagonisten jedoch vorwirft, er habe ästhetisch anspruchlose und allein durch ihre Größe protzende Gebäude entworfen, umso mehr gerät dabei aus dem Blick, dass der ›Generalbauinspektor für die Reichshauptstadt‹ zur Verwirklichung dieser gescholtenen Pläne den ihm unbequemen Berliner Oberbürgermeister Julius Lippert aus dem Amt entfernen⁶⁶⁵ und zugleich tausende von Juden aus ihren Berliner Wohnungen ›zwangsevakuieren‹ ließ⁶⁶⁶, womit er sich bereits als angeblich unpolitischer Architekt tief ins Getriebe der nationalsozialistischen Politik begab.

Die Nichtbeachtung der politischen Tätigkeit wird also durch eine umso lautere Anklage der Künstlerpersönlichkeit Speers überdeckt. Die Geschmacksurteile werden dabei klar als spätere Erkenntnis des Erzählers gekennzeichnet, der die architektonischen Pläne des erlebenden Ichs aufs Heftigste kritisiert. So empfindet der Erzähler die Entwürfe für den Umbau Berlins als starr und leblos: »Wenn ich Modellfotos und Pläne heute durchsehe, kommen mir auch diese Teile der Straße reglos und reglementiert vor.«⁶⁶⁷ Dies gelte selbst für die weniger strengen Teile der Konzeption wie die Geschäftsbauten:

665 Vgl. Schmidt 2005, S. 71–73.

666 Vgl. van der Vat 1997, S. 98f.; Schmidt 2005, S. 20; Brechtken 2012, S. 67.

667 Speer, S. 149.

Selbst bei den Fotos der Geschäftsbauten erschrecke ich jedes Mal aufs neue über die monumentale Starre, die alle unsere Bemühungen, großstädtisches Leben in diese Straße zu bringen, zerstört hätte.⁶⁶⁸

So lässt der Erzähler insgesamt kein gutes Haar an dieser »lärmenden neureichen Repräsentationsarchitektur«⁶⁶⁹. Diese Selbstanklage ist indes undenkbar ohne die weiter oben thematisierte simulierte Konversion, die die starke Trennung von erlebendem und erzählendem Ich überhaupt erst ermöglicht. Getreu der Logik der Konversionserzählung werden die Verfehlungen des erlebenden Ichs auch als Entfernung von einer eigentlichen Bestimmung gedeutet:

[M]eine Entwürfe dieser Zeit hatten immer weniger mit dem zu tun, was ich als »meinen Stil« ansah. Diese Abwendung von meinen Anfängen zeigte sich nicht nur in der repräsentativen Übergröße meiner Bauten. Sie hatten auch nichts mehr vom ursprünglich angestrebten dorischen Charakter, sie waren zur reinen »Verfallskunst« geworden. Der Reichtum, die unerschöpflich mir zur Verfügung stehenden Mittel, aber auch die Parteiideologie Hitlers hatten mich auf den Weg zu einem Stil gebracht, der eher auf die Prunkpaläste orientalischer Despoten zurückgriff.⁶⁷⁰

Dem erlebenden Ich wird also ein Abfall vom »richtigen« Stil zur Last gelegt. Auffällig ist dabei, dass Architektur hier durchaus auch politisch gedeutet wird – jedoch ausschließlich in Bezug auf Hitler selbst, dessen Absichten sich bereits in den architektonischen Entwürfen widerspiegelt hätten. Die Anklage gegen das erlebende Ich beschränkt sich hingegen auf den Vorwurf, falschen stilistischen Idealen gefolgt zu sein, ohne die politischen Implikationen erkannt zu haben:

Ich hätte, bei konsequenter Betrachtung, weiter argumentieren müssen, daß nach dem Beispiel des Spätempire auch in diesen von mir für Hitler entworfenen Bauplänen das Ende des Regimes sich ankündigte; daß also Hitlers Sturz gewissermaßen in diesen Entwürfen vorausempfunden werde. Aber damals sah ich das nicht.⁶⁷¹

Indem dem erlebenden Ich vorgeworfen wird, die politischen Implikationen der Bauwerke nicht erkannt zu haben, wird Speer hier indirekt auch erneut als unpolitisch inszeniert. Die Selbstanklage des schlechten Stils und des Nicht-Sehen-Wollens der politischen Bedeutung ist also eine raffinierte Art der Charakterisierung, die den Architekten Speer als verblendeten Künstler ohne jedes politische Gespür zeigt. Dabei sei im Rückblick offensichtlich, dass der überladene Stil der Bauten durchaus politisch zu lesen gewesen sei:

Die letzten Bauten, die wir 1939 entwarfen, waren in der Tat reines Neoempire, vergleichbar mit dem Stil der hundertfünfundzwanzig Jahre zuvor, kurz vor dem Sturz

668 Ebd.

669 Ebd., S. 151.

670 Ebd., S. 174.

671 Ebd., S. 175.

Napoleons, Überladenheit, Vergoldungssucht, Prunkliebe und Verfall demonstriert hatte. In diesen Bauten kamen nicht nur durch ihren Stil, sondern auch durch ihre Übergröße Hitlers Absichten unverhüllt ans Licht.⁶⁷²

Erst der Erzähler kann den wahren Charakter dieser Bauten entlarven; selbst mit dem recht unbelasteten Gefangenen in Spandau findet keine endgültige Bekundung der Identität statt. Während die Figur des Gefangenen in Kapitel 11 den architektonischen Entwurf zu Hitlers zukünftigem Palast in positiver Erinnerung hat, weiß das spätere Ich es nach seiner Haftentlassung besser:

In meiner Erinnerung hatte während meiner Haftzeit dieser Entwurf mit seinen roten Mosaiken, seinen Säulen, seinen bronzenen Löwen und seinen vergoldeten Profilen einen heiteren, fast liebenswürdigen Charakter angenommen. Als ich jedoch mit dem Abstand von über einundzwanzig Jahren die farbigen Fotos des Modells wiedersah, fühlte ich mich unwillkürlich an die Satrapenarchitektur eines Films von Cecil B. de Mille erinnert. Neben dem Phantastischen wurde mir auch das Grausame dieser Architektur bewußt, präziser Ausdruck einer Tyrannis.⁶⁷³

Nicht nur der Stil der Bauten aber war tyrannisch; die Pläne zur Durchsetzung dieser Bauweise und die durchaus auch politische Tätigkeit als ›Generalbauinspektor‹ waren es ebenso. Die Anklage funktioniert hier auf umso perfidere Weise, als Speer keineswegs auf eine vollständige Entlastung seiner geplanten Bauweise aus ist. Durch die Verlagerung des Streitpunkts wird der architektonische Stil gewissermaßen zum Bauernopfer, das vorgeschoben wird, um den eigenen Rückzug auf anderen Gebieten zu decken.

Doch ist die Anklage durch den Erzähler keineswegs durchgängig so unerbittlich, wie es zunächst den Anschein haben mag. Dies wird deutlich, wenn man sich die Kritik des Erzählers am Stil der Nürnberger Planungen und Bauten vor Augen führt. So habe das erlebende Ich hier zu Unrecht den Begriff ›neoklassisch‹ verwendet und dabei vergessen, dass sein Stil keineswegs so originell gewesen sei, wie er gedacht habe. Sogar von einer ›Selbsttäuschung‹ ist die Rede:

Ich nannte sie nicht neoklassizistisch, sondern neoklassisch, da ich glaubte, sie vom dorischen Stil abgeleitet zu haben. Ich täuschte mich selbst, indem ich mich vergessen ließ, daß diese Bauten eine monumentale Kulisse abzugeben hatten, wie sie zuvor während der französischen Revolution auf dem Pariser Marsfeld bereits, wenn auch mit bescheideneren Mitteln, versucht worden war.⁶⁷⁴

Die Kritik des Erzählers am erlebenden Ich bezieht sich auch hier nicht auf politische Aspekte wie die Propagandawirkung der Bauten, sondern allein auf eine vermeintlich fehlerhafte stilistische Einordnung. Gleichzeitig wird hier in

672 Ebd.

673 Ebd., S. 174.

674 Ebd., S. 75f.

der Anklage jedoch eine unterschwellige Rechtfertigung spürbar, ist der Vergleich der NS-Architektur mit der der französischen Revolution doch ein im Kern recht schmeichelhafter. Denn auch wenn die Gleichsetzung vordergründig nur auf stilistischer Ebene erfolgt, ist damit doch die politische Implikation verbunden, dass Speers Architektur eine gesteigerte Variante der aus einer Erhebung für die bürgerlichen Freiheitsrechte hervorgegangenen Baukunst gewesen sei.

Wie sich hier bereits andeutet, ist der anklagende Erzähler also keineswegs frei von (versteckter) Sympathie mit dem erlebenden Ich und verweist gelegentlich sogar auf bereits zu Beginn der *Erinnerungen* etablierte Entlastungsmöglichkeiten. Denn die ersten Kapitel zeichnen deutlich das Bild eines uneigenständigen, von Hitler nach dessen Idealen herangezogenen Architekten. Dieses Motiv wird nun auch bei der stilistischen Kritik aufgegriffen, um die Verfehlungen der NS-Architektur in einer Übertragung der Schuld Hitler anzulasten. So sei dem erlebenden Ich schon 1941 bei einer Besichtigung des ›Real Sitio de San Lorenzo de El Escorial‹ in Spanien der Gedanke gekommen, dass die Bauweise von Hitlers Führerpalast keineswegs Speers innerstem Wesen entspreche:

Philipp II. hatte seinen Palastkern mit einem Kloster umgeben. Welch ein Unterschied zu Hitlers Bauideen: Hier außerordentliche Knappheit und Klarheit, herrliche Innenräume von unübertrefflich gebändigter Form, dort Prunk und überdimensionierte Repräsentation. In diesen Stunden einsamer Betrachtung dämmerte mir erstmals, daß ich mich mit meinen Architektur-Idealen auf einen Irrweg begeben hatte.⁶⁷⁵

Doch auch die Anklage gegen Hitler ist eine Nebelkerze; unabhängig davon, wen die Schuld am Stil des Führerpalastes nun trifft, ist es doch eine Schuld, die ausschließlich auf stilistischer und keineswegs auf juristischer oder gar moralischer Ebene zu verorten ist. Auf ähnliche Art und Weise werden auch die Entwürfe für das Nürnberger Parteitagsgelände zwar sanft kritisiert, jedoch im Gegensatz zu späteren Auftragsarbeiten für Hitler nicht rundheraus verdammt:

Die Kategorien klassisch und einfach vertrugen sich kaum mit den gigantischen Maßstäben, die ich in Nürnberg zugrunde legte. Trotzdem gefallen mir auch heute noch meine Nürnberger Entwürfe am besten, im Gegensatz zu vielen anderen, die ich später für Hitler anfertigte und die bedeutend prahlerischer ausfielen.⁶⁷⁶

Eine ähnlich verständnisvolle, zwischen Selbstkritik und Rechtfertigung oszillierende Haltung findet sich auch bei der Diskussion über den Stil der neuen Reichskanzlei. Diese sei zwar überproportioniert, aber keineswegs maßstablos gewesen: »Zweifelloso eine Schwelgerei in Repräsentations-Architektur und si-

675 Ebd., S. 199.

676 Ebd., S. 76.

cherlich eine »Effekt-Kunst« – aber das gab es auch im Barock, hatte es immer gegeben.«⁶⁷⁷

Diese doppelbödige Argumentation kann als besonders effektiv angesehen werden, da sie für Speers Selbstinszenierung in jedem Fall eine günstige Lage herbeiführt: Lehnen die Leserinnen und Leser Speers rechtfertigende Ausführungen ab, ist wenig verloren: sie selbst werden zu dem Ankläger, dessen Rolle oft genug auch der Erzähler selbst einnimmt, und lassen sich mit Speer auf einen Streit über die ästhetischen Qualitäten seines Werks ein – ein Streit, der gegenüber seiner politisch-moralischen Schuld eigentlich zweitrangig sein sollte. Stimmen sie der Relativierung der stilistischen Kritik hingegen zu, so ist es sogar gelungen, auf ästhetischer Ebene eine Wertschätzung der Leistung Speers herbeizuführen. Dass sich über Geschmack bekanntlich streiten lässt und auch Speers an einigen Stellen alles andere als vollständige Verdammung der NS-Bauplanung ihren Teil dazu beitragen mag, dass bei den ein oder anderen Leserinnen und Lesern der *Erinnerungen* keineswegs eine radikale Ablehnung von Speers architektonisch-ästhetischen Leistungen zurückbleibt, ist also eine billigend in Kauf genommene Folge der Verlagerung der Schuld ins Stilistische.

Analog zu der rein stilistischen Anklage widmet der Erzähler auch den Kosten seiner geplanten Bauwerke einige Aufmerksamkeit. Die Abgrenzung vom erlebenden Ich nimmt dabei zunächst derart deutlich Gestalt an, dass der Erzähler gewissermaßen als Ankläger eines sich verteidigenden Protagonisten auftritt. So rechtfertigt die Figur in Kapitel 10 die immensen Baukosten für die geplante Neugestaltung Berlins, während der Erzähler an der Demontage dieser Rechtfertigung arbeitet:

Zu meiner eigenen Beruhigung und Rechtfertigung stellte ich damals einen weiteren, allerdings recht zweifelhaften Vergleich an, indem ich den Prozentsatz ausrechnete, den der als sparsam bekannte preußische König Friedrich Wilhelm I., der Vater Friedrichs des Großen, mit seinen Berliner Bauten vom gesamten Steueraufkommen des damaligen preußische Staates beanspruchte. Es war ein vielfaches unserer Ausgaben, die nur etwa drei Prozent von 15 700 000 000 Mark Steueraufkommen betragen. Der Vergleich war allerdings fragwürdig, da das Steueraufkommen jener Zeit mit dem Anteil der Steuerleistungen in der Gegenwart nicht zu vergleichen ist.⁶⁷⁸

Die radikale Trennung zwischen erlebendem und erzählendem Ich ermöglicht hier den Effekt, der Leserschaft eine doppelte Identifikationsmöglichkeit anzubieten. Die Figur kann hierbei in bester Advokatenmanier Verteidigungsargumente vorbringen, indem sie die Kosten der Bauwerke mit einem Vergleich mit den Prunkgebäuden, die der »als sparsam bekannte preußische König Friedrich Wilhelm I.« errichten ließ, herabzuspielen versucht. Etwaigen Ent-

677 Ebd., S. 117.

678 Ebd., S. 155.

gegnungen aber nimmt der Erzähler den Wind aus den Segeln, indem er sich ostentativ auf die Seite der Kritiker stellt und diese Berechnungen als Augenschere verwirft. Der Leserschaft wird dabei die Freiheit suggeriert, sich als Richter für die eine oder andere Seite entscheiden zu können. Dass es sich in beiden Fällen jedoch immer auch um eine Entscheidung für Speer handelt, wird durch die radikale Nicht-Identifikation in den Hintergrund gedrängt.

Ergänzend dazu gibt es aber durchaus auch einzelne Passagen, in denen der Erzähler offen Rechtfertigungsversuche seiner architektonischen Tätigkeit unternimmt und ihre hohen Kosten ohne jede Relativierung verteidigt. So seien die eingeplanten Finanzmittel für den Ausbau Nürnbergs keineswegs unverhältnismäßig gewesen:

Die gesamte Anlage sah Bauten mit Gesamtkosten von etwa 700 bis 800 Millionen Mark, heute etwa drei Millionen DM vor: ein Betrag, wie er von mir acht Jahre später in vier Tagen für Rüstungsgüter ausgegeben wurde. Das Gelände nahm mit den Lagern für die Teilnehmer eine Fläche von rund 16,5 Quadratkilometern ein. Unter Wilhelm II. sollte übrigens bereits eine Feststätte für deutsche Nationalfeste mit einer Größe von 2000 auf 600 Meter errichtet werden.⁶⁷⁹

Der Erzähler tritt an dieser Stelle nicht als Identifikationsfigur und Kritiker auf, sondern versucht sich offen an einer Rechtfertigung des Protagonisten. Doch auch hier gilt, dass die Argumentation im günstigsten Fall von Leserinnen und Lesern akzeptiert, im schlimmsten Fall aber zu einer Kritik an der Kostenkalkulation des Protagonisten führt. Neben die Selbstanklage tritt hier die Anklage durch Leserinnen und Leser als einkalkulierter Bestandteil der Textstrategie, der durchaus zugelassen und auch vorhergesehen ist. Speer als ein Architekt, der teure und stilistisch zweifelhafte Bauten entworfen hat: Ein Urteil, mit dem sich durchaus leben lässt und mit dem die reale Person Albert Speer tatsächlich auch gut leben konnte. Auch der Fall des Widerspruchs durch Leserinnen und Leser verkommt so zur Spiegelfechtere, bei der die Debatte um ästhetische und finanzielle Aspekte eine Auseinandersetzung mit Speers politischer und moralischer Schuld verdeckt.

3.7.4 Genie und Wahnsinn

Ein Beleg dafür, dass der Erzähler einer positiven Deutung seiner Leistungen keineswegs so abgeneigt ist, wie es die Schärfe seiner Selbstanklage zunächst vermuten ließe, mag auch darin liegen, dass Speer sich trotz aller Selbstkritik keineswegs als beliebiger Architekt, sondern durchaus als historische Größe,

⁶⁷⁹ Ebd., S. 80.

mithin gar als Genie, inszeniert. Auch wenn dies nie direkt ausgesprochen wird, rufen Speers *Erinnerungen* regelmäßig das in Künstlerautobiographien recht verbreitete Motiv der Genialität auf.

Der Makel des Eigenlobs wird dabei dadurch umgangen, dass meist auf Hitler oder andere NS-Protagonisten als ›Zeugen‹ zurückgegriffen wird. So lobt Hitler Speer nach Fertigstellung der neuen Reichskanzlei in den höchsten Tönen und charakterisiert ihn als Genie seiner Zunft:

Der Bau beeindruckte ihn [Hitler] sehr. Er zeigte sich voll des Lobes über den genialen Architekten, und äußerte das, ganz gegen seine Gewohnheit, auch mir gegenüber. Daß ich es aber fertiggebracht hatte, zwei Tage früher die Aufgabe zu beenden, trug mir den Ruf eines großen Organisors ein.⁶⁸⁰

Die Formulierung »den genialen Architekten«, die anstelle eines »mich« Verwendung findet, lässt sich hierbei einerseits als Bescheidenheitstopos durch Nichtnennen, andererseits aber auch als Antonomasie⁶⁸¹ lesen, wodurch die Gleichsetzung »Speer = genialer Architekt« impliziert wird. Der Nachsatz verweist dabei bereits auf das Komplementärbild zum Architekten, das des genialen Organisors und Technokraten.⁶⁸² Neben Hitler wird auch Göring als Zeuge für Speers Genialität angeführt, der Speer vollmundig als größten deutschen Architekten preist:

Mitte des Jahres 1941 besichtigte Göring unsere Modellstadt am Pariser Platz. In einem gönnerhaften Augenblick machte er zu mir eine ungewöhnliche Bemerkung: »Ich habe dem Führer gegenüber geäußert«, so sagte er, »daß ich Sie nach ihm für den größten Mann halte, den Deutschland besitzt.« Jedoch glaubte er, der zweite Mann der Hierarchie, dieses Wort zugleich einschränken zu müssen: »Sie sind in meinen Augen der überhaupt größte Architekt. Ich möchte sagen, so hoch ich den Führer in seinen politischen und militärischen Fähigkeiten achte, so achte ich Sie in Ihrem architektonischen Schaffen.«⁶⁸³

Neben dem Lob wird durch die deutliche Abgrenzung Görings, die hier Speers Tätigkeit als Architekt von den Sphären der Politik und des Militärs trennt, erneut der rein künstlerische Anspruch von Speers Arbeit betont. Die Tatsache,

680 Ebd., S. 127.

681 Die Antonomasie ist ein Tropus, bei dem der Eigenname durch eine charakteristische Umschreibung (etwa »Weimarer Dichturfürst« für »Goethe«) ersetzt wird (vgl. Quint. inst. VIII 6, 29; Ueding/Steinbrink 2005, S. 291).

682 Die angebliche Fertigstellung der Reichskanzlei in Rekordzeit zählt zu Speers wirkungsvollsten Narrativen, das sogar ansonsten äußerst Speer-kritische Historiker wie Matthias Schmidt unkritisch wiedergeben (vgl. Schmidt 2005, S. 93). Demgegenüber steht die quellengestützte Argumentation von Angela Schönberger, die entgegenhält, dass die Bauplanung schon weitaus früher als von Speer angegeben begonnen hätte (vgl. Schönberger 1981, S. 39; Brechtken 2012, S. 56).

683 Speer, S. 201.

dass ein derart übertriebenes Lob von dem im Text meist als Antagonisten inszenierten Göring geäußert wird, hat dabei einen doppelten Effekt: Durch die Auslagerung des Lobens auf eine andere Person wird ermöglicht, ein überschwängliches Lob einerseits einzusetzen, ohne dieses aus Bescheidenheit relativieren zu müssen. Andererseits wird die Übertreibung, sollte sie von Leserinnen und Lesern als solche empfunden werden, allein zu Lasten des ohnehin als prunk- und protzsüchtig beschriebenen Göring ausgelegt. Speer hingegen bliebe auch dann, wenn Görings Lob von Seiten der Leserschaft aus abgeschwächt werden sollte, ein durchaus fähiger und vor allem bescheidener Architekt. Indes sieht der Erzähler keine Notwendigkeit, dieses Lob zu relativieren, sondern gibt Göring sogar indirekt Recht:

Nach neun Jahren als Architekt Hitlers hatte ich mich zu einer bewunderten und unangefochtenen Stellung heraufgearbeitet. Die nächsten drei Jahre sollten mir gänzlich andere Aufgaben stellen, die mich in der Tat zeitweise zum wichtigsten Mann nach Hitler machten.«⁶⁸⁴

Dieses Zitat bildet den Abschluss des ersten Teils der *Erinnerungen* und ermöglicht dadurch, dass der Topos der Genialität nahtlos auch für die sich anschließende Tätigkeit des Rüstungsministers in Anspruch genommen werden kann. Doch sind es nicht nur Charakterisierungen durch Dritte, die Speer als Genie darstellen. Darüber hinaus findet der Verweis auf Speers Genialität im Text auch über den Umweg eines äußerst subtilen Kunstgriffs statt: Anstatt den Begriff des Genies direkt zu nennen, wird die eigene Arbeit durch den Erzähler Speer im Text wieder und wieder in die Nähe eines semantisch eng verwandten Begriffs, den des Wahnsinns, gerückt.⁶⁸⁵

Angedeutet ist dies bereits durch den Titel des 5. Kapitels, »Gebaute Megalomanie«⁶⁸⁶, der einen den architektonischen Plänen zugrunde liegenden Größenwahn konstatiert. Diese Andeutung wird im Kapitel selbst dann durch das Urteil von Speers Vater aufgegriffen: »Auch mein Vater sah sich die Arbeit seines berühmt gewordenen Sohnes an. Er hob vor den Modellen nur die Achseln: »Ihr seid komplett verrückt geworden!««⁶⁸⁷ Die Äußerung des Vaters wird bereits im nächsten Absatz erneut zur Einleitung einer Selbstreflexion verwendet (hier jedoch mit Punkt statt mit einem Ausrufezeichen abgeschlossen). Der Erzähler, der ganz in einem »heute« Photographien durchblättert und damit den Schreib-

684 Ebd.

685 Zum Zusammenhang von Genie und Wahnsinn vgl. etwa Bullerjahn, Claudia: »Der Mythos um das kreative Genie: Einfall und schöpferischer Drang«. In: *Musikermmythen. Alltags-theorien, Legenden und Medieninszenierungen*. Hrsg. von Claudia Bullerjahn; Wolfgang Löffler. Hildesheim/New York: Olms 2004. S. 125–161; Radestock, Paul: *Genie und Wahnsinn. Eine Psychologische Untersuchung*. Breslau: Eduard Trewendt 1884.

686 Speer, S. 63.

687 Ebd., S. 148.

und Erzählprozess ausblendet, unterstreicht die Aussage des Vaters noch einmal:

»Ihr seid komplett verrückt geworden.« Wenn ich heute in den zahlreichen Modellphotos unserer ehemaligen Prachtstraße blättere, sehe ich: es wäre nicht nur verrückt, es wäre auch langweilig geworden.⁶⁸⁸

Anknüpfend an das oben bereits skizzierte Motiv der Selbstanklage stimmt der Erzähler hier der Aussage des Vaters zu und geht sogar noch darüber hinaus, indem er sie um das Attribut »langweilig« ergänzt. Die Charakterisierungen »komplett verrückt« und »langweilig« stehen indes in einem gewissen Gegensatz zueinander – Verrücktheit kennzeichnet üblicherweise etwas, das außerhalb der Norm liegt, wohingegen Langweile gerade durch übermäßig Normgemäßes ausgelöst werden kann (auch wenn dies historisch-kulturell stark variiert) – wodurch die Anklage wiederum relativiert wird. Auch hier bezieht die Selbstanklage sich ausschließlich auf den Bereich der ästhetischen Bewertung der Bauten und blendet sämtliche anderen Aspekte aus. Es folgen weitere Eingeändnisse wie »wir bauten maßstabslos«⁶⁸⁹ und

Entwürfe solcher Größenordnung deuten natürlich auf einen Ausbruch permanenter Megalomanie, und dennoch wäre es ungerecht, die ganze Planung dieser Nord-Süd-Achse leichthin abzutun.⁶⁹⁰

Mit der Mahnung, die Baupläne nicht »ungerecht« abzuurteilen, wird gleichzeitig deutlich gemacht, dass Speers Arbeit durchaus nicht nur auf der manischen Seite der Grenze zwischen Genie und Wahnsinn zu verorten ist. So seien die Entwürfe alle durchaus realisierbar gewesen, selbst die gigantische ›Große Halle: »Die Halle war aber keineswegs ein Wahnprodukt ohne Aussicht auf Verwirklichung.«⁶⁹¹ Auch steht der äußere Größenwahn in einem deutlichen Zusammenhang mit der vermeintlichen inneren Größe der Bewohner der geplanten Großbauten. So erinnert sich der Erzähler, dass die Figur seinerzeit in den riesenhaften Ausmaßen nichts anderes als eine »angemessene Kulisse staatsmännischen Genies«⁶⁹² erblickt habe, wodurch der Text auch eine direkte Verbindung von Genie und Wahnsinn herstellt. Zudem sei den vermeintlich größenwahnsinnigen Bauten äußere Anerkennung nicht versagt geblieben – Hitler habe Speer sogar aus Angst um ihn einen Besuch in Moskau verboten: »»Er [Stalin] könnte Sie dabehalten.«⁶⁹³

Insgesamt betrachtet lässt sich also auch der Begriff des »genialen Archi-

688 Ebd.

689 Ebd., S. 149.

690 Ebd., S. 153.

691 Ebd., S. 168.

692 Ebd., S. 175.

693 Ebd., S. 183.

tekten« nicht ohne die durch die Anlehnung an die Form der Konversionserzählung ermöglichte Trennung von erzählendem und erlebendem Ich denken. Die Selbstinszenierung als Genie kommt im Kleid der Selbstanklage daher: Die Anklage des Größenwahns suggeriert, dass hier neben dem Wahn in Speers Plänen durchaus auch Größe gesteckt habe.

3.8 Der Rüstungsminister

Der geniale, rein künstlerisch veranlagte Architekt ist indes nur eine der Rollen, die Speer sich selbst zuschreibt. Matthias Schmidt hat als zweite Säule des »Mythos Speer« den Rüstungsminister, der voller »technizistischer Unmoral« agierte, nur der wirtschaftlichen und industriellen Effizienz verpflichtet, dabei völlig unpolitisch und vor allem frei von jeder braunen Ideologie»⁶⁹⁴, identifiziert. Tatsächlich nimmt neben dem Architekten auch dieser Aspekt von Speers Persönlichkeit in den *Erinnerungen* großen Raum ein, wird jedoch auf gänzlich andere Art und Weise inszeniert.

Im Gegensatz zur ubiquitär angelegten Rolle des Architekten, die in Speers gesamtem Lebenslauf immer wieder durchscheint, lässt sich die Rolle des Rüstungsministers deutlich besser eingrenzen. Sie tritt im Grunde erst ab dem zweiten Teil der *Erinnerungen* mit Speers unerwarteter Ernennung zum Nachfolger Fritz Todts auf und wird dabei zunächst eher widerwillig behandelt. Der Erzähler gibt zu verstehen, dass er die Tätigkeit als Rüstungsminister seiner eigentlichen Berufung als Architekt untergeordnet verstanden wissen möchte:

Die Historiker schenken heute meiner Tätigkeit als Rüstungsminister einige Aufmerksamkeit und sind geneigt, im Vergleich dazu meine Berliner und Nürnberger Baupläne als nebensächlich zu behandeln. Für mich aber blieb meine Tätigkeit als Architekt auch weiterhin meine Lebensaufgabe; meine überraschende Ernennung faßte ich als eine unfreiwillige Unterbrechung auf Kriegszeit, als eine Art Kriegsdienst auf. Ich sah die Möglichkeit, als Architekt Hitlers zu Ruf und auch zu Ruhm zu gelangen, während die Bedeutung selbst eines wichtigen Ministers von der Glorie, die Hitler verbreitete, gänzlich aufgesogen werden mußte. Daher verlangte ich sehr bald schon von Hitler die Zusage, mich nach dem Kriege wieder zu seinem Architekten zu bestellen. [...] Hitler stimmte ohne Zögern zu; auch er glaubte, daß ich als sein erster Architekt ihm und dem Reich wertvollste Dienste leisten würde.⁶⁹⁵

Ausdrücklich soll der Protagonist also entgegen seiner neuen Aufgabenstellung weiterhin primär als Architekt verstanden werden. Das vorliegende Zitat wird dabei noch durch eine Endnote ergänzt, die neben der Simulation wissen-

694 Schmidt 2005, S. 11.

695 Speer, S. 213.

schaftlicher Belegbarkeit auch eine klar defensive Aufgabe erfüllt, wird im Anmerkungsapparat doch als Beleg das Nürnberger Dokument 1520 PS angeführt, das Speer bereits im Nürnberger Prozess zu seiner Verteidigung verwendet hatte.⁶⁹⁶ Das gezielte Heraussuchen solcher Dokumente spricht dafür, dass die *Erinnerungen* in einer Kontinuität mit der Nürnberger Verteidigung zu sehen sind und diese gewissermaßen fortschreiben, während die Wendung an »die Historiker« nahe legt, dass diese Verteidigung in Auseinandersetzung mit ihnen auch den Eingang in die Geschichtsschreibung sucht. Speer zieht hier also zunächst alle argumentatorischen Register, um trotz der Ernennung zum Rüstungsminister in der Rolle des Architekten zu verbleiben.

Dies führt jedoch zu einer im Grunde paradoxen Situation: Auch wenn sich der Erzähler der *Erinnerungen* vordergründig der Identifikation mit dem neuen Amt verweigert und auf dem Status als Architekt beharrt, ist die Tätigkeit als Rüstungsminister durchaus apologiebedürftig und nimmt als zentrale Lebensphase auch großen Raum in den *Erinnerungen* ein. Würde der Erzähler das Amt als Rüstungsminister jedoch allzu offensiv und bejahend beschreiben, würde er dadurch unweigerlich auch das zuvor etablierte Narrativ vom Architekten, der entgegen seines eigentlichen Wesens in das Amt des Ministers gezwungen wurde, hinterfragen und dessen Plausibilität gefährden. Wie also kann Speer einerseits darauf beharren, seinem Wesen nach nur Architekt gewesen zu sein, und andererseits seine Ministertätigkeit in möglichst günstigem Licht erscheinen lassen?

Die Antwort hierauf ist ebenso simpel wie ungewöhnlich: indem Speer sich nicht direkt auf die Rolle des Rüstungsministers einlässt. Anders als bei der Rolle des Architekten kommen Selbstzuschreibungen hier kaum zum Tragen. Stattdessen wird eine indirekte Herangehensweise gewählt, die die eigene Rolle nur über Umwege beschreibt und präzisiert. Inhaltlich wird sie dabei auf eine bestimmte Art und Weise gefüllt, die Speer selbst meist mit dem Begriff des »Technokraten«⁶⁹⁷ umschrieben hat. Analog zum Bild des Künstlers, das eine inhaltliche Interpretation der Rolle des Architekten darstellt, wird mit dem Bild

696 Vgl. NP Bd. 16, S. 478.

697 Die Begriffe »Techniker« oder »Technokrat« werden von Speer in den *Erinnerungen* weitgehend deckungsgleich eingesetzt, auch wenn im Allgemeinen ein Bedeutungsunterschied besteht: Der Technokrat kann sowohl Vertreter als auch Befürworter einer technokratischen Regierungsform sein, während der Techniker keinen direkten Bezug zur Politik aufweist. Speer hat seine Gleichsetzung auch nach Veröffentlichung der *Erinnerungen* noch in Interviews bekräftigt. Von Jörg-Michael Schiefer auf den Begriff des »Technokraten« angesprochen, definierte Speer ihn etwa am 10.10.1974 als »derjenige, der seinen Beruf ganz einseitig sieht und nicht nach rechts oder links schaut, nicht auf die politischen Konsequenzen sieht [...]«. Das ist der »Fachidiot.« (Schiefer, Jörg-Michael: *Architekt, Generalbauinspektor und Rüstungsminister. Gespräche mit Albert Speer; 1971–1975*. Göttingen: MatrixMedia-Verlag 2013, S. 95).

des Technokraten der Rüstungsminister nicht etwa als NS-Funktionär, sondern als rein an Sachzwängen orientierter Fachmann inszeniert. Der Hauptunterschied liegt dabei jedoch in der indirekten Art und Weise, in der die Rolle des Rüstungsministers inhaltlich ausgearbeitet wird.

3.8.1 Verwandtschaften

Einen ersten Weg, den Typus des unpolitischen Fachmanns näher zu beschreiben, ohne sich selbst bereits als solchen identifizieren zu müssen, wählt der Erzähler der *Erinnerungen*, indem er vorrangig Andere als solche beschreibt. So tritt das Stereotyp zunächst eben nicht als Selbstcharakterisierung auf, sondern als Wesensmerkmal von Speers Untergebenen im Rüstungsministerium. Speers Mitarbeiter hätten sich von diesem gerade aufgrund ihrer unpolitischen Technikgläubigkeit umso willfähriger für seine Ziele einspannen lassen:

Im Grunde nutzte ich das Phänomen der oft kritiklosen Verbundenheit des Technikers mit seiner Aufgabe aus. Die scheinbare moralische Neutralität der Technik ließ bei ihnen die Besinnung aufs eigene Tun gar nicht erst aufkommen. Je technischer unsere vom Krieg diktierte Welt wurde, um so gefährlicher wirkte sich dieses Phänomen aus, das dem Techniker keine direkte Beziehung zu den Folgen seines anonymen Tuns vermittelte.⁶⁹⁸

Die unpersönliche Formulierung »der Techniker« und die stark verallgemeinernde Tendenz dieses Abschnitts legen dabei den Grundstein für eine spätere Übertragbarkeit dieser Charakterisierung auf Speer selbst – schließlich liegt der Gedanke nahe, auch Hitler habe Speer nur auf diese Art und Weise benutzt. Noch deutlicher wird die angestrebte Übertragbarkeit dann bei der Beschreibung Dritter, die Speer schließlich auch mehr oder weniger offen in eine Ähnlichkeitsrelation zu sich selbst setzt. Als indirekte Selbstcharakterisierung ist denn auch Speers Beschreibung von Himmlers Mitarbeiter Hans Kammler zu lesen, der hier als eine Art Gegenbild und »böser Zwilling« von Speer inszeniert wird:

Mir gefiel damals die sachliche Kühle Kammlers, der in vielen Aufgaben mein Partner, seiner gedachten Stellung nach mein Konkurrent und seinem Werdegang sowie seiner Arbeitsweise nach in manchem mein Spiegelbild war: auch er kam aus gutbürgerlicher

698 Speer, S. 226. Speers Kritik am nationalsozialistischen Ausnutzen des technischen Spezialistentums ist dabei keineswegs neu, auch wenn sie heutzutage meist mit Speers Namen verbunden wird. Der ehemalige Generalfeldmarschall Erich von Manstein hatte bereits in seinen 1958 erschienenen Memoiren *Aus einem Soldatenleben. 1887–1939* kritisiert, dass Hitler die deutsche »Tendenz zum Spezialistentum« (Manstein 1958, S. 353) ausgenutzt habe.

Familie, hatte eine abgeschlossene Hochschulausbildung, war durch seine Tätigkeit im Baufach entdeckt worden und hatte eine schnelle Karriere auf Gebieten gemacht, die im Grunde nicht in sein Fach gehörten.⁶⁹⁹

Die Formulierung »Spiegelbild« ermöglicht hier eine Anwendung der Charakterisierung auf Speer selbst, ist ein Spiegelbild doch nichts anderes als eine Selbst-Reflexion.⁷⁰⁰ Insbesondere die »sachliche Kühle« und die Höchstleistung auf allen Gebieten ist als ein Kernelement der Speer'schen Selbstinszenierung zu werten. Für den von Speer für sich selbst in Anspruch genommenen Begriff des »unpolitischen Fachmanns« taugt der später zum General der Waffen-SS beförderte Kammler hingegen eher weniger.

Insofern ist es wenig erstaunlich, dass Speer in den *Erinnerungen* auch den Versuch eines Anknüpfens an *den* unpolitischen Techniker des Dritten Reichs schlechthin unternimmt: den Raketeningenieur Wernher von Braun. War dieser im Dritten Reich noch für die Entwicklung von »Wunderwaffen« wie der V2-Rakete verantwortlich, hatte der junge Ingenieur nach Kriegsende rasch Karriere in der Raumfahrtbehörde der Vereinigten Staaten gemacht und genoss dort zum Zeitpunkt der Veröffentlichung der *Erinnerungen* als einer der führenden Köpfe der NASA große Popularität. Aus rhetorischer Sicht ist die Parallelisierung Speers mit dem beliebten Wernher von Braun daher durchaus nachvollziehbar. Mit großem argumentativem Aufwand schildert Speer in den *Erinnerungen* seine vermeintliche Geistesverwandtschaft zum in Peenemünde angesiedelten

Kreis unpolitischer junger Wissenschaftler und Erfinder, an deren Spitze, siebenundzwanzigjährig, der zielstrebige und auf realistische Weise in der Zukunft beheimatete Wernher v. Braun stand.⁷⁰¹

699 Speer, S. 383f.

700 Mit der Selbst-Reflexion im Modus des »Spiegelbilds« tun sich hier zudem eine Vielzahl intertextueller Bezüge auf, die vom Motiv des Doppelgängers in Goethes *Dichtung und Wahrheit* (vgl. Goethe 2010, S. 518f.) über das »böse Ich« in Robert Louis Stevensons *Dr. Jekyll und Mr. Hyde* bis hin zu Oscar Wildes *Dorian Gray* reichen – drei Werke also, auf die Speers *Erinnerungen* nicht zuletzt durch die radikale Trennung von erlebendem und erzählendem Ich immer wieder anspielen und verweisen. Einen Überblick zum Motiv des Spiegelbilds in der Literatur gibt Umberto Eco: Eco, Umberto: »Über Spiegel«. In: ders.: *Über Spiegel und andere Phänomene*. München: dtv 2011. S. 26–61. Vgl. weiterführend auch Krogoll, Johannes: »Der Spiegel in der neueren deutschen Literatur und Poetik – Beobachtungen und Bemerkungen zur Semantik des Irrationalen«. In: *Studien zur deutschen Literatur. Festschrift für Adolf Beck zum 70. Geburtstag*. Hrsg. von Ulrich Fülleborn; Johannes Krogoll. Heidelberg: Winter 1979. S. 41–85; Drynda, Joanna: *Spiegel-Frauen. Zum Spiegelmotiv in Prosatexten zeitgenössischer österreichischer Autorinnen*. Frankfurt am Main: Lang 2012. S. 17–46.

701 Speer, S. 375.

Das Stereotyp des unpolitischen Fachmanns steht hier in aller Deutlichkeit vor Augen. Anstelle von vagen Andeutungen legt der Erzähler die Schilderung an dieser Stelle jedoch klar auf eine Übertragbarkeit hin an. Unmittelbar nach dieser durchaus positiven Charakterisierung von Brauns folgt der Versuch, eine Ähnlichkeitsrelation zu diesem zu konstruieren:

Diese Techniker mit ihren phantastischen Visionen, diese rechnenden Romantiker haben mich bei allen Peenemünder Besuchen immer wieder sehr beeindruckt, und ganz spontan fühlte ich mich ihnen in irgendeiner Weise verwandt.

Es ist dabei vor allem die markant formulierte Alliteration »rechnende Romantiker«, die den inhaltlichen Bezug zum bereits zuvor als begabter Mathematiker sowie einsamer Naturfreund geschilderten Speer herstellt und die Behauptung, von Braun »in irgendeiner Weise verwandt« gewesen zu sein, näher präzisiert. Die Parallelisierung zu von Braun wird dabei später erneut subtil aufgegriffen, als Speer betont, dass er nach Kriegsende als Gefangener beinahe ausschließlich im Kreise von Technikern interniert gewesen sei – unter ihnen, so wird ausdrücklich hervorgehoben, auch Wernher von Braun.⁷⁰² Der Stereotyp des reinen Fachmanns wird also in einem ersten Schritt vor allem dadurch etabliert, dass Andere als solche beschrieben werden. Diese werden dann in ein Ähnlichkeitsverhältnis zu Speer gebracht, so dass dieser sich im Spiegel des Anderen ebenfalls als nur an der Sache interessierter Techniker ohne ideologischen Hintergrund zeigen kann.

Die Zuordnung Speers zum durch Beschreibung Dritter etablierten Stereotyp des unpolitischen Fachmanns geschieht jedoch nicht alleine durch subtile Andeutungen einer etwaigen Ähnlichkeit. Dies wäre für sich genommen auch nicht ausreichend, um Speer als unpolitischen Techniker zu etablieren – schließlich war keine der beschriebenen Personen Rüstungsminister und stand in der gleichen Verantwortung wie Speer. Insofern ist es wenig überraschend, dass auch das Amt des Rüstungsministers im Allgemeinen und Speers Amtsführung im Besonderen Objekt einer ausführlichen Beschreibung werden. Doch hält der Erzähler, der sein jüngeres Ich nach wie vor vorrangig als Architekt begreift, auch hierbei konsequent an der Methode der indirekten Schilderung fest.

3.8.2 Das Urteil der Historiker

So wird die Übertragung des reinen Techniker-Stereotyps auf Speer in einem zweiten Schritt gerade nicht durch den Erzähler, sondern durch das Urteil Dritter möglich, die ausführlich zu Speers Rolle als Rüstungsminister Stellung

702 Vgl. ebd., S. 507.

beziehen. Ein Teil dieser Inszenierung vollzieht sich dabei unter Berufung auf die bereits eingangs erwähnten Historiker, die Speers Tätigkeit als Rüstungsminister ja zum Objekt ihres Hauptinteresses erhoben hätten. Eine entsprechende Charakterisierung Speers wird etwa unter Verweis auf den amerikanischen Wissenschaftler Eugene Davidson angeführt. Dieser habe Speer dahingehend beschrieben, dass dieser mehr an Technik als an Menschen interessiert gewesen sei. Der Erzähler kommentiert wiederum diese Charakterisierung und gesteht ein, tatsächlich ausschließlich nach einer Logik der Produktivität gehandelt zu haben:

[S]o kommt es mir vor, als habe der verzweifelte Wettlauf mit der Zeit, dieses besessene Starren auf Produktions- und Ausstoßzahlen, alle Erwägungen und Gefühle der Menschlichkeit zugedeckt. Ein amerikanischer Historiker hat von mir gesagt, ich hätte die Maschinen mehr geliebt als Menschen. Er hat nicht unrecht; ich sehe, daß der Anblick leidender Menschen nur meine Empfindungen, nicht aber meine Verhaltensweise beeinflusste. Auf der Ebene der Gefühle kam nur Sentimentalität zustande; im Bereich der Entscheidungen dagegen herrschten weiterhin die Prinzipien der Zweckmäßigkeit.⁷⁰³

Im Grunde wird der Rüstungsminister Speer hier als eine Art Proto-Kapitalist präsentiert, für den Menschen nur ›human resources‹ gewesen seien. Der deutlich negative Unterton lässt sich dabei unmittelbar an Speers Ausführungen zur Architektur anknüpfen; die inhaltliche Ausfüllung der Rolle des Rüstungsministers vollzieht sich ebenfalls vor allem im Modus der Anklage. Allerdings ist es hier anstelle einer Selbstanklage zunächst ein äußerer Ankläger, in dessen Anschuldigungen der Erzähler dann einstimmt. Dabei ist auch hier das Bild, das letztlich durch die Anklage entsteht, alles andere als negativ – es entlastet Speer im Gegenteil dadurch, indem es das Amt des Rüstungsministers als sachlich-nüchtern interpretiert und die politische Dimension der Tätigkeit ignoriert. Das Bild des technikbesessenen Managers Speer, an das hier angeknüpft wird, war dabei zum Zeitpunkt der Veröffentlichung der *Erinnerungen* bereits gut etabliert und konnte so leicht für die *Erinnerungen* funktionalisiert werden.⁷⁰⁴ Speer musste sich hierfür kaum aus dem Fenster lehnen – er brauchte die vorhandenen Quellen nur noch zu zitieren.

Am wirkungsmächtigsten dürfte das Bild des rein effizienzorientierten Kalkulators Speer bereits während des Kriegs durch den weiter oben erwähnten Artikel Sebastian Haffners im englischen *Observer* kolportiert worden sein. Dementsprechend räumt Speer diesem in den *Erinnerungen* dann auch großen Raum ein. Anstatt aber einfach Haffners Charakterisierung wiederzugeben und zu kommentieren, wird diese über einen erzählerischen Umweg eingeführt, der

703 Ebd., S. 384f.

704 Vgl. Trommer 2016, S. 68.

bezeichnend für Speers Umgang mit der Rolle des Rüstungsministers ist. Der Erzähler berichtet dabei zunächst, dass Speer seinerzeit große Angst vor den möglicherweise gefährlichen Folgen von Haffners Artikel empfunden habe, da sein Konkurrent Martin Bormann diesen leicht hätte instrumentalisieren können, werde Speer in ihm doch »als Fremdkörper inmitten des parteidoktrinen Getriebes beschrieben«⁷⁰⁵. Daher sei Speer in die Offensive gegangen und habe, um Bormann zuvorkommen, den Artikel Hitler rasch selbst vorgelegt. Ausführlich wird der Leserschaft dann eine teilweise Übersetzung des Artikels als wörtliches Zitat präsentiert. Gleichzeitig wird jedoch behauptet, dass diese Übersetzung nicht für die *Erinnerungen*, sondern bereits 1944 für Hitler angefertigt worden sei. Die Zitate sind dabei in hohem Maße selektiv und zeichnen ein eindeutiges Bild von Speer als NS-Außenseiter und Organisationstalent; Speer sei

eine genaue Verwirklichung der Revolution der Manager. [...] Er hätte sich jeder anderen politischen Partei anschließen können, soweit sie ihm Arbeit und Karriere gab. [...] Viel weniger als irgendeiner der anderen deutschen Führer gleicht er etwas typisch Deutschem oder Nationalsozialistischem. Er symbolisiert eher einen Typus, der in steigendem Maße in allen kriegsführenden Staaten wichtig wird: den reinen Techniker, den klassenlos glänzenden (bright) Mann ohne Herkommen, der kein anderes Ziel kennt, als seinen Weg in der Welt zu machen, nur mittels seiner technischen und organisatorischen Fähigkeiten.⁷⁰⁶

Die Bedeutung des Haffner-Artikels für das Speer-Bild in der Öffentlichkeit kann kaum überschätzt werden; Brechtken sieht in ihm gar die Begründung der »Speer-Legende vom unpolitischen Techniker«⁷⁰⁷. Insofern ist es ebenso einsichtig wie bemerkenswert, wie aufwändig der Artikel in den *Erinnerungen* in Szene gesetzt wird. Die zentrale Rolle, die Haffners Artikel für Speers Selbststilisierung einnimmt, lässt sich dabei bereits an der Tatsache ablesen, wie ausführlich dieser wörtlich zitiert wird (insgesamt werden knapp 250 Wörter wiedergegeben). Rhetorisch relevanter ist allerdings noch der von jeder Apologie ablenkende Schleier, der durch die Schilderung der Gefühlsdimension über die eigentliche Erzählung gelegt wird. So suggeriert der Erzähler mit dem Hinweis auf die Angst des erlebenden Ichs, dass der Artikel anstatt zur (positiven) Darstellung der Person Speers vor allem für die Beziehung zu Hitler relevant sei. Der Leserschaft wird hier gewissermaßen eine Lektürehaltung aufgenötigt, die subtil von der Selbststilisierung als unpolitischer Technokrat ablenkt, indem

705 Speer, S. 355.

706 Ebd., S. 356. Auslassungen in eckigen Klammern im Original.

707 Brechtken 2012, S. 39. Andere Autoren wie Matthias Schmidt schreiben die öffentlichkeitswirksame Begründung des Technokraten-Narrativs allerdings auch Hans Flächsner, Speers Anwalt während des Nürnberger Prozesses, zu (vgl. Schmidt 2005, S. 165).

eine andere Frage als relevant inszeniert wird: *Liebe Leserinnen und Leser, lest diesen Text (mit Hitlers Augen!) und prüft, ob er für mich gefährlich wäre.* Gleichzeitig wird nicht nur die Rolle des Rüstungsministers, ohne sie sich explizit zu eigen zu machen, durch eine äußere Zuschreibung einseitig technokratisch interpretiert, sondern dies wird auch noch hinter der Gefühlsdimension und dem anklagenden Duktus des Artikels versteckt.

Diese Interpretation ist für Speers Verteidigung ebenso wesentlich wie angreifbar, ist doch die Tätigkeit als Minister in erster Linie eine politische. Durch die nur indirekte Schilderung wird sie allerdings einer unmittelbaren Kritik entzogen: Der Erzähler kann sich stets auf die Behauptung zurückziehen, im Kern nur Architekt gewesen zu sein, während nur andere Kommentatoren ihn als Technokraten darstellen würden. Durch die Zuspitzung auf die Alternative von Architekt und Technokrat wird zudem verschleiert, dass auch das Bild des Technokraten bereits eine einseitige Interpretation der Tätigkeit als Rüstungsminister ist. Somit ist, auch für den Fall, dass Leserinnen und Leser den Erzähler als unzuverlässig ablehnen sollten, erneut dahingehend vorgesorgt, dass ihnen eine klar umrissene Alternative präsentiert wird.

3.8.3 Das ungeliebte Genie der Nationalsozialisten

Doch auch umgekehrt findet diese Charakterisierung durch Dritte Anwendung. Als eine besonders effektive Spielart ist hier die anklagende Beschreibung durch unzuverlässige Zeugen zu nennen. So werden verschiedene NS-nahe Quellen angeführt, die Speers Amtstätigkeit angeblich stark kritisiert hätten. Da diese Personen und Institutionen jedoch zuvor als negativ inszeniert wurden, präsentiert sich die Kritik der Leserschaft als unzuverlässig, wodurch nahegelegt wird, ihr Gegenteil anzunehmen: Die Kritik der Bösen ist dem Guten ein Lob. Am markantesten findet sich diese ›Kritik durch Böse‹ bei der Beschreibung von Speers Amtsführung als Rüstungsminister:

Die Beamten der in ihrer Routine verbliebenen Staatsbürokratie sprachen geringschätzig von einem »dynamischen Ministerium« oder einem »Ministerium ohne Organisationsplan«, einem »beamtenlosen Ministerium«. Mir wurde die Anwendung hemdsärmeliger oder amerikanischer Methoden nachgesagt.⁷⁰⁸

Bei der Charakterisierung der etablierten Bürokratie als unflexibel kann Speer hier auf das Stereotyp der engstirnigen, Veränderungen gegenüber unflexiblen Bürokratie aufbauen. Die vermeintliche Kritik an einer »hemdsärmeligen« Führung unter Einsatz »amerikanischer Methoden« dürfte von einer NS-kriti-

708 Speer, S. 224.

schen, pro-amerikanischen Leserschaft durchaus als Lob verstanden werden, womit sich indirekt auch auf das intendierte Publikum, die ›second persona‹⁷⁰⁹, schließen lässt – eine Leserschaft nämlich, die Speer trotz der Kritik von NS-Seite als positiv wahrnimmt. Dass sich der Text dabei an ein kritisches post-nationalsozialistisches Publikum wendet, wird im weiteren Verlauf noch deutlicher.

Das angeführte Beispiel für die ›Anklage durch unzuverlässige Zeugen‹ zeichnet, im Gegensatz zu der Beschreibung (ähnlicher) Dritter und durch Dritte, nicht nur ein eher defensives Bild vom allen menschlichen Erwägungen enthobenen, effizienten Verwalter Speer. Aus der Kritik der NS-Verwaltung ergibt sich ergänzend hierzu vielmehr ein geradezu positives Bild von Speers Tätigkeit. Neben dem Lob der eigenen Leistungen greift Speer damit auch die bereits für seine architektonische Tätigkeit etablierte Leseweise des Genies wieder auf. Insofern finden sich zumindest für diesen Aspekt der Rolle des Rüstungsministers auch einige direkte Stellungnahmen des Erzählers, der hier auch aus seiner nie verlassenen Identifikation mit der Rolle des Architekten heraus seine Tätigkeit als Rüstungsminister mit für ihn vorteilhaften Inhalten füllen kann. Dies deutet sich schon bei der Beschreibung seiner Amtsführung an:

Meine Bemerkung: »Wenn man die Kompetenzen scharf abtrennt, veranlasst man geradezu die Menschen, sich um alles andere nicht zu kümmern«, war ein Aufbegehren gegen die in Kasten abgeteilte Denkweise dieses Systems, hatte aber gleichzeitig auch Ähnlichkeit mit Hitlers Auffassungen von einer improvisierten Staatsführung durch ein impulsives Genie.⁷¹⁰

Diese Bemerkung verhält sich im Grunde paradox zu der zuvor geäußerten Behauptung, das Spezialistentum der Mitarbeiter ausgenutzt zu haben. Zentral ist hier jedoch eher der Vergleich mit Hitlers »Staatsführung durch ein impulsives Genie« – legt dieser hier doch eine analoge »Ministeriumsführung durch ein impulsives Genie« nahe. Geschickt umschifft der Erzähler dabei die Verlegenheit, ins Eigenlob zu verfallen. In einer geradezu lehrbuchhaften *dissimulatio artis* findet die Inszenierung als Genie im Fortgang im Modus der Verweigerung statt: Speer bestreitet ausdrücklich, ein Genie zu sein. Gerade durch dieses Dementi wird aber suggeriert, dass eine Notwendigkeit dazu bestünde und dass das verbreitete Speer-Bild demgegenüber eben *doch* das eines Genies gewesen sei. So seien seine großartigen Erfolge als Rüstungsminister gerade nicht mit seiner Genialität zu erklären: »Keineswegs handelte es sich bei diesen Erfolgen,

709 Zum Schließen vom Text auf die intendierte Leserschaft vgl. etwa Black, Edwin: »The Second Persona«. In: *Contemporary Rhetorical Theory. A Reader*. Hrsg. von John Louis Lucaites; Celeste Michelle Condit; Sally Caudill. New York: Guilford Press 1999. S. 331–340.

710 Speer, S. 224.

wie oft behauptet wird, um die Leistung eines Genies.«⁷¹¹ Von wem dies angeblich »oft behauptet« wird, bleibt in den *Erinnerungen* indes ebenso unbeantwortet wie die Frage, wie sich die als spektakulär dargestellten Erfolge ansonsten erklären ließen. Gerade dieses Nicht-Angeben-Können einer alternativen Erklärung führt aber dazu, die Glaubwürdigkeit des Erzählers zu unterlaufen, so dass ihm von Leserseite aus hier durchaus eine übertriebene Bescheidenheit unterstellt werden könnte. Ansgar Nünning nennt derartige »Divergenzen zwischen der Selbstcharakterisierung des Erzählers und der Fremdcharakterisierung durch andere Figuren«⁷¹² als textuelles Signal, das eine Unzuverlässigkeit des Erzählers anzeigen kann. Die Zuschreibung der Unzuverlässigkeit ist zwar letztlich eine Leistung der individuellen Leserinnen und Leser und setzt ein Erkennen und Interpretieren dieser textuellen Widersprüche voraus,⁷¹³ doch wird im Text eine solche Leseweise doch klar angeboten und mangels alternativer Erklärungen auch befördert. Erneut zeigt sich die Vielschichtigkeit von Speers *Erinnerungen* darin, dass hier gerade kein monolithischer Persuasionsprozess angestrebt ist, sondern vielmehr ein durch die Leserschaft selbstständig konstruiertes Speer-Bild, bei dem auch die Unzuverlässigkeit des Erzählers einkalkuliert ist und letztlich in dessen Karten spielt. Das Besondere am vorliegenden Fall ist dabei, dass es der rhetorischen Wirkung keinen Abbruch tut, wenn der Erzähler als unzuverlässig interpretiert wird – beide Interpretationsmöglichkeiten sind rhetorisch wirkungsvoll.⁷¹⁴

Neben den Erfolgen und Auszeichnungen, aus denen sich Speers Talent ableiten lässt, wird dabei auch Hitler als ›Zeuge‹ angeführt, dem schlicht unterstellt wird, dass er Speer auch auf dem Gebiet der Rüstung als Genie angesehen habe:

Möglicherweise war ich in seinen Augen ein erfolgreich in die Politik verschlagenes künstlerisches Genie und damit indirekt eine Bestätigung seines eigenen Lebenslaufs.⁷¹⁵

Selbst die schweren Bombardements durch die Alliierten hätten Speers Prestige nichts anhaben können, habe er doch das Unmögliche möglich gemacht:

711 Ebd., S. 225.

712 Nünning, Ansgar: »Unreliable Narration zur Einführung: Grundzüge einer kognitiv-narratologischen Theorie und Analyse unglaubwürdigen Erzählens«. In: *Unreliable Narration. Studien zur Theorie und Praxis unglaubwürdigen Erzählens in der englischsprachigen Erzählliteratur*. Hrsg. von Ansgar Nünning; Carola Surkamp; Bruno Zerweck. Trier: Wiss. Verlag Trier 2013. S. 3–39, hier: S. 27.

713 Vgl. ebd., S. 25.

714 Für einen Überblick über die Debatte um unzuverlässiges Erzählen im Kontext der Autobiographie vgl. auch Shen/Xu 2007.

715 Speer, S. 289.

In der Rüstung schien sich jedenfalls Hitlers These, daß das Unmögliche möglich gemacht werden könne, daß alle Prognosen und Befürchtungen zu pessimistisch seien, zu bewahrheiten.⁷¹⁶

Insgesamt betrachtet überwiegt jedoch auch bei der Inszenierung Speers als Genie der Modus der indirekten Charakterisierung, werden die meisten Aussagen in diese Richtung doch unter Bezugnahme auf Hitler oder andere Dritte getroffen. Eine besonders markante Passage, die diese indirekte, oft auch mit einer Anklage verbundene Inszenierung vor Augen führt, findet sich in Kapitel 28, in dem die Zerfallserscheinungen des NS-Staats geschildert werden – hier ist es schließlich Hitler, nicht Speer, der »dementiert«, dass Speer ein Genie sei. In einer Lagebesprechung im Herbst 1944 kritisiert der inzwischen zum psychotischen Wrack degenerierte Hitler Speer scharf:

Ungefähr um diese Zeit meinte Hitler in einer Lagebesprechung in Gegenwart aller Generale: »Wir haben das Glück, in der Rüstung ein Genie zu besitzen. Das ist Saur. Von ihm werden aber auch alle Schwierigkeiten überwunden.« General Thomale machte Hitler aufmerksam: »Mein Führer, Minister Speer ist hier.« – »Ja, ich weiß«, entgegnete er kurz und unwillig über die Unterbrechung, »aber Saur ist das Genie, das die Lage meistern wird.« Merkwürdigerweise nahm ich diesen gewollten Affront ohne Erregung, fast teilnahmslos, hin: ich begann, Abschied zu nehmen.⁷¹⁷

Der Affront, darüber lässt der Text keinen Zweifel, besteht dabei weniger im Lob Saur, als vielmehr im Verleihen des eigentlich Speer alleine zustehenden Titels eines »Genies« an Saur. Doch gerade dadurch wird indirekt Speer als ein solches charakterisiert, indem suggeriert wird, dass General Thomale bei Hitlers Erwähnung eines »Rüstungsgenie« sofort an Speer gedacht habe.

Eine extreme Form der Beschreibung von Speers Leistungen des Rüstungsministers findet sich schließlich bei der Schilderung des Kriegsendes. Hier fallen Anklage und Lob unmittelbar ineinander, habe doch nach dem Krieg sogar Speers vorheriger Feind seine Genialität anerkennen müssen. Speer schildert dabei, wie er in zahlreichen Verhören bereitwillig Fragen amerikanischer Offiziere zur Effektivität ihrer Bombenabwürfe beantwortet habe. Nach seiner gerne erfolgten und als hilfreich charakterisierten Aussage habe General Anderson dann in Speer das wahre Genie hinter der deutschen Kriegsmaschinerie erkannt und ihm ein eigenartiges Kompliment gemacht:

Aber vorher ließ mir General Anderson das merkwürdigste und schmeichelhafteste Kompliment meiner Karriere ausrichten: »Wenn ich seine Erfolge vorher gekannt hätte, würde ich die gesamte Achte amerikanische Luftflotte ausgesandt haben, nur, um

716 Ebd., S. 299. Die heutige Forschung zeichnet demgegenüber ein anderes Bild von Speer, dessen Wirtschaften anderen Quellen zu Folge weder besonders effizient noch besonders nachhaltig war (vgl. Brechtken 2012, S. 54).

717 Speer, S. 422.

ihn unter die Erde zu bringen.« Diese Luftflotte verfügte über zweitausend schwere Tag-Bomber; gut, daß diese Erkenntnis zu spät kam.⁷¹⁸

Es sei also vor allem Speers Leistungen zuzuschreiben gewesen, dass Deutschland im Krieg so lange Widerstand habe leisten können. Seine Schuld ist zugleich Ausdruck eines nahezu übermenschlichen Talents. So wird Speer in der Rolle als Rüstungsminister also zunächst durch die Beschreibung ähnlicher Dritter als stereotyper Fachmann erwiesen, bevor er dann durch Historiker zum unpolitischen Technokraten und durch Lob (auch Eigenlob), vor allem aber Anschuldigungen von NS-Seite, zum genialen Organisator der Rüstungswirtschaft stilisiert wird.

3.8.4 Selbstanklage: der Diener der Technik

Im Gegensatz zur Rolle des Architekten ist die Rolle des Technikers außerhalb der Kapitel, die sich mit Speers Tätigkeit als Rüstungsminister befassen, kaum präsent. In einigen wenigen Passagen im Text verwendet der Erzähler eine klar technisch geprägte Metaphorik, die so indirekt eine auch über die Zeit als Rüstungsminister hinausgehende Identifikation des erzählenden Ichs mit technisch-abstrakten Denkmustern suggeriert. Hierzu ist vor allem auf das von Speer so häufig verwendete Bild des »Katalysators« in Bezug auf Tessenow und Hitler hinzuweisen, der als naturwissenschaftlich-technischer Fachbegriff eine entsprechende Bildung Speers suggeriert und gleichzeitig impliziert, dass dieser sich auch mental dergestalt in den Bahnen der Technik bewegt, dass an sich wenig komplexe Beziehungen wie die Förderung durch Hitler ihm nur über den Umweg technizistischer Metaphern zugänglich erscheinen. Für Speers Tätigkeit als Rüstungsminister gibt es analoge Beispiele, die mit ihrem Sprachgebrauch einen rein technisch geprägten Zugang zur Welt nahelegen, etwa wenn der Erzähler anstelle von Waffen von »technischen Konstruktionen« oder »Instrumenten«, die Menschen nicht getötet, sondern »vernichtet« hätten, spricht.⁷¹⁹ Auch Hitler wird später als gebrochener Mann charakterisiert, der sich »durch die in ihm aufgespeicherte Bewegungsenergie auf der alten Bahn fortbewegt, während er tatsächlich alles losgelassen und resigniert«⁷²⁰ habe. Insofern findet zumindest auf stilistischer Ebene doch eine Identifizierung des erzählenden mit dem erlebenden Ich des Rüstungsministers statt, wenn Speer sich durch den fortgesetzten Einsatz technikaffiner Allegorien als Erzähler zu erkennen gibt,

718 Ebd., S. 501.

719 Vgl. ebd., S. 331.

720 Ebd., S. 474.

dessen Weltzugriff noch immer ganz wesentlich von einem technischen Verständnis geprägt ist. Doch bleiben solche Passagen die Ausnahme.

Erst im Epilog, der den Nürnberger Prozess und dessen Folgen behandelt, gewinnt die Rolle des Technikers deutlich an Relevanz. In Kapitel 35 (»Folge-
rungen«) charakterisiert Speer sich zum Abschluss des Nürnberger Prozesses mit einer Formulierung, die später im Schlusswort der *Erinnerungen* erneut aufgegriffen wird,⁷²¹ erstmals selbst als Technokraten:

Als der wichtigste Vertreter einer Technokratie, die soeben bedenkenlos und ohne Hemmungen alle ihre Mittel gegen die Menschheit eingesetzt hatte, suchte ich nicht nur einzugestehen, sondern auch zu begreifen, was geschehen war.⁷²²

Die offene Identifikation mit der Rolle des Technokraten findet also erst und ausschließlich im Modus der Selbstanklage (»bedenkenlos und ohne Hemmungen«) statt. Es folgt die unkommentierte wörtliche Wiedergabe eines Ausschnitts aus der Nürnberger Schlussrede, in der Speer über die Folgen der Technisierung für den autoritären Staat nachdenkt. Erzähler- und Figurenrede fallen hier ineinander; zumindest in Bezug auf die Rolle der Technik findet hier also eine kurzzeitige Identifikation des erzählenden mit dem erlebenden Ich statt. In dem genannten Ausschnitt analysiert Speer, dass die neu aufkommende Technik das selbstständige Entscheiden an vielen Stellen obsolet gemacht habe. Da ein Diktator wie Hitler Menschen mit Hilfe von Rundfunk, Lautsprecher, Telefon, Funk oder Fernschreiber direkt habe erreichen und kontrollieren können, sei es nun erstmals in der Geschichte möglich geworden, anstatt denkender Subjekte vorrangig den »Typus des kritiklosen Befehlsempfängers«⁷²³ in der Gefolgschaft zu haben.

Die erschreckend aktuell anmutende Kritik am verheerenden Einfluss der modernen Technik auf das eigenständige Denken,⁷²⁴ die sicher auf einige Zustimmung auf Seiten der Leserschaft hoffen darf, verdeckt dabei den Blick auf die simple Feststellung, dass der selbsternannte Technokrat Speer mit keiner dieser technischen Erfindungen, deren verderblichen Einfluss auf die Moral er hier für sich reklamiert, in irgendeiner Beziehung steht. So kommt er zu dem Fazit:

Das verbrecherische Geschehen dieser Jahre war nicht nur eine Folge der Persönlichkeit Hitlers. Das Ausmaß dieser Verbrechen war gleichzeitig darauf zurückzuführen,

721 Vgl. ebd., S. 527.

722 Ebd., S. 521.

723 Ebd., S. 522.

724 Mit dem Aufkommen des Internets und der dadurch möglich gewordenen, unter dem Sammelbegriff »Big Data« firmierenden Datensammlung ist die von Speer zitierte Debatte nach wie vor von großer gesellschaftlicher Relevanz. Die jüngsten Diskussionen um die »Filterblase« oder Themen wie »Predictive Policing« legen tatsächlich die Annahme einer abnehmenden Autonomie des Subjekts unter den Bedingungen einer sich immer stärker technisierenden Welt nahe.

daß Hitler sich als erster für ihre Vervielfachung der Mittel der Technik bedienen konnte.⁷²⁵

Speer sieht sich dabei in einer Art Mitverantwortung. So endet das Buch dann auch mit einem Eingeständnis: »Entscheidende Jahre meines Lebens habe ich der Technik gedient, geblendet von ihren Möglichkeiten. Am Ende, ihr gegenüber, steht Skepsis.«⁷²⁶

Der Erzähler klagt hier sein früheres Ich *als Technokraten* an; er habe »geblendet« nur der Technik gedient, ohne sich um Politik zu kümmern. Dies sei aber schuldhaftes Verhalten; daher sei der Technik in ihrer moralfreien Unpolitizität letztlich nur mit Skepsis zu begegnen. Diese Anklage mag indes zu einem gewissen Grad auf Protagonisten wie Wernher von Braun zutreffen;⁷²⁷ auf einen Rüstungsminister, der Zwangsarbeiter unter entsetzlichen Bedingungen zur Produktion von Kriegswaffen eingesetzt und aktiv den Bau von Konzentrationslagern befördert hat, freilich weniger. Dass bei einer Anklage wegen unpolitischen Technokratentums zudem gute Aussichten auf einen Freispruch bestanden, wird am Beispiel Wernher von Brauns deutlich. Insofern ist die Selbstinszenierung als Technokrat qua Anklage, ein solcher gewesen zu sein, eine zentrale Entlastungsfigur der *Erinnerungen*, die auch darüber hinaus eine enorme Wirkung entfalten konnte und maßgeblich für den anhaltend positiven Ruf Speers verantwortlich sein dürfte.

3.9 Die (Schein-)Selbstanklage

Die Selbstanklage erweist sich hiermit auch insgesamt betrachtet als zentrales Merkmal der *Erinnerungen*: Die durch die scheiternde Konversion dauerhaft beibehaltene Distanz von erlebendem und erzählendem Ich ermöglicht es letzterem, das erlebende Ich anzuklagen und (paradoxerweise) gerade dadurch zu verteidigen. Die vor allem auf ästhetischer Ebene geführte (Selbst-)Anklage als schlechter Architekt verdeckt die politischen Tätigkeiten des Generalbaumeisters, ebenso wie die Selbstanklage als Technokrat die Tätigkeit als Deporteur, KZ-Baumeister und Politiker verschleiert. Beide der von Speer selbst ausgewählten Anklagepunkte sind für sich genommen zwar nicht trivial, jedoch selbst

725 Speer, S. 522.

726 Ebd., S. 525.

727 Auch wenn Wernher von Braun nicht für Kriegsverbrechen verurteilt wurde, war er an den Gräueltaten des NS-Staats doch alles andere als unbeteiligt. So war er für den Einsatz von Zwangsarbeitern mitverantwortlich, insbesondere im Bereich der berüchtigten unterirdischen Produktionsanlage »Mittelbau-Dora« (vgl. Uhl, Karsten: »Deckgeschichten: ›Von der Hölle zu den Sternen‹: Das KZ Mittelbau-Dora in Nachkriegsnarrativen«. In: *Technikgeschichte* 72/3 (2005). S. 243–256, hier: S. 247f.).

bei erfolgreicher Anklage mit der Möglichkeit eines Freispruchs verbunden. So wurden NS-Künstler wie Arno Breker in den Entnazifizierungsverfahren ebenso entlastet wie NS-Techniker wie Wernher von Braun, mit dem Speer sein Schicksal immer wieder zu verknüpfen versucht. Um diesen Effekt jedoch erzielen zu können, ist eine durchgängige Distanz von erzählendem und erlebendem Ich notwendig. Daher kann und darf auch bis zum Ende des Texts keine vollständige Identifikation stattfinden; selbst in Nürnberg tritt der Erzähler seinem früheren Ich bis auf wenige Ausnahmen als Ankläger, nicht als Gleicher, gegenüber. Das Versprechen der Zusammenführung von erzählendem und erlebendem Ich im Moment einer Konversion muss in den *Erinnerungen* geradezu notwendigerweise ein uneingelöstes bleiben, um die zentrale Strategie der permanenten Selbstanklage zu ermöglichen.

Dieser in der Selbstanklage vermeintlich zum Ausdruck kommende Verzicht auf eine offene Verteidigung ist sowohl für juristische Verfahren wie den Nürnberger Prozess als auch für autobiographische Texte als ungewöhnlich zu werten. Speer weist hierauf selbst im Text hin, wenn er berichtet, dass von zahlreichen Seiten erwartet werde, dass er sich verteidige, er aber bewusst auf eine solche Verteidigung verzichten wolle: »Die mich fragen, erwarten von mir im Grunde Rechtfertigung. Doch ich bin ohne Apologie.«⁷²⁸

Aber verzichtet Speer mit seiner vehementen Selbstanklage wirklich auf eine Apologie, wie der Text seine Leser glauben machen will? Ist das Bild, das Speer von sich selbst zeichnet, wirklich eine so alpträumhafte Fratze wie das Portrait des Dorian Gray, auf das sich Speer in seinem weiter oben zitierten Tagebucheintrag bezieht? Hier sind Zweifel angebracht. Schließlich inszeniert die Anklage *als Architekt* und die Anklage *als Technokrat* Speer als Künstler und Manager ohne politische Ambitionen und entlastet ihn damit klar von schwerwiegenderen Vorwürfen. Doch mehr noch: Ist das Bild, das Leserinnen und Leser von Albert Speer gewinnen sollen, wirklich das eines unbedarften Architekten, der ästhetisch fragwürdige Bauwerke entworfen hat? Oder ist es gar das eines gewissenlosen Kalkulators, der ausschließlich auf Produktionszahlen schielte?

Sollte es die Absicht hinter den *Erinnerungen* gewesen sein, ein solches Bild von Albert Speer zu zeichnen, wäre dieses Vorhaben jedenfalls gründlich misslungen. Wie auch aus der eingangs skizzierten Debatte in der Sekundärliteratur ersichtlich ist – der Widerstandskämpfer Eugen Gerstenmaier bescheinigte Speer etwa öffentlichkeitswirksam, dass er »meisterlich den Zeichenstift – und den Rechenschieber – zu handhaben weiß«⁷²⁹ – überwog in der öffentlichen Meinung lange ein positives Speer-Bild, das sich über eine reine Wertschätzung

728 Speer, S. 126f.

729 Gerstenmaier, Eugen: »Was ist Schuld, was Schicksal?«. In: Reif 1978. S. 485–489, hier: S. 487.

der Reue hinaus auch auf seine Leistungen als Architekt und Rüstungsminister hin ausdehnte.⁷³⁰ Es steht daher zu vermuten, dass die vorgebliche Selbstanklage in den *Erinnerungen* nie darauf angelegt war, ihre Leserschaft voll und ganz zu überzeugen. Schon Friedrich Wilhelm Korff hat in einer Rezension zu Speers *Erinnerungen* mit dem Gedanken gespielt, »Speer sammle absichtlich vor seinen Lesern keine Pluspunkte, und diese Taktik sei ihm nach wie vor als ein Pluspunkt par excellence zu Gute gekommen«⁷³¹. Dies erinnert erneut stark an das bereits bei der Analyse zu Schirachs *Ich glaubte an Hitler* angeführte Gedicht Wilhelm Buschs über die Vorzüge der Selbstkritik. Busch nennt hier neben dem Anschein von Bescheidenheit und Redlichkeit und der Vorwegnahme der Kritik Anderer als vierten Vorteil der Selbstkritik recht treffend das Hoffen auf die eigene Unglaubwürdigkeit: »Und viertens hoff' ich außerdem / Auf Widerspruch, der mir genehm.«⁷³²

Bei genauerer Betrachtung des Texts wird jedenfalls schnell deutlich, dass hier ein systematisches Vorgehen am Werk ist: Zahlreiche Textstrategien zielen klar darauf ab, die Selbstkritik des Erzählers vor der Leserschaft zu unterminieren. Speers radikale Selbstkritik knüpft dabei an ein bekanntes rhetorisches Muster an, das der *Scheinanklage*. Hierbei handelt es sich um eine Spielart der juristischen Rhetorik, die vorgibt, anzuklagen, in Wahrheit aber auf eine Verteidigung abzielt. Sie ist eng mit der Geschichte der Autobiographie verbunden, ist das Antworten auf eine (implizite) Anklage doch eines der Hauptmotive, das sich wie ein roter Faden durch die Gattungsgeschichte zieht. So bedienen sich frühe autobiographische Texte wie die *Antidosis*-Rede des Isokrates ganz offen eines fingierten Anklägers, auf dessen vermeintliche Anklage dann in der als Apologie, d. h. als Verteidigungsrede, angelegten Autobiographie ausführlich geantwortet wird. Zwar dient dies vorrangig zur Legitimation der Tatsache, dass ein Text nur über die eigene Person verfasst wurde (eine Ungehörigkeit, die nur in der Gerichtsrede von einer Eitelkeit zur Notwendigkeit wird).⁷³³ Gleichzeitig lässt sich durch die Gestaltung der Anklage (die meist implizit bleibt und nur aus den Antworten in der Autobiographie selbst rekonstruiert werden kann) aber auch steuern, auf welche Anschuldigungen vorrangig zu antworten sei – ein erster Hinweis auf die rhetorische Funktion des Scheinanklägers, der in frühen Au-

730 Isabell Trommer spricht hier im Zusammenhang mit Speers Tätigkeit als Rüstungsminister vom »Topos des Leistungsträgers« (Trommer 2016, S. 165). Vgl. auch Trommer 2016, S. 159–166.

731 Korff, Friedrich Wilhelm: »Albert Speer – ein Apologet?«. In: Reif 1978. S. 277–288, hier: S. 277. Abschließend schlussfolgert Korff jedoch, dass dies aufrichtige Reue und Speer somit tatsächlich kein Apologet sei (vgl. ebd., S. 288).

732 Busch 1992. Bd. 1, S. 802.

733 Vgl. Fuhrmann, Manfred: »Rechtfertigung durch Identität – Über eine Wurzel des Autobiographischen«. In: *Identität*. Hrsg. von Odo Marquard; Karlheinz Stierle. München: W. Fink 1979. S. 685–690, hier: S. 685.

tobiographien also vor allem als impliziter Stichwortgeber der Verteidigung seine Rolle hat.

Dieses Festlegen der rhetorischen Arena hat Speer bereits im Nürnberger Prozess genutzt und greift es in den *Erinnerungen* erneut auf. So lässt sich neben der Selbstanklage als Künstler-Architekt und Technokrat insbesondere Speers vielzitiertes Eingeständnis »Wenn Hitler Freunde gehabt hätte, wäre ich bestimmt einer seiner engen Freunde gewesen«, mit dem Speer direkt zu Beginn des Nürnberger Prozesses für Aufsehen sorgte und das er in den *Erinnerungen* erneut aufgreift,⁷³⁴ in diesen Kontext einordnen. Das auf den ersten Blick große Eingeständnis wird bei genauerem Hinsehen durch die Verwendung des Konjunktivs sowie die eine Schuldübertragung vorbereitende Anschuldigung, Hitler sei unfähig gewesen, Freunde zu haben, deutlich relativiert. Vor allem aber wird hier im Modus des Bekenntnisses die Ebene der Anklage vom Politischen ins Persönliche verschoben, indem Speer behauptet, dass seine nachweislich sehr enge Beziehung zu Hitler ausschließlich auf freundschaftlich-emotionaler Verbundenheit beruht und keineswegs auf ideologischer oder politischer Ebene bestanden habe. Freundschaft ist aber kein Verbrechen und also auch nicht sanktionierbar. Die Selbstanklage steckt so in den *Erinnerungen*, ganz wie die fingierte Anklage bei Isokrates, zunächst das Feld ab, innerhalb dessen die Schuldfrage verhandelt wird.

Während diese Form der Scheinanklage aber nur die Schuldfrage in w-möglich weniger belastete Gebiete verschiebt, existiert noch eine weiterreichende Variante, die über die Verlagerung hinaus auch eine Entlastung von Schuld anstrebt. Am bekanntesten ist dieser Typus der Scheinanklage aus der Gerichtsbarkeit der römischen Republik. Hierfür waren zwei Faktoren wesentlich: zum einen das Fehlen einer staatlichen Anklagebehörde, zum anderen der heute noch geläufige Rechtsgrundsatz *ne bis in idem*, der besagt, dass ein Mensch nicht zwei Mal für das selbe Verbrechen bestraft werden kann.⁷³⁵ Die Kombination beider Prinzipien führte zu der verbreiteten Praxis, dass korrupte oder auf andere Weise schuldig gewordene römische Bürger sich von einem durch Geld oder Freundschaft verpflichteten sogenannten ›Scheinankläger‹ anklagen ließen, der dann sein Möglichstes tat, die Anklage so schlecht und unglaubwürdig wie nur irgend möglich zu vertreten, so dass der Beklagte auf ein äußerst mildes Urteil hoffen konnte. Dieses konnte dank des Verbots der Doppelbestrafung dann auch nicht mehr verschärft werden. »Auch und gerade eine schlechte Rede kann in besonderen Fällen ihren Zweck erfüllen«⁷³⁶, hat Wilfried

734 Vgl. Speer, S. 517.

735 In Deutschland findet sich dieser Rechtsgrundsatz etwa im Grundgesetz (Art. 103 Abs. 3 GG) und ist somit sogar Teil der Verfassung.

736 Stroh 1975, S. 64.

Stroh hierzu treffend bemerkt. Da es sich bei Scheinanklagen aber um bewusst ›schlechte‹ Reden handelt, auf die ein Redner im Regelfall nicht besonders stolz gewesen sein dürfte, ist die Überlieferungslage dementsprechend dürftig. Im römischen Rhetorik-Schulbetrieb zumindest haben Scheinanklagen allem Anschein nach keinen Platz gehabt. Die meisten Informationen zu Scheinanklagen stammen aus anderen Quellen, aus denen sich lediglich indirekt auf diese Rechtspraxis schließen lässt – etwa Ciceros *Divinatio in Caecilium*⁷³⁷ oder seine Zweite Philippische Rede⁷³⁸.

Das Gegenstück zur Scheinanklage ist die Scheinverteidigung, wie sie Marcus Antonius in seiner berühmten Grabrede auf Caesar in William Shakespeares *Julius Caesar* gegen Brutus in Stellung bringt. Im Gegensatz zur Scheinanklage existieren hierzu in der philologischen Forschung auch einige theoretische Überlegungen, deren Ergebnisse durchaus auch auf die Scheinanklage übertragbar sind. Es gibt zudem Anknüpfungsmöglichkeiten an die Technik des *theoretisch unzuverlässigen Erzählens*,⁷³⁹ bei der die Glaubwürdigkeit des Erzählers lediglich in Bezug auf die moralisch-theoretische Bewertung der Ereignisse in Frage steht, die grundlegende Korrektheit seiner mimetischen Aussagen aber nicht angezweifelt wird. Gerade letzteres ist für einen Text, der als Autobiographie verstanden werden will und der eine grundlegende Referenzialität behauptet, die bei Speer auch in der immer wiederkehrenden Wendung an die Geschichtsschreibung zum Ausdruck kommt, essenziell.⁷⁴⁰ Dabei ist es hier nicht notwendig, in der Analyse auf das von Wayne C. Booth eingeführte Konzept eines ›impliziten Autors‹ zurückzugreifen, der am (unzuverlässigen) Er-

737 Bei der *Divinatio in Caecilium* handelt es sich um eine Art Vorprozess, in dem sich Cicero gegen seinen Konkurrenten Q. Caecilius Niger das Recht erstritt, den korrupten sizilianischen Statthalter Verres anklagen zu dürfen. Zur Praxis der *divinatio* vgl. Mommsen, Theodor: *Römisches Strafrecht*. Leipzig: Duncker & Humblot 1899, S. 372f. Cicero argumentiert hier, dass Caecilius als vormaliger Quaestor des Verres für eine Anklage gegen seinen ehemaligen Vorgesetzten ein denkbar ungeeigneter Kandidat sei. Dabei suggeriert er mehrfach, dass Caecilius in Wahrheit ein von Verres selbst gedungener Scheinankläger sei (vgl. Cic. div. in Caec. 4, 12f.; 7, 23; 8, 29.).

738 In der (realiter nie gehaltenen und womöglich zu Ciceros Lebzeiten auch nicht veröffentlichten, vgl. Fußnote 17) Zweiten Philippischen Rede, in der Cicero auf eine vernichtende Wutrede des Marcus Antonius reagiert, antwortet Cicero auf den Vorwurf des Antonius, dass Cicero der Kopf hinter der Verschwörung gegen Caesar gewesen sei. Cicero gibt sich geschmeichelt und entkräftet den Vorwurf dadurch, dass er ihn nicht als Kritik, sondern vielmehr als unverdientes Lob auffasst. Dabei verwahrt er sich scherzhaft gegen den Einwand, dass aufgrund einer derart schlechten Anklage womöglich der Eindruck entstehen könnte, Cicero habe sich Antonius nur als Scheinankläger gedungen (vgl. Cic. Phil. II 25) – ein Hinweis darauf, dass die Scheinanklage abseits ihres eigentlichen juristischen Kontexts durchaus auch zur persönlichen und politischen Selbstinszenierung eingesetzt werden kann.

739 Vgl. Martinez/Scheffel 2009, S. 101.

740 Vgl. Shen/Xu 2007, S. 48.

zähler vorbei mit der Leserschaft kommuniziert – zumal die Anwendbarkeit des Konzepts inzwischen sowohl im Bereich fiktionaler Texte⁷⁴¹ als auch im Bereich der Autobiographie⁷⁴² umstritten ist. Für den vorliegenden Fall mag der Hinweis genügen, dass es auch von Kenntnissen und Voraussetzungen der Leserschaft abhängt, ob diese einen Erzähler als unzuverlässig beurteilt oder nicht.⁷⁴³ Sollen unzuverlässiges Erzählen und Scheinanklage also eine Pragmatik entfalten, sind sie auf Rezipienten angewiesen, die die unzuverlässige Erzählung des Erzählers ins tatsächlich erwünschte Bild korrigieren können.

Systematisch betrachtet lässt sich die Scheinanklage wie die Scheinverteidigung in den weiteren Kontext des uneigentlichen Sprechens einreihen. Auch wenn die rhetorische Systematik keine genauen Vorschriften hierzu macht, lässt sich doch schließen, dass dieser spezielle Modus einer vorgeblich antipersuasiven Rhetorik eng mit der Ironie verwandt ist⁷⁴⁴ und ebenfalls darauf setzt, dass das Publikum das Gegenteil des eigentlich Ausgesagten annimmt. Hauptunterschied zur Ironie ist dabei der Verzicht auf offensichtliche Ironiesignale oder sonstige Andeutungen, dass der Redner selbst in Wahrheit die entgegengesetzte Meinung vertritt – die Kunst besteht vielmehr darin, das Publikum zur gegenteiligen Annahme zu leiten, ohne sich diese selbst zu eigen zu machen. Weitere Stilfiguren, die neben der (modifizierten) Ironie in den Kontext des uneigentlichen Sprechens gehören, sind etwa die angekündigte Auslassung (*praeteritio*), die oft auch als Sonderform der Ironie gewertet wird,⁷⁴⁵ Über- und Untertreibungen (*Hyperbeln*) sowie (rhetorische) Fragen (*interrogatio*).⁷⁴⁶ Letztere treten oft mit der Modifikation auf, dass der Fragende vorgibt, die Frage tatsächlich als offene Frage zu stellen, während er darauf baut, dass das Publikum die Frage nur auf eine Art und Weise beantworten kann, oder umgekehrt nur vorgibt, eine rhetorische Frage zu stellen, während das Publikum sich durchaus auch für eine andere als die vom Erzähler suggerierte Antwort entscheiden kann.

Tatsächlich finden sich in den *Erinnerungen* zahlreiche Passagen, die in dieses Muster passen. Vor allem aber der kritischste aller Punkte, die Frage nach

741 Vgl. Nünning 2013, S. 13–22.

742 Vgl. Shen/Xu 2007, S. 49.

743 Vgl. Nünning 2013, S. 25; Nünning, Vera: »Reconceptualising Fictional (Un)reliability and (Un)trustworthiness from a Multidisciplinary Perspective: Categories, Typology and Functions«. In: *Unreliable Narration and Trustworthiness. Intermedial and Interdisciplinary Perspectives*. Hrsg. von Vera Nünning. Berlin/Boston: De Gruyter 2015. S. 83–108, hier: S. 94.

744 Vgl. Wills, Garry: *Rome and rhetoric. Shakespeare's Julius Caesar*. New Haven, Conn.: Yale University Press 2011, S. 83 f. Zur Bedeutung der Ironie für das unzuverlässige Erzählen vgl. Nünning 2013, S. 17 f.; Martinez/Scheffel 2009, S. 100 f.

745 Vgl. Martinez/Scheffel 2009, S. 75.

746 Garry Wills etwa nennt *praeteritio*, *ironia* und *interrogatio* ausdrücklich als die prägenden Stilfiguren von Antonius' Grabrede auf Caesar (vgl. Wills 2011, S. 89).

Speers Kenntnis vom Holocaust, wird im Modus einer Selbstanklage behandelt, die stilistisch alle soeben erarbeiteten Merkmale einer Scheinanklage erfüllt. So berichtet Speer von einem Besuch seines später als »Henker von Breslau« bekannt gewordenen Freundes Karl Hanke »etwa im Sommer 1944«⁷⁴⁷, bei dem dieser ihn gewarnt habe, nie ein Konzentrationslager im Gau Oberschlesien zu besuchen, da sich dort unaussprechliche Dinge ereignen würden. Speer gesteht nun ein, dass es sich wohl um Auschwitz gehandelt haben müsste, er jedoch keine weiteren Erkundigungen eingezogen habe. Dieses Nicht-Informieren wird vom Erzähler als große Schuld gewertet:

Diese gewollte Blindheit wiegt alles Positive, was ich vielleicht in der letzten Periode des Krieges tun sollte und wollte, auf. Vor ihr schrumpft diese Tätigkeit zu einem Nichts zusammen. Gerade weil ich damals versagte, fühle ich mich noch heute für Auschwitz ganz persönlich verantwortlich.⁷⁴⁸

Dabei wird hier eine Antithese zwischen dem Nichtwissenwollen einerseits und Speers »guten Taten« zu Kriegsende aufgebaut, bevor diese dann vom Erzähler dahingehend aufgelöst wird, dass alles Positive »zu einem Nichts« schrumpfe. Der Stil tendiert dabei ins hyperbolische Überspitzen; die bloße Unkenntnis wird zu einer »ganz persönlichen« Verantwortung für Auschwitz aufgewertet. Indirekt wird hier der Leserschaft suggeriert, dass jeder, der bei ausreichend intensiver Nachforschung vom Holocaust hätte erfahren können und es dennoch nicht tat, persönlich für Auschwitz verantwortlich sei. Die Radikalität dieses Urteils erlaubt kaum Abstufungen der Schuld; Speer behauptet hier sogar, dass Nichtwissenwollen genauso schuldhaft sei wie ein Wissen – beinahe ein Paradoxon. Dass es für die Beurteilung der Person Speer indes sehr wohl relevant war, ob er nun wusste oder nicht, wird hingegen an der späteren Vehemenz in der Goldhagen-Debatte deutlich, mit der Speer seine Anwesenheit bei Himmlers Posener Rede publikatorisch bestritt. Die Behauptung, es sei ebenso schlimm, nicht vom Holocaust gewusst zu haben, wie gewusst zu haben, ist also eher auf den Widerspruch des Publikums hin kalkuliert. Dass die Frage keineswegs so obsolet ist, wie der Erzähler hier glauben machen will, wird dann auch daran deutlich, dass er sie im Verlauf der *Erinnerungen* bei der Schilderung der Novemberpogrome 1938 erneut aufgreift.⁷⁴⁹

In den Jahren nach meiner Entlassung aus Spandau bin ich immer wieder gefragt worden, was ich selbst mit mir allein in der Zelle zwei Jahrzehnte lang zu erforschen

747 Speer, S. 385.

748 Ebd., S. 385f.

749 Tatsächlich war diese aus rhetorischer Sicht wohl eindrücklichste Passage in Speers ursprünglichem Entwurf nicht enthalten. Erst auf Drängen seines Lektors Joachim Fest und seines Verlegers Wolf Jobst Siedler fügte Speer die Stellungnahme zu den Novemberpogromen 1938 ein. Vgl. hierzu auch Schmidt 2005, S. 17.

versucht habe: was mir von der Verfolgung, der Verschleppung und der Vernichtung der Juden bekannt ist; was ich hätte wissen müssen und welche Konsequenzen ich mir abverlangte.⁷⁵⁰

Hierbei wird zunächst eine Identifikation zwischen Publikum und Sprecher hergestellt, indem die wohl zentralste Frage des Publikums aufgegriffen und ins Innere Speers verlegt wird – eine Technik, die Wilfried Stroh im Zusammenhang mit Ciceros Gerichtsreden einmal recht treffend als *antizipierte richterliche Entscheidung* bezeichnet hat.⁷⁵¹ Die Antwort auf diese Frage wird jedoch nun nicht wie oben hyperbolisch überspitzt, sondern mit einer *praeteritio*, also einem angekündigten Auslassen, vermeintlich übergangen, indem Speer behauptet, seine früheren Entlastungsstrategien nicht mehr verwenden zu wollen. Durch die eigentümliche Form der *praeteritio* ist es möglich, offen Argumente anzuführen, die Speer von einer Mitwisserschaft entlasten, während er im gleichen Atemzug erklären kann, sich nicht verteidigen zu wollen. Basis ist erneut das Muster der scheiternden Konversionserzählung, das es dem erzählenden Ich ermöglicht, mit dem erlebenden Ich in einen argumentativen Wettstreit einzutreten. Die Ausführlichkeit und rhetorische Geschliffenheit, mit der die angeblich nicht mehr verwendeten Argumente ausgebreitet werden, spricht dabei deutlich dafür, dass diese hier keineswegs nur ordnungshalber erwähnt werden, sondern durchaus auch auf eine Wirkung bei der Leserschaft hin kalkuliert sind. So führt Speer nicht weniger als drei Argumente an, die er nicht verwenden möchte:

Ich gebe die Antwort nicht mehr, mit der ich die Fragenden, vor allem aber mich selber so lange zu beruhigen versuchte: daß im System Hitlers, wie in jedem totalitären Regime, mit der Höhe der Position auch die Isolierung und damit die Abschirmung wächst; daß mit der Technisierung des Mordvorganges die Zahl der Mörder abnimmt und damit zugleich die Möglichkeit größer wird, nicht zu wissen, daß die Geheimhaltungsmasche des Systems Grade des Eingeweihtseins schafft und damit einem jeden Gelegenheiten zur Flucht vor der Wahrnehmung des Unmenschlichen offenhält.⁷⁵²

Als Adressat dieser Argumentation wird vor allem Speer selbst angegeben, der sich damit habe »beruhigen« wollen. Die drei Argumente, die eine Unwissenheit Speers nahelegen, bleiben dabei unwiderlegt stehen und werden sogar noch um weitere Argumente ergänzt. Diese werden jedoch ebenfalls durch eine *dissimulatio* eingeleitet, in der Speer bestreitet, sich verteidigen zu wollen, bevor dann zwei weitere Argumente in die Schlussfolgerung, dass Speer nichts gewusst habe, münden:

750 Speer, S. 126.

751 Zur Technik der antizipierten richterlichen Entscheidung vgl. Stroh 1975, S. 188–193.

752 Speer, S. 126f.

Ich gebe all diese Antworten nicht mehr; denn sie versuchen, dem Geschehen in Advokatenmanier zu begegnen. Zwar war ich als Günstling und später als einer der einflussreichen Minister Hitlers isoliert; zwar hatte das Denken in Zuständigkeiten dem Architekten wie dem Rüstungsminister zahlreiche Ausfluchtmöglichkeiten verschafft; zwar habe ich, was in jener Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 eigentlich begann und in Auschwitz und Maidanek endete, nicht gewußt. Aber das Maß meiner Isolierung, die Intensität meiner Ausflüchte und den Grad meiner Unwissenheit bestimmte am Ende doch immer ich selbst.⁷⁵³

Den so ausführlich ›übergangenen‹ Argumenten zu Isolation, Geheimhaltung und Technisierung werden auf der anderen Seite kaum nennenswerte Gegenargumente gegenübergestellt. Außer dem Vorwurf, dass sie »in Advokatenmanier« seien, und dass das Nichtwissen ein selbstgewähltes gewesen sei, liefert Speer hier keinerlei Entkräftung dieser Argumente. Hierbei handelt es sich um eine der zentralen Strategien jeder Scheinanklage: Eigene Argumente werden in einem ersten Schritt als »gegnerische« Argumente deklariert, wodurch erst möglich wird, sie aus Gründen einer vermeintlich angestrebten Widerlegung ausführlich anzuführen. Diese Widerlegung erfolgt jedoch nicht oder zumindest nur halbherzig, so dass für die Leserschaft, vor die Alternative gestellt, die stärkere argumentative Kraft auf der angeblichen Gegenseite liegt. Gleichzeitig wird über die eigenen Argumente der Schleier des uneigentlichen Sprechens (hier qua *praeteritio*) gebreitet, der es unmöglich macht, von der Leserschaft bei Nichtgefallen für die Argumentation zur Rechenschaft gezogen zu werden. Im konkreten Fall ist es das erlebende Ich, das (ausführlich) Argumente liefert, die das erzählende Ich dann mehr schlecht als recht zu widerlegen versucht. Entscheiden sich die Leserinnen und Leser dafür, der Argumentation des erlebenden Ichs zu folgen, ist Speer von aller Schuld entlastet; entscheiden Sie sich hingegen für die Leseart des zuverlässigen Erzählers und folgen der an sich logisch privilegierten Erzählerrede,⁷⁵⁴ ist wenig verloren: Der Gewinner heißt in jedem Fall Albert Speer, der in beiden Fällen als Unwissender dasteht.⁷⁵⁵

Damit dies gelingen kann, sollte die Leserschaft jedoch über möglichst wenig eigenes Wissen verfügen. Dabei arbeitet der Text gezielt auf eine solche Lektürehaltung hin, indem eine passive Leseerfahrung begünstigt wird. Als Abschluss der eben angeführten Novemberpogrom-Passage folgt beispielsweise das bereits von der Warnung Hankes bekannte Muster der Selbstbeschuldigung, in der ein geringeres Vergehen für gleich schuldhaft wie ein schwereres erklärt wird:

753 Ebd., S. 127.

754 Vgl. Martinez/Scheffel 2009, S. 96. Die Erzählerrede ist nur dann logisch privilegiert, wenn zuverlässiges Erzählen vorliegt.

755 Der größte Unterschied besteht darin, dass der Erzähler sich schuldig fühlt, während das erlebende Ich erfolgreich gegen seine Schuldgefühle anargumentiert. Vom Holocaust wollen jedoch beide nichts gewusst haben.

Ich weiß deshalb heute, daß meine quälerischen Selbstprüfungen die Frage ebenso falsch stellen wie die Wißbegierigen, denen ich inzwischen begegnet bin. Ob ich gewußt oder nicht gewußt, und wie viel oder wie wenig ich gewußt habe, wird ganz unerheblich, wenn ich bedenke, was ich an Furchtbarem hätte wissen müssen und welche Konsequenzen schon aus dem wenigen, was ich wußte, selbstverständlich gewesen wären.⁷⁵⁶

Dadurch wird nicht nur erneut die eigene persuasive Absicht verschleiert (*dis-simulatio*), sondern auch jede weitere Auseinandersetzung mit dem Thema unterbunden. Da Speer selbst bereits die Anklage übernimmt, muss das Publikum hierzu keine eigenständigen Mühen unternehmen. Hierbei wird durchaus auch auf die Bequemlichkeit des Publikums vertraut: Die ausführliche Selbstanklage macht vordergründig jede weitere Auseinandersetzung und tiefere Recherche obsolet. Die Leserschaft ist nicht länger in der Nachweispflicht, da Speer seine Schuld ohnehin (und beinahe ungeachtet der Beweislage) eingesteht: *Forscht nicht weiter, denn ich fühle mich auch ohne Beweise schuldig!*⁷⁵⁷ Damit begünstigt der Text eine Lektürehaltung, die Gunther Martens die Haltung eines »unreliable addressee«, also »unzuverlässigen Adressaten«, genannt hat. Martens verweist dabei darauf, dass die Existenz der Möglichkeit, Fakten in vorgeblich faktualen Texten zu »verifizieren«, nicht gleichbedeutend mit dem tatsächlichen Nutzen dieser Möglichkeit sei.⁷⁵⁸ Speers *Erinnerungen* nutzen diese Haltung insofern aus, als einerseits eine starke Referenzialität und Überprüfbarkeit inszeniert wird, andererseits der Leserschaft durch die Heftigkeit der Selbstanklage nahegelegt wird, dass eine tatsächliche Überprüfung nicht notwendig sei. Beim Lesen dieser sehr eindrücklichen Passage gerät folglich völlig aus dem Blick, dass Speer sich hier in deutlichen Widerspruch zur historischen Forschung begibt. Dort wird demgegenüber darauf hingewiesen, dass Speer als Generalbauinspektor bereits vor den Novemberpogromen Juden aus Berlin deportieren lassen habe⁷⁵⁹ und spätestens seit 1943, womöglich auch früher, sehr wohl im Bilde darüber gewesen sei, was sich hinter den Mauern der Konzentrationslager abspielte.⁷⁶⁰

Dieser Strategie der Schein-Selbstanklage blieb Speer auch nach der Veröffentlichung der *Erinnerungen* noch treu; insbesondere ein vielzitiertes Beispiel verdient es, hier genannt zu werden. Speer gestattete Gitta Sereny, ihn für ihre

756 Speer, S. 126f.

757 Im Grunde wird sich hier der Rechtsgrundsatz des *ne bis in idem* zu Nutze gemacht: Wenn Speer sich selbst verurteilt, entfällt die Notwendigkeit, dies leserseitig ein zweites Mal zu leisten.

758 Vgl. Martens, Gunther: »Unreliability in Non-Fiction: The Case of the Unreliable Addressee«. In: *Unreliable narration and trustworthiness. Intermedial and interdisciplinary perspectives*. Hrsg. von Vera Nünning. Berlin/Boston: De Gruyter 2015. S. 155–170, hier: S. 168.

759 Vgl. ausführlich Willems 2002; Schmidt 2005, S. 20.

760 Vgl. Thomas 2007, S. 33.

Arbeit mit dem Satz »Meine Hauptschuld sehe ich immer noch in der Billigung der Judenverfolgung und der Morde an Millionen von ihnen« zu zitieren, bestand jedoch auf einer vielsagenden Ergänzung:

Er bat nur in einer handschriftlichen Mitteilung an die *Zeit* darum, eine Fußnote einzufügen, in der er den Begriff »Billigung« erläutern konnte: »Billigung durch Wegsehen, nicht durch Kenntnis eines Befehls oder der Durchführung. Das erstere ist so schwerwiegend wie das zweite.«⁷⁶¹

Eine offensichtlich deutlich weniger schwerwiegende Straftat (»Wegsehen«) wird also akzeptiert, um danach als genauso schlimm wie eine andere erklärt zu werden (»Durchführung«), ganz so, als sei eine unterlassene Hilfeleistung das Gleiche wie ein Mord. Einen intakten juristischen Sachverstand vorausgesetzt, dürfte die Leserschaft sich ein anderes Bild machen.⁷⁶² Die Rezensionen zu den *Erinnerungen* legen zumindest nahe, dass weite Teile von Speers Leserschaft durchaus gewillt waren, den Entlastungsargumenten des erlebenden Ichs den Vorzug vor den Schuldbeteuerungen des erzählenden Ichs zu geben.⁷⁶³ Dies mag ein Zitat des Widerstandskämpfers und späteren CDU-Abgeordneten Eugen Gerstenmaier verdeutlichen:

Augustinus' *mea culpa, mea maxima culpa* hätte er unter seinen Bußgang schreiben können, aber das wäre eine Halbwahrheit gewesen. Denn was hatte er getan? Für Hitler gezeichnet und gebaut.⁷⁶⁴

An dieser Stelle lässt sich die zu Beginn aufgeworfene Frage nun endgültig beantworten, warum das erzählende Ich in den *Erinnerungen* derart konsequent auf einer Distanz zum erlebenden Ich beharrt und warum das durchaus vorhandene Muster einer Konversionserzählung nie zum Abschluss gelangt: So und nur so ist es Speer möglich, mittels Selbstanklage die Arena zu markieren, innerhalb derer die Schuldfrage verhandelt wird, sei es architektonische Ästhetik, an menschlichen Erwägungen nicht interessiertes Technokratentum oder die unpolitische Freundschaft zu Hitler. Nur so ist es Speer möglich, mittels Schein-Selbstanklage die Glaubwürdigkeit des erzählenden Ichs mit der des erlebenden Ichs in Konkurrenz treten zu lassen, aus der in jedem Fall Speer als Gewinner hervorgeht, während die Technik des uneigentlichen Sprechens dafür Sorge trägt, dass der Vorwurf einer Apologie verhindert wird. Aus der Schein-Konversion geht eine Schein-Anklage hervor – eine doppelte *dissimulatio*, die es

761 Sereny 1995, S. 817.

762 Aus Sicht der literaturwissenschaftlichen Forschung wird hier eine außertextuelle Erfahrungswirklichkeit (juristisch, moralisch) als Bezugsrahmen vorausgesetzt, um der Leserschaft Anlass zu geben, an der Zuverlässigkeit des Erzählers zu zweifeln (vgl. Nünning 2013, S. 30).

763 Vgl. hierzu ausführlich Trommer 2016, S. 91–105.

764 Gerstenmaier 1978, S. 487.

ermöglicht, dass das Speer-Bild der Leserschaft nicht notwendigerweise vom Erzähler vorgegeben werden muss, sondern ebenso gut in Zusammenarbeit und Abgrenzung von ihm von der Leserschaft höchstselbst erarbeitet werden kann.

Und doch ist das Muster der scheiternden Konversionserzählung zwar wesentlich für die Apologie qua Schein-Selbstanklage, jedoch erschöpft sich seine Funktion nicht darin. Einen ersten Hinweis hierauf können einige Formulierungen aus Speers Selbstanklagen geben, die über die individuelle Apologie des Protagonisten hinausweisen. So bezeichnet Speer sich in seinem Nürnberger *mea culpa* nicht etwa als Technokrat, sondern als »der wichtigste Vertreter einer Technokratie«⁷⁶⁵, in der der »Typus des kritiklosen Befehlsempfängers«⁷⁶⁶ vorgeherrscht habe. »Vertreter«, »Typus« – die generalisierende Wortwahl macht deutlich, dass die *Erinnerungen* abseits der individuellen Anklage und Verteidigung auch den Anspruch auf Vermittlung allgemeiner Erkenntnisse erheben. Einen Hinweis darauf, dass auch diese Strategie von Erfolg gekrönt war, gibt Speers Biograph und Lektor Joachim Fest im Vorwort zu seiner eigenen, erst nach Speers Tod veröffentlichten Speer-Biographie, wenn er betont, von welch großem allgemeinem Wert Speers *Erinnerungen* gewesen seien, schließlich »verkörperte Speer einen Typus, in dem sich nicht wenige wiedererkannt haben«⁷⁶⁷. Fest sieht dabei einen Gewinn nicht nur für die Leserschaft, sondern das gesamte Nachkriegsdeutschland: »Bei unvoreingenommenem Zugang läßt sich seine Lebensgeschichte, trotz aller Besonderheiten, auch als ein Stück deutscher Sozialbiographie lesen, die nicht zu Ende ist.«⁷⁶⁸ Doch wie genau gelingt es den *Erinnerungen*, zusätzlich zur Individualapologie diese identifikatorische Sogwirkung zu erzeugen?

3.10 Die Identifikationsfigur

Kenneth Burke hat in *A Rhetoric of Motives* »Identifikation« als Komplementärbegriff zum rhetorischen Persuasionsbegriff vorgeschlagen. Burke zufolge basiert Identifikation im Idealfall auf gemeinsamen Interessen, zumindest aber auf dem (rhetorisch hergestellten) Glauben an deren Vorliegen.⁷⁶⁹ Dieser Zusatz macht deutlich, dass es sich dabei um eine leserseitige Zuschreibung handelt. Identifikation meint indes nicht völlige Übereinstimmung, sondern einen Zustand, den Burke Konsubstantialität (»consubstantiality«) nennt – eine umfangreiche Übereinstimmung in bestimmten Aspekten, bei denen dennoch die

765 Speer, S. 521.

766 Ebd., S. 522.

767 Fest 1999, S. 10.

768 Ebd., S. 17.

769 Vgl. Burke 1950, S. 20.

eigene Individualität beibehalten wird.⁷⁷⁰ Als Faktoren, die Identifikation herstellen können, zählt Burke so unterschiedliche Aspekte wie Sprachduktus, Gestik, Tonalität, Reihenfolge der Ideen oder ethische Haltung auf.⁷⁷¹ Eine sinnvolle Operationalisierung dieser Kategorien ist für die Analyse autobiographischer Texte problematisch – einige der von Burke vorgeschlagenen Kriterien gelten nur in oralen Kommunikationssituationen, einige liegen auf syntaktischer, andere auf semantischer Ebene.

Einstweilen mag daher als Arbeitshypothese genügen, dass Identifikation vorrangig durch Ähnlichkeitsrelationen (oder aber: Gemeinsamkeiten der Abgrenzung) hervorgerufen wird. Dabei kann es sich sowohl um tatsächlich als solche empfundene Ähnlichkeiten handeln, als auch um nur mögliche Ähnlichkeiten: *Ja, das hätte auch mir passieren können* – eine leserseitige Projektion der eigenen Potenzialität in die Realität des Anderen also. Wie aber äußern sich Versuche, eine solche Identifikation herzustellen, im Text?

Auch wenn die Zuschreibung der Ähnlichkeit rezipientenseitig zu verorten ist, kann der Text mittels bestimmter Techniken auf eine solche Interpretation hinarbeiten und dementsprechende Angebote unterbreiten. Dabei stehen vor allem Bestandteile des Texts, die die Individualität und Einzigartigkeit des Ichs betonen, einer Identifikation im Weg – je unnachahmlicher das Individuum, desto weniger Anknüpfungspunkte stehen für eine auf Ähnlichkeit basierende Identifikation zur Verfügung. Umgekehrt bedeutet dies, dass ein Absehen von Individuellem besonders dazu geeignet ist, Identifikationsprozesse zu befördern. Auf Textebene entspricht dies dem Einsatz einer abstrakten, entindividualisierten Sprache, die möglichst viel Raum dafür lässt, dass ein breites Publikum sich darin wiederfindet. Der eigene Charakter muss flach und vage bleiben, dabei aber gleichzeitig andeuten, sich im Einklang mit den Werten des Publikums zu verhalten. Beispiele hierfür sind der Einsatz von ›Leerstellen‹ im Sinne Wolfgang Iser,⁷⁷² die einen entsprechenden Interpretationsspielraum eröffnen, oder der Einsatz von *Ethos*-Strategien, die an möglichst allgemein geteilte Werte anknüpfen. Auch das Betonen einer gemeinsamen Gruppenzugehörigkeit zählt zu den wirkungsvollsten Identifikationsangeboten – eine Technik, auf die bereits Aristoteles hingewiesen hat.⁷⁷³ Es ließe sich hier auch von einem besonderen Erzählmodus sprechen, den man *exemplarisches Erzählen* nennen könnte⁷⁷⁴ und der sowohl durch uneindeutigen, verallgemeinernden Sprachgebrauch als auch durch Präsentation der eigenen Moralität geprägt ist.

770 Vgl. ebd., S. 21.

771 Vgl. ebd., S. 55f.

772 Vgl. Iser 1974, S. 16.

773 Vgl. Aristot. rhet. 1415b.

774 Nicht zu verwechseln mit *iterativem Erzählen*, bei dem einmal Geschildertes beispielhaft für einen mehrmals auftretenden Sachverhalt steht.

Dreh- und Angelpunkt der Rolle als Identifikationsobjekt ist in Speers *Erinnerungen* die eingangs konstatierte Distanz von erzählendem und erlebendem Ich. Doch dient diese nicht nur, wie bisher erarbeitet, der Ermöglichung einer Schein-Selbstanklage, sondern auch als Wegbereiterin für exemplarisches Erzählen, und dies im doppelten Sinne: Einerseits grenzt sich der Erzähler zwar selbst vom erlebenden Ich ab, ermöglicht aber der Leserschaft durch Schilderungen von moralisch integrem Verhalten dennoch eine Identifikation. Andererseits zeigt sich im Text auch eine Absetzbewegung von der den Protagonisten unmittelbar betreffenden Handlung hin zum Allgemeinen. Mehrfach wurde bereits auf die häufige Wendung an die Geschichtsschreibung hingewiesen, die – ebenso wie eine Entwertung des erlebenden Ichs – in diesen Zusammenhang gehört. Matthias Schmidt hat recht treffend die drei Säulen der Speer'schen Selbstinszenierung beschrieben und dabei neben dem Architekten und dem Rüstungsminister als drittes Element Speers Rolle als »moralisch integrier Zeitzeuge«⁷⁷⁵ ausgemacht. In dieser Beschreibung fallen beide Bewegungen zusammen: Die moralische Integrität lädt zur Identifikation ein, während die Zeugenschaft Abstand von der Täterschaft schafft.

3.10.1 Der Wohlgesinnte

Um besser zu verstehen, inwiefern moralische Integrität inszeniert und zur persönlichen Glaubwürdigkeit funktionalisiert werden kann, bietet sich der Rückgriff auf das rhetorische *Ethos*-Konzept an. Wie bereits ausgeführt, wird die persönliche Glaubwürdigkeit, das *Ethos*, maßgeblich vom Wohlwollen, das ein Redner gegenüber seinem Publikum an den Tag legt, bestimmt. Nach Aristoteles ist das Wohlwollen (*eunoia*) neben Klugheit (*phronesis*) und Tugend (*arete*) ein Hauptbestandteil des *Ethos*.⁷⁷⁶ Cicero hat diesen Gedankengang später dahingehend erweitert, dass der Verweis auf vergangene Taten ein noch wirkungsvollerer Garant für ein positives *Ethos* sei, wohingegen Wohlwollen als eine Art »Notlösung« vor allem dann ins Spiel kommen müsse, wenn der Verweis auf realiter erbrachte Leistungen nicht möglich sei. Schließlich werde Wohlwollen »am meisten durch Wohltaten gewonnen, an zweiter Stelle aber wird Wohlwollen durch den Willen, wohl zu tun, geweckt«⁷⁷⁷.

775 Schmidt 2005, S. 11.

776 Vgl. Aristot. rhet. 1378a.

777 Cic. off. II 9, 32. Der Unterschied zu Aristoteles kommt vor allem durch die systematische Beurteilung des *Ethos* zustande: Aristoteles zählt es zu den sogenannten *pisteis entechnoi* (lat. *probationes artificiales*), den ausschließlich durch rhetorische Techniken während der Rede erzeugten Beweismitteln (vgl. Aristot. rhet. 1356a). Cicero ist hier pragmatischer und schließt auch außerhalb der Rede vorhandene Vorzüge wie die gesellschaftliche Stellung

Für autobiographische Texte ergibt sich hieraus die Komplikation, dass das Bekunden von Wohlwollen gegenüber der Leserschaft eine klare Aufgabe des erzählenden Ichs ist, wohingegen das Vollbringen von Wohltaten auf der Ebene des erlebenden Ichs liegt, das aber wiederum keine Möglichkeit hat, diese direkt zu kommunizieren. Streng genommen müsste sich eine Analyse des Wohlwollens daher auf unmittelbare Lesersprachen beschränken, was weder besonders ergiebig noch sinnvoll wäre. Es ist jedoch anzunehmen, dass Wohlwollen gegenüber der Leserschaft nicht nur durch eine direkte Ansprache des Erzählers, sondern auch durch Wollen oder Handeln, das mit den Publikumsinteressen in einem weiteren Sinne im Einklang steht, zum Ausdruck kommt. Im konkreten Falle hieße dies etwa, dass bereits Schilderungen von Plänen und Taten zum Widerstand gegen Hitler bei einer antinationalsozialistisch eingestellten Leserschaft eine positive Reaktion erzielen können, ohne dass noch explizit formuliert werden müsste, welcher konkrete Nutzen sich durch diese Handlungen für die tatsächliche Leserschaft ergeben hätte.

Angesichts eines als belastend einzustufenden Lebens, von dem sich das erzählende Ich noch dazu stark distanziert, ist es wenig verwunderlich, dass sich in den *Erinnerungen* indes nur wenige Verweise auf tatsächlich vollbrachte Taten finden. Einzig einige kleinere Episoden zeigen den Protagonisten Speer in einem – wohlgemerkt aus antinationalsozialistischer Sicht – positiven Licht. So habe er in einem Akt der Rebellion gegen den von Hitler verhängten Bann über Rudolf Hess dessen sterbenskranken Vater beschenkt, »freilich ohne mich als Absender zu bekennen.«⁷⁷⁸ Da nicht einmal der (im Übrigen verstorbene) Beschenkte um die Identität Speers gewusst habe, bleibt der Erzähler hier der einzige Zeuge für diese Anekdote. Analog hierzu wären etwa ein angebliches defätistisches Gespräch mit dem Industriellen Albert Vögler, der bei Kriegsende Suizid beging, zu nennen.⁷⁷⁹ Neben diesen kleinen Anekdoten ist hier aber vor allem auf Speers Versuch hinzuweisen, die Zwangsarbeit positiv umzudeuten, da durch sie Menschen vor dem Holocaust gerettet worden seien. So betont Speer, dass er für diese Menschenleben gerne eine größere Schuld in Nürnberg akzeptiert hätte:

Nach den Urteilkategorien des Gerichts wäre meine Schuld gewachsen, wenn es mir gelungen wäre, gegen den Widerstand Himmlers die Zahl unserer Häftlinge und damit die Überlebenschance für einige Menschen zu erhöhen. Paradoxerweise fühlte ich mich heute besser, wenn ich in diesem Sinne schuldiger geworden wäre.⁷⁸⁰

(*dignitas*) oder eben bereits erbrachte Wohltaten in die Definition des *Ethos* ein. Hierzu sowie zu weiteren Unterschieden und Gemeinsamkeiten von Aristoteles' und Ciceros *Ethos*-Konzepten vgl. Wisse 1989, insbes. S. 242.

778 Speer, S. 190.

779 Vgl. ebd., S. 423.

780 Ebd., S. 385.

Speer scheint sich der argumentativen Schwäche dieser zynischen Umdeutung durchaus bewusst zu sein. Dementsprechend wird diese Argumentation ganz im Duktus der Schein-Selbstanklage dem erlebenden Ich zugeordnet, während sich der Erzähler direkt mit einer ethischen Reflexion davon distanziert:

Aber weder die Maßstäbe von Nürnberg noch das Vorzählen geretteter Opfer treffen, worum es mir heute geht. Denn das eine wie das andere bewegt sich innerhalb des Systems. Mich beunruhigt vielmehr, daß ich in den Gesichtern der Häftlinge nicht die Physiognomie des Regimes gespiegelt sah, dessen Existenz ich in diesen Wochen und Monaten so manisch zu verlängern trachtete. Ich sah die moralische Position außerhalb des Systems nicht, die ich hätte beziehen müssen. Und manchmal frage ich mich, wer denn eigentlich dieser junge, mir so fremd gewordene Mann war, der da vor fünf- undzwanzig Jahren durch die Maschinenhallen des Linzer Werks ging oder in die Stollen des »Mittelbaus« hinabstieg.⁷⁸¹

Durch das Kritisieren seiner wohlgemeinten damaligen Ansicht als nicht weitreichend genug stellt Speer hier ein doppeltes Wohlwollen, nämlich das primitive der Figur und das noch bessere des Erzählers, zur Schau. Dass selbst die Zwangsarbeit, wenn auch über Umwege, als positive Tätigkeit angeführt wird, zeigt jedoch auf, wie schwierig es ist, sich in einem als belastet einzustufenden Leben auf Wohltaten zu berufen. Mehr als der Rückgriff auf tatsächlich vollbrachte Taten zählt im Rahmen von apologetischen Autobiographien daher der Verweis auf eigentlich lautere Absichten zu den am häufigsten eingesetzten Mitteln rhetorischer Inszenierung. Das wirkungsmächtigste Beispiel hierzu liefert Cicero selbst in seiner Zweiten Philippischen Rede, in der er die Verschwörung gegen Caesar kritisiert und sich selbst als eine Art »ungehörten Propheten« inszeniert.⁷⁸² Gleichzeitig handelt es sich beim Verweis auf einen nicht mit den Handlungen in Einklang zu bringenden Willen um ein Unterlaufen eines der wesentlichen Gattungsmerkmale der Autobiographie. Denn letztlich entzieht sich eine Autobiographie auf diese Weise ihrer eigenen Referenzialität, ja ihrem für sie doch so wesentlichen »Referenzbegehren«⁷⁸³, indem sie eine empirische Überprüfung von vornherein unmöglich macht und den Willen des Protagonisten gänzlich von der Handlung entkoppelt.

Damit soll keineswegs gesagt sein, dass es nicht ein ebenso zentrales Gat-

781 Ebd. Mit der Formulierung »manisch« wird hier auch wieder der bereits weiter oben behandelte Zusammenhang von Genie und Wahnsinn angedeutet.

782 So behauptet Cicero, dass es nie zum Bürgerkrieg zwischen Caesar und Pompeius gekommen sei, wenn seine Ratschläge Beachtung gefunden hätten (vgl. Cic. Phil. II 24; 37), was Pompeius ihm sogar später selbst bestätigt habe (vgl. ebd. II 39). Auch den Mord an Caesar hätte Cicero, wäre er an den Planungen beteiligt gewesen, klüger und weitsichtiger organisiert (vgl. ebd. II 34); die nur vorgetäuschte Kooperationsbereitschaft des Antonius hingegen habe er allein von Anfang an durchschaut (vgl. ebd. II 89; 92).

783 Schabacher 2007, S. 348.

tungsmerkmal der Autobiographie ist, innere Vorgänge zu schildern, wodurch sich die (offen subjektive) Autobiographie überhaupt erst von der (um Objektivität bemühten) Geschichtsschreibung unterscheidet. Wird diese subjektive Perspektive jedoch nicht länger als Perspektive auf die Handlung, sondern nur noch als *Gegensatz* zu dieser verstanden, entsteht eine Trennung zwischen fühlendem Protagonisten und den Handlungsträgern, so dass die Aufgabe des Protagonisten schließlich mehr der eines Zeugen wider Willen als der eines an der Handlung selbst beteiligten Mittäters gleicht. Der Erzähler gibt so letztlich seine für die Autobiographie an sich wesentliche autodiegetische Position auf. Es ist schnell einsichtig, dass Speers Selbstinszenierung als ›moralisch integrierter Zeitzeuge‹ gerade von einer solchen Erzählweise besonders profitiert, in der der Protagonist nicht selbst als Agierender in den Vordergrund tritt, sondern vielmehr seinen Willen vom tatsächlichen Handlungsverlauf entkoppelt. Es ist dabei durchaus lohnenswert, die von Speer hier vielfach beschworene Differenz zwischen Willen und Handlung im Kontrast zu den anderen hier untersuchten Texten zu sehen. Ein verbreiteter Topos in postnationalsozialistischen Autobiographien, insbesondere von ehemaligen Militärs,⁷⁸⁴ sind Überlegungen zu einem alternativen Kriegsverlauf.⁷⁸⁵ So betont Dönitz, dass Deutschland England mit einem konsequenten U-Boot-Krieg durchaus in die Knie hätte zwingen können,⁷⁸⁶ wohingegen Raeder nahelegt, dass eine verstärkte Zusammenarbeit mit der Marine Japans und ein energischeres Vorgehen im Mittelmeerraum das Kriegsschicksal hätte wenden können.⁷⁸⁷ Auch Speer baut in den *Erinnerungen* auf diesem Topos auf, interpretiert ihn in einer Gegenbewegung zur verbreiteten Leseart, wie sie sich etwa bei Dönitz und Raeder findet, aber als Frage nach vertanen Möglichkeiten für eine raschere Niederlage Deutschlands. Ausdrücklich betont Speer, in Abgrenzung von diesen Texten keine Ratschläge erteilen zu wollen, wie Deutschland den Krieg möglicherweise doch hätte gewinnen können:

Tatsächlich haben die vielen Bemerkungen in der deutschen Memoirenliteratur Recht, die auf entscheidende Fehler Hitlers hinweisen. Das kann aber nicht heißen, daß der Krieg zu gewinnen gewesen wäre.⁷⁸⁸

784 Symptomatisch ist hierfür der Titel von Erich von Mansteins *Verlorene Siege* (vgl. Manstein 1955).

785 Die kontrafaktische Geschichte oder *Uchronie* ist jedoch auch eine etablierte, wenngleich nicht unumstrittene Methode der historischen Forschung (vgl. grundlegend: Demandt, Alexander: *Ungeschehene Geschichte. Ein Traktat über die Frage: Was wäre geschehen, wenn ...?* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2005).

786 Vgl. Dönitz 1968, S. 204f.

787 Vgl. Raeder 1957, S. 278.

788 Speer, S. 243.

Speer verlegt sich stattdessen auf das Erteilen von Vorschlägen, wie der Krieg schneller hätte verloren werden können. Ausführlich analysiert er die Kriegsführung der Amerikaner und kommt zunächst zu einem negativen Urteil: »Die Erkenntnis war richtig, die Durchführung mangelhaft.«⁷⁸⁹ »Richtig« bedeutet in diesem Falle »geeignet, eine raschere Niederlage Deutschlands herbeizuführen« – erneut ein klarer Hinweis auf die intendierte Leserschaft, die diese pro-amerikanische Interpretation von »richtig« teilt. Dazu gibt Speer nun ausführliche Hinweise, wie die amerikanischen Streitkräfte den Bombenkrieg besser hätten führen können, und macht dadurch nicht nur deutlich, wo seine Loyalitäten liegen – in der radikalen Abkehr von Nazi-Deutschland empfiehlt Speer sich hier den USA zudem noch als Experte für strategischen Bombenkrieg, der auch für eine zukünftige Mitarbeit zur Verfügung stünde.⁷⁹⁰ Analog hierzu stellt Speer im Laufe des Texts auch Erörterungen an, wie der Putschversuch am 20. Juli 1944 hätte gelingen können,⁷⁹¹ oder wie sich durch eine fiktive Einheitsfront aus Göring, Keitel, Jodl, Dönitz, Guderian und ihm selbst eine raschere Kapitulation hätte erzwingen lassen.⁷⁹²

Insgesamt gesehen empfiehlt sich Speer also durch die Beschreibung eines Unterschieds zwischen Willen und Handlung einer antinationalsozialistisch und pro-amerikanisch eingestellten Leserschaft als Identifikationsfigur. Gleichzeitig bleibt eine Identifikation des erzählenden Ichs mit dem erlebenden Ich jedoch aus – die Gefühle, die diese nie verwirklichten, alternativen Handlungsbögen begleiten, sind und bleiben stets unzugänglich. Hierdurch ergibt sich ein neuer Interpretationsspielraum für die Leserschaft, der ebenfalls im Dienste einer Identifikation stehen kann.

789 Ebd., S. 362.

790 Kapitel 20 (»Bomben«) widmet sich ausschließlich dem Bombenkrieg. Dort berichtet Speer auch von strategischen Planungen des Bombenkriegs gegen die Sowjetunion. Seine detaillierten Pläne, Russlands Energieversorgung mit gezielten Schlägen in die Knie zu zwingen, seien nur am irrationalen Widerstand Hitlers gescheitert (vgl. Speer, S. 294–296). Gleichzeitig hält Speer jedoch an der These fest, dass der Krieg für Deutschland nicht zu gewinnen gewesen sei – eine mögliche Anspielung darauf, dass die USA hingegen dies mit seinen Plänen sehr wohl vermögen würden. Dies ist auch insofern bemerkenswert, als zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung der *Erinnerungen* die USA mitten im Vietnamkrieg standen und diesen Krieg u. a. durch eine massive Ausweitung der Bombardements in Südvietnam zu gewinnen suchten.

791 Vgl. Speer, S. 393.

792 Vgl. ebd., S. 434.

3.10.2 Der Zeuge

Mit der weitgehenden Abwesenheit der Gedanken des erlebenden Ichs im Text eröffnet sich eine Leerstelle, die von Seiten der Leserschaft gefüllt werden kann. Dieses Identifikationsangebot steht wiederum im Dienste des exemplarischen Erzählens. Denn das mangelnde Innenleben des erlebenden Ichs ist auch eine Voraussetzung von Speers Rolle als möglichst objektiver Zeuge: Speers erlebendes Ich ist Objektiv mit großem »O« – eine Art Kameraobjektiv nämlich, durch das Wahrnehmungen möglichst direkt und ungefiltert zur Leserschaft dringen sollen. Gefühle und innere Vorgänge wären hierbei nur störend, denn eine Kamera ist, ebenso wie ein objektiver Zeuge, nicht Teil der Handlung.

Damit erklärt sich auch die regelmäßig erneuerte und im Grunde paradoxe Beteuerung, trotz der Mitgliedschaft in Hitlers Regierung nicht »dazugehör(t)« zu haben. Im Gegensatz zu den selbst von Fest bemerkten »Gefühle[n] der Fremdheit, die er [Speer] überall zurückließ«⁷⁹³, und Speers eigenem Bekenntnis in seinen *Spandauer Tagebüchern*:

Ich gehöre einfach nicht zu ihnen, ich bleibe der Defätist. Aber ich muß mich hüten, daraus eine Frage der moralischen Überlegenheit zu machen: vielleicht ist es nur eine Sache des einzelgängerischen Temperaments. Nie habe ich irgendwo ganz dazugehört⁷⁹⁴,

ist sein Einzelgängertum offenbar auch als breit angelegte Identifikationsmöglichkeit verstanden worden.⁷⁹⁵ Zu denen zu gehören, die nicht dazu gehör(t)en: sicher für viele Zeitzeugen des NS-Staats eine verlockende Vorstellung und damit eine erneute Einladung zur Identifikation.⁷⁹⁶ Auf Textebene entspricht diesem Bild die Selbstcharakterisierung *ex negativo*, die das bekannte Diktum, dass Identität immer durch Abgrenzung entsteht, auf die Spitze treibt. Analog zur oben skizzierten indirekten Charakterisierung als Technokrat wird etwa auch Speers Tätigkeit als Rüstungsminister oft gerade dadurch näher definiert, dass geschildert wird, was Speer *nicht* gewesen sei.

So besitzt die Tätigkeit des Rüstungsministers sowohl militärische als auch wirtschaftliche und politische Dimensionen. Jedoch verweigert der Erzähler die Identifikation mit auch nur einer dieser Dimensionen. Bereits bei der Ernennung zum Minister für Bau und Rüstung greift Speer hierauf zurück, indem er zwar einerseits betont, noch immer Architekt gewesen zu sein, sich selbst andererseits aber soldatische sowie wirtschaftliche und politische Kenntnisse abspricht:

793 Fest 1999, S. 14.

794 Speer 2005, S. 365.

795 Vgl. Trommer 2016, S. 8f.; Fest 1999, S. 7.

796 Vgl. Trommer 2016, S. 319f.

Ich war ein typischer Außenseiter, sowohl für die Armee, als auch für die Partei und die Wirtschaft, hatte noch nie in meinem Leben etwas mit Heereswaffen zu tun gehabt, denn ich war nie Soldat gewesen und hatte bis dahin noch nicht einmal, etwa als Jäger, ein Gewehr benutzt.⁷⁹⁷

Dieser Bescheidenheitstopos, gekoppelt mit der Zuschreibung ›Künstlerpersönlichkeit‹ als Gegensatz zum ›Soldaten‹, wird kurz darauf erneut aufgegriffen:

Denn nun sollte ausgerechnet ich in diesem Kriegsgeschehen eine Schlüsselstellung einnehmen, obwohl ich im Umgang mit fremden Menschen eher schüchtern war, mir die Gabe fehlte, frei in Versammlungen aufzutreten und es mir selbst in Sitzungen schwerfiel, meine Gedanken präzise und verständlich auszudrücken. Was würden die Generale des Heeres sagen, wenn ich, als Nichtsoldat und Künstler abgestempelt, ihr Partner sein würde?⁷⁹⁸

Die Selbstcharakterisierung als »schüchtern« kann dabei sowohl als Bescheidenheitstopos als auch als Identifikationsangebot an eine Leserschaft, die sich in einer solchen Lage unwohl fühlen würde, gelesen werden. Die Charakterisierung als »Nichtsoldat« ist zudem von elementarer Bedeutung für die Tätigkeit als Rüstungsminister und wird später noch mehrmals aufgegriffen. Selbst nach Kriegsende kommt Speer bei der Beschreibung des Nürnberger Prozesses noch einmal darauf zu sprechen. So habe sich im Gefängnis beim Hofgang rasch eine Art »Generalsgarten« etabliert, in dem die Militärs unter sich geblieben seien: »Von uns Zivilisten wurde diese Aufteilung respektiert.«⁷⁹⁹ Zwar wird der Begriff »Zivilisten« hier als Abgrenzung zum Militär verwendet. Jedoch besitzt er eben noch eine zweite Bedeutung im Sinne von »am Krieg unbeteiligt«, wie anhand von Formulierungen wie ›zivile Opfer‹ deutlich wird. Mit der Abgrenzung vom Militärischen verbindet Speer hier eine subtile Distanzierung vom Krieg, die mit seiner Tätigkeit als kriegswichtiger Rüstungsminister nur schwerlich in Einklang zu bringen ist.

Immer wieder zeigt Speer sich als Nicht-Dazugehöriger. So wird stets eine große Distanz zu anderen NS-Protagonisten gehalten. Dies tritt nun beim Nürnberger Prozess offen zu Tage. So habe Speer sich beim Hofgang bewusst von den anderen, sich in Ausflüchten ergehenden Angeklagten abgesondert. Dabei erklärt der Erzähler seine Einstellung mit der seiner Mitangeklagten für radikal inkommensurabel: »Mit den übrigen [Mitangeklagten] wäre jede Auseinandersetzung nutzlos und aufreibend gewesen. Wir redeten verschiedene Sprachen.«⁸⁰⁰

All diese Einschränkungen dienen letztlich auch dazu, den Grad der Invol-

797 Speer, S. 212f.

798 Ebd., S. 214.

799 Ebd., S. 516.

800 Ebd., S. 513.

viertheit in die Handlung einzuschränken und somit Speer als objektiven Beobachter und Zeugen auszuweisen. Dieses Objektivitätsstreben findet sich zudem im gelegentlichen Auftreten einer Nullfokalisierung (sprich: überpersönlichen Wissens) wieder. So kann der Erzähler die Details einer Intrige, die Speers Mitarbeiter Dorsch im April 1944 gemeinsam mit Hermann Göring gegen seinen erkrankten Dienstherrn ausgeheckt haben soll, nicht nur kenntnisreich beschreiben, sondern auch szenisch wiedergeben, obgleich der erkrankte Protagonist dabei nicht anwesend war.⁸⁰¹ Analog dazu weiß der Erzähler im Kapitel »Intrigen« auch detailliert von Absprachen zu einem Triumvirat aus Bormann, Lammers und Keitel zu berichten, ohne selbst in irgendeiner Form daran beteiligt gewesen zu sein.⁸⁰² Hitlers konspirative Treffen mit Goebbels, Ley und Bormann werden im Wortlaut wiedergegeben,⁸⁰³ obwohl nicht nur Speer keinen Zutritt zu diesem Zirkel hatte: »Keiner hatte Zutritt, wußte, wovon sie redeten, ob sie ihren Anfängen nachhingen oder dem Ende und was danach sein würde.«⁸⁰⁴ Auch als der Protagonist nach Kriegsende in einem amerikanischen Gefangenenlager untergebracht ist, das er nicht verlassen kann, ist der Erzähler dennoch mit der Gerüchteküche der umliegenden Dörfer intim vertraut.⁸⁰⁵

Diese über Speers unmittelbare Lebensgeschichte hinausreichende Erzählweise legt nahe, dass neben der autobiographischen Schilderung des Lebenswegs noch ein darüber hinausgehender Mehrwert angestrebt ist. Diese Deutung wird nicht zuletzt durch die häufige explizite Wendung an die Geschichtsschreibung nahegelegt. Oft geschieht dies in beiläufigen Bemerkungen, etwa, wenn der Erzähler nach einer Charakterisierung Eva Brauns noch eine Bewertung aus Historikersicht nachschiebt: »für den Historiker ist sie nur als Folie Hitlerscher [sic] Charakterzüge interessant.«⁸⁰⁶ Häufiger aber zitiert Speer sogar direkt Teile der historischen Forschungsliteratur und versieht die Zitate mit eigenen Ergänzungen, etwa, um erneut auf seinen Außenseiterstatus hinzuweisen:

Die Historiker meinen, daß ich mich im privaten Verkehr von der Partei ferngehalten hätte; es ließe sich aber auch sagen, dass die Parteigrößen sich von mir fernhielten, weil sie mich als Eindringling betrachteten.⁸⁰⁷

801 Vgl. ebd., S. 348.

802 Vgl. ebd., S. 265.

803 Vgl. ebd., S. 434.

804 Ebd., S. 433.

805 Vgl. ebd., S. 507.

806 Ebd., S. 107.

807 Ebd., S. 160. Am Ende des Zitats findet sich im Originaltext eine Endnote. Im Anmerkungsapparat lässt sich dann nachlesen: »Beispielsweise Trevor-Roper, Fest, Bullock« (Speer, S. 536). Auch wenn die Endnote also eine wissenschaftliche Belegbarkeit suggeriert, wird dieser Anspruch nicht eingelöst – Werktitel oder Seitenangaben fehlen, so dass sich

Ausdrücklich bleibt dieser vermeintliche Mehrwert der *Erinnerungen* als historische Quelle nicht auf den Kommentar zu Speers Leben beschränkt. Vielmehr versucht der Erzähler häufig, aus singulären Ereignissen allgemeine Gesetzmäßigkeiten abzuleiten, etwa wenn der Erzähler zum Kriegsende bemerkt: »Wie immer in kritischen Situationen enthüllten sich in diesen Tagen die Charaktere.«⁸⁰⁸ Narratologisch betrachtet schlägt sich dies jedoch vor allem in Frequenz und Modus, sprich der Rolle des Wechsels von Szene und Narration nieder. Letztere überwiegt in den *Erinnerungen* klar, die szenische Darstellung verdeutlicht die jeweiligen allgemeinen Ausführungen aber kurz. Für eine Autobiographie eher ungewöhnlich, handelt es sich bei wörtlicher Rede und sonstigen szenischen Elementen in der Regel gerade nicht um einmalige Ereignisse, sondern um allgemeine, häufiger auftretende Muster, die im Sinne des iterativen Erzählens durch eine »typische« Szene repräsentiert werden. So zeigt sich Hitler in architektonischen Besprechungen Speers Einwürfen gegenüber meist offen: »Wenn seiner Idee eine andere entgegengesetzt wurde, beharrte Hitler keineswegs auf seinem Willen: »Ja, Sie haben Recht, so ist es besser.««⁸⁰⁹ Hitlers Zitat dient nur der Illustration; wann und wie oft er es gesagt hat, wird weder benannt, noch ist es von Bedeutung. Analog wird Hitlers immer wieder geäußerter Wunsch, selbst Architekt zu werden, durch einen beispielhaften Dialog verdeutlicht:

Immer wieder versicherte Hitler: »Wie gern wäre ich Architekt geworden!« Und wenn ich dann erwiderte: »Aber dann hätte ich keinen Bauherrn«, hielt er mir entgegen: »Ach Sie, Sie hätten sich immer durchgesetzt!«⁸¹⁰

Ähnliche Beispiele zu direkter Rede als Ausdruck eines regelmäßig wiederkehrenden Dialogs finden sich etwa bei Hitlers Aussagen zum Bombenkrieg,⁸¹¹ Hitlers Einstellung zu seiner Diät⁸¹² sowie Hitlers Aussagen zum Gefühl der Einsamkeit⁸¹³. Vorteil einer solchen fingierten wörtlichen Rede ist neben ihrer Plastizität auch die stärkere Rhetorisierbarkeit der vermeintlichen Zitate.⁸¹⁴

Besonders offenkundig wird die angestrebte Exemplarizität schließlich bei Speers Ausführungen zu Hitlers Mittagstisch. Speer betont hier, dass der durch die langen Essenszeiten auftretende Zeitverlust oft notwendig gewesen sei, um

die Behauptung nicht ohne Weiteres überprüfen lässt. Zudem wurden Trevor-Roper und Fest unmittelbar von Speer selbst beeinflusst.

808 Ebd., S. 498.

809 Ebd., S. 93.

810 Ebd., S. 94.

811 Vgl. ebd., S. 312.

812 Vgl. ebd., S. 314.

813 Vgl. ebd., S. 315.

814 Vgl. Pausch, Dennis: »...und seine Worte waren ungefähr die folgenden: ...«. In: *Fremde Rede – eigene Rede. Zitieren und verwandte Strategien in antiker Prosa*. Hrsg. von Ute Tischer; Alexandra Binternagel. Frankfurt am Main: Lang 2010. S. 35–57, hier: S. 47.

einen direkten Kontakt mit Hitler herstellen zu können. Dabei wird deutlich, wie aufgesetzt der Anspruch der Allgemeingültigkeit angesichts von Speers sehr speziellen Erlebnissen tatsächlich ist:

Aber es war gleichzeitig wichtig, bei Hitler zu Gast gewesen zu sein, denn das verlieh Ansehen; außerdem war es für die meisten Gäste wichtig, einen Überblick über die Tagesmeinung Hitlers zu besitzen. [...] Einige der Gäste warfen bereits während des Essens wie Angler ihre Köder aus, um zu einem Gesprächstermin zu kommen. Sie erwähnten, daß sie Fotografien vom neusten Stand eines Bauvorhabens mitgebracht hätten; beliebt waren als Lockmittel auch Fotos von Theaterdekorationen eines neu inszenierten Stückes, am besten von Wagner oder von einer Operette. Aber als unfehlbares Zugmittel erwies sich immer noch: »Mein Führer, ich habe Ihnen neue Baupläne mitgebracht.« Dann konnte der Gast ziemlich sicher damit rechnen, daß Hitler antwortete: »Ja, schön, zeigen Sie sie mir gleich nach dem Essen.« Nach den Gepflogenheiten der Tischgesellschaft war dies ein verpöntes Vorgehen. Aber man lief andernfalls Gefahr monatelang zu warten, bis man einen offiziellen Termin bei Hitler erhielt.⁸¹⁵

Die unpersönliche Redeweise, wie sie an Formulierungen wie »der Gast« und »man« deutlich wird, mutet umso kurioser an, wenn man bedenkt, dass außer Speer wohl nur wenige der anwesenden Gäste mit Plänen und Photos von Bauvorhaben ihre Aufwartung gemacht haben dürften. Der entindividualisierte Sprachstil, der breite Identifikationsmöglichkeiten anbieten soll, wirkt hier aufgesetzt. Die rhetorische Inszenierung wird transparent, ihr Verschleiern (*dissimulatio artis*) disfunktional. Nur selten scheint der Versuch, den eigenen Einzelfall als allgemeines Lehrstück zu inszenieren, so deutlich durch wie hier. Die Figur Speer soll nur als Beobachter auftreten; wenn sie handelt, wird sie durch ein verallgemeinerndes »man« ersetzt.⁸¹⁶ Dabei knüpft Speer durch die Kombination mit der (Schein-)Selbstanklage hier vordergründig an eine vor allem durch Michel de Montaignes *Essais* popularisierte Erzählweise an, in der das Eigene auch und gerade aufgrund seiner (vermeintlichen) Verfehlungen einen allgemeinen Wert beansprucht. Montaigne betont in »Über das Bereuen« etwa:

Ich führe ein Leben ohne Glanz und Gloria vor Augen – warum auch nicht? Man kann alle Moralphilosophie ebensogut auf ein niedriges und namenloses wie auf ein reicheres ausgestattetes Leben gründen: Jeder Mensch trägt die ganze Gestalt des Menschseins in sich.⁸¹⁷

815 Speer, S. 142.

816 Auch Brechtken weist auf Speers Tendenz zum unpersönlichen »man« hin und ergänzt treffend, dass Speer vor allem Belastendes im »man« auflöse, bei positiven Taten hingegen zum »Ich« greife. Ob es sich hierbei tatsächlich um eine Besonderheit Speers handelt, oder nicht vielmehr um ein im allgemeinen Sprachgebrauch recht häufiges Phänomen, ist jedoch eine andere Frage (vgl. Brechtken 2012, S. 42f.; Breloer 2005, S. 10f.).

817 Montaigne, Michel Eyquem de: »Über das Bereuen«. In: Ders.; Stilet, Hans: *Essais. Drittes Buch*. München: Goldmann 2002. S. 33–55, hier: S. 34.

Analog beanspruchen auch Speers *Erinnerungen* gerade aufgrund der vermeintlichen Belastung Speers einen darüber hinausweisenden Anspruch.⁸¹⁸

Selbst die Titel und Inhalte der einzelnen Kapitel unterstreichen diese exemplarische Ausrichtung. Kapitel 9 etwa ist »Ein Tag Reichskanzlei« betitelt und behandelt einen solchen in exemplarischer Art und Weise. Speer selbst kommt in den Kapitelüberschriften hingegen lediglich ein einziges Mal vor: Kapitel 4 (»Mein Katalysator«) lässt von vorneherein auf einen Ich-Erzähler schließen (verweist dabei aber bereits auf die *translatio criminis* als zentralen Exkulpationsmodus). Alle anderen Überschriften könnten durchaus auch in einer nicht von ihm selbst verfassten Speer-Biographie oder eben einem allgemeinen Lehrbuch über das Dritte Reich Verwendung finden. Anders als Schirachs *Ich glaubte an Hitler*, Raeders *Mein Leben* sowie Dönitz' *Mein wechselvolles Leben* lässt selbst im Titel der *Erinnerungen* kein Personal- oder Possessivpronomen einen direkten Schluss auf eine Identität von Autor und Erzähler zu (wenngleich »Erinnerungen« ein recht etablierter Titel für Autobiographien und Memoiren ist). Damit liegt der Schluss nahe, dass ein wesentlicher Bestandteil der Speer'schen Inszenierung von Exemplarizität auch der Paratext ist, der nun noch abschließend untersucht werden soll.

3.11 Paratext in Speers *Erinnerungen*

Betrachtet man die oben erarbeiteten Merkmale der Speer'schen Selbstinszenierung in den *Erinnerungen* – das Strukturmuster der permanent scheiternden Konversion, das die notwendigen Bedingungen sowohl für eine Verteidigung qua (Schein-)Selbstanklage als auch für exemplarisches Erzählen schafft – im Zusammenhang mit dem Paratext sowie den ergänzenden photographischen Abbildungen, so zeigt sich, dass die komplexen Textstrategien eng mit korrespondierenden Strategien auf der Ebene des Paratexts und sonstigen Begleitwerks verzahnt sind. An der hier betrachteten Erstauflage der *Erinnerungen* fällt dabei zunächst auf, dass der paratextuelle Raum bis aufs äußerste ausgenutzt wird. Der Sparsamkeit, die in Schirachs *Ich glaubte an Hitler* etwa durch das gänzliche Fehlen eines Inhaltsverzeichnisses eine lineare Lektüre erzwingt, steht bei Speer von Schutzumschlag über Klappentext, Motto, Inhaltsverzeichnis, Vorwort, Nachwort, Anmerkungsapparat und Register eine Fülle an paratex-

818 Kevin Dunn verortet die Wurzeln des exemplarischen Erzählens, mit dem Autobiographen sich ihrem Publikum als Repräsentationsfigur anbieten, in der Renaissance, vor allem im späten 17. Jahrhundert (vgl. Dunn, Kevin: *Pretexts of authority. The rhetoric of authorship in the Renaissance preface*. Stanford, Calif.: Stanford University Press 1994, S. 9–12).

tuellen Elementen gegenüber, die auf ihre Art ebenfalls im Dienste der Textstrategien stehen.

Einen ersten Hinweis auf die erhöhte Bedeutung des Paratexts für Speers *Erinnerungen* gibt bereits die keineswegs selbstverständliche Tatsache,⁸¹⁹ dass das Buch mit seinem Schutzumschlag über eine zusätzliche Erweiterung des paratextuellen Raums verfügt. Bedeutendstes Element des Schutzumschlags ist im konkreten Fall der Klappentext. Meist vom Verlag verantwortet und ganz im Dienste der Vermarktung stehend, richtet sich der Klappentext an alle potenziellen Leserinnen und Leser mit der erklärten Absicht, diese zu tatsächlichen Leserinnen und Lesern zu machen. Doch ist diese Werbefunktion tatsächlich die einzig relevante Aufgabe des Klappentexts und dieser ansonsten von zu vernachlässigender Bedeutung? Bei genauer Betrachtung sind drei Merkmale des Klappentexts von zusätzlicher Relevanz, die Gérard Genettes Klassifizierung als ›Verbrauchsmaterial‹ zumindest in Frage stellen.⁸²⁰ Erstens handelt es sich hierbei um ein Element des Paratexts, das zwar von den meisten Leserinnen und Lesern nur einmal, dadurch aber überhaupt gelesen wird, was bei zahlreichen anderen paratextuellen Elementen wie dem Anhang, Quellnachweis oder Register, ja selbst dem Inhaltsverzeichnis, keineswegs selbstverständlich ist. Zweitens ist der Klappentext der womöglich einzige Fließtext, der auch von Nichtleserinnen und Nichtlesern gelesen werden kann und wird. So bieten sich hier gegenüber anderen Peritexten stark erweiterte Möglichkeiten, apologetische Inhalte auch über den engeren Kreis der Leserschaft hinaus zu vermitteln.⁸²¹ Drittens, und das ist entscheidend: Da die meisten Leserinnen und Leser den Klappentext vor dem Haupttext lesen, handelt es sich bei ihm – zusammen mit dem Vorwort (falls vorhanden) – um eine der wesentlichen paratextuellen Möglichkeiten, eine bestimmte Art der Lektüre nahezulegen und zu prästrukturieren. Folglich zeichnen den Klappentext drei Funktionen aus, die alle von Relevanz für die Untersuchung apologetischer Strukturen sind: Erstens fungiert der Klappentext als eine auch an Nichtleserinnen und Nichtleser und somit potenziell die gesamte Öffentlichkeit⁸²² gerichtete Zusammenfassung der zen-

819 Schirachs *Ich glaubte an Hitler* und Raeders *Mein Leben* haben etwa keinen Schutzumschlag.

820 Genette bezeichnet den Klappentext und andere Elemente des Schutzumschlags als »paratextuelle Mitteilungen, die kurzfristig wirken und danach dem Vergessen anheimfallen sollen« (Genette 1989, S. 33).

821 Das einzige alternative, dem Wirkungskreis nach noch deutlich einflussreichere, in den Wirkungsmöglichkeiten hingegen beschränktere Element des Peritextes ist der Titel. Dieser zirkuliert im Gegensatz zum Klappentext auch unabhängig von gedruckten Exemplaren des Buchs. Allerdings sind die inhaltlichen Möglichkeiten der Gestaltung in der Regel auf maximal einen Satz beschränkt – man denke an Baldur von Schirachs *Ich glaubte an Hitler*.

822 Der Vollständigkeit halber sei an dieser Stelle noch der Gedanke hinzugefügt, dass es sich beim Klappentext im hier verhandelten Format um einen gleichwohl etwas ›intimeren

tralen Aussagen des Werks, eine Art *apologia in nuce*. Zweitens wirbt er mittels verschiedener rhetorischer Techniken darum, trotz der in ihm enthaltenen Kurzzusammenfassung den gesamten Text des Buchs zu lesen. Drittens können hier Gattungs- und Lektürekontrakte angeboten, verstärkt oder modifiziert werden. Alle diese Funktionen gilt es, im Folgenden in die Analyse einzubeziehen.

3.11.1 Klappentext und Motto

Die ersten beiden Funktionen des Klappentexts legen nahe, dass dort ein gegenüber dem Text des Buchs deutlich erhöhter rhetorischer Aufwand zu erwarten ist. Albert Speers *Erinnerungen* bilden hier keine Ausnahme. Schon die ersten Sätze des Klappentexts greifen auf etablierte Elemente der ursprünglich von der antiken Gerichtsrhetorik erarbeiteten Exordialtopik⁸²³ zurück – vor allem auf das Erzeugen von Aufmerksamkeit (*attentum parare*), das sich üblicherweise durch das Versprechen von neuen, außergewöhnlichen und bedeutenden Sachverhalten vollzieht.⁸²⁴ Mithilfe eines Zitats des britischen Historikers Hugh Trevor-Roper wird eine Sonderstellung des Werks als lang erwartetes Buch von großem Interesse inszeniert:

›Jetzt wird er,‹ schrieb Hugh Trevor-Roper 1948 nach der Verurteilung Albert Speers zu zwanzig Jahren Zuchthaus, ›vielleicht die Gelegenheit haben, seine Autobiographie zu schreiben. Das könnten die einzigen Memoiren aus dem Dritten Reich sein, die es wert sind, gelesen zu werden.‹⁸²⁵

Neben dem Versprechen einer wertvollen Lektüreerfahrung wird hierbei auch auf das seit Goethes *Dichtung und Wahrheit* geradezu klassisch zu nennende,

Paratext handelt als bei ähnlichen Texten auf dem Buchrücken. Bei geschlossenem Buch ist er dem Auge des Betrachters verborgen. Folglich erfordert es die Mehrleistung, den Buchdeckel aktiv aufzuschlagen, um zum Inhalt des Klappentexts vorzustoßen, woraus sich eventuell ein stärkeres Grundinteresse der potenziellen Leserinnen und Leser, die zu ihm vordringen, ableiten ließe. Bei verschweißten Buchexemplaren ist er zudem nicht zugänglich.

823 Zum Lob der Person in der Einleitung vgl. Cic. part. 28. Zum Lob der Bedeutung des Redegegenstands vgl. ebd. 30.

824 Zum Erzeugen von Aufmerksamkeit zu Redebeginn vgl. etwa Aristot. rhet. 1415b; Rhet. Herr. I 7; Quint. inst. IV 1, 33.

825 Speer, Klappentext Schutzumschlag. Die werbende Zurschaustellung prominenter Stimmen auf dem Schutzumschlag bezeichnet Genette, der solch plakativ »lobende Urteile« nicht besonders zu schätzen scheint, dem damaligen anglo-amerikanischen Sprachgebrauch folgend als »promotional statement« oder auch »blurb«. Letzteres sei dabei gleichbedeutend mit »unserem *Blabla* oder *Gewäsch*« (vgl. Genette 1989, S. 31). Im heutigen Sprachgebrauch dürfte allerdings wohl eher von *testimonials*, bei Prominenten auch von *endorsements* die Rede sein.

bereits häufiger erwähnte Motiv der externen Motivation der Autobiographie angespielt – Speer habe mit dem Schreiben seines Buches lediglich einer Art Forderung der Geschichtsschreibung, als deren Vertreter hier exemplarisch Trevor-Roper auftritt, entsprochen. Dies wird insbesondere durch den Folgesatz bekräftigt, in dem das Bild des Vorlegens evoziert wird: »Dieses Buch legt Albert Speer nunmehr vor.«⁸²⁶ Auch wenn nicht explizit genannt wird, *wem* dieses Buch nun vorgelegt wird – durch die Anknüpfung an die Ausführungen Trevor-Ropers lässt sich doch die historisch interessierte Öffentlichkeit als intendierter Leserkreis erahnen. Zumindest gibt es beim ›Vor-legen‹ in der Regel – man denke etwa an das Vorlegen einer Dissertation bei einer Prüfungskommission – eine dritte Partei, die eben dieses auch erwartet und dann über das Vorgelegte urteilt. Somit lässt sich gerade durch diesen Satz eine neuerliche Anlehnung an das Motiv der externen Motivation konstatieren. Auffallend ist auch die Verwendung der Begriffe ›Autobiographie‹ und ›Memoiren‹, die im angeführten Zitat synonym verwendet werden.⁸²⁷ Mit der Erwähnung beider Begriffe wird hier ein erster Grundstein für das Angebot eines ›autobiographischen Pakts‹ gelegt. Der Memoirenbegriff ist dabei zwar etymologisch im den konstitutiven Prozess der Autobiographie thematisierenden Titel *Erinnerungen* angedeutet, die Gattungszuordnung geht aus dem Titel allein jedoch nicht explizit hervor. Zudem wird die Gefängnisstrafe durch die Verwendung des schärferen Wortes »Zuchthaus«, das gemeinhin mit harter körperlicher Arbeit assoziiert wird, dramatisiert und Speer so als hart bestrafter, vielleicht gar zu bemitleidender Büßer dargestellt. Gleichzeitig wird die Strafe als Gelegenheit, ja Auftrag zum Schreiben umgedeutet.

Auf das Zitat Trevor-Ropers folgt eine Passage, in der Speers Werdegang in einer Art Schnelldurchlauf nachgezeichnet wird. Dort wird angegeben, dass sich der Großteil der erzählten Zeit des Haupttexts über einen Zeitraum von zwölf Jahren erstreckt. Speer habe in diesen Jahren vier Stationen durchlaufen, die ihn in besonderer Weise mit Hitler verbunden hätten:

Es ist der Lebensbericht eines Mannes, der Hitler zwölf Jahre lang in einzigartigen und widersprüchlichen Positionen verbunden war: als Architekt der Welthauptstadt Germania, als Freund nächtlicher Tischrunden in der Reichskanzlei und auf dem Berghof,

826 Speer, Klappentext Schutzumschlag.

827 Zwar wurde bereits 1948, zum Zeitpunkt des Zitats Trevor-Ropers, gelegentlich zwischen den Begriffen ›Autobiographie‹ und ›Memoiren‹ differenziert – Georg Mischs *Geschichte der Autobiographie* war erstmals 1907 erschienen –; dennoch wäre es wohl gewagt, Trevor-Roper (vorausgesetzt, dass es sich überhaupt um ein authentisches Zitat handelt) hier literaturwissenschaftliche Ambitionen zu unterstellen. Es ist vielmehr davon auszugehen, dass im konkreten Fall die Begriffe in ihrer umgangssprachlichen, nicht-wissenschaftlichen Verwendung als Synonyme gemeint sind, wie dies auch im heutigen Sprachgebrauch noch durchaus der Fall ist.

als Technokrat und Organisator eines bestaunten Rüstungswunders und schließlich als unerwarteter und wirksamer Widersacher.⁸²⁸

Mit dem Architekten, dem technokratischen Rüstungsminister und dem Wohltäter des Volkes sind hier die drei zentralen Varianten der Selbstinszenierungen in den *Erinnerungen* benannt und angekündigt, die auch der Dreiteilung des Texts entsprechen. Einige Formulierungen fallen an dieser Stelle ins Auge. Nach ›Memoiren‹ und ›Autobiographie‹ weist auch der Begriff ›Lebensbericht‹ auf das Angebot eines autobiographischen Lektürekontrakts hin. Zudem wird Speer als »Architekt der Welthauptstadt Germania« vorgestellt, die bekanntlich eine Fiktion blieb. Seine im Buch geschilderten, aktiven Bautätigkeiten, etwa beim Umbau des Berliner Gauhauses und des Propagandaministeriums, bei der Gestaltung des Nürnberger Reichsparteitagsgeländes samt Zeppelfeld sowie der neuen Reichskanzlei, bleiben demgegenüber unerwähnt – ganz zu schweigen von der auch im Text ausgelassenen Beteiligung an Deportationen. Diese Wahl lässt sich getrost der an die Gesamtgesellschaft gerichteten apologetischen Funktion des Klappentexts zuschlagen – die tatsächliche Tätigkeit als Toparchitekt und »Chefdekorateur«⁸²⁹ der nationalsozialistischen Bewegung wird zugunsten der Berliner Gedankenspiele vorerst verschwiegen. Diese Möglichkeit ist bereits im Wesen des Klappentexts selbst angelegt; seine knappe Form macht Auslassungen notwendig und legitimiert somit deren Anwendung.

Ähnlich zu der Reduktion der Architektentätigkeit wird auch die Bezeichnung ›Rüstungsminister‹ vermieden und stattdessen durch die Periphrase »Technokrat und Organisator eines bestaunten Rüstungswunders« ersetzt, wodurch der unpolitische Aspekt von Speers Regierungshandeln in den Vordergrund gestellt wird. Der offizielle, ins NS-Regierungskabinett und seine Ideologie eingebundene Charakter der Tätigkeit tritt dadurch in den Hintergrund. Auch legt die Formulierung »eines bestaunten Rüstungswunders« eine einseitig positive Leseweise von Speers Anteil an der Regierung des NS-Staats nahe, indem ihm noch dazu wundersames und bewundernswertes Organisationstalent attestiert wird, ohne dass näher expliziert würde, von wem seine Taten denn »bestaunt« wurden. Den Abschluss bildet die Schilderung Speers als »unerwarteter und wirksamer Widersacher« Hitlers. Diese klimatisch aufgebaute Kaskade wird noch um einen Zusatz ergänzt, der Speer nun endgültig und eindeutig als positiv zu beurteilenden Charakter präsentiert: »Das wirtschaftliche Überleben Europas geht zu einem erheblichen Teil auf ihn zurück.«⁸³⁰ Das Vorbringen erbrachter Wohltaten (*beneficia*) gehört dabei, wie oben ausgeführt,

828 Speer, Klappentext Schutzumschlag.

829 Speer, S. 72.

830 Speer, Klappentext Schutzumschlag.

zu den wesentlichen Elementen der *Ethos*-Inszenierung.⁸³¹ Analog zu Ciceros Ausführungen, Sympathien würden »am meisten durch Wohltaten gewonnen, an zweiter Stelle aber wird Wohlwollen durch den Willen, wohl zu tun, geweckt«⁸³², wird auch im Klappentext häufig auf Wohltaten verwiesen, in Ermangelung der selbigen aber zumindest auf den Willen zu ihnen. Die Erwähnung von Speers guten Absichten und Taten wie seiner späteren Gegnerschaft zu Hitler sowie seiner vermeintlichen Rolle bei der Sicherung der Wirtschaftskraft Europas dient folglich direkt der Apologie des Autors sowie, im Falle einer Lektüre des Haupttexts, auch der bereits an dieser Stelle mitkonstruierten Glaubwürdigkeit von Erzähler und Figur. Die im Klappentext hergestellte Glaubwürdigkeit kann dabei sozusagen ›ins Buch mitgenommen‹ werden; sie wird von den Leserinnen und Lesern direkt auf die Lektüre transferiert. Daher ist es nicht verwunderlich, dass der an dieser Stelle betriebene rhetorische Aufwand immens ist.

Das Speer'sche *Ethos* bleibt auch im Fortgang des Klappentexts zentral. So wird Speer als tugendhafter, an Macht nicht interessierter Außenseiter dargestellt, der trotz seiner Machtposition in Hitlers Zirkel Bodenhaftung bewahrt habe. Neben der Tugend (*arete/virtus*) werden zudem seine besondere Klugheit und Einsicht (*phronesis/prudentia*) gelobt, die er in seiner Position entwickelt und geschärft habe:

Vom Beginn bis zum Untergang des Dritten Reiches besaß Albert Speer einen idealen Beobachtungs-Standort [sic]: der privatesten Runde Hitlers zugehörig, und doch fremd in ihr; mächtig und zugleich ohne Interesse an Macht. Die Rolle des Außenseiters im innersten Kreise hat seinem Blick Kühle und Schärfe gegeben.⁸³³

Die Wahl der Formulierung »Beobachtungs-Standort« prägt dabei die Erwartungen an den Erzähler, und, mehr noch, die Figur, die folglich eher passiv beobachtend als aktiv selbst handelnd imaginiert wird. Die Betonung der Außenseiterrolle hingegen markiert darüber hinausgehend eine deutliche Trennlinie zwischen Speer und dem NS-System, in das er eingebunden war. Gewissermaßen werden dadurch auch seine Taten von seinem Willen entkoppelt und eine gewisse ›Ausgeliefertheit‹ konstruiert, bis hin zu einer Formulierung wie »mächtig und zugleich ohne Interesse an Macht«, die mehr an das platonische Konzept des Philosophenkönigs als an Albert Speer erinnert.

Ein auf nicht näher bezeichneten Autoritäten aufbauendes *argumentum ad verecundiam*⁸³⁴ unterstreicht im Fortgang des Klappentexts erneut den An-

831 Vgl. Aristot. rhet. 1378a.

832 Cic. off. II 9, 32.

833 Speer, Klappentext Schutzumschlag.

834 Dt. etwa ›Ehrfurchtsargument‹. Vgl. Kienpointner, Manfred: *Vernünftig argumentieren*.

spruch auf tugendhaftes Verhalten: »Selbst seine entschiedensten Kritiker haben ihm persönlich moralische Integrität durch alle Phasen der Teilhabe an einem amoralischen System bescheinigt.«⁸³⁵ Hiermit wird implizit auch suggeriert, dass die Theodor W. Adorno zugeschriebene Sentenz »Es gibt kein richtiges Leben im falschen« nicht zutreffend sei. Man könne also sehr wohl auch als Nazi ein moralisch integrier Mensch gewesen sein. Hiermit ist insbesondere auch ein Identifikationsangebot an Teile der bundesrepublikanischen Öffentlichkeit zum Publikationszeitpunkt der *Erinnerungen* verbunden.⁸³⁶

Der zweite, hintere Teil des Klappentexts knüpft nahtlos hieran an.⁸³⁷ Nach zwei positiven Aussagen (Trevor-Roper, »entschiedenste Kritiker«) wird nun erstmals eine vordergründig negative Aussage einer Autorität bemüht. Doch kamen zuvor Gegner des NS-Regimes zu Wort, wird nun einer seiner Protagonisten herangezogen. Hermann Göring, Speers Antagonist nicht nur im Nürnberger Prozess, habe Speers Charakter im Verlaufe des Nürnberger Prozesses als unzuverlässig beschrieben:

Die nie aufgegebene Distanz blieb bis zum Ende spürbar; im Anschluß an die Aussage Speers in Nürnberg meinte Göring, er habe nie wirklich zu ihnen gehört: »Wir hätten ihm nie vertrauen dürfen!«⁸³⁸

Mag es auf den ersten Blick eigenartig anmuten, eine derart negative Charakterisierung zu verwenden, wird die Brandmarkung Speers als vertrauensunwürdig durch das negative *Ethos* der Quelle wieder ins Positive gewendet, sozusagen eine *Ethos*-Konstruktion *ex negativo*,⁸³⁹ wie sie sich im Text auch bei der indirekten Selbstinszenierung als technokratisches Organisationsgenie findet.

Regeln und Techniken der Diskussion. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verlag 1996, S. 170.

835 Speer, Klappentext Schutzumschlag.

836 So war der damalige Bundespräsident Heinrich Lübke seit Mitte der 1960er-Jahre in die Kritik geraten, da er als Bauzeichner unter anderem an KZ-Planungen beteiligt gewesen sei. Speers *Erinnerungen* bedienen hier also auch das Bedürfnis, aktive Politiker mit NS-Vergangenheit zu entlasten (vgl. Trommer 2016, S. 73 f.).

837 »Nahtlos« deshalb, weil dort letztlich der Text der ersten Klappe fortgesetzt wird. Häufig findet sich stattdessen auf der hinteren Klappe eine Art Autorenportrait, während die erste Klappe der Inhaltsangabe dient.

838 Speer, Klappentext Schutzumschlag.

839 Eines der bekanntesten Beispiele für eine solche Strategie ist der Beginn von Ciceros Zweiter Philippischer Rede. Dort wirbt Cicero um Wohlwollen, indem er betont, dass »in den letzten 20 Jahren kein Feind unseres Staates vorgekommen ist, der nicht zugleich auch mir den Krieg erklärt hätte«. (Cic. Phil. II 1; Übersetzung nach Cicero, Marcus Tullius; Fuhrmann, Manfred: *Die politischen Reden. Lateinisch/deutsch.* München: Artemis & Winkler 1993). Analog zu Speer handelt es sich hierbei letztlich um eine zum Topos der Wohlwollensgewinnung geronnene Variante der bekannten Sentenz »Der Feind meines Feindes ist mein Freund«. Heutzutage wird diese Strategie gelegentlich in der Werbung in Form von »Anti-Testimonials« eingesetzt. Bekannt ist beispielsweise die »Ihre Meinung zu BILD?«-Werbekampagne aus dem Jahr 2011, in der verschiedene Prominente eine Stellungnahme zur

Diese Rollenverteilung lobender und tadelnder Autoritäten ergibt nur dann Sinn, wenn der Leserkreis bestimmte Voraussetzungen erfüllt. Dazu zählt unter anderem eine anti-nationalsozialistische Einstellung, die »alliierte« Historiker wie Trevor-Roper als positive, den ehemaligen Reichsmarschall Göring hingegen als negative Autoritäten ansieht.⁸⁴⁰ Durch die Wahl dieses positiv/negativ-Schemas empfiehlt der Klappentext das Buch der breiteren Öffentlichkeit, insbesondere den führenden Meinungsmedien, in denen die Wahrnehmung des NS-Staats zum Zeitpunkt der Veröffentlichung (1969) klar ablehnend war. Gleichzeitig wird auch Speer selbst diese Meinung zugeschrieben, so dass potenzielle Leserinnen und Leser im Buch mit einer ablehnenden Haltung gegenüber den geschilderten Figuren und Handlungen aus der NS-Führung rechnen dürfen.

Diese Dichotomie zwischen *vox hostium* und *vox amicorum*, den Stimmen von Gegnern und Freunden, geht also mit einer Inversion von deren Bewertung einher. So ist es gerade das hier zelebrierte Lob durch Autoritäten, die eigentlich Gegner sein müssten, und der Tadel durch Personen, die eigentlich positiv eingestellt sein müssten, der wiederum die Glaubwürdigkeit, d. h. das *Ethos* der Zeugen selbst stärkt, so dass deren Aussagen als umso plausibler und »authentischer« wahrgenommen werden, gerade weil sie nicht durch emotionale oder sonstige Verpflichtungen gegenüber dem Subjekt ihrer Aussage zu der selbigen genötigt werden. Die bereits durch die Zitatverwendung nahegelegte Bewertung der NS-Zeit setzt sich auch im weiteren Klappentext dahingehend fort, dass analog zur antiken *refutatio*, dem Verwerfen gegnerischer Meinungen⁸⁴¹, bisherige Autobiographien dieser Epoche rundheraus abgelehnt und als entweder intellektuell-moralisch minderwertig oder völlig uninformiert beschrieben werden:

Bild-Zeitung äußern konnten – unter ihnen etwa Gregor Gysi, der eine klar negative Meinung vertrat. Vgl. hierzu auch Luppold 2015, S. 155f.

840 Aus der Sicht einer (neo-)nationalsozialistisch gesonnenen Leserschaft würden hingegen ein Lob durch Göring und ein Tadel durch Trevor-Roper zu einer besseren Wahrnehmung Speers führen.

841 Zwar handelt es sich bei dem hier angeführten Klappentext keineswegs um eine antike Gerichtsrede. Auffällig ist allerdings, dass er beinahe exakt deren dispositives Schema kopiert: Auf eine einleitende Gewinnung des Wohlwollens (*exordeum/principium*) folgt eine narrative Schilderung (*narratio*) und grobe Angabe der Gliederung (*divisio*), die von einer in positive Beglaubigung des eigenen Standpunktes (*confirmatio*) und Widerlegung gegnerischer Standpunkte (*refutatio*) zerfallenden Argumentation (*argumentatio*) gefolgt wird. Den Abschluss bildet die meist stark pathetische *conclusio*. Die Parallelen des Klappentexts sind eindeutig (vgl. Cic. part. 4; 28–60; Cic. inv. I 14; Cic. de or. II 80; 19; Rhet. Her. I, III 4). Aristoteles propagiert demgegenüber eine knappe Gliederung, die nur aus Sachdarstellung und Argumentation besteht, welche nur bei Bedarf noch durch Einleitung und Schluss ergänzt werden können (vgl. Aristot. rhet. 1414a).

Die paradoxe Eigenart der bisher vorliegenden Erinnerungen führender Akteure aus jener Zeit ist es, daß die einen, die intime Einblicke besaßen, sich weder intellektuell noch moralisch legitimiert zeigen, Zeugnis abzulegen, während die anderen, die über Urteilsfähigkeit verfügen, Hitler naturgemäß nie nahe genug kamen, um sich aufschlußreich zu äußern.⁸⁴²

Fragwürdig ist hier allerdings die Argumentation, dass Menschen mit Urteilsfähigkeit Hitler »naturgemäß« nie nahe kamen, diskreditiert dies doch indirekt Speer als Protagonisten. In Anknüpfung an die bereits von Trevor-Roper im Eingangszitat geschaffene Erwartungshaltung werden Speers *Erinnerungen* und damit gleichzeitig ihr Autor und Erzähler diesen »gescheiterten« Autobiographien dennoch als Gegenentwurf gegenübergestellt:

Albert Speer ist die Ausnahme. Er verfügt über Kenntnis wie Einsicht: »Ich wollte nicht nur berichten, sondern auch verstehen«, formulierte er im Schlußkapitel seiner Erinnerungen als Fazit seines Lebens und dieses Buches.⁸⁴³

Neben dem nochmaligen Betonen von Speers Einzigartigkeit sind hierin bereits für den Lektürekontrakt zentrale Elemente enthalten – so zentral, dass sie eben nicht nur alleine im Text vorkommen, sondern schon im für den Lektürekontrakt prägenden Paratext »dupliziert« werden. Die Leserinnen und Leser sollen weniger einen Tatsachenbericht als vielmehr eine um Verstehen bemühte Beschreibung damaliger Verhältnisse vorfinden. »Verstehen« ist dabei eine passive, rezeptive Haltung – in der Regel die Haltung der Leserinnen und Leser, nicht des Erzählers: Ein Erzähler berichtet, die Leserinnen und Leser verstehen. Im angegebenen Zitat aber stellt sich Speer in seiner Rolle als Erzähler auf die Seite der Leserschaft; ihm tritt eine bereits vorhandene Erzählung entgegen, die er gemeinsam mit den Leserinnen und Lesern rezipiert und zu verstehen versucht. Dadurch entkoppelt er sich aber von seiner eigenen Beteiligung an der Erzählung, denn zum Verstehen ist Speer in der Rolle der Figur nicht nötig. Tatsächlich ist die mit diesem Bezug des Paratexts auf den Haupttext implizierte Trennung des späteren Erzählers von den Handlungen der Figur noch radikaler, als auf den ersten Blick ersichtlich. Denn das angebliche Zitat findet sich in dieser Form im Text des Buchs selbst gar nicht wieder. Das letzte Kapitel enthält lediglich eine ähnliche, aber keineswegs gleichlautende Formulierung, in der Speer beteuert, es sei sein Ziel, »nicht nur einzugestehen, sondern auch zu begreifen«⁸⁴⁴. Die Veränderungen, die dieses Zitat beim Sprung in den Paratext erfahren hat, sind markant. Denn während das Eingestehen immer auch schuldhaftes Handeln impliziert, ist das Berichten eine demgegenüber deutlich unbeteiligtere Variante.

842 Speer, Klappentext Schutzumschlag.

843 Ebd.

844 Vgl. Speer, S. 521.

Ein eingestehender Erzähler ist eng mit den Handlungen der Figur verknüpft, während diese Verknüpfung beim berichtenden Erzähler nicht notwendig ist. So wird hier bereits im Paratext die später im Text durchgeführte, oft radikale Trennung von Figur und Erzähler vorweggenommen und den potenziellen Leserinnen und Lesern auf dem Weg zur Lektüre mitgegeben. Diese Strategie wird abschließend mit einem weiteren Zitat eines ›alliierten‹ Experten fortgeführt. Im letzten Abschnitt des Klappentexts bescheinigt Eugene Davidson, der in seiner Rolle als Präsident der Yale University Press als Vertreter der seriösen, wissenschaftlichen Verlagswelt vorgestellt wird, dem Buch einen dokumentarischen Charakter:

Eugene Davidson, Präsident der Yale University Press, Autor des Buches über die Kriegsverbrecher-Prozesse, schrieb nach der Lektüre des Manuskriptes der Speerschen [sic] Memoiren, daß dies keine Rechtfertigungs- und schon gar nicht eine Verteidigungsschrift sei, sondern »ein unvergleichliches historisches Zeugnis, ein absolut unbezahlbares Dokument«. ⁸⁴⁵

Das durch das Vorschieben einer Autorität noch zusätzlich verstärkte Leugnen der Apologiehaltigkeit kann dabei als deutlichstes Signal der selbigen angesehen werden. Die im Buch selbst eingesetzte Strategie der vermeintlichen Nicht-Verteidigung, die etwa bei der Bewertung des Holocaust zum Einsatz kommt, dient hier wie dort der *dissimulatio artis*, der Verschleierung rhetorischer Strategien. Auch das Lob des Buchs als »historisches Zeugnis« und »unbezahlbares Dokument« knüpft an die Initialisierung des Lektürekontrakts als von der Figur losgelöste Erzählung an. Der Begriff ›Zeugnis‹ als Gegenentwurf zur ›Rechtfertigungs- und Verteidigungsschrift‹ stellt Speer in die Rolle eines Zeugen, nicht in die eines Angeklagten. Auch die Verwendung des Begriffs ›Dokument‹ (von lat. *docere*, belehren) legt eine solche Leseweise nahe, die kein Interesse an individuellen Entwicklungen, sondern an belegbaren historischen Ereignissen und deren Ursachen hat.

Insgesamt lassen sich im Klappentext zu Speers *Erinnerungen* also alle drei weiter oben skizzierten Funktionen des Klappentexts wiederfinden. Ein Kurzdurchlauf durch die verschiedenen Stationen seines Lebens sowie die sowohl dort als auch im restlichen Klappentext immer präsente Konstruktion eines positiven *Ethos* fügen sich zu einer Art Mini-Apologie, die sich auch und gerade an die Öffentlichkeit richtet, die das Buch nicht vollständig liest. Eine auf den Ausführungen zahlreicher angeführter Autoritäten aufbauende Argumentationslinie wirbt mit der Betonung der Einzigartigkeit und des besonderen, auch historischen Werts des Buchs für das Lesen des Haupttexts. Schließlich wird durch mehrere Gattungsbezeichnungen ein autobiographischer Lektürekon-

845 Speer, Klappentext Schutzumschlag.

trakt angeboten und durch einige Rollenzuschreibungen für Erzähler und Figur präzisiert.

Die Lektürehaltung, die der Klappentext potenziellen Leserinnen und Lesern nahelegt, wird auch im vorrangig an tatsächliche Leserinnen und Leser adressierten Paratext aufgegriffen. Neben dem Klappentext verfügen die *Erinnerungen* noch über ein Motto, ein Inhaltsverzeichnis, sowie ein Vorwort, die allesamt dem Text vorangestellt sind. Als Motto wählt Speer dabei ein Zitat des evangelischen Theologen Karl Barth.⁸⁴⁶

›Jede Selbstbiographie ist ein so fragwürdiges Unternehmen, weil dabei notwendig vorausgesetzt wird, es gebe einen Stuhl, auf den einer sich setzen könne, um das eigene Leben von da aus zu betrachten, in seinen Phasen zu vergleichen, es in seiner Entwicklung zu überschauen und zu durchschauen. Der Mensch kann und soll sich wohl sehen. Überschauen kann er sich nicht einmal im je gegenwärtigen Augenblick und auch nicht im Ganzen seine Vergangenheit.‹ [sic]⁸⁴⁷

Aus der Sicht des Gattungsvertrags ist die Wahl von Barths Zitat als Motto im doppelten Sinne relevant. Einerseits wird das Werk durch die Wahl eines Mottos, das sich mit dem Unternehmen, eine Selbstbiographie zu schreiben, auseinandersetzt, implizit auch in diese Gattung eingeordnet. Andererseits untergräbt das Barth-Zitat aber eben diese Gattungsangabe dadurch, dass Sinn und Möglichkeit der Selbstbiographie an sich in Frage gestellt werden.

Für den Lektürekontrakt lassen sich hier verschiedene Angebote ableiten. Erstens wird nahegelegt, dass die Leserinnen und Leser keine konsistente, durchgängige Erzählung zu erwarten haben. Dies deckt sich mit der im Text nur schwer rekonstruierbaren Zeitstruktur. Angeschlossen daran ist das Angebot einer selektiven Lektüremöglichkeit, was auch durch das anschließende Inhaltsverzeichnis noch einmal verstärkt und hervorgehoben wird. Dort wird auf sechs Seiten (in der Originalausgabe) fein verästelt der Inhalt der jeweiligen Kapitel aufgliedert, wodurch die weiter oben bereits erarbeitete Wendung an die Geschichtsschreibung zum Ausdruck kommt, indem sich die *Erinnerungen* paratextuell als Nachschlagewerk für eine selektive Lektüre anbieten. Genette nennt diese starke Untergliederung denn auch ein von Historikern übernommenes Merkmal, das geschichtsbezogene Memoiren von persönlichen Autobiographien abgrenzen soll.⁸⁴⁸

Zweitens wird durch das Motto nahegelegt, die Entwicklung des Charakters

846 Speer hat sich nach eigenen Angaben in seiner Spandauer Haft intensiv mit Karl Barths Werk auseinandergesetzt. Seinen *Spandauer Tagebüchern* lässt sich entnehmen, dass er Barths kirchliche Dogmatik sowie den Römerbrief-Kommentar zur Gänze gelesen und sich in Gesprächen mit dem Gefängnispfarrer auch damit auseinandergesetzt habe (vgl. Speer 2005, S. 194).

847 Speer, S. 5.

848 Vgl. Genette 1989, S. 296.

nur schwer verfolgen zu können. Dies deckt sich mit der untergeordneten Rolle der Figur und der nahezu völligen Unzugänglichkeit ihrer Gefühle. So werden verschiedene Techniken, die im späteren Text auch apologetische Wirkung entfalten, durch das Motto angekündigt und gerechtfertigt.

Zudem ist die Wahl des Theologen Karl Barth als Autorität auch von rhetorischem Interesse. Das Zitat eines Anderen seiner Arbeit als Motto voranzustellen, drückt Wertschätzung und Respekt, in gewissem Maße auch Zueigenmachen einer Aussage, also Übereinstimmung mit der Meinung, aus. Mit Karl Barth wählt Speer hier nicht nur einen evangelischen Pfarrer und Theologen als Bürger seines Werks aus, sondern dazu einen an prominenter Stelle im (kirchlichen) Widerstand gegen den Hitlerstaat engagierten Wortführer.⁸⁴⁹ Damit distanziert sich Speer bereits im Motto vom NS-Staat, indem er den Ausführungen eines ausgewiesenen Widerständlers folgt. Gleichzeitig wirbt er mit dem Zitat aber auch um Versöhnung.

3.11.2 Vorwort, Nachwort, Anmerkungsapparat, Photos

Im Anschluss an Motto und Inhaltsverzeichnis folgt noch ein knappes Vorwort, das im Wesentlichen die im Klappentext gelegten Grundlagen erneut aufgreift. Es beginnt ebenfalls mit einem Zitat eines Vertreters der Alliierten:

»Jetzt schreiben Sie wohl Ihre Erinnerungen?« meinte einer der ersten Amerikaner, die ich im Mai 1945 in Flensburg traf.«⁸⁵⁰ Anders als im Klappentext handelt es sich an dieser Stelle nicht um den Namen einer bekannten Persönlichkeit, sondern um einen namenlosen Soldaten, dessen wesentliche Eigenschaft darin besteht, Amerikaner zu sein. Hierdurch wird erneut betont, dass nach Kriegsende von Seiten der Alliierten eine Art Erwartungshaltung gegenüber Speer geäußert wurde. Dabei wird wiederum impliziert, dass Speer seine Autobiographie nur auf externes Drängen verfasst habe. Auch das in der Analyse des Klappentexts schon angesprochene Bild des ›Vorlegens‹ wird verwendet:

Unterdessen sind vierundzwanzig Jahre vergangen, von denen ich einundzwanzig in der Klausur eines Gefängnisses zubrachte. Eine lange Zeit. Nun lege ich meine Memoiren vor.⁸⁵¹

849 Karl Barth, bekannt geworden als Autor der *Barmer Theologischen Erklärung* und Mitorganisator des kirchlichen Widerstands im Rahmen der Bekennenden Kirche, verlor seine Bonner Theologieprofessur, da er den Beamteneid auf Hitler abgelehnt hatte. Nach Kriegsende propagierte er allerdings eine Versöhnung mit Schergen und Mitläufern des NS-Staats.

850 Speer, S. 15.

851 Ebd.

Die Erwähnung der vielen Jahre im Gefängnis wirkt beinahe so, als hätten die Alliierten Speer alleine deshalb inhaftiert, damit er die notwendige Zeit zum Schreiben erhält. Dies legt insbesondere die Verwendung des Worts »Klausur« nahe, das neben der in der Regel freiwilligen Abgeschlossenheit auch (schriftliches) Arbeiten konnotiert (wie etwa bei einer Klausur in der Schule oder »Klausurtagungen«). Zudem kann das Wort auch in einem religiösen Kontext gebraucht werden und spielt so auf die Struktur der Konversionsbiographie an, indem eine Art mönchische Abkehr Speers von der sündigen Welt insinuiert wird. Der Begriff »Memoiren« wirbt an dieser Stelle, ebenso wie »Erinnerungen« im ersten Absatz, für eine autobiographische Leseweise. Anknüpfend an das Motto-Zitat Karl Barths gesteht der Autor im Anschluss daran die subjektive Natur des Buchs ein, während er der Leserschaft gleichzeitig seine Aufrichtigkeit versichert:

Ich war bemüht, das Vergangene so zu schildern, wie ich es erlebt habe. Manchem wird es verzerrt erscheinen, mancher wird finden, daß meine Perspektive unrichtig sei. Das mag zutreffen oder nicht: Ich schilderte, was ich erlebt habe und wie ich es heute sehe. Ich bemühte mich dabei, der Vergangenheit nicht auszuweichen. Meine Absicht war, mich weder der Faszination noch dem Schrecken jener Jahre zu entziehen. Mitbeteiligte werden an mir Kritik üben, doch das ist unvermeidlich. Ich wollte aufrichtig sein.⁸⁵²

So wird etwaige Kritik bereits im Vorwort vorweggenommen und durch den Verweis auf die Aufrichtigkeit des eigenen Empfindens abgeschwächt (die Rhetorik spricht hier von einer *praesumptio* oder *prolepsis*, genauer: *praemunitio*⁸⁵³ – einer Stilfigur, die »in der Literatur in allen Vorworten oder Vorreden«⁸⁵⁴ Verbreitung findet). Zudem wird unterstellt, dass vor allem »Mitbeteiligte«, also nationalsozialistisch Gesonnene, Speers Werk kritisieren würden. Mit der (im Übrigen bei Autobiographien nicht unüblichen) Behauptung, dass nicht die Übereinstimmung des Geschilderten mit dem realweltlichen Sachverhalt, sondern vielmehr mit dem Empfinden des Autors zentrales Bewertungskriterium sei, immunisiert Speer sich letztlich gegen Kritik.⁸⁵⁵ Der Verweis

852 Speer, S. 15.

853 Vgl. Quint. inst. IX, 2, 16f.

854 Ueding/Steinbrink 2005, S. 319.

855 Da die Empfindungen des Individuums dem Gegenüber nicht zugänglich sind und diesem somit die Grundlage zur Überprüfung eines Anspruchs entzogen wird, handelt es sich hierbei streng genommen um ein Scheinargument. Dennoch wird die Subjektivität als letzter Rückzugsort in Verteidigungsstrategien auch heutiger Debatten gerne verwendet. Besonders prominent war in jüngerer Zeit der Fall des ehemaligen deutschen Verteidigungsministers zu Guttenberg, der Plagiatsvorwürfe gegenüber seiner Dissertation 2011 dadurch zu entkräften suchte, dass er eine Täuschungsabsicht bestritt. Aus Gründen eben dieser Unzugänglichkeit des individuellen Empfindens gilt hingegen die objektiv über-

auf »Mitbeteiligte« macht zudem erneut deutlich, dass eine kritische Auseinandersetzung mit dem NS-System beabsichtigt wird. Die Formulierung »was ich erlebt habe und wie ich es heute sehe« nimmt schließlich bereits die im Text vorgefundene, scharfe Trennung von Figur und Erzähler vorweg. Die Figur liefert Sinneseindrücke und Erlebnisse; die Bewertung aber übernimmt stets der »heutige« Erzähler. Dass der Schwerpunkt des Texts ohnehin auf letzterem liegen wird, deutet der nun folgende Absatz an:

Diese Erinnerungen sollen einige der Voraussetzungen zeigen, die fast zwangsläufig zu den Katastrophen führten, in der jene Zeit zu Ende ging; es soll sichtbar werden, welche Folgen es hatte, daß ein Mensch allein unkontrollierte Macht in Händen hielt; deutlich werden sollte auch, wie jener Mensch beschaffen war. Vor dem Gericht in Nürnberg habe ich gesagt: wenn Hitler Freunde gehabt hätte, dann wäre ich sein Freund gewesen. Ich verdanke ihm die Begeisterung und den Ruhm meiner Jugend ebenso wie spätes Entsetzen und Schuld.⁸⁵⁶

Als zentrales Objekt des Erkenntnisinteresses wird hier nicht etwa die Entwicklung eines erlebenden Ichs genannt. Die Autobiographie soll vielmehr als Lehrstück fungieren, das das um die Figur Hitlers herum strukturierte NS-System sowie dessen Persönlichkeit veranschaulicht. Die abstrakte Wortwahl (»ein Mensch« statt »Hitler«, »unkontrollierte Macht« statt »Deutschlands Diktator«) bereitet dabei den weiter oben als *exemplarisches Erzählen* beschriebenen Duktus vor. Auch die Wiederaufnahme der Behauptung, Hitlers Freund gewesen zu sein, signalisiert nicht nur Referenzialität,⁸⁵⁷ sondern nimmt auch die Behandlung des Nürnberger Prozesses im Text vorweg. Zudem wird dadurch die Beziehung zu Hitler ins rein Private verschoben; Speers offizielle politische Tätigkeiten erscheinen demgegenüber nur als Anhängsel und Nebenprodukte dieser Freundschaft. Diese aktive Betätigung im NS-Staat wird gar unter »Begeisterung und Ruhm meiner Jugend« subsumiert. Damit wird an den seit der Antike bekannten Topos der stürmischen, oft unbedachten Jugend angeknüpft,⁸⁵⁸ der man ihr Verhalten (»Jugendsünden«) umso mehr nachsehen müsse. Tatsächlich erfolgte Speers Eintritt in die NSDAP dem Text der *Erinnerungen* folgend erst 1931, kurz vor seinem 26. Geburtstag,⁸⁵⁹ seine Haupttätigkeit als Hitlers Architekt begann mit 28 Jahren⁸⁶⁰ – sicher jung, doch deutlich außerhalb des Bereichs der hier im Vorwort für sich reklamierten Jugend.

prüfbare Menge der Übereinstimmung von Textstellen in Dissertationen und anderen, nicht zitierten Publikationen, als eigentliches Plagiatskriterium.

856 Speer, S. 15.

857 Der Verweis auf eigene Aussagen im Nürnberger Prozess und somit auf in anderen, fiktischen Texten nachprüfbar Äußerungen dient der Referenzialitätsbetuierung: *Die hier schreibende Person existiert nachweislich auch außerhalb dieses Texts.*

858 Vgl. Aristot. rhet. 1389b.

859 Vgl. Speer, S. 34.

860 Vgl. ebd., S. 44.

Markant ist auch, dass nach dieser Jugend nahtlos »spätes Entsetzen und Schuld« folgt – ein mittleres Alter der eigenen Täterschaft scheint es nicht gegeben zu haben.

Vor der eigentlichen Lektüre werden Leserinnen und Leser also mit Klappentext, Motto und Vorwort mit nicht weniger als drei ausführlichen Elementen des Paratexts konfrontiert (von kleineren Elementen wie Titel und Inhaltsverzeichnis ganz zu schweigen), die alle Einfluss auf die Lektürehaltung zu nehmen suchen, indem der Erzähler als aufrichtiger Berichterstatter eines auf exemplarische Referenzialität und möglicherweise selektive Lektüre hin gestalteten Texts eingeführt wird. Doch endet der Versuch, die Rezeption des Texts in eine bestimmte Richtung zu lenken, nicht mit der Lektüre desselben. Zwischen dem letzten Kapitel und dem Anmerkungsapparat findet sich in Speers *Erinnerungen* zudem ein kurzes Nachwort. Erneut lässt sich die außerordentlich starke Betonung des Paratexts in Speers *Erinnerungen* festhalten. Denn Nachworte sind in der Regel nicht nur seltener als Vorworte,⁸⁶¹ sondern werden meist auch anstelle von diesen verwendet. Speers Entscheidung, sowohl ein Nach- als auch ein Vorwort anzuführen, ist daher als eher außergewöhnlich zu beurteilen. Da das Nachwort in der Regel erst am Ende des Haupttexts gelesen wird, hat es gegenüber dem Vorwort weniger die Funktion, die Lektüre zu steuern.⁸⁶² Ihm ist es vielmehr überlassen, zusammenzufassen und einzelne Elemente nochmals zu betonen oder zu verstärken. Substanziell Neues kann es nur in Ausnahmefällen liefern; in der Autobiographie ist es für den Lektürekontrakt in der Regel nur von geringer Bedeutung.⁸⁶³ So ist das Nachwort aus rhetorischer Sicht vor allem zur Verbesserung der Eindrücklichkeit bestimmter Argumentationsketten relevant. Genette betont allerdings auch, dass Nachworte deutlich besser mit Le-

861 Vgl. Genette 1989, S. 228f.

862 Vgl. ebd., S. 229f.

863 Allerdings kann das Nachwort in anderen Gattungen als der Autobiographie durchaus Auswirkungen auf den Lektürekontrakt haben. So kann es auch gezielt dazu genutzt werden, den Lektürekontrakt *ex posteriori* zu modifizieren und gerade dadurch die Lektüre in einem völlig neuen Licht erscheinen zu lassen. Dabei kann sich insbesondere der im Nachwort sprechende Autor nachträglich von seinem Erzähler distanzieren oder mit diesem identifizieren (»In Wirklichkeit ist alles wahr/nicht wahr/anders, als es der Erzähler bisher berichtet hat«). Vor allem kann dort unzuverlässiges Erzählen entlarvt werden oder sich selbst entlarven. Da die Autobiographie aber in ihrer massenmarktkompatiblen Form an ihrem Faktizitätsanspruch festhält (vgl. Groeben et al. 2000, S. 268) und daher per se auf unzuverlässiges Erzählen verzichten muss, spielen solche Effekte dort keine Rolle. Gerne wird es hingegen in Genres verwendet, bei denen der Schluss noch eine Pointe bietet. Ein bekanntes filmisches Beispiel wäre etwa der Film *Die Feuerzangenbowle* (1944) mit Heinz Rühmann, bei dem sich die Geschichte am Ende als Fiktion des Erzählers entpuppt. Ähnlich auch das – zugegebenermaßen nicht »Nachwort« benannte – letzte Kapitel aus Agatha Christies berühmtem Kriminalroman *Alibi* (1926), in dem der Ich-Erzähler und Assistent des Detektivs Poirot sich abschließend als Mörder zu erkennen gibt und seine bisherige Darstellung der Ereignisse in völlig neuem Licht erscheinen lässt.

serinnen und Lesern in einen Dialog treten können, da dem Dialog ja nun mit der Lektüre eine gemeinsame Gesprächsgrundlage gegeben sei: »Jetzt wissen Sie genauso viel wie ich, also unterhalten wir uns.«⁸⁶⁴ Speers Nachwort beginnt folglich auch mit einer Zusammenfassung der eigenen Aussageabsicht:

»Mit diesem Buch beabsichtige ich nicht nur, das Vergangene zu schildern, sondern auch vor der Zukunft zu warnen.«⁸⁶⁵ Damit wird eine Rechtfertigungsabsicht wie bereits im Vorwort nicht nur verleugnet, sondern letztlich für irrelevant erklärt. An ihre Stelle tritt die Betonung des verallgemeinerbaren Charakters der Ausführungen, die auch in Zukunft von Nutzen sein sollen. Damit wird die eigene Geschichte in einem allgemeinen Lehrstück aufgelöst. Dass diese Strategie durchaus Erfolg hatte, mag eine Rezension Friedrich Wilhelm Korffs verdeutlichen, der die Frage »Albert Speer – ein Apologet?« ausdrücklich aufgrund des warnenden und verallgemeinernden Charakters der *Erinnerungen* verneint hat:

Das Buch versteht sich nur als Warnung, als Lehrbuch, »wie es nicht sein darf«; es richtet sich propädeutisch sowohl gegen die Herrschaft der Ideologie über die Technik, wie gegen die Herrschaft der Technik über die Ideologie [...]. Angesichts dieser Warnung kann wohl auch jener gleich zu Anfang aufgeworfene Verdacht auf indirekte Apologie mit gutem Gewissen vernachlässigt werden. Keinesfalls wird die Rolle des Autors im Buch gerechtfertigt, aber nun rechtfertigt das Buch den Autor: nämlich daß er es schrieb.⁸⁶⁶

Durch Speers Betonen der Warnung als zentrales Interesse der *Erinnerungen* wird dabei auch ein gewisses Wohlwollen (*eunoia/benvolentia*) gegenüber der Leserschaft beteuert, der das Buch ja zum Nutzen gereichen soll. Es folgt eine Reflexion der eigenen Schreibtätigkeit:

Schon in den ersten Monaten der Gefangenschaft, noch in Nürnberg, entstanden aus dem Bedürfnis, mir Erleichterung von dem Druck zu verschaffen, mit dem die Ereignisse mich belasteten, die ersten Niederschriften. Dies war auch die Triebfeder für weitere Studien und Notizen der Jahre 1946 und 1947, bis ich mich schließlich im März 1953 entschloß, meine Memoiren zusammenhängend niederzuschreiben. War es ein Nachteil oder ein Vorteil, daß sie in bedrückender Einsamkeit entstanden? Damals war ich oft von der Rücksichtslosigkeit betroffen, mit der ich andere und mich beurteilte. Am 26. Dezember 1954 schloß ich die Niederschrift ab.⁸⁶⁷

Erneut wird eine apologetische Absicht bestritten, indem die intrinsische Motivation des Schreibens betont wird. Zuerst seien nur einzelne »Studien und Notizen« angefertigt worden, um sich selbst etwas von der Seele zu schreiben.

864 Genette 1989, S. 228.

865 Speer, S. 527.

866 Korff 1978, S. 288.

867 Speer, S. 527.

Erst nach einem langen Reifungsprozess habe Speer seine Autobiographie zusammenhängend niedergeschrieben. Das Herausstreichen »bedrückender Einsamkeit« als Produktionsbedingung macht die ursprüngliche Adressatenlosigkeit deutlich: Speer schreibt für sich, ja sogar gegen sich selbst. Dementsprechend rechnet er sich auch »Rücksichtslosigkeit« gegenüber sich und anderen zu und greift hier das Motiv der Selbstanklage auf. Durch das Herausstreichen der Betroffenheit imaginiert Speer sich selbst als Leser, der nur auf den aufgefundenen Text reagiert. Dabei stellt er sich in eine Reihe mit seinen späteren Leserinnen und Lesern, denen er ebenfalls die Leseart »Rücksichtslosigkeit« nahelegt. Diese Betonung der Authentizität der Texte wird noch durch einen Sprung zum Zeitpunkt der Entlassung aus dem Gefängnis beteuert:

Als ich am 1. Oktober 1966 aus dem Spandauer Gefängnis entlassen wurde, fand ich infolgedessen über zweitausend Seiten eigenen Materials vor, das ich zusammen mit den im Bundesarchiv zu Koblenz verwahrten Dokumenten meines Ministerbüros zu der nun vorliegenden Autobiographie verarbeitete.⁸⁶⁸

Speer inszeniert sich hier selbst als Herausgeber eines aufgefundenen Manuskripts. Es wird der Eindruck erweckt, das Manuskript sei in einer Art Rausch und aus dem Bedürfnis, sich zu erleichtern heraus geschrieben und erst im Nachhinein von Speer aufgefunden worden. Nachträgliche Fälschungsabsichten werden dadurch verneint. Das »eigene Material« hat quasidokumentarischen Wert und wird folgerichtig auch in einer Reihe mit anderen Dokumenten genannt, deren historische Bedeutung durch die Aufbewahrung im »Bundesarchiv zu Koblenz« (man beachte das Nobilität konnotierende »zu« statt des simpleren »in«) verbürgt ist. Durch diesen Bezug zu anderen Dokumenten zeigt sich Speer zudem als Herausgeber einer Art »Kritischen Edition« des in Spandau entstandenen Ursprungstexts, der nun mit anderen Texten abgeglichen wird.

Speer endet mit einer in Vor- wie Nachworten nicht untypischen Danksagung an seinen Verleger Wolf Jobst Siedler sowie den Lektor Joachim Fest, wobei ausdrücklich die Verlage Ullstein und Propyläen erwähnt werden. Speer ruft hiermit die Autorität der beiden etablierten Verlagshäuser auf. Während Ullstein ursprünglich ein auf Zeitungen und Zeitschriften spezialisiertes Familienunternehmen war, ist vor allem die Wahl des Tochterunternehmens Propyläen zur Veröffentlichung von Speers *Erinnerungen* von Bedeutung. Der Name des Propyläen-Verlags geht auf die dort erschienene Propyläen-Ausgabe der Werke Goethes zurück. »Propyläen«, eigentlich der Plural von Propylon (eine bestimmte Art antiker oder klassizistischer Torbauten), war der Titel einer von 1798 bis 1800 von Goethe verlegten Zeitschrift für bildende Kunst. In der Verlagswahl deutet sich also sowohl Speers Tätigkeit als ästhetisch versierter Architekt, als

868 Ebd.

auch die im Text anzutreffende Goethe-Imitatio samt dazugehörigem Faust-Motiv an. Vor der NS-Zeit waren im Propyläen-Verlag neben Klassikern von Friedrich Schiller oder Michel de Montaigne auch Werke wie Erich Maria Remarques kriegskritisches *Im Westen nichts Neues* erschienen. Der Verlag gab zudem die historischen Standardwerke *Propyläen Weltgeschichte* und *Propyläen Kunstgeschichte* heraus. Die Einordnung von Speers Werk in diesen Kanon aus Geschichtsschreibung, literarischen Klassikern und kriegskritischer Literatur betont also auch den historischen, literarischen und kriegskritischen Anspruch von Speers *Erinnerungen*. Seinem Verleger Wolf Jobst Siedler zufolge soll sich Speer tatsächlich sehr bewusst für den ihm aus seiner Studienzeit bekannten Propyläen-Verlag entschieden haben, da ihm der Gedanke gefiel, sein Werk in einem kunsthistorischen Kontext zu sehen.⁸⁶⁹ Im Kalkül der Selbstinszenierung als Künstler-Architekt spielt also selbst der Verlag als Element des Paratexts eine Rolle.

Die Erwähnung der renommierten Persönlichkeiten Fests und Siedlers hat hier neben der Danksagung auch eine autoritative Funktion. Dabei wird betont, dass der Text selbst »drängenden Fragen« dieser beiden Autoritäten standgehalten habe und dass diese an der Entstehung des Texts mitgewirkt hätten. Somit wird nochmals die Glaubwürdigkeit und Seriosität des Werks beteuert. Auch stellt Speer sich erneut auf die Seite der Leserschaft, wenn er seine Erinnerungen, »so wie ich sie vierzehn Jahre zuvor in der ersten Fassung meiner Erinnerungen niedergelegt hatte«⁸⁷⁰, gemeinsam mit Siedler und Fest durchgeht und für gut befindet. Das (erwünschte) Urteil der Leserinnen und Leser über die *Erinnerungen* wird hiermit antizipiert und, da der Text beim Lesen des Nachworts schon bekannt ist, in eine bestimmte Richtung gelenkt. Es folgt eine weitere Danksagung:

Dank schulde ich auch Dr. Alfred Wagner, UNESCO, Paris, Archivrat Dr. Thomas Trumpp und Frau Hedwig Singer vom Bundesarchiv Koblenz, sowie David Irving für die Überlassung einiger bisher unveröffentlichter Tagebucheintragen von Jodl und Goebbels.⁸⁷¹

Auch dieser Dank an verschiedene Wissenschaftler erfüllt einen über die bloße Danksagung hinausreichenden Zweck. So wird durch das Zitieren renommierter Einrichtungen wie der UNESCO und dem Bundesarchiv auch die Autorität dieser Institutionen für den eigenen Text reklamiert. Auch wird das Selbstverständnis des Buchs als historisches Werk erneut beteuert, indem der Eindruck aufrichtiger Forschungstätigkeit in Archiven und darüber hinaus erweckt

869 Vgl. Breloer 2005, S. 478.

870 Speer, S. 527.

871 Ebd.

wird.⁸⁷² Die Betonung der seriösen, auf Quellenarbeit gestützten historischen Arbeitsweise wird paratextuell⁸⁷³ zudem durch den umfangreichen Anmerkungsapparat ergänzt, der in nach Kapiteln organisierten Endnoten Ergänzungen, Belege und Kommentare zum Haupttext sammelt. Endnoten richten sich dabei nicht unbedingt an die komplette Leserschaft, sondern gelten üblicherweise als Nachweis eines gründlichen, oft akademisch geprägten Arbeitens. Ihrem Wesen nach haben sie wissenschaftlichen, nicht literarischen Charakter. Genette zufolge dienen sie vor allem zur Ergänzung komplexer Sachverhalte, die »für den gewöhnlichen Leser als belanglos angesehen werden«⁸⁷⁴, jedoch für die Zielgruppe der »anspruchsvollsten Gelehrten«⁸⁷⁵ Relevanz besäßen.

Speers Verwendung eines Anmerkungsapparats ist im Rahmen einer Autobiographie eher untypisch und unterstreicht deutlich das bereits im Text festgestellte Adressieren der Geschichtsschreibung als Zielgruppe. Das durch Zitieren und Belegen ausgedrückte Streben nach Wissenschaftlichkeit fällt im doppelten Sinne auf den Text selbst zurück: Einerseits färbt die suggerierte Verifizierbarkeit auch auf subjektive Wertungen ab – da die Niveauunterschiede im Text nicht klar gekennzeichnet sind, erfolgt eine Objektivierung des Subjektiven. Andererseits sichert das Zitieren im Text auch dessen eigene Zitierfähigkeit – indem aus anerkannten Quellen zitiert wird, wird der Text selbst auch in die Reihe dieser Quellen eingeordnet. Speers Rezensenten haben es nicht versäumt, auf diesen Umstand ausdrücklich lobend hinzuweisen; Karl-Heinz Ludwig etwa kommentierte:

Mit einem für die Memoirenliteratur ungewöhnlich umfangreichen Anmerkungsapparat, mit Zitaten und weiterführenden Aktenverweisen, zeigt sich Speer den Ergebnissen der Geschichtsforschung gegenüber aufgeschlossen. [...] In ihrer auch den Geschichtswissenschaftler ansprechenden Form sind die vorliegenden Memoiren ein *Novum*⁸⁷⁶.

872 Aus heutiger Sicht mutet der Dank an den bekannten Holocaustleugner David Irving etwas deplatziert an. 1969, zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung der *Erinnerungen*, galt dieser hingegen noch als glaubwürdiger Historiker, auch wenn seine Darstellung der Opferzahlen in seinem Band *Der Untergang Dresdens* bereits in Zweifel gezogen worden war.

873 Die Zuordnung der auktorialen Anmerkungen zum Paratext ist umstritten; Genette verortet sie explizit »in einem sehr ungewissen Randbereich zwischen Text und Paratext« (Genette 1989, S. 313). Aus systematischen Gründen empfiehlt sich aber ihre Behandlung an dieser Stelle.

874 Genette 1989, S. 310.

875 Ebd.

876 Ludwig 1978, S. 411. Dies führt Ludwig zu der Schlussfolgerung, dass sich in Speers Erörterungen »nicht nur ein Gesinnungswandel, sondern auch ein Wille zur Wahrheit ausdrückt, der sie aus den literarischen Produkten anderer Mitarbeiter des Dritten Reichs weit heraushebt« (ebd., S. 412).

Auch andere Kommentare legen nahe, dass Speers Strategie, Wissenschaftlichkeit und Überprüfbarkeit zu suggerieren, Erfolg hatte. Friedrich Wilhelm Korff bescheinigte Speer ein Bemühen »um historische Genauigkeit«⁸⁷⁷, während Waldemar Besson die große »Ausbeute an faktischer Geschichte«⁸⁷⁸ hervorhob und betonte: »Als historische Quelle und als literarisches Zeugnis liegen seine [Speers] Erinnerungen weit über dem Durchschnitt«⁸⁷⁹.

Auch wenn eine detaillierte Überprüfung der Quellen der historischen Forschung überlassen bleibt und nicht Aufgabe dieser Arbeit ist, kann doch festgestellt werden, dass die gelobte Wissenschaftlichkeit im Falle Speers eine reine Illusion ist, und dies im doppelten Sinne. Zum einen entsteht die Simulation von Aufrichtigkeit bereits durch die Wahl von End- statt Fußnoten und die damit einhergehende Existenz der eine Anmerkung signalisierenden hochgestellten Zahlen im Text, ohne dass die dazugehörige Anmerkung notwendigerweise auch überprüft und konsultiert werden müsste. Schließlich erfordern Endnoten, anders als Fußnoten, ein Unterbrechen der Lektüre, um eine andere Seite aufzuschlagen, sowie ein erneutes Zurückblättern nach dem Lesen der Anmerkung.⁸⁸⁰ Da also der Lesefluss deutlich gehemmt wird, dürfte ein Großteil der auf ein komfortables Lesen ausgerichteten Leserschaft vom Anmerkungsapparat nur selten Gebrauch machen, jedoch alleine durch die bloße Existenz der hochgestellten Zahlen im Text bereits in ihrer Textwahrnehmung beeinflusst werden. Dies gilt umso mehr aufgrund der schieren Menge an Anmerkungen (insgesamt sind es 451) – mit steigender Dichte der Anmerkungen wächst die Wahrscheinlichkeit, dass das Nachschlagen mit der Zeit vernachlässigt wird.

Zum anderen sind auch die Anmerkungen selbst in ihrem Belegcharakter durchweg fragwürdig. Häufig finden sich nur Kommentare Speers ohne wissenschaftlichen Wert. Wenn tatsächlich Quellen angeführt werden, handelt es sich meist um die weiter oben erwähnte Speer-Chronik, die, wie heute bekannt ist, maßgeblich geschönt wurde⁸⁸¹, oder um das ebenfalls von Speer bearbeitete *Nürnberger Tagebuch*. Werden wissenschaftliche Quellen zitiert, ist zudem die Auswahl der Quellen derart selektiv, dass nur positive Belege (etwa *Das Ministerium Speer* von Gregor Janssen – ein Buch, das Speer selbst maßgeblich durch Interviews und Vermittlung mit dem Verlag beeinflusst hatte⁸⁸²) zur Sprache kommen. Hinzu kommt, dass auch fragwürdige Texte wie die des bekannten Holocaustleugners David Irving zitiert werden. Dabei ist von einem hohen Einfluss Speers auf die Gestaltung dieses ›wissenschaftlichen‹ Teils auszugehen.

877 Korff 1978, S. 278.

878 Besson, Waldemar: »Wem diente Albert Speer?«. In: Reif 1978. S. 263–267, hier: S. 266.

879 Ebd., S. 267.

880 Zum ›unzuverlässigen Adressaten‹ vgl. auch Martens 2015, S. 168.

881 Vgl. Schmidt 2005, S. 20; Brechtken 2012, S. 64.

882 Vgl. Brechtken 2012, S. 40f.

Matthias Schmidt macht hierfür vor allem »Fests Abneigung, sich mit Originalquellen und Dokumenten zu beschäftigen«⁸⁸³, verantwortlich.

Es zeigt sich also, dass der extensiv ausgeschöpfte paratextuelle Raum der *Erinnerungen* ganz im Sinne der apologetischen Textstrategien funktionalisiert wird. Von Klappentext, Vorwort und Motto über Inhaltsverzeichnis und Nachwort bis hin zum Anmerkungsverzeichnis wird darauf hingearbeitet, die Erinnerungen als einen autobiographischen Text zu inszenieren, der von einem begabten und moralisch aufrichtigen Protagonisten berichtet, der darüber hinaus aber vor allem großen allgemeinen und historischen Wert besitzt.

In diesem Kontext ist auch der häufige Einsatz von Photographien im Buch zu sehen. Auch wenn diese, ähnlich wie der Anmerkungsapparat, eher als Ergänzung zum Text denn als »Schwelle«, als Paratext, zu werten sind, bietet sich ihre Behandlung an dieser Stelle an. Von allen hier untersuchten Texten verfügen Speers *Erinnerungen* über die größte Sammlung an photographischem Begleitmaterial, das im Text eingebunden ist. Die Bilder steuerte Speer selbst aus seinem eigenen Bestand bei. Anordnung und Kommentierung war Sache des Lektors, also Joachim Fests.⁸⁸⁴ Die Abbildungen unterbrechen an insgesamt fünf Stellen für jeweils acht bis 16 Seiten den Text.

Aus gattungstheoretischer Sicht dienen sie vor allem der Inszenierung von Referenzialität, indem sie den Text mit der (vermeintlich) auf ihnen abgebildeten empirischen Realität verknüpfen. Diese Funktion ist in den *Erinnerungen* besonders ausgeprägt, denn die Abbildungen stehen hier nie für sich alleine. Vielmehr ist neben den Abbildungen stets auch ein kurzer Kommentar abgedruckt, der jedoch in den meisten Fällen schlicht aus einem Auszug aus dem Haupttext besteht. Hierdurch wird vor allem der angestrebte dokumentarische Charakter des Texts betont und das Angebot einer autobiographischen Leseweise erneut verstärkt: *Seht, die im Text geschilderten Ereignisse sind photographisch belegbar*. Rhetorisch gesehen übernehmen die Photographien damit die Rolle untechnischer Beweismittel (*probationes inartificiales*), die den Referenzcharakter des Texts belegen sollen. Besonders deutlich wird dies daran, dass immer wieder auch abphotografierte Dokumente gezeigt werden. So werden insbesondere im dritten Teil Speers Widerstandsbestrebungen genau dokumentiert, indem eine von Speer verfasste Denkschrift, in der er den Krieg für verloren erklärt, sowie ein anklagender handschriftlicher Brief an Hitler und der Entwurf einer rebellischen Radiorede photographisch abgebildet sind. Ungeachtet der Tatsache, dass Hitler Speers Brief nie gelesen und seine Radiorede zu Hitlers Lebzeiten nie gesendet wurde, scheinen diese Dokumente hier doch Speers Widerstand quasidokumentarisch zu belegen. Dabei dienen die Abbil-

883 Schmidt 2005, S. 16.

884 Schriftliche Auskunft des Ullstein-Verlags gegenüber dem Verfasser.

dungen tatsächlich nur dem reinen Beleg ihrer Existenz – als historische Quellen hingegen sind sie nur bedingt einsetzbar, da viele der Briefe handschriftlich verfasst sind und zudem noch häufig überlappend abgedruckt wurden, was die Lesbarkeit stark einschränkt oder sogar ganz unterbindet.

Zudem unterstützt die Auswahl der Motive auch die weiter oben geschilderten Selbstinszenierungen: Die Mehrzahl der Abbildungen zeigt architektonische Motive. Der Großteil der Abbildungen entfällt dementsprechend auch auf den ersten Teil der *Erinnerungen*, der sich mit Speers Tätigkeit als Architekt auseinandersetzt. Hier wird der Text an insgesamt drei Stellen durch zusammenhängende Abbildungsabschnitte unterbrochen. Dies entspricht 56 Abbildungen, die sich auf 36 Seiten verteilen.⁸⁸⁵ Hinzu kommen zahlreiche Photographien, die Hitler und Speer beim Studieren von Bauplänen zeigen. Insgesamt weisen 51 der 76 Abbildungen in den *Erinnerungen* einen klaren architektonischen Bezug auf. Demgegenüber stehen lediglich sechs Photographien, die Speer als Rüstungsminister in Uniform zeigen, und zwei Photographien Speers nach seiner Gefangennahme 1945. Die im Text regelmäßig erneuerte Behauptung, nur Architekt gewesen zu sein, wird somit durch die Auswahl der Photographien ebenso untermauert wie die verweigerte Identifikation mit der Rolle des Rüstungsministers.

885 Zum Vergleich: Im zweiten Teil, der Speers Tätigkeit als Rüstungsminister schildert, existiert nur eine Unterbrechung, in der auf acht Seiten insgesamt acht Abbildungen eingefügt sind. Im dritten Teil des Texts, in dem die Endphase des Zweiten Weltkriegs thematisiert wird, sind es zwölf Abbildungen auf acht Seiten. Damit zeigt sich auch im begleitenden Bildmaterial eine deutliche Identifikation mit der Rolle des Architekten, während Speers übrige Tätigkeiten marginalisiert werden. Wie auch im Text, ist Speers Familie (mit Ausnahme einer Photographie, auf der neben Speer im Hintergrund auch seine Frau Margarete zu sehen ist) überhaupt nicht präsent. Der Großteil der Abbildungen zeigt vielmehr Baupläne, Skizzen und Modelle sowie Photographien realer Gebäude. Auch die Person Speers tritt demgegenüber in den Hintergrund.

	Stellung	Konkrete Gestaltung	Zielgruppe	Rhetorische Funktion
Klappentext	Umschlag	Kurzbiographie Speers, Lob durch Autoritäten	alle, die den Klappentext lesen	- Kurzzusammenfassung der zentralen Apologie - Werbung für die Lektüre des Gesamttexts - Angebot eines Lektürekontrakts
Motto	Nach Schmutztitel	Karl-Barth-Zitat über Fragwürdigkeit jeder Selbstbiographie	Leserschaft	- Modifikation des Lektürekontrakts - Identifikation mit Widerstandskreisen
Vorwort	S. 15	Schilderung der Entstehung des Texts, Ankündigung einer Absicht	Leserschaft	- Inszenierung von Referenzialität - Buch als Antwort auf Erwartungshaltung - Angebot einer exemplarischen Leseweise
Photographien	Zwischen Text	76 Abbildungen, verteilt auf fünf Blöcke à 8–16 Seiten – davon 51 mit architektonischem Bezug	Leserschaft	- Beglaubigen der Referenzialität des Texts - Inszenierung Speers als Architekt
Anmerkungsverzeichnis (Endnoten)	Nach Text	Ergänzungen, Belege und Anmerkungen zum Haupttext	Leserschaft	- Signalisieren von Wissenschaftlichkeit und Überprüfbarkeit - Inszenieren von Referenzialität
Nachwort	S. 527	Kurzer Ausblick, Danksagung	Leserschaft	- Zusammenfassung der zentralen Aussagen - Inszenierung von Wohlwollen gegenüber Publikum («Warnung für die Zukunft») - Aufruf von Autoritäten

Tabelle 2: Apoletisch relevanter Paratext in Albert Speers *Erinnerungen*

3.12 Zusammenfassung

Die Ausgangsfrage der Analyse von Albert Speers *Erinnerungen* war auf die eigentümliche Resistenz des öffentlichen Speer-Bilds gegenüber neueren wissenschaftlichen Erkenntnissen gerichtet. Mit den nun erarbeiteten Ergebnissen ist es möglich, hierauf eine Antwort zu formulieren.

Das Strukturmuster der durch die scheiternde Konversion ermöglichten

Selbstanklage ist ein wesentliches, wenn nicht *das* wesentliche Element der Selbstinszenierung Speers. Durch die Ausgestaltung der Selbst- als Scheinanklage, die ein leserseitiges Bezweifeln der Zuverlässigkeit des Erzählers antizipierend bejaht und zu rhetorischen Zwecken instrumentalisiert, ist es möglich, die verschiedenen Rollen des Architekten, Technokraten und Kronzeugen als apologetische Konstrukte einzusetzen. Die Selbstanklage als künstlerisch fragwürdiger Architekt etabliert genau diese Leseweise der Rolle, während alternative Leseweisen, in denen die Organisation der Judendeportationen aus Berlin oder die Beteiligung am Kunstraub zur Sprache kommen könnten, in den Hintergrund gedrängt werden. Die Anklage des effizienten, rein unpolitischen Organisationsleiters ignoriert alternative Anklagemöglichkeiten, die sich auf die untergrausamsten Verhältnissen stattfindende Zwangsarbeit oder auf den vom Rüstungsminister Speer genehmigten Ausbau von Auschwitz zur größten Todesfabrik der Menschheitsgeschichte richten könnten.⁸⁸⁶ Noch dazu werden diese Anklagen durch die Argumentationsstruktur der Schein-Selbstanklage subvertiert und potenziell ins Positive gewendet. Die exemplarische Erzählhaltung in Verbindung mit einer Simulation persönlicher Integrität etabliert Speer schließlich als Kronzeugen wie als entlastende Identifikationsfigur in einem Text, der auf allgemeine Erkenntnisse und lehrreiche Warnungen abzielt. All diese Strategien werden dabei durch einen ausgesprochen umfangreichen Paratext vorbereitet und begleitet, der vor allem Wissenschaftlichkeit und Referenzialität betont. Der Abdruck zahlreicher Photographien ergänzt dies noch um die Betonung der Rolle des ästhetisch orientierten Architekten.

Bezogen auf den *Status* des Texts wird vorgespiegelt, dass Tat und Definition nicht geaugnet und allenfalls aufgrund ihrer Umstände im *status qualitatis* perspektiviert werden. Tatsächlich ist jedoch eine leserseitige Entlastung im *status coniecturalis* angestrebt, indem subtil Informationen über die eigene Unschuld (etwa das Nichtwissen über den Holocaust) eingeflochten und sogleich für irrelevant erklärt werden. Entscheidend ist, dass die allumfassende Strategie der Schein-Selbstanklage, die eben keinen monolithischen Persuasionsprozess anstrebt, die Leserschaft subtil dazu drängt, sich gerade in Abgrenzung von den übersteigerten Selbstbezeichnungen des Erzählers ein positiveres Bild Speers zu konstruieren. Hierin wird sich der bereits von Aristoteles beschriebene Effekt der Komplementär-Emotionen zunutze gemacht: Reue erzeugt Mitleid, Härte gegenüber sich selbst Nachsicht durch andere.⁸⁸⁷ Erst durch die Simulation einer leserseitigen Entscheidungsfreiheit wird die Hartnäckigkeit

886 Vgl. hierzu grundlegend Freund, Florian; Perz, Betrand; Stuhlpfarrer, Karl: »Der Bau des Vernichtungslagers Auschwitz-Birkenau. Die Aktenmappen der Zentralbauleitung Auschwitz« Vorhaben: Kriegsgefangenenlager Auschwitz (Durchführung der Sonderbehandlung)« im Militärhistorischen Archiv Prag«. In: *Zeitgeschichte* 20 (1993). S. 187–214.

887 Vgl. Aristot. rhet. 1380a.

des verbreiteten Speer-Bilds fassbar: Neue, kritische Informationen müssen nicht etwa gegen Speers Glaubwürdigkeit, sondern gegen die eigene Überzeugung abgewogen werden. Anstelle des Gefühls, »auf Speer hereingefallen zu sein«, hätte sich ein solchermaßen überzeugtes Publikum eingestehen müssen, sich selbst trotz der (vermeintlichen) Abgrenzung von Speer eine falsche Meinung gebildet zu haben – ein ungleich größerer Schritt.⁸⁸⁸ Ergänzend hierzu sei noch auf die große Entlastungsfunktion Speers als »nichtwissender Nazi« verwiesen, die vor allem durch entsprechend identifikatorische Schreibstrategien begünstigt wurde.

888 Zahlreiche psychologische Versuchsreihen untermauern diese Diagnose. So legt eine von Robert Cialdini durchgeführte Studie den Schluss nahe, dass das zukünftige Verhalten (»compliance«) bei Menschen in Verhandlungsprozessen stark davon abhängig ist, wie weit diese das Gefühl haben, selbst für das Ergebnis dieser Verhandlung verantwortlich zu sein (vgl. Cialdini 2007, S. 50).

4 Karl Dönitz: *Mein wechselvolles Leben*

*Mancher Pfau verdeckt vor Aller Augen seinen Pfauenschweif
– und heißt es seinen Stolz.*⁸⁸⁹

Friedrich Nietzsche

*Der Offizier ist der Exponent des Staates; das Geschwätz,
der Offizier ist unpolitisch, ist barer Unsinn.*⁸⁹⁰

Karl Dönitz vor Flaggoffizieren am 15. Februar 1944

Als die NS-Zeit mit der Freilassung Baldur von Schirachs und Albert Speers medial erneut ins Zentrum des Interesses rückte, entschied sich einer ihrer ehemaligen Mitgefangenen, ebenfalls mit einem weiteren autobiographischen Text an die Öffentlichkeit zu treten: Karl Dönitz, ehemaliger Oberbefehlshaber der Kriegsmarine und testamentarischer Nachfolger Hitlers, legte 1968 mit *Mein wechselvolles Leben* einen als vollständige Autobiographie vermarkteten Text vor.

Karl Dönitz, geboren 1891, war 1910 in die kaiserliche Marine eingetreten.⁸⁹¹ Den Ersten Weltkrieg erlebte er zunächst als Offizier auf dem Kleinen Kreuzer *SMS Breslau*, wechselte später aber zur neu entstehenden U-Boot-Waffe und stieg dort rasch zum Kommandanten auf. Technische Schwierigkeiten zwangen ihn im Oktober 1918 in der Nähe von Malta, sein U-Boot *UB68* aufzugeben, wobei Dönitz in britische Kriegsgefangenschaft geriet. Nach Kriegsende wurde er im Juli 1919 aus Krankheitsgründen entlassen. Dönitz wurde in die Reichsmarine der Weimarer Republik übernommen und machte dort Karriere. Nach der ›Machtergreifung‹ der Nationalsozialisten betraute Großadmiral Erich Raeder Dönitz 1935 mit dem Aufbau der neuen U-Boot-Waffe des Dritten Reichs. Als Befehlshaber der Unterseeboote (BdU) konnte er nach Kriegsausbruch mit dem Einsatz neuer Taktiken einige Erfolge erzielen. Als Raeder nach einem Streit mit Hitler von seinem Amt als Oberbefehlshaber der Kriegsmarine zurücktrat, wurde Dönitz im Januar 1943 zu Raeders Nachfolger berufen und in den Rang eines Großadmirals befördert. Er erwarb sich dabei zunehmend den Respekt

889 Nietzsche, Friedrich: *Jenseits von Gut und Böse. Zur Genealogie der Moral*. München: dtv 2005. Hrsg. von Giorgio Colli; Mazzino Montinari. Kritische Studienausgabe in 15 Einzelbänden, Bd. 5, S. 87 (Viertes Hauptstück 73a).

890 Zitiert nach Salewski, Michael: »Das maritime ›Dritte Reich‹. Ideologie und Wirklichkeit 1933 bis 1945«. In: *Deutsche Marinen im Wandel. Vom Symbol nationaler Einheit zum Instrument internationaler Sicherheit*. Hrsg. von Werner Rahn. München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag 2009. S. 451–484, hier: S. 463.

891 Der Abriss des Lebenslaufs von Karl Dönitz folgt der Darstellung in Hartwig, Dieter: *Großadmiral Karl Dönitz. Legende und Wirklichkeit*. Paderborn/München/Wien/Zürich: Schöningh 2010, S. 13.

und das Vertrauen Hitlers, der ihn schließlich testamentarisch zu seinem Nachfolger bestimmte. Nach Hitlers Suizid leitete Dönitz als letzter Reichspräsident des Dritten Reichs und Oberhaupt der »Regierung Dönitz« die Kapitulationsverhandlungen ein. Im Nürnberger Prozess wurde er wegen Verbrechen gegen den Frieden und Verbrechen gegen das Kriegsrecht zu einer zehnjährigen Haftstrafe im Kriegsverbrechergefängnis Spandau verurteilt.

Ähnlich wie Speer arbeitete auch Dönitz schon während des Nürnberger Prozesses auf ein bestimmtes Bild seiner selbst hin: Unterstützt von der geschickten Verteidigung seines Anwalts Otto Kranzbühler präsentierte er sich als völlig unpolitischer, dabei handwerklich perfekt agierender Soldat. Nach Verbüßung seiner Haftstrafe knüpfte Dönitz publikatorisch nahtlos an diese Selbstinszenierung an. Bereits in Spandau hatte er, wie auch sein Mithäftling Speer, mit der Abfassung seiner Erinnerungen begonnen und Teile davon von Besuchern aus dem Gefängnis schmuggeln lassen.⁸⁹² Nach Dönitz' Entlassung erschienen 1958 unter dem Titel *Zehn Jahre und zwanzig Tage* zunächst seine Erinnerungen an die Zeit des Nationalsozialismus, in denen er sich hauptsächlich mit der Führung des Seekriegs beschäftigte.⁸⁹³ Zehn Jahre nach der Erstveröffentlichung von *Zehn Jahre und zwanzig Tage* und damit genau zwischen dem Erscheinen von Schirachs *Ich glaubte an Hitler* (1967) und Speers *Erinnerungen* (1969), veröffentlichte Dönitz dann unter dem Titel *Mein wechselvolles Leben* (1968) seine ›vollständige‹ Autobiographie, die hier untersucht werden soll. In ihr geht er vor allem auf die Zeit vor dem Nationalsozialismus ein. Damit nimmt dieser Text eine Sonderstellung gegenüber den anderen hier untersuchten Werken ein, da es sich gewissermaßen um eine ›bereinigte‹ Autobiographie handelt, in der belastende Zeiträume teilweise in einen anderen Text ausgelagert werden. Möglicherweise ließ sich Dönitz hier vom Vorbild des ehemaligen Generalfeldmarschalls Erich von Manstein inspirieren, der mit *Verlorene Siege* (1955) ebenfalls zunächst einen Bericht über den Zweiten Weltkrieg veröffentlicht hatte und mit *Aus einem Soldatenleben. 1887–1939* (1958) erst in einer späteren, stärker autobiographisch ausgerichteten Publikation auf die Zeit bis zum Kriegsausbruch einging.⁸⁹⁴

892 Vgl. Hartwig 2010, S. 13.

893 Vgl. Dönitz, Karl: *Zehn Jahre und zwanzig Tage*. Bonn: Athenäum 1958.

894 Vgl. Manstein 1955; Manstein 1958. In umgekehrter Reihenfolge hatte zuvor bereits der ehemalige Generalfeldmarschall Albert Kesselring im gleichen Verlag zunächst seine das ganze Leben umfassenden Memoiren veröffentlicht (vgl. Kesselring 1953), bevor er dann noch eine ausführliche Auseinandersetzung mit der Kriegsführung im Zweiten Weltkrieg publizierte (vgl. Kesselring 1955). Der Schluss liegt nahe, dass mit der Veröffentlichung in zwei Bänden, die jeweils zwischen der NS-Zeit und ihrer Vorgeschichte unterscheiden, eine Art Verlagsstrategie am Werk war. Womöglich hatte auch Dönitz seine zweite Publikation ursprünglich im Athenäum-Verlag geplant. Dass *Mein wechselvolles Leben* erst zehn Jahre

Während das im Bonner Athenäum-Verlag erschienene *Zehn Jahre und zwanzig Tage* noch auf ein entsprechendes öffentliches Interesse gestoßen war,⁸⁹⁵ fiel die Aufmerksamkeit im Falle von *Mein wechselvolles Leben* deutlich geringer aus. Über persönliche Verbindungen war Dönitz in Kontakt mit dem kleinen, wissenschaftlich ausgerichteten Musterschmidt-Verlag in Göttingen gekommen. *Mein wechselvolles Leben* erschien dort zunächst mit einer für die Verhältnisse des Verlags zwar recht üppigen, im Vergleich zu Speers Bestseller aber doch bescheidenen Auflage von 5000 Exemplaren. 1972 erschien im gleichen Verlag in der Reihe »Persönlichkeit und Geschichte« noch eine Dönitz-Biographie von Walter Görlitz, die eine akkurate Zusammenfassung des damaligen Forschungsstandes lieferte.⁸⁹⁶ 1975 publizierte der Verlag *Mein wechselvolles Leben* dann in einer zweiten, verbesserten Auflage, erneut mit 5000 Exemplaren.⁸⁹⁷ 1998 schließlich erschien in Lizenz eine Neuauflage im Siegfried Bubliss Verlag, auf die später noch genauer einzugehen sein wird.

Auch nach dem Erscheinen von *Mein wechselvolles Leben* blieb Dönitz in eigener Sache aktiv. 1970 erschien *Deutsche Strategie zur See im Zweiten Weltkrieg. Die Antworten des Großadmirals auf 40 Fragen*, ein biographisches Frage-Antwort-Spiel, das ursprünglich für den französischen Markt konzipiert worden war (Erstausgabe: *La guerre en 40 questions*. Paris: Édition de la Table Ronde 1969). Darin wiederholt Dönitz erneut seine bereits in den vorangegangenen Publikationen eingeübte Selbstinszenierung als unpolitischer Soldat.

Über seine eigenen Veröffentlichungen hinaus aber versuchte er – hierin

nach *Zehn Jahre und zwanzig Tage* im Musterschmidt-Verlag erschien, mag den zahlreichen Schwierigkeiten und Besitzerwechseln des Athenäum-Verlags geschuldet sein.

895 Zur Rezeptionsgeschichte von *Zehn Jahre und zwanzig Tage* vgl. Hartwig 2010, S. 90f.

896 Der Musterschmidt-Verlag ist vor allem durch die Zeitschrift *Das Historisch-Politische Buch* (HPB) sowie die Biographien-Reihe *Persönlichkeit und Geschichte* bekannt, in der auch die Dönitz-Biographie von Walter Görlitz erschien. Zur wissenschaftlichen Grundlage von Görlitz' Dönitz-Biographie vgl. ausführlich Hartwig 2010, S. 272–275. Walter Görlitz hatte für den Musterschmidt-Verlag bereits acht Jahre vor dem Erscheinen von *Mein wechselvolles Leben* die im Nürnberger Gefängnis verfassten Erinnerungen des Generalfeldmarschalls Keitel editiert und herausgegeben (*Generalfeldmarschall Keitel. Verbrecher oder Offizier? Erinnerungen, Briefe, Dokumente des Chefs OKW*. Hrsg. von Walter Görlitz. Göttingen: Musterschmidt-Verlag 1961). Für den Verlag war die Herausgabe der Dönitz-Memoiren somit kein Neuland, auch wenn Dönitz sicher keinesfalls die verlegerische Nähe zu Keitel gesucht hat.

897 Die 2. Auflage wurde von Dönitz selbst an einigen Stellen überarbeitet. Die Anpassungen sind aus rhetorischer Sicht zu vernachlässigen und dokumentieren tatsächlich eher ein Aufrichtigkeitsbestreben als den Wunsch, nachträglich Veränderungen einzufügen. Änderungen finden sich auf S. 39, 61, 69, 73, 74, 88, 132, 137, 171, 203 und 228. Sie betreffen hauptsächlich Jahreszahlen und sonstige Daten, die korrigiert werden. Einzig auf S. 203 präzierte Dönitz den Originaltext dahingehend, dass die Nichtbefolgung von Dönitz' Plänen zum Aufbau der U-Boot-Flotte nicht länger nur »ein wesentlicher«, sondern »der wesentliche Grund für den Verlust der Atlantikschlacht« gewesen sei. Die Seitenzahlen stimmen in beiden Auflagen überein.

ähnlich erfolgreich wie Speer – als bereitwilliger Berater und Auskunftgeber bei etwaigen Publikationen Dritter diese bereits im Vorfeld in eine seinem Geschichtsbild angemessene Richtung zu lenken.⁸⁹⁸ Allzu kritische Veröffentlichungen zogen hingegen regelmäßig einen brieflichen Kommentar von Dönitz oder seinem Anwalt Kranzbühler nach sich, in denen mit langen Zitaten und Argumentationsketten eine Gegendarstellung formuliert und dann unmissverständlich zur ›Richtigstellung‹ der unbequemen Passagen aufgefordert wurde.⁸⁹⁹ Hierbei kam Dönitz zugute, dass er dank seiner Kontakte über einen privilegierten Zugang zu entsprechenden Originaldokumenten verfügte. So konnte er sich nicht nur auf einen Wissensvorsprung berufen; von seinen Getreuen wurde ebenfalls zuverlässig verhindert, dass belastende Materialien ihren Weg an die Öffentlichkeit fanden.⁹⁰⁰ In der Folge blieben die gängigen Texte über Dönitz lange Zeit dem Duktus seiner Selbstbeschreibung verhaftet,⁹⁰¹ so dass Michael Salewski noch 1975 in seinem marinehistorischen Standardwerk *Die deutsche Seekriegsleitung zwischen 1935 und 1945* feststellen musste: »Eine wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Biographie Dönitz' gibt es nicht. Die wichtigste Quelle zur Biographie bilden seine eigenen Werke«⁹⁰².

Ähnlich zu Speer setzte eine kritischere Betrachtung Dönitz' erst spät ein. Während die Marinegeschichtsschreibung zuvor nur allzu bereitwillig den

898 Dönitz selbst berichtet in *Deutsche Strategie zur See im Zweiten Weltkrieg* von der zentralen, sein Leben ausfüllenden »Aufgabe, Historikern, soweit ich es kann, bei der Wahrheitsfindung zu helfen« (Dönitz, Karl: *Deutsche Strategie zur See im Zweiten Weltkrieg. Die Antworten des Großadmirals auf 40 Fragen*. Frankfurt am Main: Bernard & Graefe 1970, S. 211). Beispiele hierfür finden sich etwa bei Salewski, Michael: »Von Raeder zu Dönitz. Der Wechsel im Oberbefehl der Kriegsmarine 1943«. In: *Militär-geschichtliche Mitteilungen (MGM)* 2 (1973). S. 101–146. In einer Fußnote bedankt sich Salewski ausdrücklich bei Dönitz, der das Manuskript des Artikels gegengelesen und kommentiert hatte, für »die große aufgewandte Mühe und die wichtigen Sachbeiträge« (S. 101, Fußnote 1). Bezeichnend ist hier, dass Salewski auch darauf hinweist, dass zwischen ihm und Dönitz bis auf wenige Ausnahmen »in der Darstellung und Beurteilung der geschilderten Vorgänge Übereinstimmung erzielt werden« (ebd.) konnte, Dönitz sich also aktiv für eine Durchsetzung seines eigenen Geschichtsbildes eingesetzt hat. Auch zum Überblickswerk *Die Schlacht im Atlantik* des französischen Marinehistorikers Léonce Peillard (Peillard, Léonce: *Die Schlacht im Atlantik*. Wien: Paul Neff 1974) steuerte Dönitz ein Vorwort bei, in dem er seine Sicht der Dinge erläuterte (ebd., S. 15–17).

899 Dönitz selbst berichtet in *Deutsche Strategie zur See* über seine Befriedigung darüber, »daß unzutreffende Darstellungen von anderer Seite, die sicherlich im guten Glauben, aber ohne entsprechende Unterlagen oder eigene Sachkenntnis geschrieben wurden, aufgrund meiner Erklärungen richtig gestellt werden« (Dönitz 1970, S. 211). Vgl. auch Hartwig 2010, S. 13.

900 Vgl. Hartwig 2010, S. 43.

901 Vgl. ebd., S. 12f.; Salewski, Michael: *Die deutsche Seekriegsleitung. 1935–1945*. Frankfurt am Main: Bernard & Graefe 1975, Bd. 2, S. 226f. (Fußnote 5).

902 Salewski 1975, Bd. 2, S. 226f. (Fußnote 5). Auch Salewskis vorangegangene Schilderungen des Wechsels von Raeder zu Dönitz »beruhen im wesentlichen auf den Memoiren von Raeder und Dönitz« (Salewski 1973, S. 101, Fußnote 1).

Ausführungen von Dönitz und auch Raeder gefolgt war, stellte eine neue Generation junger Historiker ab Anfang der 70er-Jahre des 20. Jahrhunderts das herrschende Bild zunehmend in Frage.⁹⁰³ Einen ersten Höhepunkt bildet dabei die bereits weiter oben erwähnte Goldhagen-Debatte um Albert Speers Anwesenheit bei Himmlers Posener Rede. Es war Speer selbst, der Dönitz hier plötzlich überraschend belastete. In seiner *Antwort an Erich Goldhagen*, in der Speer behauptete, die Posener Konferenz bereits vor Himmlers Rede verlassen zu haben, legte er offen, welche anderen Gastredner dort neben ihm selbst gesprochen hatten. Unter ihnen: Karl Dönitz, dessen Redeanfang Speer sogar wörtlich zitiert⁹⁰⁴ – ein klarer Seitenhieb auf den inzwischen mit ihm zerstrittenen Dönitz, der in seinen autobiographischen Veröffentlichungen Posen gänzlich unerwähnt gelassen hatte. Das Bild des unpolitischen Soldaten, der erst bei Kriegsende von den Gräueltaten des Holocaust erfahren haben will, begann zu bröckeln.⁹⁰⁵

Gleichwohl gelang es Dönitz, seinen Ruf vor allem im Ausland zu wahren. Während die deutsche Marine ein recht ambivalentes Verhältnis zu Dönitz pflegte und die Bundesregierung bereits am 25. November 1958 in einer Presstext verkünden ließ, dass Dönitz und Raeder keine Vorbilder für die Bundesmarine seien⁹⁰⁶, erhielt Dönitz in seiner Aumühler Wohnung weiterhin regelmäßigen Besuch von Marinesoldaten anderer Nationen, die auf Landgang dem ehemaligen Großadmiral ihren Respekt erwiesen. Dieses Verhalten ist dabei in gewisser Hinsicht symptomatisch für die Haltung weiter Teile der anglo-amerikanischen Öffentlichkeit. Dieter Hartwig vermutet als Ursache hierfür ein Eigeninteresse an einem starken Dönitz-Bild: »Wer einen starken Gegner besiegt hat, war selbst noch stärker.«⁹⁰⁷ Höhepunkt der Dönitz-Verehrung im Ausland bildet dabei der Sammelband *Doenitz at Nuremberg: A reappraisal* (1976), in dem Militärführer und Politiker aus aller Welt Dönitz von jeder Schuld freisprechen.⁹⁰⁸

Erst nach Dönitz' Tod fanden sich auch im Ausland kritische Stimmen. Als Peter Padfield 1984 seine kritische Dönitz-Biographie *Dönitz. The last Führer* veröffentlichte (die deutschsprachige Fassung trägt den etwas unglücklich auf Carl Zuckmayer anspielenden Titel *Dönitz. Des Teufels Admiral*, ganz so, als ob

903 Zur Marinegeschichtsschreibung zwischen Nationalismus und Kritik vgl. Hartwig 2010, S. 12f.; Padfield, Peter: *Dönitz. Des Teufels Admiral*. Berlin: Ullstein 1984, S. 567f.

904 Vgl. Speer 1978, S. 396f.

905 Zu Dönitz' Holocaust-Kenntnis und seiner Anwesenheit in Posen vgl. ausführlich Hartwig 2010, S. 174–177.

906 Zum Verhältnis der Bundesmarine zu Dönitz vgl. Hartwig 2010, S. 200–216; insbes. S. 201.

907 Hartwig 2010, S. 289.

908 Vgl. *Doenitz at Nuremberg, a reappraisal. War crimes and the military professional*. Hrsg. von Harold K. Thompson. New York: Amber Publ. Corp. 1976. Zur Entstehungs- und Rezeptionsgeschichte vgl. Hartwig 2010, S. 88–90.

Dönitz sich am Ende zum Widerstand bekehrt habe), nannte er darin Dönitz' Unschuldsbeteuerungen in *Zehn Jahre und zwanzig Tage* »jämmerlich« und befand, der Text »beleidigt die Intelligenz seiner Leser – allerdings nicht, so scheint es, die vieler Rezensenten der englischsprachigen Ausgabe in Großbritannien und Amerika.«⁹⁰⁹ Padfield wies erstmals Dönitz' tiefe Verwicklung in das Geschehen des NS-Staats nach und weckte berechtigte Zweifel an Dönitz' Nimbus als strategisches Genie⁹¹⁰ sowie am Mythos von der »sauberen Kriegsmarine«, indem er etwa auf Lynchmorde durch Marine-Jagdkommandos verwies.⁹¹¹

Padfields Buch erschien kurz nach Matthias Schmidts *Albert Speer: Das Ende eines Mythos* und wurde in den Feuilletons recht ähnlich aufgenommen. »Schlagend Neues hat er nicht aufgedeckt«⁹¹², urteilte etwa Alexander Rost in der *Zeit* in einem ansonsten recht Dönitz-kritischen Artikel. Schließlich sei bereits seit Salewskis Standardwerk bekannt, wie sehr Dönitz sich Hitler angedient habe.⁹¹³ Heftiger noch monierte der *Spiegel*: »Beweise in Form von Urkunden, Dokumenten und Zeugenaussagen bleibt Padfield schuldig«⁹¹⁴, und behauptete, Padfield scheitere bei seinem »vergeblichen Versuch, Dönitz' unbezweifelbar schuldhaftige Teilhabe am Nazi-Regime durch sein Mitwirken und -wissen an einzelnen Verbrechen zu belegen.«⁹¹⁵ Die Reaktionen aus Marinekreisen und die in entsprechenden Zeitschriften veröffentlichten Reaktionen gingen noch darüber hinaus und schwankten zwischen Unglauben, Entsetzen und blanker Wut gegenüber der »Beleidigungsbiographie« des »Schmutzfinken Peter Padfield«⁹¹⁶.

Erst 2010 konnte Dieter Hartwig mit *Großadmiral Karl Dönitz: Legende und Wirklichkeit* eine umfassende, kritische und allgemein anerkannte Dönitz-Biographie vorlegen. Aufbauend auf Padfields Arbeit weist Hartwig etwa nach, dass die vermeintlich »saubere« Kriegsmarine im Juli 1941 an Judenerschießungen in Libau beteiligt war, von denen auch Dönitz aller Wahrscheinlichkeit nach wusste.⁹¹⁷ Anhand einer Notiz aus Goebbels' Tagebuch plausibilisiert Hartwig zudem, dass Dönitz spätestens seit Oktober 1943 über den Holocaust im Bilde

909 Padfield 1984, S. 560.

910 Vgl. ebd., S. 565–567.

911 Ebd., S. 484.

912 Rost, Alexander: »Wenig bleibt von Hitlers Admiral. Das Ende eines Zickzackkurses – Anmerkungen zu einer britischen Biographie des ›Löwen‹«. In: *Die Zeit* Nr. 41 (5. 10. 1984).

913 Vgl. ebd.

914 »Der letzte Führer«. In: *Der Spiegel* 34 (1984). S. 40–42, hier: S. 42.

915 Ebd.

916 Hartwig 2010, S. 279. Zur Rezeption von Padfields *Dönitz. Des Teufels Admiral* vgl. ausführlich ebd., S. 275–280.

917 Vgl. Hartwig 2010, S. 176f.

gewesen sein dürfte.⁹¹⁸ Schließlich zeigt Hartwig auf, dass Dönitz als Oberbefehlshaber der Kriegsmarine durchaus auch in Entscheidungen des durch Kriegsverbrechen stärker belasteten Land- und Luftkriegs eingebunden war.⁹¹⁹ Hartwig gelangt in seiner Einleitung dabei zu der Einschätzung, dass das öffentliche Dönitz-Bild erstaunlicherweise von kritischen Veröffentlichungen kaum berührt worden sei und dass sich neue Informationen »fast ausschließlich nur in der Fachwissenschaft durchsetzen«⁹²⁰ hätten können. Dass dieses Urteil insbesondere für den angelsächsischen Raum nach wie vor zutreffend ist, zeigt sich daran, dass noch 2015 mit Barry Turners *Karl Doenitz and the Last Days of the Third Reich* eine an Heldenverehrung übervolle Dönitz-Biographie erschienen ist.

Dem Erfolg in der Außendarstellung nach ist Dönitz auf gewisser Ebene also durchaus mit Albert Speer vergleichbar, auch wenn keiner seiner autobiographischen Texte ein Weltbestseller wie Speers *Erinnerungen* wurde. Ein großer Teil dieses Erfolgs dürfte auf Dönitz' privilegierten Quellenzugang sowie sein Eingebundensein in soldatisch-kameradschaftliche Treuenetzwerke zurückzuführen sein.⁹²¹ Die schriftstellerische Tätigkeit fügt sich dabei jedoch nahtlos in die Gesamtkonzeption der Dönitz'schen Selbstinszenierung ein und kann so als *pars pro toto* durchaus erklären, warum Dönitz lange Zeit derart großen Einfluss auf sein Bild ausüben konnte.

Auch wenn sich *Zehn Jahre und zwanzig Tage* allein schon aufgrund des größeren Umfangs als Dönitz' Hauptwerk klassifizieren lässt, wird eine das ganze Leben umfassende Autobiographie nur in *Mein wechselvolles Leben* präsentiert. Dabei ist *Mein wechselvolles Leben* das mit Abstand kürzeste aller hier untersuchten Werke. Eine sehr lange erzählte Zeit (1891–1956) trifft dort auf eine vergleichsweise kurze Erzählzeit, was wiederum zum höchsten Erzähltempo der hier untersuchten Texte führt. Auch wenn Seitenzahlen aufgrund von Unterschieden bei Schriftart, Satz und Druckgröße nur eine begrenzte Aussagekraft haben, lässt sich hier doch eine klare Tendenz ablesen. Die Originalausgabe von 1968 erreicht mit 227 Seiten nicht einmal den halben Umfang des Vorgängers *Zehn Jahre und zwanzig Tage* (491 Seiten) und fällt auch im Vergleich zu Schirachs *Ich glaubte an Hitler* (368 Seiten), Speers *Erinnerungen* (610 Seiten) und Raeders *Mein Leben* (665 Seiten in zwei Bänden) sehr knapp aus.⁹²² Dies

918 Vgl. ebd., S. 174–177.

919 Vgl. ebd., S. 68.

920 Ebd., S. 12.

921 Vgl. Kraus, Herbert: »Karl Dönitz und das Ende des ›Dritten Reiches‹«. In: *Deutsche Marinen im Wandel. Vom Symbol nationaler Einheit zum Instrument internationaler Sicherheit*. Hrsg. von Werner Rahn. München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag 2009. S. 525–545, hier: S. 540.

922 Rechnerisch ergeben sich hier ca. 3,4 Seiten pro Lebensjahr – damit ist das Erzähltempo fast

erklärt sich vor allem dadurch, dass die in den anderen Texten so zentrale Zeit von 1935 bis 1945 tatsächlich nur sehr oberflächlich gestreift wird. Zehn der insgesamt zwölf Kapitel entfallen auf die Zeit vor 1935, während erst in Kapitel 11 in stark geraffter Form eine kurze Darstellung der Jahre von 1935 bis 1945 erfolgt. Kapitel 12 bleibt dem Nürnberger Prozess vorbehalten. Somit entfallen nur ca. 12 Prozent des Texts auf die Zeit nach 1935 – im Gegensatz zu knapp 44 Prozent bei Baldur von Schirach⁹²³, ca. 89 Prozent bei Albert Speer⁹²⁴ sowie dem kompletten zweiten Band von Raeders *Mein Leben* (entspricht knapp 52 Prozent). Doch nicht nur beim Umfang, auch beim Zusammenspiel von erlebendem und erzählendem Ich schlägt *Mein wechselvolles Leben* einen völlig anderen Ton an als die bisher untersuchten Texte.

4.1 Erzählendes und erlebendes Ich in Dönitz' *Mein wechselvolles Leben*

Während in Schirachs *Ich glaubte an Hitler* zu Beginn des Texts eine große Distanz zwischen erlebendem Ich und Erzähler vorherrscht, die erst graduell durch den Prozess der Konversion aufgehoben wird, und die Differenz in Speers *Erinnerungen* trotz des Versprechens einer Aufhebung im Moment einer (nie eintretenden) Konversion durchgängig aufrecht erhalten wird, ist das erlebende Ich mit dem Erzähler von *Mein wechselvolles Leben* von Anfang an eng identifikatorisch verbunden. Auch wenn Gefühle des erlebenden Ichs auf den gesamten Text gesehen eher selten zur Sprache kommen, sind sie dem Erzähler doch durchweg zugänglich und auch nachvollziehbar. Von Anfang an betont der Erzähler eine Kontinuität zwischen jungem Dönitz und gereiftem Erzähler, etwa wenn er von seiner frühkindlichen Freude am Singen deutschen Liedguts berichtet: »Dies machte mir große Freude. [...] Noch heute freue ich mich, wenn ich einmal wieder zufällig solch ein Kinder- oder Volkslied aus meinen Jugendtagen höre.«⁹²⁵ – ein klarer Gegensatz etwa zu Speers distanzierter Beschreibung seines früheren Musikgeschmacks. Häufig finden sich auch klare Belege für eine interne Fokalisierung, etwa wenn der Erzähler die Gedanken des jungen Dönitz zu seinem neuem Schulleiter referiert⁹²⁶ oder seine Ängste vor der

doppelt so hoch wie bei Baldur von Schirachs *Ich glaubte an Hitler* (ca. 5,9 Seiten pro Lebensjahr) und fast viermal so hoch wie in Albert Speers *Erinnerungen* (ca. 12 Seiten pro Jahr). Erich Raeders *Mein Leben* kommt, beide Bände zusammengenommen, auf 7,8 Seiten pro Jahr.

923 Vgl. Schirach, S. 201–352.

924 Vgl. Speer, S. 75–525.

925 Dönitz, S. 10.

926 Vgl. ebd.

mündlichen Schulprüfung in wörtlicher Rede wiedergibt: »Am Abend vor dem mündlichen Examen fuhr mir jedoch der Gedanke durch den Kopf: Was ist, wenn du morgen doch nicht vom mündlichen Examen dispensiert wirst?«⁹²⁷

Dabei vollzieht der Erzähler die Erlebnisse des jungen Protagonisten auch emotional nach. Immer wieder zeigen begeisterte Ausrufe (rhetorisch gesprochen: *exclamations*) an, dass dem Erzähler das Innenleben des erlebenden Ichs nicht nur zugänglich ist, sondern dass die Erinnerungen an frühere Erlebnisse auch auf sein eigenes Empfinden einwirken, etwa wenn er kindliche Spiele kommentiert (»Mit welchem leidenschaftlichen Eifer gaben wir uns diesem Fangspiel hin!«⁹²⁸), über einen Schulausflug ins Museum berichtet (»Wie beeindruckte uns Kinder die Sammlung der alten Waffen und Ritterrüstungen!«⁹²⁹), oder sehnsüchtig ausruft: »Welch' harmlose Kinderzeit!«⁹³⁰ Gelegentlich mischt sich in diese Ausrufe auch die Perspektive des erlebenden Ichs. Wenn der Erzähler über eine Prüfung mit den Worten urteilt: »Gott sei Dank, ich war einer der drei Glücklichen!«⁹³¹, ist kaum noch zu unterscheiden, ob dies, wie es der Tonfall nahelegt, als indirekt wiedergegebener innerer Monolog dem Empfinden des damaligen Jungen entspricht, oder aber, wie es die Vergangenheitsform suggeriert, einem späteren, rückblickenden Urteil des Erzählers. Narratologisch gesprochen wechselt der Erzähler in diesen Passagen von einer autodiegetisch-dissonanten zu einer autodiegetisch-konsonanten Erzählweise, bei der das erzählerische Bewusstsein mit dem des erlebenden Ichs geradezu verschmilzt.⁹³² Zum Verständnis des Texts ist diese Unterscheidung letztlich irrelevant; es zeigt sich jedenfalls eine enge Verbundenheit, die sich sowohl inhaltlich als auch sprachlich niederschlägt.

Nur sehr selten finden sich kleinere Abgrenzungsbewegungen, in denen ein Unterschied zwischen dem Denken des Erzählers und des Protagonisten spürbar wird. Als Beispiel hierfür kann ein unfreiwilliges Abenteuer des Kadetten Dönitz in Montenegro dienen. Bei einer Wanderung in den dortigen Bergen überschreiten sechs Kadetten, unter ihnen Dönitz, versehentlich die montenegrinische Grenze und werden als vermeintliche Spione festgenommen, was den jungen Kadetten und damit auch dem erlebenden Ich als »großartiges Erlebnis«⁹³³ erscheint, ohne dass der Erzähler kommentierend eingreift. Als die ge-

927 Ebd., S. 20.

928 Ebd., S. 10f.

929 Ebd., S. 11.

930 Ebd., S. 16.

931 Ebd., S. 21.

932 Zu »Dissonance« und »Consonance« als narratologische Kategorien vgl. Cohn, Dorrit: *Transparent Minds. Narrative Modes for Presenting Consciousness in Fiction*. Princeton, N.J.: Princeton University Press 1978, S. 26; 145–161. Vgl. auch Scheffel/Martinez 2009, S. 83.

933 Dönitz, S. 46.

fangenen Kadetten abgeführt werden sollen und dabei durch einen glücklichen Zufall ihren vorgesetzten Offizieren begegnen, ändert sich jedoch die Bewertung der Situation: »Wir schilderten ihnen die Lage und hatten dabei noch die Frechheit, verlegen zu grinsen.«⁹³⁴ Die Wertung des Grinsens als »Frechheit« entspricht deutlich mehr der Perspektive der Vorgesetzten als der des erlebenden Ichs. Damit macht der Erzähler sich die Wertung der Vorgesetzten gewissermaßen zu eigen. Als die Kadetten dann in der Gefangenschaft ihres ungewissen Schicksals harren, wird diese doppelte Perspektive erneut spürbar, wenn die Situation einerseits als »reizend« beschrieben wird, andererseits aber die Gespräche der Kadetten mit der deutlich die Perspektive des Erzählers tragenden Wertung »dumm« abqualifiziert werden: »Unsere Lage war reizend, und mit dummen, schnodderigen Reden suchten wir uns zu erheitern.«⁹³⁵ An dieser Stelle zeigt sich der Erzähler in der Rolle des überlegenen Offiziers, der das Verhalten der jungen Figur – wenn auch nicht ohne Sympathie – als jugendlich-naiv und lümmelhaft darstellt.

Eine offen thematisierte Nicht-Identifikation findet sich im Text hingegen kaum. Einzig beim Kunstgeschmack betont der Erzähler einmal eine Differenz zu seinem früheren Ich, wenn er bemerkt:

Wie vollendet erschienen mir als junger Mensch z. B. die Raffaelschen Madonnen; wie sehr viel mehr schätze ich heute die größere Innerlichkeit niederländischer oder deutscher Maler der gleichen Epoche.⁹³⁶

Im Gegensatz etwa zu Speer⁹³⁷ und Schirach, bei denen solche »früher ... heute aber«-Formulierungen durchgängig stark gehäuft auftreten, bleibt eine solche Trennung zwischen dem Empfinden des erlebenden Ichs und dem des Erzählers bei Dönitz die klare Ausnahme. Vergleicht man diese Ausführungen zur Kunst zudem mit dem ersten Kapitel aus Speers *Erinnerungen*, in dem der Kunstgeschmack des jungen Speer dem Erzähler überhaupt nur über den Umweg des Zitats aus Briefen zugänglich ist, liegen erlebendes und erzählendes Ich bei Dönitz noch immer um Welten näher beieinander. Es ist zudem kein Zufall, dass eine solche Abweichung von Figur und Erzähler hier nur bei einem für den Text und die Verteidigung völlig nebensächlichen, sprich unpolitischen Thema wie dem Kunstgeschmack auftritt. Denn auch im übrigen Text kommt allenfalls in subtilen Wertungen ein Meinungsunterschied zum Vorschein, der jedoch nie auf moralischer oder politischer Ebene liegt, sondern allein durch die größere Erfahrung und das höhere Alter des Erzählers bedingt ist. Mit dem Erreichen des

934 Ebd.

935 Ebd., S. 47.

936 Ebd., S. 58.

937 Zudem sind die Empfindungen des erlebenden Ichs dem Erzähler von Speers *Erinnerungen* nicht im gleichen Maße zugänglich, wie es im angeführten Dönitz-Zitat der Fall ist.

Offiziersstatus verschwindet auch diese Differenz; ab Kapitel 6, in dem Dönitz sein erstes Kommando übernimmt, kommen derartige Passagen nicht mehr vor.

4.2 Die Kontinuitätsbiographie

In den wesentlichen Punkten lässt sich somit kein Unterschied zwischen der Haltung von erzählendem und erlebendem Ich feststellen. Als Zwischenergebnis bleibt festzuhalten, dass in Dönitz' *Mein wechselvolles Leben* eine sehr weitreichende Identifikation von erzählendem und erlebendem Ich stattfindet. Anders als Schirachs *Ich glaubte an Hitler* und Speers *Erinnerungen* präsentiert sich *Mein wechselvolles Leben* also nicht als Konversionserzählung. Stattdessen wird von Anfang an eine durchgängige Kontinuität von erlebendem und erzählendem Ich betont, so dass sich hier der Rückgriff auf das von Martin Sabrow als Gegenstück zur Konversionsbiographie erarbeitete Muster der Rechtfertigung anbietet, das er ›Kontinuitätsbiographie‹ nennt – eine Form, der Sabrow zufolge die Mehrzahl der Autobiographien nach historischen Zäsuren folgen.⁹³⁸

Aus rhetorischer Sicht basiert die Kontinuitätsbiographie auf einer Verteidigung im Streitpunkt der Faktizität (*status coniecturalis*), in dem durch Leugnen der Tatexistenz oder der Täterschaft jede Schuld von sich gewiesen wird.⁹³⁹ Diese Maximalstufe einer Verteidigung ohne Eingeständnis steht in deutlichem Gegensatz zum Streitpunkt der Rechtfertigung (*status qualitatis*), der in der Konversionsbiographie vorherrscht.⁹⁴⁰ Da sich die Verteidigung im Streitpunkt der Faktizität auf vitale Streitpunkte bezieht, ist ihr Ergebnis im Erfolgsfall ein Freispruch von aller Schuld, während es im Streitpunkt der Rechtfertigung vor allem um eine Reduktion der Schuld, die aber grundsätzlich eingestanden wird, geht. Voraussetzung für eine erfolgreiche Verteidigung im *status coniecturalis* ist eine entsprechende Beweislage – eine Schuld trotz eindeutiger Beweise zu leugnen, ist einem milden Urteil wenig förderlich. Bestimmte historische und kulturelle Gegebenheiten scheinen jedoch den autobiographischen Rekurs auf das Verteidigungsmuster der Kontinuität zu fördern. So ist die Beweislage nach Zusammenbrüchen politischer Systeme im daraus resultierenden Chaos oft noch unklar, was erklären könnte, warum gerade in

938 Vgl. Sabrow 2012, S. 12. Jean Starobinski vertritt demgegenüber die Meinung, dass erst die Differenz von früherem und späterem Ich eine Autobiographie notwendig machen würde – eine Einschätzung, die angesichts der Empirie kritisch zu hinterfragen ist (vgl. Starobinski, Jean: »The Style of Autobiography«. In: Olney 1980. S. 73–83, hier: S. 78).

939 Vgl. Hoppmann 2008, S. 99f.

940 Für die Konversionsbiographie sind dabei nicht alle Spielarten der qualitativen Rechtfertigung gleich verbreitet. Zumeist finden sich hier entweder der Status der Schuldübertragung (*metastasis*) oder der Status der Abbitte. Vgl. Hoppmann 2008, S. 105f.

unmittelbarer Nähe zu diesen Situationen häufig auf eine Maximalverteidigung zurückgegriffen wird, während mit zunehmendem zeitlichen Abstand das Muster der Konversion in den Vordergrund tritt. Auch die Anfänge der Autobiographie, die in Zeiten liegen, in denen der Nachwelt, für die autobiographische Texte oft verfasst werden, in der Regel keinerlei andere Dokumente über das Leben der jeweiligen Protagonisten vorliegen, folgen allesamt dem Schema der Kontinuität. Es ist für weite Teile der Antike prägend. Bereits in ägyptischen Jenseitsbüchern wie dem *Buch vom Herausgehen am Tage* spiegelt sich das Muster im negativen Schuldbekenntnis vor dem Totengericht wieder.⁹⁴¹ Frühe autobiographische Zeugnisse wie die *Antidosis*-Rede des Isokrates oder Platons *Apologie des Sokrates* (auch wenn es sich bei dieser nicht um eine Autobiographie im engeren Sinne handelt) bauen ebenfalls maßgeblich auf dieser Strategie auf, die Odo Marquard treffend »Rechtfertigung durch Rekurs auf Identität, sozusagen auf ein »semper idem«⁹⁴² genannt hat. Ihren einstweiligen Höhepunkt erfuhr sie schließlich in der römischen Autobiographie. Holger Sonnabend, der sich ausführlich mit der Geschichte der antiken Autobiographie auseinandergesetzt hat, notiert als besonderes Merkmal der römischen Autobiographie ihre Geburt aus dem »Geist der Defensive«⁹⁴³, weshalb »ausschließlich Politiker oder Militärs«⁹⁴⁴ als Autoren aktiv geworden seien. Die meisten dieser Texte sind nicht erhalten; zu nennen wären etwa die *Epistula ad Philippum regem* des Scipio Africanus d. Älteren, die Rechtfertigungsschrift *De consulatu et de rebus gestis suis liber* des Q. Lutatius Catulus, oder *De vita sua* des M. Aemilius Scaurus. Gemeinsames Anliegen all dieser Texte sei es, so Sonnabend, eine »untadelige Lebensführung zu dokumentieren«⁹⁴⁵. Zunehmend sei dabei ein Element in den Vordergrund getreten, das in der griechischen Antike zwar bereits präsent, aber nie dominant war: Autobiographische Texte würden nun »nicht nur zur Apologie, sondern auch zur positiven Selbstdarstellung«⁹⁴⁶ genutzt. Neben den *Hypomnemata* des L. Cornelius Sulla sind hier vor allem die autobiographischen Texte der Kaiserzeit zu nennen – seit Augustus' *Res gestae* sowie der nicht

941 Vor dem Totengericht musste sich der Verstorbene für seine Taten rechtfertigen. Im Totenbuch findet hierzu eine Beteuerung der Unschuld durch ein Aufführen verschiedener Sünden und das Bekenntnis, diese nicht begangen zu haben, statt. Hierzu ist auf Spruch 125 zu verweisen (vgl. Faulkner, Raymond; Goelet, Ogden; Dassow, Eva von: *The Egyptian book of the dead. The book of going forth by day*. San Francisco: Chronicle Books 1994, Platte 31/125). Zur Bedeutung ägyptischer Grabinschriften und Jenseitsbücher für die Autobiographie vgl. Wagner-Egelhaaf 2005, S. 106; Misch 1949, S. 22.

942 Marquard 1979, S. 691.

943 Sonnabend, Holger: *Geschichte der antiken Biographie. Von Isokrates bis zur Historia Augusta*. Stuttgart: Metzler 2002, S. 89.

944 Ebd., S. 89.

945 Ebd., S. 93.

946 Ebd., S. 97.

erhaltenen Schrift *De vita sua* hatte es sich von Tiberius über Claudius bis hin zu Hadrian kaum einer seiner Nachfolger nehmen lassen, das eigene Leben verteidigend zu verherrlichen.⁹⁴⁷

Erst mit dem Aufkommen der christlichen Autobiographie verschwand der Duktus der radikalen Verweigerung jeglicher Schuld einstweilen aus der Autobiographie. Vor dem allwissenden Gott, der nun zunehmend zum Adressaten autobiographischen Schreibens wurde, erschien eine Verteidigung im *Status* der Faktizität, der auf unvollständiger Beweislage beruht, nicht länger opportun. Stattdessen entstand mit Augustinus' *Confessiones* das Muster der Konversionsautobiographie, das bereits weiter oben begegnet ist. Odo Marquard spricht in diesem Zusammenhang von einer »Metamorphose des Anklägers«⁹⁴⁸; an die Stelle fehlbarer Mitbürger trete nunmehr der »absolute und zugleich gnädige Gott«⁹⁴⁹, wodurch der Rechtfertigungsbedarf eigentlich ins Unermessliche steige. Da Rechtfertigung zugleich aber Angelegenheit Gottes und nicht länger Menschenwerk sei, werde sie damit im Wesentlichen überflüssig: »der Apologiecharakter der Autobiographie wird durch die Wendung zum Christlichen obsolet.«⁹⁵⁰ Es dürfte indes zutreffender sein, von einer »Metamorphose des Richters« zu sprechen und damit einhergehend von einem dieser Metamorphose Rechnung tragenden Wechsel der Verteidigungsstrategie auszugehen. Denn die juristische Ursituation verschwindet mit dem Auftreten Gottes und dem immer im Raum stehenden ›Jüngsten Gericht‹ keineswegs aus der Autobiographie – lediglich die Bedingungen, unter denen dieser ›Prozess‹ stattfindet, werden transformiert: Die Möglichkeit, im Stile der antiken Autobiographie alle Schuld zu abzuleugnen, setzt voraus, dass die Beweislage dies zulässt, spricht, dass die Richter über kein gesichertes Wissen über die Vorgänge verfügen und auf die Darstellung von Ankläger und Verteidiger angewiesen sind. Dies war so lange opportun, wie Autobiographien an eine Nachwelt adressiert waren, der ein direkter Erfahrungszugang zu den jeweiligen Vorwürfen fehlte.

Durch das Auftreten eines allwissenden Gottes als Adressat und Richter aber lässt sich an ein reines Leugnen nicht länger denken. Die übliche Verteidigungsstrategie, die bei vollständiger Tatkenntnis des Richters zu wählen ist, ist stattdessen der *status qualitatis*,⁹⁵¹ in dem Fehler, da man sie nicht plausiblerweise leugnen kann, zugegeben werden müssen. Gerechtfertigt werden sie dann durch ihren Kontext und durch die Entwicklungsgeschichte des Angeklagten zu einem bereuenden Menschen. Insofern lässt sich durch das Christentum keineswegs ein Untergang oder gar Obsoletwerden der Apologie in der Autobiographie

947 Vgl. ebd., S. 118f.

948 Marquard 1979, S. 691.

949 Ebd., S. 692. Kursivierung im Original.

950 Ebd., S. 693.

951 Vgl. insbes. Hoppmann 2008, S. 106.

graphie konstatieren – lediglich ein Wechsel in der Art und Weise, in der diese Verteidigung stattfindet. Zudem ist die radikale Verteidigung nie ganz aus der Autobiographie verschwunden. Wann immer das Urteil über oder der Vergleich mit anderen Menschen gesucht wurde, war sie nach wie vor präsent. In Spuren ist sie noch in Texten wie Rousseaus *Confessions* spürbar, wenn dieser in seiner Einleitung Gott dazu auffordert, ihn, »der nie [...] [ein Unrecht] beging oder begehen wollte«⁹⁵², am Tag des jüngsten Gerichts mit allen anderen Menschen zu vergleichen und dann sein Urteil zu fällen:

Jeder von ihnen enthülle seinerseits sein Herz mit der gleichen Aufrichtigkeit zu den Füßen deines Throns, und dann möge auch nur einer dir sagen, wenn er es wagt: Ich war besser als dieser Mensch da!⁹⁵³

In den Autobiographien von Personen des öffentlichen Lebens, die sich immer auch an ein menschliches Publikum und die Geschichtsschreibung richten, hat die Maximalverteidigung im *status coniecturalis* ihre Bedeutung nie eingebüßt. Typisch ist hier oft eine fingierte Mündlichkeit, die auf die historischen Wurzeln der Gattung zurückgeht. Die bereits mehrfach erwähnte *Antidosis*-Rede des Isokrates, die Georg Misch »die erste mit dem Bewußtsein von der Bedeutung der Aufgabe unternommene und selbstständig hingestellte Autobiographie«⁹⁵⁴ nennt, ist etwa ausdrücklich in Form einer mündlich gehaltenen Verteidigungsrede vor Gericht konzipiert.⁹⁵⁵ Literarisches Vorbild der *Antidosis*-Rede ist dabei Platons *Apologie des Sokrates*, bei der spiegelverkehrt zur *Antidosis*-Rede nicht die Anklage, dafür aber die autobiographische Standortbestimmung literarische Fiktion ist. Beide Reden argumentieren sehr ähnlich, Manfred Fuhrmann spricht hier vom »Prinzip der Identität als Konstituens des autobiographischen Ich«⁹⁵⁶ als zentrale Argumentationsfigur. Dementsprechend gehe es in ihnen vor allem darum, »zu zeigen, daß sich Einst und Jetzt in völliger Übereinstimmung befinden«⁹⁵⁷, wie es in Passagen wie »Ich nun glaubte, als ich jenen damals solche Einwände vorbringen hörte, und glaube es auch heute noch [...]«⁹⁵⁸, deutlich wird.

Diesem in der Antike entstandenen Schema der autobiographischen Verteidigung, das jede Schuld in einer früher und heute übergreifenden Bewegung von

952 Rousseau 1996, S. 8.

953 Ebd., S. 9.

954 Misch 1949, S. 158.

955 Die fingierte Mündlichkeit tritt als literarische Technik oft auch kompensatorisch in Zeiten erhöhter Schriftlichkeit, etwa im Mittelalter, auf (vgl. Moos, Peter von: *Gesammelte Studien zum Mittelalter*. Münster: Lit 2006, S. 237).

956 Fuhrmann 1979, S. 688.

957 Ebd.

958 Isokr. or. 15.150. Übersetzung hier und im Folgenden nach Isokrates; Ley-Hutton, Christine: *Sämtliche Werke*. Band 2. Stuttgart: Hiersemann 1997.

sich weist, folgt auch *Mein wechselvolles Leben*. Erzählendes und erlebendes Ich sind annähernd im gesamten Text in ihren Anschauungen und Meinungen identisch. Nur in für die moralische und juristische Beurteilung der Taten unerheblichen Handlungen und Wesenszügen wie dem Kunstgeschmack kommt es in Ausnahmefällen zu Abweichungen. Dieses Bild blieb nicht ohne Einfluss auf spätere Texte: In der vier Jahre nach *Mein wechselvolles Leben* ebenfalls im Musterschmidt Verlag erschienenen Dönitz-Biographie von Walter Görlitz, die der Autobiographie im Wesentlichen folgt⁹⁵⁹, wird Dönitz etwa als Mann mit einer »bolzengeraden Natur«⁹⁶⁰ beschrieben, und auch »der Kurs, den der Großadmiral hielt«⁹⁶¹, sei »von holzschnittartiger Geradheit«⁹⁶² gewesen. Dieses Bild ist indes bis in die Details der Textgestaltung von *Mein wechselvolles Leben* nachverfolgbar und zeigt sich an zahlreichen Merkmalen des Texts.

4.3 Der sichtbare Erzähler

Einen ersten Hinweis auf das apologetische Grundschema von *Mein wechselvolles Leben* gibt bereits die sprachliche Ausgestaltung des Texts. So ist trotz der deutlich spürbaren, von Sympathie geprägten Nähe und emotionalen Einheit von erlebendem und erzählendem Ich der Erzähler im Text als klar vom Protagonisten zu unterscheidende Instanz präsent. Es finden sich eine Vielzahl von Metakommentaren, die den Erzählprozess selbst thematisieren und steuern. In der Regel leiten diese Kommentare einen Abschnitt entweder ein oder schließen ihn ab. Dabei handelt es sich mehr um Sinn- als um chronologische Abschnitte, sehr ähnlich den Übergängen zum nächsten Gliederungspunkt in einer Rede. Sie kommentieren dabei meist die Relevanz des Erzählten für die Erzählung. So berichtet Dönitz in Kapitel 3 von einer Seeblockade vor der montenegrinischen Küste, während der die Verpflegung an Bord von Dönitz' Kreuzer »SMS Breslau« immer schlechter geworden sei. Als der Schiffskoch Unmengen an Eiern erworben habe, habe die Mannschaft nach einigen Tagen rebelliert und versucht, diese an ein benachbartes britisches Schiff zu verkaufen, das allerdings selbst gerade einen übergroßen Eiervorrat an Bord genommen hatte. Etwas unwillig schließt der Erzähler die Anekdote ab: »Doch endlich genug von dieser Eier-sache.«⁹⁶³ In Kapitel 9 berichtet Dönitz hingegen ausnahmsweise (hierauf wird später noch genauer einzugehen sein) aus seinem Familienleben. Auch diese

959 Dabei ist Görlitz allerdings nicht völlig unkritisch und spiegelt insgesamt den damaligen Forschungsstand wieder (vgl. hierzu ausführlich Hartwig 2010, S. 272–275).

960 Görlitz, Walter: *Karl Dönitz. Der Großadmiral*. Göttingen: Musterschmidt 1972, S. 91.

961 Ebd., S. 8.

962 Ebd.

963 Dönitz, S. 49.

Passage wird mit einer deutlichen Präsenz des Erzählers eingeleitet: »In all diesen Jahren hatte mein Leben selbstverständlich noch eine andere Seite.«⁹⁶⁴ Gerade das Prädikat »selbstverständlich« zeigt, dass der Erzähler offen über seine Erzählung und deren Wirkung auf sein Publikum reflektiert. Der Erzähler gibt vor, sich an dieser Stelle bewusst zu werden, dass er bisher zu wenig über sein Familienleben berichtet hat und glaubt, dies nun nachholen zu müssen. Nach einigen Ausführungen zur durch die Inflation der 1920er-Jahre bedingten prekären finanziellen Lage der Familie Dönitz erläutert der Erzähler dann noch: »Ich erzähle dies, um zu zeigen, daß wir in diesen Jahren wirtschaftlich nicht auf Rosen gebettet waren.«⁹⁶⁵

Die Formulierung »ich erzähle« thematisiert den Erzählprozess selbst und begründet die Auswahl des Erzählten. Auch wird eine Beweisabsicht genannt, was erneut stärker an die Konventionen einer Rede als an die der Autobiographie erinnert. Dass es sich hierbei um keinen Einzelfall handelt, verdeutlicht eine Anekdote im gleichen Kapitel. Dort wird von einem Besuch der Kinder der Offiziere auf dem Kreuzer »Nympe« berichtet, auf dem Dönitz im Jahr 1927 als Navigationsoffizier stationiert war. Sein sechsjähriger Sohn Peter angelt bei dieser Gelegenheit einen Rollmops, den ihm findige Marinesoldaten aus Scherz an seine Angelrute geheftet haben. Der Erzähler nutzt diese Anekdote zur Überleitung zu einer erneuten Erörterung der finanziellen Lage der Familie Dönitz: »Da ich gerade von meinem Sohn Peter gesprochen habe, noch ein Wort zu meinen familiären Verhältnissen.«⁹⁶⁶ Noch deutlicher als zuvor wird hier durch die Verwendung der Worte »gesprochen« und »noch ein Wort« eine mündliche Rede des Erzählers suggeriert. Die Überleitung zum neuen Punkt »familiäre Verhältnisse« geschieht dabei weniger nach Gesichtspunkten der Chronologie, sondern vermeintlich spontan aus der Struktur der erzählerischen Gedankenführung heraus.

Der Erzähler in *Mein wechselvolles Leben* ist also ein Lenker seiner Erzählung, der diese untergliedert und den Fluss der Narration steuert. Dabei tritt er als ständiger Kommentator des Erzählprozesses auf, beurteilt jedoch die geschilderten Ereignisse nicht moralisch, sondern in Bezug auf ihren Wert für die Erzählung und mithin auch für sein Publikum. Diese Beurteilung der Wichtigkeit enthält zugleich eine Rollenzuschreibung; die Antizipation der Relevanz ist zugleich Präskription: *Diese Dinge sind für dich, liebes Publikum, wichtig; diese anderen Dinge haben dich nicht zu interessieren.*

Der Erzähler wird zudem nicht als schreibendes »Ich« im Sinne eines Autors imaginiert, sondern trennt sich durch die Verwendung von Formulierungen wie

964 Ebd., S. 162f.

965 Ebd., S. 163.

966 Ebd., S. 167.

»Ich erzähle« oder »Ich habe gesprochen« auch vom Schreibprozess ab und zeigt sich mehr als Redner denn als Schreiber. Dies wird auch durch die häufig auftretende Gliederung des Texts in argumentative Abschnitte (im Gegensatz zu chronologischen) nahegelegt. Hierin zeigt sich eine deutliche Parallele sowohl zur Gerichtsrede an sich als auch in besonderem Maße zur antiken literarischen Apologie. Die offen thematisierte Gliederung in Sinnabschnitte kann dabei als besonders typisch für diese Art der simulierten Mündlichkeit gelten. Ähnliche Passagen, die einen Anklagepunkt für erledigt erklären und den Übergang zum nächsten Punkt ankündigen, finden sich etwa an zahlreichen Stellen in Isokrates *Antidosis*-Rede – beispielsweise, wenn Isokrates die rednerische Beschäftigung mit seiner philosophischen Tätigkeit für beendet erklärt (»Über meine besondere Fähigkeit, meine Philosophie oder meine Beschäftigung – wie auch immer ihr es nennen mögt – habt ihr nun die ganze Wahrheit vernommen«⁹⁶⁷), wenn er das Zitieren eigener Reden abschließt (»Mit den Reden also, die vorgelesen werden und von einer solchen Länge sind, will ich es damit jetzt genug sein lassen.«⁹⁶⁸), oder wenn er den Übergang von einem Gliederungspunkt zum nächsten erklärt (»Für den gegenwärtigen Augenblick habe ich hiermit über dieses Thema genug gesagt und geraten.«⁹⁶⁹). Derartige Passagen finden sich noch an zahlreichen weiteren Stellen bei Isokrates,⁹⁷⁰ ebenso wie in der platonischen *Apologie des Sokrates*⁹⁷¹ oder anderen vergleichbaren Texten, die die mündliche Situation einer Gerichtsrede zum Vorwand einer autobiographischen Auseinandersetzung mit dem eigenen Leben erheben. Für Autobiographien, die meist stärker chronologischen als systematischen Gesichtspunkten folgen, ist eine solche thematische Gliederung hingegen als eher untypisch anzusehen.⁹⁷² Bereits sprachlich folgt *Mein wechselvolles Leben* also mehr den Konventionen einer (Gerichts-)Rede als denen der Autobiographie.⁹⁷³ Die Anlehnung wird dabei noch deutlicher, wenn die Kapitel 11 und 12 betrachtet werden, die die NS-Zeit sowie den Nürnberger Prozess beschreiben. Jeder einzelne Abschnitt wird hier mit einleitenden und abschließenden Metakommentaren versehen:

967 Isokr. or. 15.13; 15.50.

968 Ebd., 15.74.

969 Ebd., 15.270.

970 Vgl. etwa Isokr. or. 15.139 (»Jetzt aber will ich dieses Thema beiseite lassen und wieder über mich und die Punkte sprechen, um die es hier geht.«); 15.281 (»Nun noch ein Wort zum Thema ›Vorteil‹«).

971 Für einleitende Passagen vgl. Plat. apol. 24b, 27a, 30c, 32a, 39b–c. Abschließende Passagen vgl. Plat. apol. 28a, 34b, 38c–d, 39d–e.

972 Vgl. Wagner-Egelhaaf 2005, S. 54f.

973 Zu Übergängen in der Gerichtsrede vgl. Quint. inst. IV 1, 74.

Dies also zu der seit 1935 geübten ›Rudeltaktik‹.⁹⁷⁴ [...] Soviel zum U-Boot-Krieg.⁹⁷⁵ [...] Nun zum Ende des Krieges noch einige Worte⁹⁷⁶ [...] Noch ein Wort zu Eisenhowers Haltung⁹⁷⁷ [...] Nun zum Schluß⁹⁷⁸.

Doch sind diese Metakommentare nur eines von vielen Symptomen einer viel weiterreichenden Anlehnung an die Konventionen der Apologie.

4.4 Beweis durch Autorität

Während die vorherigen Kapitel im Grunde einer chronologischen Ordnung folgen, ändert sich die Erzählweise ab Kapitel 11 auch inhaltlich deutlich in Richtung einer reinen Verteidigungsrede. Kapitel 11 (»Zusammenfassung der Jahre 1935–1945«) erscheint dabei nicht nur stilistisch als eine Art dem Text gleichwohl zugehöriger Fremdkörper. Denn das Kapitel wird von Seiten des Erzählers damit eingeleitet, dass dieser die Erzählung unter Verweis auf *Zehn Jahre und zwanzig Tage* aufbricht und statt einer ausführlichen Behandlung nur eine Zusammenfassung anbietet: »Mein Leben in den Jahren 1935–1945 habe ich bereits an anderer Stelle eingehend dargestellt. Daher hier nur eine kurze Zusammenfassung«⁹⁷⁹. *Mein wechselvolles Leben* präsentiert sich somit als eine ›bereinigte‹ Autobiographie, die belastende Passagen schlicht in andere Texte auslagert. Die Lektüre des anderen Buchs wird dabei in keiner Weise vorausgesetzt.⁹⁸⁰

Doch ist auch die angekündigte Zusammenfassung keineswegs eine verkürzte autobiographische Darstellung im eigentlichen Sinne. Deutlicher als alle anderen Kapitel zeigt Kapitel 11, dass in *Mein wechselvolles Leben* Belange der Argumentation stets vor Belangen der Chronologie stehen. Die aus apologetischer Sicht wenig kritische Tätigkeit als Kommandant auf der *Emden*, die bereits in die NS-Zeit fällt, wird mit dieser nicht in Verbindung gebracht. Das Kapitel beginnt erst 1935 mit Dönitz' Übernahme des Amts als Befehlshaber der U-Boote (BdU). Das Kapitel untergliedert sich in drei verschiedene Argumentationsstränge, in denen die von Dönitz entwickelte ›Rudeltaktik‹, die allgemeine Kriegsstrategie

974 Dönitz, S. 200.

975 Ebd., S. 205.

976 Ebd.

977 Ebd., S. 209.

978 Ebd.

979 Ebd., S. 199.

980 Der Ordnung halber sei hier hinzugefügt, dass in der Originalausgabe von 1968 sowohl eine Fußnote zu Kapitel 11, als auch die letzte Seite des Buchs, die mit einer ganzseitigen Werbeanzeige für *Zehn Jahre und zwanzig Tage* gefüllt ist, auf den Vorgängertitel verweist. Allerdings wird die Kenntnis des Texts zum Verständnis von *Mein wechselvolles Leben* nicht vorausgesetzt.

der U-Boot-Waffe sowie das (militärische) Verhalten bei Kriegsende gerechtfertigt werden. Politische oder persönliche Erwägungen kommen hingegen nicht zur Sprache. Auch werden keine Verfehlungen thematisiert; die Verteidigung bleibt ganz der im *status coniecturalis* angelegten Verweigerung jeglicher Schuld verhaftet.

So geht es bei der Rechtfertigung der ›Rudeltaktik‹ vorrangig darum, ihre taktische Effektivität zu betonen, während Fragen der Legitimität außen vor bleiben. Der Erzähler zeichnet mit dem Herausstreichen der überraschenden Effektivität der Taktik das Bild eines Mannes von großem strategischen Geschick (man denke auch an die *phronesis* als Bestandteil des *Ethos*). Dabei wird analog zum bereits bei Speer beschriebenen Lob durch andere auch bei Dönitz die eigene Argumentation vor allem durch das Heranziehen anderer Autoritäten gestützt. Ähnlich wie Speer beruft sich Dönitz dabei vorrangig auf Aussagen der Gegenseite. Zum Rechtfertigen der Rudeltaktik zitiert er etwa den englischen Historiker Stephen Roskill, der in der offiziellen britischen Kriegsgeschichte die Effektivität von Dönitz' strategischen Entscheidungen anerkannt habe:

Daß ich hiermit, was die Engländer anbetrifft, recht gehabt habe, wissen wir heute: [...] Der englische Marine-Historiker Capt. Roskill schreibt darüber: »Die Entwicklung war, vom britischen Standpunkt aus, voll der ernsthaftesten Probleme, weil der Feind eine Form der Angriffe angewandt hatte, die wir nicht vorausgesehen und gegen die weder taktische noch technische Gegenmaßnahmen vorbereitet worden waren.« (Roskill, *History of the Second World War, The War at Sea*, Band I, Seite 354). – Dies also zu der seit 1935 geübten »Rudeltaktik«. ⁹⁸¹

Auffällig ist dabei die Berufung auf einen »Marine-Historiker«, der, selbst Militär, ausschließlich die strategische Dimension der Kriegsführung beleuchtet. Dies deckt sich mit der von Dönitz gewählten Inszenierung als unpolitischer Soldat. Die genaue Seitenangabe des Zitats dient dabei der *captatio benevolentiae* durch Beteuern des Strebens nach Aufrichtigkeit und Überprüfbarkeit, mithin des Wirklichkeitsbegehrens der Autobiographie. Allerdings entspricht die Angabe nicht den üblichen Vorgaben des Bibliographierens – als Quelle wird ein englischsprachiger Text genannt; Angaben zu Übersetzer, Verlag oder Jahr fehlen. Die genannte Wirkung kann der Beleg also vorrangig bei einem nicht wissenschaftlich vorgeprägten Publikum entfalten. Anders als bei Speer ist hier zudem kein inhaltliches Zueigenmachen der Gegenseite impliziert – *Mein wechselvolles Leben* legt durch das Anführen gegnerischer Quellen keineswegs nahe, dass sich der Text an eine NS-kritische Leserschaft richtet. Vielmehr dient das Zitat hier dazu, den eigenen Kurs als richtig und fehlerlos zu etablieren – so richtig, dass *selbst* die Gegenseite ihn, *genau wie die eigene Seite auch*, als effektiv

981 Dönitz, S. 200.

habe anerkennen müssen, während bei Speer etwa die von seinen Gegnern gelobte Organisation des Rüstungsministeriums von der NS-Verwaltung kritisch beurteilt wird. Die Zeugenschaft Roskills wirkt demgegenüber nur deshalb glaubwürdiger, da ihr keine Eigeninteressen unterstellt werden können, keineswegs aber, weil sie im Gegensatz zur NS-Ideologie steht. Kritische Stimmen zu Dönitz' Kriegsführung werden hingegen ausgeblendet, obwohl diese durchaus vorhanden waren. Dass sich eine derart einseitige Argumentation nur schlecht mit quellenkritischer Wissenschaft verträgt, lässt sich dann auch anhand der historiographischen Sekundärliteratur zu Dönitz nachverfolgen. So weckt vor allem die Darstellung von Peter Padfield berechtigte Zweifel an Dönitz' Behauptung, dass der Krieg hätte gewonnen werden können, wenn ihm zu Kriegsbeginn nur die geforderten 300 U-Boote zur Verfügung gestanden hätten.⁹⁸² Auch Dieter Hartwig weist darauf hin, dass weniger die zu geringe Zahl der U-Boote, als vielmehr effektive Gegenmaßnahmen der Alliierten wie die Deciffrierung der Enigma-Verschlüsselungsmaschine kriegsentscheidend gewesen seien – eine Tatsache, die Dönitz nie wirklich anerkannt hatte und deren Möglichkeit er in *Mein wechselvolles Leben* geflissentlich übergeht.⁹⁸³

Die Beweisführung durch Zeugenaussagen bleibt auch im Fortgang der wichtigste Stützpfeiler der Argumentation – der Erzähler argumentiert wenig selbst, vielmehr führt er Autoritäten an und lässt diese für sich sprechen. Um den Nimbus des strategischen Genies trotz des negativen Kriegsverlaufs aufrecht erhalten zu können, werden zwei weitere Autoritäten herangezogen, die Dönitz attestieren, dass seine Kriegsstrategie erfolgreich gewesen wäre, hätte man seine Ratschläge von Anfang an befolgt. Die angeführten Zeugen zählen dabei zweifellos zu den bekanntesten und wirkungsmächtigsten Gegnern des Dritten Reichs, nämlich Churchill und Lord Cunningham. Ganz im Duktus einer Gerichtsrede ruft der Erzähler sie als Zeugen auf:

Ich möchte zur Unterstützung meiner vorstehenden Darstellung über die Bedeutung der Atlantikschlacht und in Anbetracht des auch heute noch stark kontinentalen Denkens des deutschen Volkes aus der Fülle der Äußerungen von anglo-amerikanischer Seite, wo man so denkt, wie ich vorstehend geschrieben habe, nur die Ansichten von 2 [sic] Personen anführen⁹⁸⁴.

Daraufhin werden Ausschnitte aus den Erinnerungen Churchills sowie Cunninghams wörtlich zitiert, die Dönitz ein äußerst positives Zeugnis ausstellen. So habe Churchill Dönitz' Ansicht zum Primat der U-Boot-Flotte in der Marine ausdrücklich geteilt (»Es wäre weise von den Deutschen gewesen, alles auf seine

982 Vgl. Padfield 1984, S. 565–567.

983 Vgl. Hartwig 2010, S. 99–116; insbes. S. 113.

984 Dönitz, S. 204.

Karte zu setzen«⁹⁸⁵). Auch Admiral Cunningham habe Dönitz, wohlgermerkt erst nach der Lektüre von *Zehn Jahre und zwanzig Tage*, als ungehörten Propheten und meisterhaften Strategen gelobt:

Seine Beurteilung der Lage war absolut richtig, wie ich aus der Lektüre vor allem schließen muß, ist Karl Dönitz wahrscheinlich der gefährlichste Gegner Englands seit de Ruyter gewesen. Daß seine politische Führung so wenig seinen Rat beachtete, war unser großes Glück.⁹⁸⁶

Insbesondere bei Cunningham handelt es sich also nicht um einen neutralen Zeugen, sondern um einen Leser des Vorgängerbuchs. Wenn sich bereits eine so herausragende Persönlichkeit wie Cunningham von Dönitz überzeugen lässt, möge die Leserschaft von *Mein wechselvolles Leben* es dieser Autorität doch bitte gleich tun, so der Subtext. Die Wirkung der Zeugenaussagen Roskills, Churchills und Cunninghams lässt sich mit der Bedeutung von Sebastian Haffners Speer-Artikel im britischen *Observer* vergleichen. Dönitz lässt weder in *Mein wechselvolles Leben*, noch in anderen Publikationen, die Gelegenheit aus, sie zu erwähnen. In *Deutsche Strategie zur See im Zweiten Weltkrieg* hat Dönitz die bekannten Zitate noch um eine Vielzahl weiterer Aussagen der genannten Autoritäten ergänzt. Auch Dönitz' Biographen Walter Görlitz und Dieter Hartwig erwähnen die Zitate.⁹⁸⁷

Ein knapper Metakommentar des Erzählers (»Soviel zum U-Boot-Krieg.«⁹⁸⁸) schließt die Beweisführung ab. Die Strukturen des Autobiographischen sind hier längst der Apologie gewichen; anstatt auf die Entwicklung der eigenen Persönlichkeit einzugehen, wird unter Verweis auf glaubwürdige Zeugen an der Rechtfertigung der Handlungen im Krieg geschraubt – ganz so, als gelte es die Anklage zu widerlegen, dass Dönitz ein schlechter Soldat gewesen sei. Das Überbetonen der eigenen Leistung steht hier im deutlichen Kontrast zur Selbstkritik eines Albert Speer – die Möglichkeit eigener Fehlentscheidungen wird gänzlich ausgeklammert. Zahlreiche Ereignisse, auf die die historische Literatur üblicherweise eingeht, bleiben außen vor – der in der historischen Forschung viel untersuchte Athenia-Zwischenfall⁹⁸⁹ bleibt ebenso unerwähnt

985 Ebd. Dieses Zitat wurde insbesondere von Dönitz' Verehrern begeistert aufgegriffen; vgl. in jüngerer Zeit etwa Turner, Barry: *Karl Doenitz and the Last Days of the Third Reich*. London: Icon Books 2015, S. 273.

986 Dönitz, S. 205.

987 Insbesondere Roskill scheint dabei geradezu die Rolle eines »Kronzeugen« zuzukommen; in *Deutsche Strategie zur See* wird er permanent zitiert (vgl. Dönitz 1970, S. 29; 43; 56f.; 71; 74f.; 90; 92; 99f.; 103; 108; 110f.; 134f.). Auch Churchill wird dort regelmäßig referiert (vgl. ebd., S. 78; 93; 115f.; 135; 179; 199f.; 207f.). Dönitz' Biographen Görlitz (Görlitz 1972, S. 40) und Hartwig (Hartwig 2010, S. 90) haben die genannten Zitate ebenfalls aufgegriffen.

988 Dönitz, S. 205.

989 Im September 1939 torpedierte das deutsche U-Boot *U30* das unbewaffnete Passagierschiff *Athenia*. Auf Dönitz' Anweisung hin wurde der Vorfall geheim gehalten und aus dem

wie die Magnet-Torpedokrise⁹⁹⁰ oder der Laconia-Befehl.⁹⁹¹ Auch zu Fehlentscheidungen und Misserfolgen in der U-Boot-Kriegsführung, auf die konkurrierende Texte verweisen, schweigt Dönitz sich aus.⁹⁹² Lediglich den oft angeführten Vorwurf, dass es sich bei Dönitz' U-Boot-Waffe um die Waffengattung mit der höchsten Verlustrate der Wehrmacht handelte – Schätzungen reichen von 60 % (Hartwig) bis 80 % (Bird)⁹⁹³ – deutet Dönitz, wenn auch abstrakt, an, indem er vom »opfervolle[n] Einsatz«⁹⁹⁴ seiner Truppen spricht.

Auch bei der Behandlung des Nürnberger Prozesses im sich anschließenden Kapitel 12 führt der Erzähler Autoritäten als Zeugen seiner Unschuld an. So habe der »englische Völkerrechtler Smith, früherer Professor der Universität London«⁹⁹⁵, das Urteil als Verlegenheitslösung kritisiert – eine genauere Quellangabe fehlt dabei –, wohingegen eine nicht näher definierte Gruppe Amerikaner und Engländer noch weiter gegangen sei:

Von anderer amerikanischer und englischer Seite wird heute meine Verurteilung vielfach als »flagrant travesty of justice resulting from hypocrisy«, also etwa als »heuchlerische und offenkundige Verhöhnung des Rechts« gebrandmarkt.⁹⁹⁶

Es mutet dabei eigentümlich an, dass ein offensichtlich wörtlich wiedergegebenes und übersetztes Zitat nicht einer einzelnen Quelle, sondern als regelmäßige Äußerung einer ganzen Gruppe zugeschrieben wird. Ausschnittsweise

Kriegstagebuch von *U30* getilgt. Im Nürnberger Prozess wurde dies Dönitz dann zum Vorwurf gemacht (vgl. Görlitz 1972, S. 42; Padfield 1984, S. 224–226).

990 Bei der ›Magnet-Torpedokrise‹ im Jahr 1940 versagten aufgrund technischer Defekte eine Vielzahl der abgeschossenen Torpedos, was sich drastisch auf Erfolg und Kampfmoral der U-Boot-Truppe auswirkte (vgl. Görlitz 1972, S. 44; 244f.).

991 Beim sogenannten ›Laconia-Befehl‹ handelte es sich um einen im September 1942 von Dönitz erlassenen Befehl, der es deutschen U-Booten verbot, Schiffbrüchige versenkter gegnerischer Schiffe zu retten, um sich dadurch nicht selbst in Gefahr zu bringen. Dönitz reagierte hiermit auf einen Zwischenfall, bei dem amerikanische Bomber deutsche U-Boote angegriffen hatten, als diese im Begriff waren, Schiffbrüchige des von ihnen versenkten Passagierschiffs *Laconia* an Bord zu nehmen. Der ›Laconia-Befehl‹ wurde Dönitz später im Nürnberger Prozess zum Vorwurf gemacht, fand jedoch keinen Eingang in das Urteil (vgl. Görlitz 1972, S. 52; Padfield 1984, S. 289–294; 515f.).

992 Zu Fehlentscheidungen und Misserfolgen im U-Boot-Krieg vgl. Görlitz 1972, S. 47f.; Salewski 1975, Bd. 2, S. 266; Hartwig 2010, S. 97–116; Padfield 1984, S. 565–567.

993 Vgl. Hartwig 2010, S. 289; Bird, Keith: »Karl Dönitz – Der ›unbesiegte‹ Admiral«. In: *Die Militärelite des Dritten Reiches. 27 biographische Skizzen*. Hrsg. von Ronald Smelser. Berlin: Ullstein 1998. S. 129–152, hier: S. 146. Der Unterschied lässt sich nicht durch die unterschiedliche Auslegung des Begriffs ›Verlustrate‹ erklären; beide beziehen sich auf die U-Boot-Besatzungen, nicht auf die U-Boote selbst.

994 Dönitz, S. 204.

995 Ebd., S. 215. Auch dieses Zitat greift Dönitz in *Deutsche Strategie zur See* erneut auf (vgl. Dönitz 1970, S. 187).

996 Dönitz, S. 215. In *Deutsche Strategie zur See* findet sich das Zitat ebenfalls (vgl. Dönitz 1970, S. 187); auch die doppelte Zuschreibung an prominente Amerikaner und Engländer (ebd.) sowie an Fuller (ebd., S. 188) bleibt bestehen.

taucht das Zitat »travesty of justice« im Begleitmaterial von *Mein wechselvolles Leben* auf; es handelt sich dort um eine Äußerung des englischen Militärhistorikers und Faschisten J.F.C. Fuller. Eine Photographie eines entsprechenden Briefs von Fuller an Dönitz ist im 10. Kapitel abgedruckt, dürfte der Leserschaft also bereits bekannt sein, wenn der Nürnberger Prozess resümiert wird.⁹⁹⁷

Rhetorisch gesprochen handelt es sich bei der starken Betonung von Autoritäten und Zeugen um *auctoritas*-Argumente, die die Forschung oft auch als *argumenta ad verecundiam* (dt.: Ehrfurchts-Argumente) bezeichnet hat.⁹⁹⁸ Als alleinige Beweisstrategie werden sie oft zu den (sophistischen) Fehlschlüssen gezählt – Arthur Schopenhauer hat das *argumentum ad verecundiam* etwa als 30. Kunstgriff seiner eristischen Dialektik angeführt.⁹⁹⁹ Das Muster gilt nur dann als logisch akzeptabel, wenn auch konkurrierende kritische Stimmen zur Sprache kommen.¹⁰⁰⁰ Dies ist in *Mein wechselvolles Leben* jedoch nicht der Fall. Die historische Wissenschaft misst derartigen (Zeit-)Zeugenaussagen im Regelfall ebenfalls einen geringen Quellenwert bei – schon der Stammvater der Geschichtsschreibung, Thukydides, hatte in *Der Peloponnesische Krieg* moniert, dass »die jeweiligen Augenzeugen nicht dasselbe über dasselbe berichteten, sondern je nach Gunst oder Gedächtnis«¹⁰⁰¹.

Was lässt sich aus der Verwendung solcher Autoritätsargumente nun für das zugrunde liegende Kalkül von *Mein wechselvolles Leben* schlussfolgern? Das offensichtliche Vertrauen auf die Autoritätsgläubigkeit des Publikums legt sicher nahe, dass auch für den Erzähler von *Mein wechselvolles Leben* das Denken in Kategorien von Autorität und blindem Vertrauen der natürliche *modus operandi* ist – ein Hinweis sowohl auf den militärischen Hintergrund des Erzählers, als auch auf das intendierte Publikum. Denn die Auswahl der Autoritäten besitzt einigen Aussagewert in Bezug auf den Wertekanon des Erzählers, der zudem, da die Grundlage jeden Autoritätsarguments ein gemeinsames Akzeptieren der Autorität dieser Person ist, auch zu glauben scheint, dass sein Publikum diese Wertschätzung teilt.¹⁰⁰² Schopenhauer hat recht treffend bemerkt, dass Autoritätsargumente umso eher akzeptiert werden, je weniger das Publikum sich selbst einen Expertenstatus zuschreibt.¹⁰⁰³ Anders als Speer richtet sich Dönitz also weder an Feuilletons noch an die historische Forschung, sondern an Laien und, militärisch gesprochen, die unteren Dienstgrade. Dies wird noch dadurch un-

997 Vgl. hierzu Kapitel »Paratext in Dönitz' *Mein wechselvolles Leben*«.

998 Vgl. ausführlich Kienpointner 1996, S. 170.

999 Vgl. Schopenhauer, Arthur: *Die Kunst, Recht zu behalten*. Hamburg: Nikol 2009, S. 71.

1000 Vgl. Kienpointner 1996, S. 171.

1001 Thuk. I 22.3. Übersetzung nach Thucydides; Vretska, Helmuth; Flashar, Hellmut: *Der Peloponnesische Krieg. Auswahl; griechisch/deutsch*. Stuttgart: Reclam 2009.

1002 Vgl. Kienpointner 1996, S. 173.

1003 Vgl. Schopenhauer 2009, S. 71 f.

terstrichen, dass Quellen teils sehr genau mit bibliographisch notwendigen Angaben wie Jahreszahl und Seitenangabe zitiert werden, teils aber auch nur ungenau mit dem zum Zitat gehörigen Autornamen. Auch die Tatsache, dass der Paratext gänzlich ohne Register oder Literaturverzeichnis daherkommt, passt zu dieser Diagnose.

Der Einsatz von Autoritätsargumenten erstreckt sich dabei auch auf die Beschreibung von Dönitz' Charakter. Auch hierfür werden vorrangig angelsächsische Quellen angeführt, die Dönitz eine unbeugsame Haltung attestieren. Dass die Anerkennung durch Gegner, anders als bei Speer, die Tatsache der Gegnerschaft an sich nicht aufhebt, wird dabei am Ende des Texts deutlich, als der Erzähler in einer Prolepse zur Entlassung aus dem Spandauer Gefängnis im Jahre 1956 springt. Dönitz schließt, ganz, wie es auch in antiken Apologien wie der *Apologie des Sokrates* oder Isokrates' *Antidosis* gebräuchlich war, mit der Beteuerung, sich selbst stets treu geblieben zu sein:

Wenn der englische Journalist Fishman in seinem Buch »The seven men of Spandau« von mir schreibt »Grand Admiral Doenitz remains unrepentant and Spandau's most dangerous character«, und ein anderer Journalist sagt: »He spouted hatred«, so sind diese stark übertriebenen Aussprüche der Journalisten für mich insofern nur ehrenwert, da sie sicherlich nicht zeigen, daß ich vor irgendeinem Menschen zu dieser Zeit zu Kreuze gekrochen bin.¹⁰⁰⁴

Das für die Kontinuitätsbiographie so typische *semper idem*, mit dem der Erzähler seine Erzählung abschließt, wird hier *ex negativo* aus den Aussagen englischer Journalisten gewonnen und macht deutlich, dass Dönitz trotz des Zitierens angelsächsischer Autoritäten ein Deutscher durch und durch bleibt, der sich nichts vorwerfen kann und will.

4.5 Apologie statt Autobiographie

Doch findet das Betonen einer Kontinuität nicht nur durch das Anführen von Autoritäten statt. Insbesondere die Behandlung des Nürnberger Prozesses, der in *Zehn Jahre und zwanzig Tage* noch keine Erwähnung gefunden hatte, zeigt deutlich, wie nahe sich erlebendes und erzählendes Ich hier stehen. Die in Kapitel 12 wiedergegebene Kurzform der tatsächlich vor Gericht gehaltenen Verteidigung ist dabei eine Art Dopplung und Ergänzung des vorangegangenen Kapitels, auf dessen Zeitraum sich die Anklage im Prozess ja bezog. Tatsächlich

1004 Dönitz, S. 222. Die Zitate werden in *Deutsche Strategie zur See* erneut aufgegriffen (vgl. Dönitz 1970, S. 191).

wurden die meisten der in Kapitel 11 abgehandelten Unterpunkte – Rudeltaktik, Verzögerung des Kriegsendes – auch im Nürnberger Prozess thematisiert.¹⁰⁰⁵

Blieben die Vorwürfe, auf die der Erzähler in Kapitel 11 antwortet, aber dort noch implizit, wird in Kapitel 12 ausdrücklich die Auseinandersetzung mit der Nürnberger Anklage gesucht. Das Kapitel beginnt dabei mit einem negativen Schuldbekennnis, in dem sich zunächst nur das erlebende Ich uneinsichtig zeigt:

Alle meine Überlegungen, die natürlich von mir nach meiner Verhaftung am 23. Mai 1945 und besonders, nachdem ich Anfang September 1945 erfahren hatte, daß ich auf der Liste der Hauptkriegsverbrecher stände, nach der Frage meiner Schuld angestellt wurden, hatten daher trotz allen Grübelns keinen Erfolg.¹⁰⁰⁶

Es handelt sich hierbei um die bereits von Speers Auseinandersetzung mit dem Holocaust bekannte Technik der antizipierten richterlichen Entscheidung, bei der die eigentliche Verhandlung ins Innere des Protagonisten verlegt und somit gewissermaßen vorweggenommen wird. Die Technik entstammt dabei klar dem Instrumentarium der juristischen Rhetorik und soll eine Identifikation zwischen Richter und Verteidiger ermöglichen, indem der Verteidiger sich selbst als Richter imaginiert.¹⁰⁰⁷ Während Speer hier aber von Selbstzweifeln und Schuldgefühlen berichtet, wird bei Dönitz die Unschuld *a priori* als erwiesenes Ergebnis einer gründlichen Prüfung präsentiert. Dementsprechend wird in *Mein wechselvolles Leben* auch auf alle Gedankenspiele zur Holocaustkenntnis verzichtet – das Nichtwissen wird schlicht vorausgesetzt:

In dieser Anklageschrift wurde eine Fülle von Verbrechen behauptet, von denen ich nie etwas gehört hatte, und die ich auch größtenteils zunächst nicht glauben konnte, aber es stand in dieser allgemeinen Anklageschrift nicht ein Wort von Dingen, die ich gegen das Gesetz getan haben sollte.¹⁰⁰⁸

Dass Dönitz hier Himmlers Posener Rede im Oktober 1943 übergeht und behauptet, vom Holocaust nichts gewusst zu haben, spricht erneut für eine Wendung an ein zeitgenössisches Laienpublikum. Erst im Zuge der Goldhagen-Debatte wurde Dönitz' zuvor unbekannte Anwesenheit in Posen öffentlich thematisiert.¹⁰⁰⁹ Insofern zeichnet sich hier eine deutliche Rangfolge des Bekenntnisses ab: Schirach bekennt, in Posen gewesen zu sein, er habe aber nichts mehr tun können. Speer gesteht, in Posen gewesen zu sein, habe aber nichts vom

1005 Zur Rudeltaktik vgl. NP Bd. 13, S. 278. Zum Fortführen des Kriegs 1945 vgl. NP Bd. 5, S. 291 f.; NP Bd. 13, S. 340 f.; 489 f.; 524; NP Bd. 18, S. 404; NP Bd. 22, S. 634.

1006 Dönitz, S. 210 f.

1007 Vgl. Stroh 1975, S. 188–193.

1008 Dönitz, S. 211.

1009 Zu Dönitz' Anwesenheit in Posen vgl. Hartwig 2010, S. 174–177; Breloer 2005, S. 487–489; 579; Brechtken 2012, S. 50.

Holocaust erfahren. Dönitz schließlich lässt Anwesenheit wie Holocaust unerwähnt und beruft sich im Sinne des Rechtspositivismus auf »das Gesetz«, gegen das er nie verstoßen habe.

Es folgt eine Auflistung der einzelnen Anklagepunkte des Nürnberger Prozesses, gegen die Dönitz sich erneut kurz argumentativ wendet. Der Schwerpunkt des Kapitels liegt aber auf einer Argumentation gegen das tatsächliche Urteil und dessen Begründung. Ohne jedes Eingeständnis wird hier gegen das erfolgte Urteil angerebet, das in der Autobiographie somit revidiert werden soll. Derart offen wird sich in keinem der anderen hier untersuchten Texte verteidigt. Dönitz nimmt keinen Umweg über die Narration und schildert nicht, wie er den Nürnberger Prozess aus seiner damaligen Perspektive erlebt habe – stattdessen findet entgegen der Gattungskonventionen eine Wiederaufnahme des Verfahrens im Medium der Autobiographie statt. Der Erzähler bewegt sich hier klar in juristischen, nicht historischen Dimensionen. Dabei gibt Dönitz nicht nur die Argumentation im Prozess selbst wieder, sondern geht tatsächlich noch darüber hinaus, indem seine Antworten nicht nur auf die Anklage, sondern vor allem auch auf das Urteil hin formuliert werden – eine Möglichkeit, die im Prozess selbst ausgeschlossen war, nun aber im Medium der Autobiographie möglich geworden ist. Schritt für Schritt werden so Argumente und Autoritäten angeführt, bevor der Erzähler abschließend bekundet: »Ich erkenne also meine Verurteilung in Nürnberg in keinem Punkte als zu Recht erfolgt an.«¹⁰¹⁰ Stattdessen sei »offensichtlich, daß ich aus politischen Gründen hinter Gitter zu kommen hatte.«¹⁰¹¹ Damit zeigt sich der Erzähler nun ganz in der Kontinuität des bereits vom erlebenden Ich zu Beginn des Kapitels festgelegten Kurses, trotz gründlicher Prüfung keine Schuld bei sich feststellen zu können. Der Erzähler unternimmt also erneut die bereits vom erlebenden Ich durchgeführte Prüfung des eigenen Gewissens und kommt dabei zum gleichen Ergebnis wie schon zuvor. Dieses Einvernehmen wird, hierin in Übereinstimmung mit Schirach und Speer (im Übrigen auch mit Raeder), auch in *Mein wechselvolles Leben* durch die wörtliche Wiedergabe des eigenen Schlussplädoyers im Nürnberger Prozess besiegelt. Während die ersten zehn Kapitel im Prinzip die Weltgeschichte vor dem Zweiten Weltkrieg unter besonderer Berücksichtigung der Marine liefern, sind die letzten beiden Kapitel Apologie im ureigensten Sinne des Wortes. Es überwiegt das Verteidigende deutlich gegenüber dem Autobiographischen.

Auffällig ist hierbei, wie sehr Dönitz auf dem »semper idem« einer klassischen Apologie im *status coniecturalis* verharret. Es ist insofern bezeichnend, dass

1010 Dönitz, S. 215.

1011 Ebd. Der Abschnitt findet sich mit annähernd gleichem Wortlaut auch in der späteren Publikation *Deutsche Strategie zur See im Zweiten Weltkrieg* – dabei noch ergänzt um eine Kontinuitätsbetuerung von erzählendem und erlebendem Ich: »Ich war und bin also der Ansicht, daß meine Verurteilung in Nürnberg zu Unrecht erfolgt ist« (Dönitz 1970, S. 190).

sowohl in *Mein wechselvolles Leben*, als auch in *Deutsche Strategie zur See im Zweiten Weltkrieg*, exakt die gleiche Argumentation wie bereits im Nürnberger Prozess verwendet wird¹⁰¹² – und das, obwohl gerade die damalige Verteidigungsstrategie eben nicht zu einem Freispruch, sondern zu einer Verurteilung geführt hatte. Das trotziges Beharren auf der eigenen Unschuld bei gleichzeitiger Verwendung einer bereits offensichtlich gescheiterten Argumentationsstrategie zeigt, wie sehr Dönitz sich hier als unschuldig Verfolgter einer unrechtmäßigen Anklage begreifen möchte. Auch hiermit richtet Dönitz sich an eine Zielgruppe, die, ähnlich wie in der antiken Apologie, für ihr Urteil wesentlich auf Dönitz' Aussage angewiesen ist und nur über wenige darüber hinausgehende eigene Erkenntnisse verfügt. Ein Eingehen auf alternative Positionen im Sinne einer agonistischen Intertextualität ist nicht vorgesehen.¹⁰¹³

4.6 Autobiographie als Denkmal

Doch belässt Dönitz es nicht bei einer reinen Verteidigung seiner (militärischen) Taten, sondern versucht sich darüber hinaus an einer positiven Selbstdarstellung. Auch hierin befindet er sich im Einklang mit den antiken Ursprüngen der Autobiographie als Apologie und ihrer Wendung an die Nachwelt als Adressaten. Statt einer reinen Verteidigung gegen die Vorwürfe der Jugendverführung und Asebie geht es der platonischen wie der xenophontischen *Apologie des Sokrates* auch um die positive Darstellung von Sokrates' Lehre und Person. Schließlich wird als ›Strafe‹ für Sokrates sogar ein Festmahl gefordert.¹⁰¹⁴ Auch Isokrates wünscht sich in seiner *Antidosis*-Rede, dass mit dieser »ein weit schöneres Denkmal von mir zurückbliebe als dies etwa mit Bronzestatuen der Fall wäre«¹⁰¹⁵. Ähnlich hat Dönitz sich später zu Walter Görnitz geäußert, dem er dafür dankte, dass dieser ihm mit seiner Biographie »ein Denkmal gesetzt«¹⁰¹⁶ habe.

1012 Vgl. etwa NP Bd. 13, S. 278; NP Bd. 5, S. 291 f.; NP Bd. 13, S. 340 f.; 489 f.; 524; NP Bd. 18, S. 404; NP Bd. 22, S. 634. Vgl. auch Padfield 1984, S. 564.

1013 Spätere Texte haben dementsprechend Dönitz' Kompromisslosigkeit eine ebensolche Argumentation entgegengesetzt. So kommt etwa der Dönitz-Biograph Peter Padfield zu der Einschätzung, dass das Nürnberger Urteil im Lichte neuerer Forschungsergebnisse als äußerst milde einzustufen sei: »In einer Hinsicht kann es gewiß nicht den geringsten Zweifel geben: wäre das Urteil gegen ihn aufgrund der heute vorliegenden Beweise und Erkenntnisse gesprochen worden, er hätte sich Göring, Ribbentrop, Keitel, Jodl und dem Rest der zwölf zugesellt, die zum Tode durch Erhängen verurteilt wurden« (Padfield 1984, S. 546).

1014 Vgl. Plat. apol. 36b–37a.

1015 Isokr. or 15.7. Übersetzung nach Ley-Hutton 1997.

1016 Zitiert nach Hartwig 2010, S. 272.

In *Mein wechselvolles Leben* findet sich dieser Aspekt vor allem bei der Behandlung der letzten Kriegsphase wieder. Anstatt sich gegen den Vorwurf, den eigentlich schon verlorenen Krieg über Gebühr verlängert zu haben und dabei auch hohe Verluste bei der eigenen U-Boot-Waffe in Kauf genommen zu haben, zur Wehr zu setzen, rechtfertigt sich der Erzähler hier dadurch, dass gerade diese Handlungen eine positive Wirkung erzielt hätten. So wären nur durch den kompromisslosen Einsatz der U-Boot-Waffe feindliche Kräfte gebunden und von der deutschen Zivilbevölkerung ferngehalten worden:

Dieser opfervolle Einsatz der deutschen U-Boot-Waffe war in dieser letzten Zeit des Krieges notwendig, weil sonst unermesslich starke Kräfte des Gegners frei geworden wären, die dann auch noch unmittelbar gegen Deutschland hätten eingesetzt werden können [...]. Dann hätten wir auch 1945 nicht noch über 2 Millionen Menschen in der Ostsee nach Westen retten können. Vor allem wäre bei einer Einstellung des U-Bootkrieges auch die große Zahl von Flugzeugen, die bisher gegen die deutschen U-Boote in allen Seeräumen flogen, dann zu Luftangriffen auf die deutsche Zivilbevölkerung eingesetzt worden.¹⁰¹⁷

Der Krieg selbst sei nach Hitlers Tod schließlich nur noch zur »Rettung der deutschen Ostbevölkerung«¹⁰¹⁸ fortgeführt worden. Sein Hinauszögern der Kapitulation sei laut Dönitz also

nicht von politischen, sondern von humanitären Erwägungen bestimmt. Ich wollte so viele [sic] Menschen wie möglich vor dem Zugriff der Russen retten und musste daher erneut versuchen, Zeit zu gewinnen.¹⁰¹⁹

Diese Darstellung in *Mein wechselvolles Leben* befindet sich erneut im Einklang mit der Nürnberger Verteidigung, steht zu Texten der historischen Forschung jedoch in direktem Widerspruch. Hartwig etwa betont, dass Dönitz »mitnichten Initiator oder befehlsgebender Verantwortlicher«¹⁰²⁰ der Evakuierungsaktionen gewesen sei, sondern vor allem die Eigeninitiative der Verantwortlichen geduldet habe. Salewski hinterfragt zudem Dönitz' Motive und unterstellt diesem, dass sich gerade hier ein ungebrochen nationalsozialistisches Weltbild Geltung verschafft habe:

Dönitz rettete Ostflüchtlinge nicht etwa, weil er gegen den Nationalsozialismus gewesen wäre, sondern eher umgekehrt wohl aus der Überzeugung heraus, daß nur ein gläubiger Nationalsozialist solche Leistungen vollbringen könne.¹⁰²¹

1017 Dönitz, S. 204.

1018 Ebd., S. 205.

1019 Ebd., S. 208.

1020 Hartwig 2010, S. 125.

1021 Salewski 2009, S. 464.

Der Erzähler von *Mein wechselvolles Leben* hingegen blendet jegliche Kritik aus und beendet seine Kaskade von selbstlobenden Rechtfertigungen mit einer Beteuerung, sich nach wie vor in vollem Einklang mit den Entscheidungen des erlebenden Ichs zu befinden:

Ich bin auch heute noch der Ansicht, daß es trotz der Belastung, der ich mich als »Nachfolger Hitlers« aussetzen mußte, richtig war, die Führung in der Krisenzeit des Zusammenbruchs zu übernehmen, um den Krieg so schnell wie möglich nach meiner Konzeption zu beenden.¹⁰²²

An dieser Stelle werden erneut starke Anleihen an die antike Autobiographie und Apologie erkennbar. Das *semper idem*, das die *Antidosis*-Rede oder die *Apologie des Sokrates* trägt, scheint auch hier durch – Fehler werden nicht eingestanden, man sei sich durchweg treu geblieben und habe nur Positives erreicht. Man solle ihn zu einem Festmahl verurteilen, lässt Platon Sokrates in seiner Apologie fordern. Dönitz hingegen würde sich wohl mit einem Denkmal begnügen, das die von ihm vor den Russen »geretteten« Deutschen ihm schuldig seien. In diesem Sinne lässt sich Dönitz' *Mein wechselvolles Leben* als Apologie im vollen Sinne des Wortes verstehen. Die Jahre 1935–1945 reduzieren sich hier auf die proaktive Verteidigung gegen den Vorwurf, den Krieg aufgrund schlechter soldatischer Leistungen verloren und die Kapitulation über Gebühr hinausgezögert zu haben. Alle Informationen, die nicht zu diesem Bild des aufrechten und vorbildhaften Soldaten Dönitz passen, werden dabei ausgeklammert.

4.7 Ich, wir, man

Auch in den weniger offensichtlich im Dienste der Argumentation stehenden Kapiteln werden beinahe ausschließlich Informationen geliefert, die zum erwünschten Bild des Soldaten Dönitz beitragen. Besonders deutlich wird dies am Umgang mit dem eigenen Privatleben, das heutzutage geradezu selbstverständlicher Bestandteil autobiographischer Texte ist.¹⁰²³ Wie aber bei einer Gerichtsrede Privates nur im Modus des Exkurses und ausschließlich im Hinblick auf eine mögliche Relevanz für die in Frage stehenden Anklagepunkte zur Sprache kommt, lagert auch Dönitz in *Mein wechselvolles Leben* derartige Er-

1022 Dönitz, S. 209.

1023 Vgl. Wagner-Egelhaaf 2005, S. 6. Texte in der Art von Dönitz' *Mein wechselvolles Leben*, die die gesellschaftliche Rolle gegenüber dem Privatleben priorisieren, lassen sich nach einer der Definitionen des Begriffs auch als »Memoiren« klassifizieren (vgl. Neumann 1970, S. 13; 25). Anzumerken ist, dass in Text und Paratext von *Mein wechselvolles Leben* das Wort »Autobiographie« nicht erwähnt wird.

wägungen gänzlich aus dem Korpus des Texts aus. Darin zeigt sich ein gewisser Hang zur Segmentierung: So wie die NS-Zeit im wesentlichen in einen anderen Text ausgelagert wird (*Zehn Jahre und zwanzig Tage*) und in *Mein wechselvolles Leben* nur in den Kapiteln 11 und 12 kurz zur Sprache kommt, wird auch Dönitz' persönlichem Leben vor allem im dafür reservierten Kapitel 9 Raum gegeben, das den plakativen Titel »Noch etwas ›mehr Persönliches«¹⁰²⁴ trägt. Es ist das einzige Kapitel, in dem Dönitz etwas ausführlicher auf seine familiären Verhältnisse eingeht. Dabei werden vor allem die Finanzen der Familie Dönitz und einige Anekdoten aus dem Leben der Kinder geschildert. Andere, wesentliche Punkte in der Familienbiographie wie die Heirat mit seiner Frau Ingeborg oder der Tod seiner beiden Söhne Klaus und Peter im Krieg kommen im Text hingegen kaum zur Sprache und werden erst lange nach ihrem chronologischen Ort, sozusagen *en passant*, in je einem kurzen Satz unkommentiert nachgeliefert.¹⁰²⁵

Dementsprechend ist auch das angeblich für Persönliches reservierte Kapitel 9 alles andere als persönlich. Die ›persönlichen‹ Anmerkungen bestehen vor allem aus der Information »wir waren arm, aber glücklich« sowie drei Anekdoten zu Dönitz' Kindern; eigene Gedanken und Gefühle kommen nicht zur Sprache. Es ist zudem bezeichnend, dass individuelle Erlebnisse nie für sich allein stehen können, sondern stets in einem allgemeinen Lerneffekt aufgelöst werden. So dient die Anreise zu einem Nordseeurlaub letztlich nur zur Verdeutlichung des Vorschlags, von Kindern zu lernen:

Die Reise dorthin dauerte lange, denn wir fuhren von Berlin Bummelzug 4. Klasse. Aber auch dieses war interessant und mit den Kindern immer sehr unterhaltsam. Wie man

1024 Dönitz, S. 160. In der 1998 erschienenen, als einzige noch verfügbaren 2. Auflage des S. Bublies-Verlags wird der Kapiteltitel ohne Anführungszeichen wiedergegeben, wodurch sich eine Bedeutungsverschiebung ergibt. Während die Überschrift in der Erstausgabe (»Noch etwas ›mehr Persönliches«) korrekterweise ankündigt, nun ›mehr persönlich‹ zu werden als im bisherigen Text, lässt sich die neue Überschrift (»Noch etwas mehr Persönliches«) auch als »noch mehr von dem Gleichen« lesen, so dass der fragwürdige Eindruck erweckt wird, dass auch im sonstigen Text Persönliches ein häufiges Thema sei.

1025 Erst bei der Schilderung von Dönitz' Rückkehr nach Deutschland nach Beendigung seines Dienstes als Navigationsoffizier auf der *Breslau* erfährt man: »Und ich kam nach 4 Jahren in die Heimat zurück, wo meine Frau auf mich wartete. Wir hatten im Mai 1916 geheiratet« (Dönitz, S. 108). Analog wird erst nach Dönitz' Haftentlassung, also kurz vor dem Ende des Texts, der Kriegstod der Söhne erwähnt (vgl. Dönitz, S. 222). Das lapidare Erwähnen der Heirat, ohne dabei auch nur den Namen der Frau zu nennen, steht in einer gewissen autobiographischen Tradition militärischer Kreise. Klaus Theweleit hat vergleichbare Passagen etwa in autobiographischen Texten des Freikorps-Führers Klaus Erhardt sowie des Theologen Martin Niemöller, der zu Dönitz' Ausbildungsjahrgang der Kaiserlichen Marine gehörte und diesem eng verbunden war, nachgewiesen. Theweleit sieht hierin ein typisches Ausdrucksmuster des ›faschistischen Mannes‹ (vgl. Theweleit, Klaus: *Männerphantasien 1+2*. München/Zürich: Piper 2009, S. 12–36).

überhaupt, meiner Ansicht nach, als Erwachsener von den Kindern in diesem Alter unter etwa sechs Jahren manches lernen kann.¹⁰²⁶

Das »ich« und »wir« der reisenden Familie geht hier ganz im abstrakten »man« auf. Noch deutlicher zeigt sich diese Diagnose außerhalb des Kapitels. Dönitz' weiter oben bereits behandelte Veränderung des Kunstgeschmacks etabliert ebenfalls nur eine allgemeine Regel, nach der Menschen sich verändern:

Das Verständnis für diese Großartigkeit der ägyptischen Kunst ging mir erst jetzt im letzten Jahrzehnt meines Lebens auf. Wie ich überhaupt glaube, daß ganz ausgesprochen das Verhältnis eines Menschen gerade zur Kunst sich ändert, so wie er sich in den Jahrzehnten seines Lebens entwickelt und daher auch seine innere und geistige Haltung einem Fortschreiten und einer Änderung unterworfen sind.¹⁰²⁷

Auch wenn der Hang zur Verallgemeinerung nicht immer derart offenkundig zutage tritt, wird er doch immer wieder an der Verwendung der Personalnomina spürbar. Es findet sich kaum ein »ich«, das für sich stehen kann, ohne im nächsten Satz in ein plurales »wir« oder in die dritte, verallgemeinernde Person (»er«, »man«, »ein Mensch«) überführt zu werden.¹⁰²⁸ Überhaupt überwiegt in vielen Passagen das »wir« deutlich gegenüber dem »ich«. Dabei scheint es dem Erzähler geradezu peinlich zu sein, wenn sich das erlebende Ich auch nur gedanklich von seiner Bezugsgröße, dem »wir«, entfernt. Hierzu ist eine Passage bemerkenswert, in der Dönitz seiner Leserschaft im Modus des Geständnisses offenlegt, bei einem Landgang zu Kriegszeiten auch eigene Gedanken abseits der ihm aufgetragenen Mission gehegt zu haben:

Dabei war mir auch – ich muß es gestehen – der ich-süchtige Gedanke schrecklich, den Krieg vielleicht als einsamer deutscher Seeoffizier in Italien an Land und nicht auf der geliebten »Breslau« erleben zu müssen, falls mich die »Goeben« aus irgendeinem Grunde heute doch nicht abholen könnte.¹⁰²⁹

Inwieweit es tatsächlich als »ich-süchtig« zu bezeichnen ist, den Krieg an vorderster Front statt vom sicheren Land aus miterleben zu wollen, steht auf einem ganz anderen Blatt. So drängt sich insgesamt der Befund auf, dass die Figur in *Mein wechselvolles Leben* überhaupt nur in Anekdoten eine aktive Rolle übernimmt und sich ansonsten auf das Beobachten der um sie herum stattfindenden weltpolitischen und militärischen Ereignisse beschränkt. Im Falle Dönitz könnte man somit von einem »anekdotischen Ich« sprechen, das außerhalb der Anekdote nur als Teil eines »wir« existiert. Dies deckt sich mit den zahlreichen Versuchen, aus dem eigenen Leben allgemeine Prinzipien abzuleiten: Das »Ich« ist

1026 Dönitz, S. 163.

1027 Ebd., S. 58.

1028 Besonders markante Beispiele hierzu finden sich etwa in Dönitz, S. 14; 17; 32; 74; 171.

1029 Dönitz, S. 73.

nur ein *pars pro toto* des großen Bilds und verfügt über kaum nennenswerte Eigenständigkeit. Auch hierin knüpft *Mein wechselvolles Leben* an die Anfänge der Autobiographie als Gattung an, denen Georg Misch eine »unendliche Armut an Individuellem«¹⁰³⁰ zuspricht. Manfred Fuhrmann hat im Zusammenhang mit Isokrates' *Antidosis*-Rede das Zeigen der Zugehörigkeit zur Gemeinschaft durch Ausklammern der Individualität ausdrücklich als eine der Funktionen der autobiographischen Apologie benannt.¹⁰³¹

Die wohl markanteste Passage, die diesen Befund der Entpersönlichung in Dönitz' *Mein wechselvolles Leben* verdeutlicht, bezieht sich auf verschiedene Besuche des Kreuzers *Breslau*, auf dem Dönitz zur Zeit des Ersten Weltkriegs stationiert war, in türkischen Häfen. Der Erzähler berichtet aber lediglich die weltpolitischen Eckdaten und verweigert offen, persönliche Erinnerungen zum Besten zu geben:

Zwischendurch liefen wir nahezu alle größeren Häfen der Kleinasiatichen Türkei an, um mit unserem Kreuzer, dem modernsten Deutschlands, dem deutschen Ansehen, also unseren politischen und wirtschaftlichen Interessen, in dieser kleinasiatichen Welt zu dienen. Gleichzeitig wurde durch unsere Besuche der Zusammenhalt der dortigen Auslandsdeutschen gefördert. Erlebnisse aller Art, die für einen jungen Menschen, wie einen 22jährigen Leutnant z. See – ich war nun befördert worden – köstlich waren, ereigneten sich auch hierbei reichlich. Sie bilden meine persönlichen Erinnerungen, und deshalb behalte ich sie auch für mich.¹⁰³²

An dieser Stelle zeigt sich zwar die ungebrochene Identität von Erzähler und Figur, jedoch bei gleichzeitigem Unwillen zur Individualität. Für ein modernes Verständnis der Autobiographie mutet es ungewöhnlich an, dass persönliche Erinnerungen bewusst ausgeklammert werden – der Alternativbegriff »Memoiren« spielt sogar direkt auf diese Erinnerungen an.¹⁰³³ In der Apologie, der Verteidigungsrede vor Gericht, hat Persönliches hingegen kaum einen Raum, es sei denn, es steht in einem unmittelbaren Zusammenhang mit dem zu verhandelnden Fall und ist zu dessen Verständnis notwendig. Dönitz knüpft hier also stärker an die Konventionen der Apologie als an die der Autobiographie an. Für das angestrebte soldatische Selbstverständnis ist dies eine regelrechte Notwendigkeit; das Private hat im Leben des Soldaten keinen Raum. Dönitz selbst hatte in einem seiner ersten Erlasse als Oberbefehlshaber der Marine betont: »Unsere Ehre liegt in der Pflichterfüllung und unserer Einsatzbereitschaft. Niemand von

1030 Misch 1949, S. 22.

1031 Vgl. Fuhrmann 1979, S. 688.

1032 Dönitz, S. 57.

1033 Der Ordnung halber sei hier angemerkt, dass in der weiter oben skizzierten Interpretation des Memoirenbegriffs durch Bernd Neumann private Erinnerungen gerade nicht zur Sprache kommen.

uns hat das Anrecht auf Privatleben.«¹⁰³⁴ Es scheint, als hätte sich diese Dienstanweisung bis in die Autobiographie herüber gerettet. Doch welche Auswirkungen hat diese Armut an Individuellem auf die Leserschaft? Welche rhetorischen Effekte lassen sich damit erzielen?

4.8 Ein Vorbild für wen?

Dass das ›Ich‹ außerhalb der Verteidigung in *Mein wechselvolles Leben* nur in flachen Anekdoten und allgemeinen Sentenzen greifbar wird, lässt die Frage nach der Zielgruppe des Texts aufkommen. Offenkundig richtet sich der Text hier an ein Publikum, das als weniger an individuellen Details als vielmehr an einem Lerneffekt und einem allgemeinen Erkenntnisgewinn interessiert imaginiert wird. Hierbei ist auch auf eine Besonderheit von *Mein wechselvolles Leben* einzugehen. Wie bereits weiter oben gezeigt, inszeniert sich der Erzähler selbst immer wieder als Redner, der mit Metakomentaren eine Sprechsituation fingiert. Damit unterscheidet sich der Text deutlich von den bisher untersuchten Autobiographien. Vor allem in Speers *Erinnerungen* gibt sich der Erzähler als schreibender Autor aus und versucht, den Prozess des Schreibens denkend zu begleiten. Der Erzähler ist sich also vollauf bewusst, innerhalb eines schriftlichen Texts gegenüber einer Leserschaft aufzutreten. Mit der Leserschaft wird dort zwar nicht direkt interagiert, jedoch lässt sich aus Wertungen und zitierten Autoritäten auf den Wertekanon des angestrebten Publikums schließen. In *Mein wechselvolles Leben* hingegen wird kein Versuch unternommen, die Illusion eines schreibenden Dialogs mit einer Leserschaft außerhalb des Texts zu inszenieren. Stattdessen scheint sich der Erzähler nicht bewusst zu sein, innerhalb eines schriftlichen Texts zu handeln, und spricht sein Publikum auch gelegentlich direkt an. Er gibt sich nicht als schreibender Autor aus, sondern spricht scheinbar innerhalb der Diegese zu einem zwar impliziten, für ihn jedoch klar umrissenen Publikum. Der Text erweckt so eher den Anschein, eine konkrete Rede vor einem konkreten Publikum zu sein. Dies wird insbesondere in Passagen deutlich, in denen der Erzähler vorgibt, auf fingierte Fragen eines Publikums zu antworten.

So werden der Leserschaft in Kapitel 5 unvermittelt Lehren aus den ersten Monaten des Ersten Weltkriegs präsentiert, ganz so, als ob diese gefragt hätte: »Herr Großadmiral, was ist Ihr Fazit aus den ersten Kriegsmontaten des Ersten Weltkriegs?« Dönitz zeigt sich hier als strategischer Denker; der Erzähler nimmt die Perspektive des späteren Großadmirals ein:

1034 Salewski 1975, Bd. 2, S. 226.

Wenn ich heute das Fazit dieser ersten Kriegsmonate im Schwarzen Meer ziehe: Ich glaube, daß wir die überlegene Kampfkraft der beiden deutschen Schiffe den Russen gegenüber unterschätzt haben. Ein rücksichtsloses Durchschlagen des Gefechts wäre in manchen Fällen besser gewesen und hätte erhebliche Erfolge bringen können. [...] Die Lehre, die für den Seekrieg hieraus zu ziehen ist, läßt sich vielleicht folgendermaßen fassen: Riskiere nichts, wenn Du Dich nicht im Kampf befindest. Laufe ein und aus, und bewege Dich in See mit größter Vorsicht und größtem Mißtrauen. Bist Du aber im Kampf, dann riskiere alles und schlage dieses Gefecht rücksichtslos durch. Handelst Du so im Kampf, dann wirst Du auch einen überlegenen Gegner in vielen Fällen durch schnelles, hartes und andauerndes Zuschlagen besiegen können.¹⁰³⁵

Bei den präsentierten Lehren aus den ersten Kriegsmonaten handelt es sich also um konkrete Ratschläge zum erfolgreichen Führen eines Seekriegs. Die Passage ist aus mehreren Gründen von Bedeutung. Zum einen richtet sich der Erzähler dabei an ein Publikum, das ihn nach seinen Lehren aus den ersten Kriegsmonaten gefragt hat oder potenziell aus einem konkreten Interesse heraus fragen würde. Doch wer hat tatsächlich Interesse an diesen Ratschlägen zum Gewinnen von Seekriegen? Es handelt sich hierbei schließlich keineswegs um eine besonders häufig auftretende Alltagssituation. Der Kreis der Interessenten dürfte sich im Grunde auf Marinesoldaten und Militaristen beschränken, denen eine solche Situation in der Realität oder in Gedankenspielen einmal begegnen könnte. Dieser Eindruck des Sprechens zu einem klar definierten, recht exklusiven Zuhörerkreis wird noch dadurch verstärkt, dass der Erzähler sein Publikum unvermittelt duzt. Ohne entsprechendes Hintergrundwissen erscheint dieses Detail zunächst zwar ungewöhnlich, aber doch bedeutungslos; in interessierten Kreisen hingegen dürfte hinlänglich bekannt sein, dass es eine der Eigenarten des Offiziers Dönitz war, seine ihm untergebenen U-Boot-Fahrer, so er mit ihnen besonders zufrieden war, zu duzen: »Das väterliche ›Du«, das er nie anbot, sondern einfach sagte, war für seine Untergebenen eine Art Orden.«¹⁰³⁶

Der Erzähler richtet sich hier also implizit an eine eng definierte Gruppe von Insidern und spielt dabei auf außerhalb des Texts erworbenes Wissen an. Der Einbezug der Leserschaft in die exklusive Gruppe derjenigen, die von Dönitz wohlwollend geduzt werden, dient gegenüber entsprechenden Kreisen auch der Wohlwollensgewinnung (*captatio benevolentiae*). Quintilian weist ausdrücklich darauf hin, dass Wohlwollen dadurch gewonnen werden kann, dass die gemeinsame Zugehörigkeit zu einer Gruppe betont wird.¹⁰³⁷ Aufgrund des als Redner auftretenden Erzählers muss dieses imaginierte Publikum dabei zu-

1035 Dönitz, S. 100f.

1036 Rost, Alexander: »Unbeirrt von allen Zweifeln«. Das gar nicht so wechselvolle Leben des Großadmirals Karl Dönitz«. In: *Die Zeit* Nr. 14 (4. 4. 1969). Vgl. auch Salewski 1975, Bd. 2, S. 293 f.; Padfield 1984, S. 260.

1037 Vgl. Quint. inst. IV 1, 16.

nächst innerhalb der Diegese verortet werden. Zwar gilt dies streng genommen für alle literarischen Texte, jedoch versuchen autobiographische Texte wie etwa Speers *Erinnerungen* in der Regel, die Illusion eines direkten Dialogs mit der Leserschaft aufzubauen. Nicht so in *Mein wechselvolles Leben* – hier versucht der Text sehr deutlich, sich das Publikum, das er braucht, selbst innerhalb des Texts zu schaffen und direkt anzusprechen. Erst in einem zweiten Schritt ist es dann der tatsächlichen Leserschaft möglich, sich mit der ihnen im Text angebotenen und zugeschriebenen Rolle zu identifizieren – oder eben nicht. Denn wer kein Interesse am Gewinnen von Seekriegen hegt und auch nicht auf duzende Anerkennung durch einen Großadmiral anspricht, dürfte Schwierigkeiten haben, sich mit der im Text angebotenen Rolle identifizieren zu können.

Dies wird noch deutlicher, wenn man eine zweite Passage hinzuzieht, in der nicht die Seekriegsführung, sondern vielmehr Dönitz' Haftzeit in Spandau thematisiert wird. Die Antwort auf eine Frage, die »viele Freunde« an Dönitz herangetragen hätten (der erzählunwillige Erzähler ist eine Grundfigur des Autobiographischen¹⁰³⁸), wird dabei zu einer Antwort für das gesamte Publikum umgestaltet:

Was die Haftzeit selber anbetrifft, möchte ich hier nur eine Frage beantworten, die nach meiner Entlassung aus Spandau im Jahre 1956 von vielen Freunden an mich gestellt worden ist: Wie kommt es, daß Sie seelisch diese Haftzeit so gut durchgehalten haben? – Hierfür möchte ich als Grundrezept empfehlen: Verliere Dich nicht selbst. Verausgabe Dich nicht, indem Du etwa versuchst, mit Wächtern des Gefängnisses Fühlung zu bekommen, um mit ihnen zu schwatzen oder gar bei ihnen Liebkind zu sein. Auf diesem Wege wirst Du einmal die für Dich betrübliche Erfahrung machen, daß Du an Ansehen bei den Wächtern nicht gewonnen, sondern nur verloren hast. – Besser ist, Du hältst Dich ganz zurück, Du versuchst, Dir selbst genug zu sein. Du versuchst, der geistigen Beschäftigung, die Dir von der Gefängnisaufsicht zugebilligt wird, bis auf ihren Kern nachzugehen oder in sie einzudringen, daß sie so stark wie möglich Dein eigenes Eigentum wird. Denn Bildung ist nur das, was man geistig und mit dem eigenen Wesen wirklich »verdaut« hat, und das so ein Teil von einem selbst geworden ist.¹⁰³⁹

Statt einer individuellen Antwort auf die ursprünglich auf die persönlichen Erfahrungen von Dönitz abzielende Frage wird hier ein jeglicher Individualität beraubtes, abstraktes »Grundrezept« präsentiert. Mit der Aussage, dass Bildung »verdaut« werden müsse, wird sogar unmittelbar auf antike Ratgeberliteratur angespielt – der Ratschlag geht auf Senecas *Epistulae morales* zurück.¹⁰⁴⁰ Erneut wird die Antwort an ein »Du« adressiert, obwohl die zuvor angeführte Frage Dönitz gegenüber im Modus des Siezens gehalten ist. Während die »vielen

1038 Vgl. Fußnote 439.

1039 Dönitz, S. 222.

1040 Vgl. Sen. Epist. 2, 3–4. Auch die Dialogform (Frage-Antwort-Spiel) findet sich häufig in antiken Lehrbüchern (etwa Ciceros *Partitiones oratoriae*).

Freunde« und mit ihnen das Publikum den Erzähler also siezen, duzt dieser zurück, ohne dass dafür eine textinterne Begründung angegeben würde. Spätestens hier wird die Anspielung auf den Sprachduktus des Großadmirals Dönitz gegenüber seinen Marinesoldaten offenkundig. Erneut ist fraglich, wer ein Interesse an Ratschlägen zum Überstehen eines längeren Gefängnisaufenthalts hat. Der Kreis derer, die diese Empfehlungen tatsächlich in ihrem eigenen Leben umsetzen können, dürfte sich auf Marineoffiziere im Kriegseinsatz und verurteilte Verbrecher beschränken, wobei nach Dönitz' Schilderung vielleicht eher gefangene Soldaten und unschuldig Verurteilte gemeint sind.

Dazu passt, dass auch der Sprachduktus dieser vom Erzähler ausgegebenen Maximen recht genau dem auf »vielen kurzen Leitsätze[n]«¹⁰⁴¹ basierenden Sprachduktus entspricht, den Dönitz im Krieg für die Befehle an seine U-Boote verwendet hat.¹⁰⁴² Das hier eingübte Frage-Antwortspiel samt fingierter Interviewsituation hat Dönitz zudem später nochmals aufgegriffen und 1970 mit *Deutsche Strategie zur See im Zweiten Weltkrieg. Die Antworten des Großadmirals auf 40 Fragen* auch zum Buch ausgebaut, das thematisch ebenfalls eine Art Autobiographie von der Marineausbildung bis zur erzählerischen Gegenwart abbildet. Angefangen mit der Frage »Welches war das Grundprinzip Ihrer Erziehung zum Offizier in der Kaiserlichen Marine?«, bis hin zu »Was füllt Ihr Leben heute aus?«, wird Dönitz' Werdegang dort anhand der in *Mein wechselvolles Leben* erarbeiteten Grundlinien erneut ausgebreitet. Dabei werden auch die Fragen, die in *Mein wechselvolles Leben* noch implizit blieben, klar ausgesprochen. Dass die im Text abstrakt bleibende »Gruppe französischer Publizisten und Wissenschaftler«, die Dönitz laut Klappentext (das Buch erschien zunächst 1969 unter dem Titel *La guerre en 40 questions* in Frankreich) die entsprechenden 40 Fragen gestellt haben soll, tatsächlich an der Antwort auf Fragen wie »Welche Lehren haben Sie bis zum Ende des Ersten Weltkriegs aus Ihren Erfahrungen für den militärischen Gehorsam und die soldatische Erziehung gezogen?« interessiert gewesen wäre, darf dabei bezweifelt werden. Allzu auffällig sind die Anleihen an die Anklage des Nürnberger Prozesses (»Warum mußte die deutsche U-Boot-Waffe trotz geringer Erfolgsaussichten nach dem Mai 1943 weiterkämpfen?«; »Was halten Sie vom Nürnberger Prozeß und von Ihrer Verurteilung?«) und an die bereits in *Mein wechselvolles Leben* beant-

1041 Padfield 1984, S. 240.

1042 Der oben zitierten Passage über den Ersten Weltkrieg recht ähnlich sind etwa die Befehle Nr. 154 – »Mit zähem Willen den Angriff wirklich bis zum Ende durchführen!« (zitiert nach Padfield 1984, S. 240) – und Nr. 151, in dem es heißt: »In erster Linie angreifen, immer wieder angreifen; sich nicht abschütteln lassen; wird das Boot vorübergehend abgedrängt oder unter Wasser gedrückt: wieder in der Generalrichtung des Geleitzugs hinterher, wieder Fühlung suchen, wieder ran! Angreifen!« (zitiert nach Padfield 1984, S. 240).

worteten Fragen (»Was haben Sie über Ihre Haftzeit in Spandau zu sagen?«), als dass es sich hier tatsächlich um authentische Fragen eines realen Publikums handeln dürfte. Nicht nur die letzte Frage wird dabei mit exakt den gleichen Zitaten und dem annähernd identischen Wortlaut wie in *Mein wechselvolles Leben* beantwortet – ein weiterer Beleg dafür, dass Dönitz das Konzept der Kontinuität in der Biographie nicht nur innerhalb eines Einzeltexts, sondern auch im Zusammenspiel mit allen anderen von ihm publizierten autobiographischen Texten verwendet hat.

Der fingierte Dialog als markantes Stilmerkmal findet jedoch in all diesen Texten keineswegs auf Augenhöhe statt; das Publikum befindet sich klar in einer Rolle, von der aus es zu Dönitz aufblickt. Das Verhältnis zwischen Erzähler und Publikum lässt sich am ehesten mit dem Verhältnis von Schüler und Meister vergleichen. Die als »Du« Angesprochenen haben ja, so suggeriert der Text, ausdrücklich nach einem Fazit aus den ersten Monaten des Ersten Weltkriegs oder der jahrelangen Gefangenschaft in Spandau gefragt. Der Masse der Gesellschaft dürfte es schwer fallen, sich mit der innerhalb der Diegese vorgesehenen Rolle des Publikums zu identifizieren. In jedem Fall ist der angestrebte Leserkreis¹⁰⁴³ ein exklusiver.

Der Eindruck, dass der als mündlich auftretende Erzähler sich an ein fest umrissenes Publikum richtet, erschwert die Zugänglichkeit des Texts für eine Leserschaft, die sich nicht in den im Text getroffenen Zuschreibungen wiederfindet. Tatsächlich spricht die Rezeptiongeschichte von *Mein wechselvolles Leben* auch dafür, dass diese beabsichtigte oder unbeabsichtigte Wirkung nicht verfehlt wurde. Alexander Rost wies in seiner Rezension zu *Mein wechselvolles Leben* in der *Zeit* darauf hin, dass das Autoritätsgebaren im Text zwar geeignet sei, Marineangehörige zu beeindrucken, Dönitz' trotziges Verleugnen jeder Schuld aus Sicht der breiteren Gesellschaft aber befremdlich wirke: »Der Mann, der unter vielen älteren und auch jüngeren Marineoffizieren immer noch eine Autorität ist, hätte sich weniger unbeirrt von allen Zweifeln geben sollen«¹⁰⁴⁴. Auch Hartwigs Urteil über Dönitz' Umgang nach seiner Haftentlassung deckt sich mit der in *Mein wechselvolles Leben* angesprochenen Zielgruppe: »Dönitz konnte sich unbehelligt und ohne Aufsehen zu erregen nur in internen Kreisen bewegen, in Marinekameradschaften, am liebsten unter ehemaligen U-Boot-Fahrern.«¹⁰⁴⁵ Mit der Ausrichtung auf ein soldatisch-exklusives Publikum nimmt

1043 In diesem Fall bezieht sich die Formulierung »Leserkreis« tatsächlich vor allem auf (männliche) Leser. Der in *Mein wechselvolles Leben* angesprochene Kreis aus Militaristen und Militärs dürfte fast ausschließlich männlich besetzt sein, zumal im Text »weibliche« Themenfelder – etwa Dönitz' Ehefrau – zu einer bloßen Randnotiz verkommen oder ganz ausgeklammert werden.

1044 Rost 1969.

1045 Hartwig 2010, S. 234. Hartwig berichtet auch über Dönitz' »Hang, sich insbesondere mit

Mein wechselvolles Leben schließlich auch implizit vorweg, was die drei Marinerverbände in ihrer Traueranzeige zum Tode Dönitz' bedauernd moniert hatten: »Von seinen Soldaten verehrt, vom Gegner geachtet, im eigenen Lande fast vergessen!«¹⁰⁴⁶ Weite Teile des Texts zumindest sind formuliert, als würden sie sich an genau diese Kreise – Soldaten auf beiden Kriegsseiten – richten. Stefanie Schäfer hat in einem anderen Zusammenhang darauf hingewiesen, dass ein Ziel beim Verfassen einer Autobiographie auch das Bestätigen der Zugehörigkeit zu einer Gruppe sei.¹⁰⁴⁷ Bei Dönitz' *Mein wechselvolles Leben* zumindest steht diese Funktion des Autobiographischen an sehr prominenter Stelle.

Nur eine kurze Passage durchbricht dieses Schema; es ist dem Erzähler ein ausdrückliches Bedürfnis, sich – wenn auch ohne Anerkennen einer Schuld – zum Holocaust zu äußern. Während Dönitz das Gericht an sich nicht anerkennt, äußert er doch einige Bestürzung über die »Verbrechen gegen die Menschlichkeit«, von denen er erst als Staatsoberhaupt am 7. Mai 1945 erfahren haben will.

Auf ganz anderem Brett steht meine Ansicht zum Punkt 4 der Nürnberger Anklage, Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Als ich zum ersten Male am 7. Mai 1945 als damaliges Staatsoberhaupt von Menschenvernichtungen in den KZ's, die hinter dem Rücken des deutschen Volkes von einer Clique von Verbrechern geschehen waren, erfuhr, habe ich General Eisenhower bitten lassen, dem Reichsgericht die Untersuchung und Ahndung dieser von Deutschen begangenen Verbrechen schnellstens zu ermöglichen. Ich habe jedoch niemals eine Antwort von Eisenhower erhalten.

Ich hielt und halte es auch heute noch für richtig, wenn diese genannten Verbrechen gegen die Menschlichkeit damals durch ein deutsches Gericht sofort verfolgt worden wären. Dies war unsere deutsche Pflicht und die sofortige Klarstellung dieser unmenschlichen Geschehnisse im Interesse der moralischen Gesundheit unseres Volkes wichtig.¹⁰⁴⁸

Auch hier ist das trotziges Beharren auf der eigenen Aufrichtigkeit, fernab von aller Selbstkritik, klar spürbar. Dass in den Texten der heutigen Geschichtsschreibung kaum Zweifel an Dönitz' Anwesenheit bei Himmlers Posener Rede im Oktober 1943¹⁰⁴⁹ sowie an seiner Kenntnis der Massenerschießungen von ca. 1100 Juden im Juli 1941 in Libau, an der auch Marineangehörige beteiligt

Jüngeren zu umgeben« (ebd., S. 232), und bemerkt dazu, dass bereits im Krieg die unteren Mannschaftsgrade Dönitz überwiegend unkritisch gegenüber gestanden hätten, während das Verhältnis von Dönitz zu Soldaten höheren Lebensalters oder Dienstgrads oft problematisch gewesen sei (vgl. ebd.).

1046 Schnee, Adalbert: »Abschied vom Großadmiral«. In: *Schaltung-Küste* Febr. 1981. Zitiert nach Padfield 1984, S. 18.

1047 Vgl. Schäfer, Stefanie: *Just the Two of Us. Self-Narration and Recognition in the Contemporary American Novel*. Trier: WVT 2011, S. 10.

1048 Dönitz, S. 216.

1049 Vgl. Hartwig 2010, S. 174.

waren,¹⁰⁵⁰ geäußert werden, spielt in *Mein wechselvolles Leben* keine Rolle – von Dönitz' eigenen antisemitischen Hetzreden ganz zu schweigen.¹⁰⁵¹ Auch hier ist an der Formulierung »hielt und halte es auch heute noch« das Muster der Kontinuitätsbiographie klar zu erkennen. Statt aber über eine eigene Mitschuld oder auch nur über die Tatsache, Teil eines Unrechtssystems gewesen zu sein, zu reflektieren, wechselt Dönitz hier in den Modus des Anklägers: Er selbst habe diese verbrecherische Politik strafrechtlich verfolgen wollen; da er aber nun als Ankläger ausscheide, sei die Verfolgung der Täter in Nürnberg besser als nichts. Spätestens hier zeigt sich, wie sehr Kontinuitätsautobiographien auf mangelnde Informationen auf Seiten des Publikums angewiesen sind und wie problematisch hier eine rein textimmanente Analyse ist, beruht die Verteidigungswirkung doch ganz wesentlich darauf, was *nicht* gesagt wird.

4.9 Paratext in Dönitz' *Mein wechselvolles Leben*

Das Betonen einer ungebrochenen Kontinuität findet schließlich auch Entsprechungen im Paratext. Dem Paratext kommt in *Mein wechselvolles Leben* gegenüber den anderen hier untersuchten Texten keine erhöhte Bedeutung zu. Der Titel ist, darin ähnlich zu Speer, für das autobiographische Genre recht typisch – so typisch, dass Dönitz hier bewusst oder unbewusst auch an die Memoiren seines Amtsvorgängers Erich Raeder anknüpft, die unter dem Titel *Mein Leben* erschienen waren.¹⁰⁵² Das Possessivpronomen »mein« verweist auf den auf dem Titelblatt über ihm stehenden Autornamen und bietet somit einen ersten Hinweis auf eine autobiographische Leseweise: *Hier spricht diese Person*. Mit »Leben« ist hingegen der zentrale Gegenstand eines autobiographischen Texts benannt: Nicht ein bestimmtes Ereignis, sondern das Leben einer Person soll in seiner Gänze das bestimmende Thema des Texts bilden. Dem liegt ein auf den ersten Blick naives Verständnis der Autobiographie zugrunde, wird dadurch doch eine Abgeschlossenheit des Lebens signalisiert, die so noch nicht existiert.

Auch hier zeigt sich eine Anknüpfung an antike Traditionen der Autobiographie, in denen ein Bewusstsein für derartige Problemstellungen kaum entwickelt wurde. Zwar thematisiert Isokrates kurz die Schwierigkeit, den dispa-

1050 Vgl. ebd., S. 176f.

1051 Vgl. ebd., S. 177.

1052 Tatsächlich spricht einiges dafür, dass es sich hier um eine bewusste Entscheidung handelte. Die Memoiren Raeders und Dönitz' waren inhaltlich eng aufeinander abgestimmt, um den Eindruck einer »geschlossenen Marine« zu vermitteln (vgl. Bird 1998, S. 129). Aufzeichnungen des Musterschmidt-Verlags legen jedoch nahe, dass Dönitz ursprünglich den Titel »Etwas aus meinem Leben« vorgesehen hatte – es kann sich bei der Wahl des Titels also auch um eine Entscheidung des Verlags handeln.

raten Stoff seines Lebens zu einer einheitlichen Rede zu fügen, in der Einleitung seiner *Antidosis*-Rede.¹⁰⁵³ Doch zeigt sich gerade im Glauben, dass die Problematik ausschließlich auf der Ebene des Stoffs liege, ein durchaus naives Bild des Ichs. So urteilt Manfred Fuhrmann:

Gewiß waltet hier ein naiver Objektivismus; Sokrates sieht sich nur einem disparaten Stoff gegenüber, und er weiß noch nichts von seinem disparaten Bewußtsein – von den Schranken der Erinnerung und der unterschiedlichen Perspektive des einst erlebenden und jetzt erzählenden Ich.¹⁰⁵⁴

Dönitz hingegen thematisiert, abgesehen von dem Adjektiv »wechselvoll« im Titel, nicht einmal indirekt die Problematik, das Leben als homogene Einheit zu lesen. In diesem Sinne ließe sich *Mein wechselvolles Leben* als »naive« Autobiographie bezeichnen. Das Bild der ungebrochenen Identität von früherem und späterem Ich lässt sich im 20. Jahrhundert sicher bedeutend schwerer aufrechterhalten als in der Antike. Doch ist an dieser Stelle – wie auch beim Rhetor Sokrates – die Frage angebracht, ob dies wirklich einer weltanschaulichen Naivität oder nicht vielmehr einem rhetorisch-strategischen Kalkül folgt. Wie oben mehrfach aufgezeigt, richtet sich der Text eben gerade nicht an die Feuilletons oder gar an ein historisch-literarisch geschultes Publikum. Da das Funktionieren des Texts so wesentlich von der Autoritätsgläubigkeit eines uninformierten Publikums abhängig ist, ist die Anknüpfung an ein naives Verständnis der Autobiographie hier womöglich sogar als notwendiges Entgegenkommen an die Erwartungen des intendierten Publikums zu werten.

Darüber hinaus fingiert der Titel »Mein Leben«, ganz abgesehen von der grundlegenden Problematik, das Leben als Einheit zu verstehen, ein Schreiben vom Tode her. Über das eigene Leben soll abschließend berichtet werden, obwohl es noch nicht abgeschlossen ist, denn dann könnte der Verfasser wohl kaum noch davon erzählen. Gleichzeitig deutet diese Formulierung also auch eine Absage an weitere Tätigkeiten im Leben an – das Leben kann *im Prinzip* als abgeschlossen betrachtet werden. Dadurch empfiehlt sich der Titel vor allem für im Alter verfasste Texte, die nach Beendigung der eigenen gesellschaftlichen Rolle geschrieben werden. Insgesamt ist die Kombination der Worte »mein« und »Leben« allerdings als recht verbreiteter Titel für autobiographische Texte anzusehen, der, um nur einige willkürliche Beispiele anzuführen, etwa auch für die Autobiographien von Alma Mahler-Werfel (1960), Marcel Reich-Ranicki (1999) und Peter Scholl-Latour (2015) genutzt wurde.

Ungewöhnlich ist an Dönitz' Titel daher vor allem die Verwendung des mehrdeutigen Attributs »wechselvoll«. Der Begriff lässt in seiner Unschärfe eine

1053 Vgl. Isokr. or. 15.11.

1054 Fuhrmann 1979, S. 689.

Vielzahl verschiedener Interpretationen zu. So kann »wechselvoll« zum einen synonym für »abwechslungsreich« und »vielseitig« stehen und damit vor allem als Mittel zur Aufmerksamkeitserzeugung dienen, zählt das Versprechen von Neuheit und Außergewöhnlichkeit doch zu den klassischen Instrumenten des rhetorischen *attentum parare*.¹⁰⁵⁵ Zum anderen kann »wechselvoll« aber auch weniger positiv als »unbeständig« und »von Höhen und Tiefen geprägt« verstanden werden. In dieser Auslegung besteht auch ein gewisses begriffliches Spannungsverhältnis zur Idee der Kontinuität. Dabei ist jedoch nicht klar ersichtlich, ob das eigene Verhalten, oder aber Schicksalsschläge für diese Unbeständigkeit verantwortlich zeichnen. Dadurch wird zwar einerseits die Möglichkeit persönlichen Fehlverhaltens (neben positivem Verhalten) eingeräumt, andererseits aber auch auf die Macht der Umstände verwiesen. Insgesamt scheint die Formulierung »Mein wechselvolles Leben« im Gegensatz zu aktiveren Varianten wie »Meine wechselvolle Tätigkeit«, »Mein wechselvolles Handeln« usw. eher zu einer gewissen Schicksalsgläubigkeit zu tendieren, indem das Leben an sich als wechselvoll beschrieben wird. Auch wenn hier keineswegs von einer *apologia in nuce* wie bei *Ich glaubte an Hitler* die Rede sein kann, deutet der Titel damit doch an, dass einige der Tätigkeiten, die Dönitz in seinem Leben ausüben musste, von diesem nicht ausschließlich positiv beurteilt werden.

Die mögliche Selbstbelastung, die in dem Eingeständnis eines »wechselvollen« Lebens liegt, scheinen jedenfalls auch die Herausgeber des politisch rechtsgerichteten Verlagshauses Siegfried Bublies gespürt zu haben, die das Buch in ihrer 1998 erschienenen Neuauflage kurzerhand in *Mein soldatisches Leben* umbenannten, worauf weiter unten noch gesondert einzugehen sein wird.¹⁰⁵⁶ Die hiermit verbundene Aufforderung, das Leben ausschließlich unter soldatischen Gesichtspunkten zu betrachten und persönliche oder politische Erwägungen auszuklammern, ist sicher deutlich stärker apologetisch ausgerichtet, auch wenn sie dem Inhalt des Texts durchaus gerecht wird.

Über den Titel hinaus finden sich in *Mein wechselvolles Leben* nur wenige Elemente des Paratexts, die eine rhetorische Relevanz aufweisen. Ein Vor- oder Nachwort existiert nicht. Das Inhaltsverzeichnis ist zwar knapp, in seinen Überschriften aber überwiegend präzise gehalten. Pflichtschuldig wird das erste Kapitel mit dem topischen Titel »Kindheit« überschrieben, während sich das zweite der »Seekadettenzeit und Marineschule« widmet. Die Kapitel 3 bis 8 behandeln verschiedene Stationen in Dönitz' Leben und geben teilweise auch über den Zeitpunkt oder Zeitraum derselben Auskunft. Aus dem Rahmen fällt Kapitel 9, das sich nicht in das Muster aus Schiffen, Jahreszahlen und Lebenssituationen einreihet, aus denen sich die vorangegangenen Kapitelüberschriften

1055 Vgl. etwa Rhet. Herr. I 7; Quint. inst. IV 1, 33.

1056 Vgl. Kapitel 4.9.1 (»Exkurs: Der Paratext als rhetorisches Wirkungsfeld«).

allesamt zusammensetzen, sondern vorgeblich »Noch etwas ›mehr Persönliches« behandelt. Ebenfalls ohne Zeitangabe ist die »Emden-Reise« in Kapitel 10. Ein Register oder Stichwortverzeichnis sucht man vergeblich. Auf paratextueller Ebene wird damit eher eine lineare Lektüre nahegelegt; dank des Inhaltsverzeichnisses ist aber innerhalb gewisser Grenzen auch eine selektive Lektüre nicht ausgeschlossen.

Der einzige längere Text, mit dem die potenzielle Leserschaft schon vor der eigentlichen Lektüre in Kontakt kommt, ist der Klappentext. Im Falle von *Mein wechselvolles Leben* verteilt er sich auf eine Vorder- und Rückseite, auf denen jedoch ein inhaltlich zusammenhängender Text das Buch bewirbt. Auf eine Zweiteilung in Inhaltsangabe (vorne) und Autorenportrait (hinten) wird verzichtet. Neben dem Angebot einer autobiographischen Leseweise, wobei der Erzähler des Buchs als Karl Dönitz identifiziert wird, wird dort indirekt Bezug auf den Titel *Mein wechselvolles Leben* genommen, indem die Leseart »vom Schicksal bestimmte Höhen und Tiefen« für das Wort »wechselhaft« angeboten wird:

Karl Dönitz, der in den letzten Wochen des 2. Weltkrieges das unselige Erbe des verlorenen Krieges laut Testament des »Führers« übernehmen mußte, schildert sein Leben und seinen Werdegang zum Ersten Soldaten der Kriegsmarine.¹⁰⁵⁷

Das Bild vom »Ersten Soldaten« suggeriert dabei einen aktiven Kampfeinsatz in herausgehobener, führender Position im Zweiten Weltkrieg. Der Vorstellung, dass Dönitz den Krieg vom sicheren Planungsstab aus lenkte, während die Soldaten an der Front ihr Leben riskierten, wird dadurch proaktiv entgegen gearbeitet. Zudem wird damit der Soldatenstatus im Gegensatz zum Dasein als Zivilist oder Politiker betont. Hitlers Erbe »mußte« von Dönitz übernommen werden, eine Wahl schien er nicht gehabt zu haben. Im Fortgang des Klappentexts wird Dönitz' soldatischer Werdegang kurz dargestellt, bevor dann auch das argumentative Telos von *Mein wechselvolles Leben* angekündigt wird:

Interessant sind seine Schilderungen über die letzten Tage des Krieges und seine Verurteilung vor dem Nürnberger Kriegsgericht, dessen Entscheidungen uns heute nach über 20 Jahren und bei den augenblicklichen zweifelhaften Kriegswirren in der Welt in einem fragwürdigen Licht erscheinen.¹⁰⁵⁸

Auffällig ist auch hier das geradezu übergreifige Zuschreiben einer Rolle für die Leserschaft. Im Klappentext wird von der Voraussetzung ausgegangen, dass »uns« – es wird nicht weiter präzisiert, wer genau damit gemeint ist – der Nürnberger Prozess bereits fragwürdig erscheint. Der Klappentext macht also deutlich, dass der Text gewisse Anforderungen an seine Leserschaft stellt, zu

1057 Dönitz, Klappentext.

1058 Ebd.

denen auch eine kritische Einstellung gegenüber dem Nürnberger Prozess gehört.

Während der Paratext selbst aus rhetorischer Sicht wenig ergiebig erscheint, verdient ein weiteres, dem Paratext nicht unmittelbar zugehöriges Merkmal des Buchs besondere Erwähnung: der starke Einsatz von Photographien. Bereits der Einband zeigt auf der Vorderseite eine großflächige Schwarz-Weiß-Abbildung von Dönitz in jüngeren Jahren, in der er in einer Uniform, an der jedoch keine Rangabzeichen zu erkennen sind, an Bord eines U-Boots steht. Auf der Rückseite des Buchs findet sich ebenfalls eine großflächige Photographie, auf der Dönitz, ebenfalls in Uniform, bei seiner Gefangennahme als Staatsoberhaupt zu sehen ist.

Im Buch selbst findet sich dann auf dem Verso des Schmutztitels, unmittelbar vor dem Titelblatt, ein ganzseitiges Autorenportrait (Abb. 2). Dönitz ist dort in aufrechter Pose, in etwa ab Hüfthöhe, abgebildet. Er trägt eine dunkle, zweireihige Uniform. Außer einem Eisernen Kreuz am Kragen sind keine weiteren Orden sichtbar. In der rechten Hand hält er einen Kommandostab (ein sogenannter ›Großadmiralstab‹, der eigens für Dönitz angefertigt worden war). Unter dem Bild findet sich die Angabe »Karl Dönitz als Oberbefehlshaber der Kriegsmarine (*Privatbesitz*)«. Es handelt sich um ein typisches Photo, wie es für Autogrammkarten oder Dienststuben und Schreibtische von Marinesoldaten üblich gewesen sein dürfte.¹⁰⁵⁹ Deutlich zeigt sich bereits an dieser Stelle, dass im folgenden Text sicher kein Bruch mit der NS-Zeit zu erwarten ist. Auch die Wendung an ein Publikum aus niederrangigen Marine-Insidern ist hier bereits angedeutet.

Der Text selbst wird an 13 Stellen durch insgesamt 44 Abbildungen unterbrochen. Diese stehen nicht immer mit dem Text in einem unmittelbaren Zusammenhang; häufig nehmen sie im Text geschilderte Ereignisse vorweg oder zeigen Motive, die im Text keine Erwähnung finden. Stattdessen erläutern Bildunterschriften die jeweiligen Abbildungen. Durch den nur losen Zusammenhang mit dem Text ist ihre Hauptfunktion weniger in der Inszenierung von Referenzialität oder der Wendung an die Geschichtsschreibung zu suchen. Stattdessen liegt die Schlussfolgerung nahe, dass auch hier vor allem eine eng definierte Zielgruppe aus Marineangehörigen und Militaristen angesprochen werden soll. Denn ein Großteil der Abbildungen zeigt keine Menschen, sondern Schiffe: Auf nicht weniger als 12 Photographien sind verschiedene Kampfschiffe und U-Boote zu sehen, teilweise sogar im Kampfeinsatz. Nur manche dieser Schiffe stehen in einem direkten Zusammenhang mit der Person Dönitz. Fünf Abbildungen zeigen Marinesoldaten, die für ein Gruppenphoto posieren oder in Habachtstellung den Besuch einer hochgestellten Persönlichkeit erwarten. Nur

1059 Zu idealisierten Autorenportraits vgl. ausführlich Rendall 1988, S. 144–147.

auf zwei dieser Photos ist Dönitz klar zu erkennen, worauf dann jeweils auch durch die Bildunterschrift hingewiesen wird. Damit entfällt rund die Hälfte der Abbildungen auf Photographien, die eher in den Bereich der Marine-Folklore denn als historische Quellen oder autobiographische Belege einzuordnen sind.



Karl Dönitz
als Oberbefehlshaber der Kriegsmarine
(Privatbesitz)

Abb. 2: Autorenportrait Karl Dönitz: *Mein wechselvolles Leben*. Gleichen/Zürich: Muster-Schmidt Verlag 1968.

Demgegenüber finden sich zehn Photographien, die Dönitz selbst zeigen, gelegentlich in Begleitung anderer. Die Tendenz, das eigene Leben ausschließlich unter dem Vorzeichen des Soldatischen zu betrachten, findet sich klar in der Auswahl dieser Photographien wieder: Auf acht der Abbildungen trägt Dönitz Uniform, lediglich zwei Photographien zeigen ihn in Zivil: einmal als Gefangenen im Kriegsverbrechergefängnis Spandau, einmal als ergrauten Mann im Kreise seiner Familie. Es finden sich also keine Abbildungen vor 1945, auf denen

Dönitz in Zivil zu sehen wäre – bis zum Kriegsende scheint es ihn ausschließlich in Uniform gegeben zu haben.

Hinzu kommen noch 13 Abbildungen anderer Personen. Bezeichnend ist dabei, dass zwar auch Personen aus Dönitz' Familie abgebildet sind, doch auch diese überwiegend Uniform tragen. Auf ihren Portraits sind Dönitz' im Krieg gefallene Söhne Peter und Klaus ebenso in Uniformen der Marine zu sehen, wie Dönitz' Schwiegersohn Günter Hessler. Fünf der Photos zeigen Adjutanten und andere Mitarbeiter von Dönitz, überwiegend ebenfalls uniformiert. Zwei Photographien zeigen Dönitz' alliierte Gegenspieler Chester W. Nimitz und Andrew Cunningham, ebenfalls in Militärkleidung. Die begleitenden Photographien entstammen also zum Großteil der Sphäre des Militärischen; selbst die Familie wird im Lichte der Marine gesehen.

Etwas aus dem Rahmen fallen schließlich die letzten Abbildungen, die jeweils dem Kapitel zu den Jahren 1935–1945 sowie dem Nürnberg-Kapitel vorangehen. Insgesamt drei englischsprachige Briefe sind hier photographisch abgebildet und werden auf der jeweils folgenden Seite auch zur Gänze übersetzt. Dabei handelt es sich zunächst um einen Brief von Thomas C. Hart, einem ehemaligen Befehlshaber der asiatischen Flotte der U.S.A., der Dönitz überschwänglich zur Haftentlassung gratuliert und die Verurteilung im Nürnberger Prozess als Unrecht bezeichnet. Hinzu kommt ein Brief des bereits 1933 pensionierten Soldaten und Militärhistorikers J.F.C. Fuller, selbst ein zeitweiliges Mitglied der britischen Faschistenbewegung unter Oswald Mosley. Auch dieser drückt mit der später im Haupttext aufgegriffenen Formulierung von einer »Travestie der Justiz« (»travesty of justice«) seine Unzufriedenheit mit dem Nürnberger Prozess aus. Den Abschluss der abgedruckten Briefe bildet eine knappe Mitteilung des britischen Admirals Sir George Creasy. Die Briefe Fullers und Creasys sind dabei als Antworten auf vorangegangene Briefe von Dönitz formuliert. Während Hart eine sehr positive Einschätzung von der Person und Leistung Dönitz formuliert und Fuller den Nürnberger Prozess sehr scharf angeht, ist der von Creasy angeschlagene Ton deutlich zurückhaltender. Creasy bedankt sich darin für die »freundlichen und verständnisvollen Worte«, mit denen Dönitz ihn in seinem Brief bedacht habe. Daraufhin zitiert Creasy das Sprichwort vom Wald, den man vor lauter Bäumen nicht sehen könne, und fügt hinzu:

Wir stehen den Ereignissen des Zweiten Weltkrieges noch verhältnismäßig nahe gegenüber, und es werden noch viele Jahre vergehen, bis diese Ereignisse mit dem kühlen und vorurteilsfreien Auge des Historikers betrachtet werden. Aber wenn dieser Tag einmal kommt, glaube ich persönlich, daß ihr Ruf als Marineoffizier und kampferprobter Admiral fest und sicher erscheinen wird.¹⁰⁶⁰

1060 Dönitz, Photographie zwischen S. 208 und S. 209.

Creasy spricht sich also ausdrücklich die Kompetenz ab, kühl und ohne Vorurteile zu werten, und schränkt auch sein eigenes Urteil über Dönitz mit der überspezifischen Zuspitzung auf seinen *Ruf*, nicht auf die tatsächliche militärische Tätigkeit, deutlich ein. Auch die vorsichtige Formulierung »glaube ich persönlich« (»I, personally, believe«), die konnotiert, dass Creasy hier nur als Privatperson, nicht als Repräsentant der britischen Navy urteilen kann und will, legt den Schluss nahe, dass Dönitz ihn zuvor in seinem Brief ausdrücklich um eine positive Stellungnahme gebeten hatte – eine Bitte, die Creasy offenbar einige Verlegenheit bereitet hat.

Die angestrebte rhetorische Wirkung der abgedruckten Briefe ist dabei offenkundig – hier sollen Zeugenaussagen möglichst glaubwürdiger, nicht von Eigeninteressen gelenkter Persönlichkeiten in einer Art und Weise präsentiert werden, in der sie einer Einflussnahme des Erzählers enthoben erscheinen. Das Abdrucken von Dokumenten, die dadurch als untechnische Beweismittel (*probationes inartificiales*) im Sinne der Gerichtsrhetorik eingesetzt werden, ist bereits in Speers *Erinnerungen* begegnet. Jedoch dienten die bei Speer abgedruckten, historischen Briefe und Manuskripte vor allem zum Beleg der Referenzialität und zum Etablieren der *Erinnerungen* als historische Quelle. Die Briefe in *Mein wechselvolles Leben* wurden hingegen erst nach dem Zeitraum, über den im Text berichtet wird, geschrieben, und allem Anschein nach teilweise auch ausdrücklich von Dönitz selbst zum Zweck des Abdrucks eingefordert. Für den angestrebten Argumentationsgang wurde also aktiv nach Unterstützung gesucht. Es handelt sich hierbei zudem keineswegs um Zeugenaussagen besonders qualifizierter oder unmittelbar am Geschehen beteiligter Personen – die angeschriebenen ›Zeugen‹ werden alleine aufgrund ihrer militärischen oder beruflichen Position sowie ihrer durch die Tatsache, auf der ›Gegenseite‹ gestanden zu haben, verbürgten Glaubwürdigkeit ausgewählt. Dies fügt sich in das Gesamtbild der auch im Text häufig verwendeten Autoritätsargumente, bei denen ausschließlich einseitig positive Kommentare angeführt werden.

Im massiven Einsatz dieser vor allem in Gerichtsreden üblichen Beweismittel zeigt sich das klare Bestreben, das Urteil des Nürnberger Prozesses im Medium der Autobiographie zu revidieren. Auch die abgedruckten Dokumente haben kaum autobiographischen oder historischen Wert, sie dienen ausschließlich der Argumentation. Der autoritätsbasierte, eine Individualität verneinende Duktus ist dabei allein auf ein Abweisen aller Schuld im *status coniecturalis* ausgelegt.

	Stellung	Konkrete Gestaltung	Zielgruppe	Rhetorische Funktion
Titel	Buchdeckel	»Mein wechselvolles Leben«, weiß auf blau gedruckt	Öffentlichkeit	- Angebot eines Lektürekontrakts - Inszenierung von Leben als Einheit - Betonen des Schicksalhaften
Klappentext	Klappe	Kurzbiographie zu Dönitz	Potenzielle Leserschaft	- Werbung für Lektüre - Kurzform der Apologie - Zuschreibung einer Haltung der Leserschaft (kritisch gegenüber dem Nürnberger Prozess)
Autoren- portrait	Verso des Schmutztitels	Idealisierte Aufnahme von Dönitz als Oberbefehlshaber der Marine	Leserschaft	- Inszenierung von Referenzialität und Autorschaft - Wendung an ein spezifisches Marine-Publikum
Photo- graphien	Zwischen Text	Abbildungen von Schiffen, Marinesoldaten, Dönitz und Familie (in Uniform) sowie Abdrucke von Briefen	Leserschaft	- Marine-Folklore, Wendung an marinefreundliches Publikum - Inszenierung von Dönitz als Soldat - Zeugenaussagen zu Dönitz' Charakter (Briefe)

Tabelle 3: Apologetisch relevanter Paratext in Karl Dönitz' *Mein wechselvolles Leben*

4.9.1 Exkurs: Der Paratext als rhetorisches Wirkungsfeld

Aus den bisherigen Ausführungen sollte deutlich hervorgegangen sein, dass die Lektüreerfahrung in starkem Maße durch den Paratext gelenkt und gesteuert werden kann. Aufgrund der Beschränkung auf die Erstauflage ist ein wesentlicher Aspekt der Rhetorizität des Paratexts bisher kaum zur Sprache gekommen, der an dieser Stelle zumindest kurz angerissen werden soll. Denn anders als der Text ist der Paratext wandelbar und unterliegt von Auflage zu Auflage einem Anpassungsprozess an die jeweiligen zeitlichen und gesellschaftlichen Um-

stände.¹⁰⁶¹ Nach dem Tod des empirischen Autors ist der Paratext der Teil eines Buchs, der legitimerweise verändert werden kann, ohne dadurch die Autorschaft in Frage zu stellen. Dass sich dadurch beträchtliche rhetorische Effekte erzielen lassen, zeigt sich in aller Deutlichkeit an der Publikationsgeschichte von *Mein wechselvolles Leben*. Als Buch erschien es erstmals im Jahre 1968 beim Musterschmidt-Verlag, der neben Musterkarten und Büchern zur Farblehre auch einen Schwerpunkt im Bereich der Geschichtswissenschaft besitzt und dabei renommierte Publikationen wie *Das Historisch-Politische Buch* der Ranke-Gesellschaft und zahlreiche Biographien bekannter Persönlichkeiten veröffentlicht hat. In den 1990er-Jahren jedoch vergab der Musterschmidt-Verlag eine Lizenz an den Siegfried Bublies Verlag, einen Kleinverlag, der gemeinhin dem rechtskonservativen bis rechtsextremen Spektrum zugerechnet wird und der in seinem Webshop neben Büchern auch Medaillen, Kaiserreich-Flaggen und Germania-Poster vertreibt. 1998 erschien dort dann eine Neuauflage¹⁰⁶² von *Mein wechselvolles Leben*, in der die paratextuelle Einkleidung jedoch ein deutlich verändertes Bild gegenüber der Originalausgabe zeichnet. Dies beginnt mit der bereits weiter oben erörterten Entscheidung, den Titel des Buchs zu *Mein soldatisches Leben* zu ändern. Da der Titel ein meist vom Autor (mit-)verantworteter Bestandteil des Paratexts ist, ist eine postume Veränderung hier als eher ungewöhnlich und zumindest rechtfertigungsbedürftig anzusehen. Genette nennt etwa den großen Erfolg einer Verfilmung, die einen anderen Titel trägt, als Grund für eine nachträgliche Änderung des Buchtitels von Verlegerseite.¹⁰⁶³ Derartige kommerzielle Interessen liegen im konkreten Fall jedoch nicht vor. Stattdessen ist hier von einer klar rhetorischen Absicht auszugehen, die schon paratextuell ein Bild von Dönitz als reinem Soldaten zeichnen will.

Passend zum Duktus der Heldenverehrung wurde auch das Porträtbild von Dönitz als Oberbefehlshaber, das im Original auf dem Verso des Schmutztitels abgedruckt war, anstelle des Dönitz als Wachoffizier auf einem U-Boot zeigenden Photos auf das Buchcover gedruckt. Auf der Rückseite, auf der in der Originalausgabe Dönitz' Gefangennahme durch alliierte Soldaten zu sehen war, findet sich nun lediglich eine Abbildung des Meeres. Offenbar hat hier die Festnahme als Kriegsverbrecher nicht ins erwünschte Dönitz-Bild des Verlags gepasst.

Auch der übrige Paratext ist in den Dienst einer Inszenierung gestellt worden, die das in rechtsgerichteten Kreisen verbreitete Bild des aufrechten und un-

1061 Vgl. Dugast, Jacques: »Parerga und Paratexte. Eine Ästhetik des Beiwerks«. In: *Vom Parergon zum Labyrinth. Untersuchungen zur kritischen Theorie des Ornaments*. Hrsg. von Gérard Raulet; Burghart Schmidt. Wien: Böhlau 2001. S. 101–110, hier: S. 102.

1062 Im Impressum wird nur die Erstausgabe von 1968 erwähnt. Die Neuauflage des S. Bublies-Verlags gibt sich demgegenüber fälschlicherweise als 2., verbesserte Auflage aus – ungeachtet der von Dönitz selbst überarbeiteten 2. Auflage von 1975.

1063 Vgl. Genette 1989, S. 71.

beugsamen Soldaten Dönitz weiter festigen soll. Der bereits in der Originalausgabe recht eindeutige Klappentext ist nun einer Charakterisierung gewichen, in der *Mein soldatisches Leben* gegenüber kritischen Publikationen wie Padfields *Karl Dönitz. Des Teufels Admiral* als »das zeitbeständigste Werk« über Dönitz verteidigt wird. Dort wird Dönitz als »einer der bedeutendsten Soldaten des Zweiten Weltkriegs«, der »seinem soldatischen Beruf Ehre gemacht« habe, charakterisiert.¹⁰⁶⁴

Zudem wurde noch ein mehrseitiges Vorwort des umstrittenen Historikers Karl Höffkes eingefügt, in dem dann behauptet wird, dass Dönitz, »keineswegs der unkritische Gefolgsmann Hitlers war, als den ihn seine Gegner darstellen.«¹⁰⁶⁵ Neben Dönitz wird als weiteres Beispiel für einen kritischen Geist dann der SS-General Paul Hausser angeführt.¹⁰⁶⁶ Kritische Äußerungen zum Dritten Reich werden im Anschluss als »hohle zeitgeistbestimmte Positionen«¹⁰⁶⁷ geschmäht. Besonders heftig geht Höffkes dabei Dönitz' Darstellung in der vom ZDF ausgestrahlten TV-Dokumentationsreihe *Hitlers Helfer* an. Verallgemeinernd stellt er fest: »Doch die Aufarbeitung des Dritten Reiches unterliegt in Deutschland einer fatalen, durch die ungeschriebenen Gesetze der ›political correctness‹ bestimmten Methode.«¹⁰⁶⁸ Dank ›political correctness‹ sei mit einer Darstellung wie in *Hitlers Helfer* »Geschichte nur noch eine Hure der Politik«¹⁰⁶⁹. Den vermeintlich verfälschten Ergebnissen der modernen Geschichtsschreibung stellt Höffkes dann Dönitz' *Mein soldatisches Leben* als zuverlässige Quelle gegenüber. Hier verdreht Höffkes in geradezu grotesker Weise den Sachverhalt; es ist im Gegenteil der quellenkritischen und akribischen Forschung von Wissenschaftlern wie Michael Salewski und Dieter Hartwig zu verdanken, dass wesentliche Erkenntnisse zu Kriegsverbrechen und strategischen Fehlentscheidungen heute vorliegen, während Dönitz' und seine Verehrer über Jahrzehnte hinweg daran gearbeitet haben, die Geschichte zu ihren Gunsten zu manipulieren (auch und gerade, wie Hartwig gezeigt hat, durch Redaktion und Verschwindenlassen von Originaldokumenten). Es erübrigt sich jeder weitere Kommentar hierzu; aus den angeführten Zitaten wird sicher zur Genüge deutlich, in welchem politisch-revisionistischen Kontext Höffkes *Mein soldatisches Leben* verstanden wissen will. Da der kurze Text in der Regel vor der Lektüre des Haupttexts gelesen wird, verändert sich durch das Vorwort auch die Perspektive, die einer potenziellen Leserschaft auf den Weg der Lektüre mitgegeben wird, in der Neuauflage deutlich.

1064 Vgl. Dönitz 1998, Klappentext.

1065 Höffkes, Karl: »Vorwort«. In: Dönitz, Karl: *Mein soldatisches Leben*. Schnellbach: S. Büblies 1998. S. 9–15, hier: S. 9.

1066 Vgl. ebd., S. 9f.

1067 Ebd., S. 10.

1068 Ebd., S. 11.

1069 Ebd., S. 14.

Doch selbst vor einer Veränderung des Texts machen die Herausgeber der Neuausgabe nicht halt. Schließlich enthält die Originalausgabe auch eine Stellungnahme zum Holocaust, die zwar Dönitz' eigene Holocaust-Kenntnis bestreitet, sich in ihrem anklagenden Duktus und in ihrer Wertschätzung des Nürnberger Prozesses aber nicht besonders gut in ein rechtsextremes Weltbild fügen will. Dönitz bekundet hier, dass er als Staatsoberhaupt die Verbrechen des Holocaust selbst habe verfolgen wollen; da er aber nun als Ankläger ausscheide, sei die Verfolgung der Täter in Nürnberg besser als nichts:

Da die Alliierten es jedoch 1945 ablehnten, meinen Vorschlag, das Reichsgericht damit zu beauftragen, anzunehmen, war es immerhin besser, diesen Punkt in Nürnberg unter Strafe zu stellen, als wenn gar nichts geschehen wäre. Für diese Verfolgung der Verbrechen gegen die Menschlichkeit bejahe ich auch die Neuerungen, die durch das »Londoner Statut« eingeführt sind.¹⁰⁷⁰

Dieses Anerkennen der Notwendigkeit zur Verfolgung des Holocaust durch Dönitz kam dem Lektorat des Siegfried Bublies Verlags offenbar ungelegen. In der Neuauflage aus dem Jahre 1998 ist aus dem »besser« dann ein »kesser« geworden:

Da die Alliierten es jedoch 1945 ablehnten, meinen Vorschlag, das Reichsgericht damit zu beauftragen, anzunehmen, war es immerhin kesser, diesen Punkt in Nürnberg unter Strafe zu stellen, als wenn gar nichts geschehen wäre.¹⁰⁷¹

An textlichen Veränderungen bleibt es jedoch bei diesem einen, wenn auch bedeutungsvollen, Buchstaben. Der Schwerpunkt der Veränderungen liegt klar im Bereich des Paratexts. Die aufgeführten Beispiele zeigen dabei deutlich, in welchem Ausmaß eine Veränderung des Paratexts die Wahrnehmung des Texts steuern kann, und wie wichtig es ist, auch und gerade den Paratext in eine Analyse einzubeziehen, die die rhetorische Pragmatik eines autobiographischen Texts begreifen und fassbar machen möchte.

4.10 Zusammenfassung

Vergleicht man die zentralen Merkmale von *Mein wechselvolles Leben* mit den anderen untersuchten Texten, zeigen sich deutliche Unterschiede. Während Schirachs *Ich glaubte an Hitler* stark auf Anachronien wie Analepsen und Prolepsen zurückgreift und damit immer wieder die Entwicklung des Protagonisten

1070 Dönitz, S. 217.

1071 Dönitz 1998, S. 273. Dass es sich an ausgerechnet dieser Stelle um einen Tippfehler handelt, ist äußerst unwahrscheinlich – zumal die Buchstaben ›B‹ und ›K‹ auf handelsüblichen deutschen Tastaturen weit genug auseinanderliegen.

und anderer Figuren vor Augen führt, wobei die Instanzen der späteren, geläuterten Figur sowie des Erzählers regelmäßig zugunsten der aktuellen Figur in den Text eingreifen, um deren Entwicklung zu verdeutlichen, ist *Mein wechselvolles Leben* im Grunde chronologisch gehalten. Anachronien finden sich mit Ausnahme einiger Ellipsen nur sehr sparsam und zeigen – wenn überhaupt – auf historische Ereignisse, nie jedoch auf persönliche Erlebnisse der Figur. Insgesamt ist die Chronologie, vor allem in Kapitel 11 und 12, allerdings stets nachrangig gegenüber der Argumentation.

Während das Innenleben der Figur dem Erzähler von Speers *Erinnerungen* verschlossen bleibt und selbst der Kunstgeschmack des jungen Speer nur über Zitate aus Briefen rekonstruiert werden kann, ist die Einheit von Erzähler und Figur bei Dönitz vergleichsweise als sehr stark zu beurteilen. Als einzige Ähnlichkeit fällt der angestrebte allgemeine Charakter des Texts ins Auge, der den Leserinnen und Lesern einen Lerneffekt verspricht – bei Speer allerdings im Modus eines Negativbeispiels, wohingegen Dönitz wenig Zweifel an seiner Rolle als Vorbild lässt. Gerade in Anbetracht des letztgenannten Merkmals der starken Identifikation von Figur und Erzähler lässt sich *Mein wechselvolles Leben* im Hinblick auf die apologetische Strategie am ehesten als Anlehnung an die antike Apologie in der Tradition des Isokrates beschreiben.

Analog zum von Platons Sokrates geforderten Festmahl drängt sich geradezu der Eindruck auf, als wolle Dönitz sich hier selbst für die Verleihung eines Ordens oder die Errichtung eines Denkmals vorschlagen; die Apologie schlägt somit ins Epideiktische um. Dies ist, wie weiter oben gezeigt, ein ursprüngliches Charakteristikum der literarischen Apologie – neben der reinen Entschuldung soll auch eine positive Selbstdarstellung das eigene Bild prägen. Dönitz' *Mein wechselvolles Leben* lässt sich somit im Vergleich zu den anderen untersuchten Texten als Apologie im wohl vollumfänglichsten und klassischsten Sinne des Wortes verstehen. Das Betonen einer ungebrochenen Kontinuität beruht dabei wesentlich auf dem Auslassen von Informationen und der Nichtbeachtung aller außerhalb des eng umgrenzten Spielraums der Selbstinszenierung (im konkreten Fall: als unpolitischer Soldat) liegenden Zusammenhänge. Für ihr Funktionieren sind Kontinuitätsbiographien also darauf angewiesen, dass ein Informationsvorsprung gegenüber ihrem Adressatenkreis besteht und auch bestehen bleibt. Dies setzt wiederum ein Publikum voraus, das über kein oder nur wenig über den Text hinausgehendes Wissen verfügt. *Mein wechselvolles Leben* ist weder literarisch noch argumentativ sonderlich anspruchsvoll; der Erfolg von Dönitz' autobiographischer Selbstinszenierung ist vorrangig auf den privilegierten Zugang zu Informationen seines Verfassers zurückzuführen. Es ist bezeichnend, dass Dönitz' öffentliches Bild genau dann begann, in sich zusammenzuschrumpfen, als auch Dönitz' Informationsvorsprung nachließ.

Das Bild der Realität wird im Raum der Texte verhandelt; *Mein wechselvolles*

Leben aber hat einer Gegendarstellung in historiologischen Texten, die ihre Referenzialität mit wissenschaftlichen Ansprüchen genügenden Quellenverweisen sehr viel gekonnter inszenieren, nichts entgegenzusetzen. Für die Analyse von Kontinuitätsbiographien ist der Kontrast zu anderen Texten wesentlicher als Feinheiten der rhetorischen Argumentation.

Albert Speer, der Dönitz' *Zehn Jahre und zwanzig Tage* nach eigenen Angaben im März 1959 noch als Gefangener in Spandau las, kommentierte missmutig in seinen *Spandauer Tagebüchern*:

In Abständen von mehreren Tagen lese ich die gerade erschienenen Erinnerungen von Dönitz. Interessant und wohl auch zuverlässig sind sie einzig in Einsatz- und Rüstungsfragen. Seine politische Haltung dagegen, seine Beziehung zu Hitler, seinen nationalsozialistischen Kinderglauben – das alles verschweigt er oder umhüllt es mit Seemannsgarn. Es ist das Buch eines Mannes ohne Einsicht. Die Tragödie der Vergangenheit reduziert sich für ihn auf die armselige Frage, welche Fehler den Verlust des Krieges bewirkten.¹⁰⁷²

Dieses Urteil dürfte sich durch *Mein wechselvolles Leben* sicher nicht verändert haben.

1072 Speer 2005, S. 506.

5 Erich Raeder: *Mein Leben*

*Wie? Ein großer Mann? Ich sehe immer nur
den Schauspieler seines eigenen Ideals.*¹⁰⁷³

Friedrich Nietzsche

Dönitz' *Mein wechselvolles Leben* sind keineswegs die einzigen Erinnerungen eines Marine-Oberbefehlshabers, sondern stehen in einer längeren Tradition von Marine-Autobiographien, die insbesondere im Umfeld des Ersten Weltkriegs Konjunktur hatten. Auf britischer Seite ist hier vor allem auf *The memoirs of Admiral Lord Charles Beresford*¹⁰⁷⁴ des gleichnamigen Admirals sowie auf die Erinnerungen seines Kontrahenten, des ehemaligen ersten Seelords John »Jacky« Fisher¹⁰⁷⁵ zu verweisen.¹⁰⁷⁶ In Deutschland prägte der ehemalige Großadmiral Alfred von Tirpitz im Schlusswort seiner *Erinnerungen* die später zum geflügelten Wort geronnene Sentenz »Das deutsche Volk hat die See nicht verstanden«¹⁰⁷⁷. Doch gibt es im Fall Dönitz sogar noch einen deutlich unmittelbaren Bezugspunkt: Bereits 1955, ein Jahr vor Karl Dönitz, war sein Amtsvorgänger Erich Raeder – 1928 an die Spitze der Marine gelangt, von 1935–1943 Oberbefehlshaber der Kriegsmarine – aus dem Spandauer Kriegsverbrechergefängnis entlassen worden. Schon 1956, also zwei Jahre vor Dönitz' Erstlingswerk *Zehn Jahre und zwanzig Tage*, veröffentlichte Raeder den ersten Band seiner unter dem Titel *Mein Leben* erschienenen Erinnerungen.

Doch auch wenn er das gleiche Amt wie Dönitz bekleidet hatte, stellte sich im Falle Raeders aufgrund seiner Biographie die zugrunde liegende rhetorische Situation gänzlich anders dar: Erich Raeder, geboren 1876, Berufssoldat seit 1894, hatte bereits im Kaiserreich eine führende Funktion innerhalb der Marine

1073 Nietzsche 1930, S. 81. Der besseren Lesbarkeit halber wurde hier erneut die Kröner-Ausgabe zitiert. Die Schreibweise der Kritischen Studienausgabe weicht leicht ab: »Wie? Ein grosser Mann? Ich sehe immer nur den Schauspieler seines eignen Ideals.« (Nietzsche 2005, S. 90 (Viertes Hauptstück 97)).

1074 Vgl. Beresford, Charles: *The memoirs of Admiral Lord Charles Beresford*. Boston: Little, Brown & Co 1914.

1075 Vgl. Fisher, John: *Memories*. London: Hodder and Stoughton 1919.

1076 Für einen Überblick über die Geschichte britischer Marine-Memoiren vgl. ausführlich Gough, Barry: »Rulers of the Waves. British Naval Memoirs«. In: *Political memoir. Essays on the politics of memory*. Hrsg. von George Eagerton. London/Portland, Or.: F. Cass 1994. S. 131–150.

1077 Tirpitz, Alfred von: *Erinnerungen*. Leipzig: K. F. Koehler 1919, S. 387.

ausgeübt. Während des Ersten Weltkriegs erwarb er sich als Admiralstabsoffizier und taktischer Berater von Admiral Hipper vor allem in der Skagerrakschlacht einiges Ansehen und galt seitdem als Anwärter auf höchste Positionen. In der Weimarer Republik wurde er jedoch zunächst als engster Mitarbeiter des über seine Unterstützung des Kapp-Putschs gestürzten Admirals von Trotha zeitweilig als belastet eingestuft und in das Marinearchiv versetzt. Für den sprachbegabten Raeder war dies keineswegs von Nachteil; nachdem er zuvor schon als Autor historischer Abhandlungen, als Herausgeber der Zeitschriften *Marine-Rundschau* und *Nauticus* sowie als Übersetzer verschiedener Bücher zur Seestrategie in Erscheinung getreten war,¹⁰⁷⁸ verfasste er dort von 1920–1922 die offizielle deutsche Abhandlung über den Kreuzerkrieg im Ersten Weltkrieg. Die Universität zu Kiel verlieh ihm hierfür 1926 die Ehrendoktorwürde (Dr. h.c.); dankbar vermachte Raeder der Universität nach seinem Tod eine beträchtliche Summe.¹⁰⁷⁹

Es blieb nur bei einem Zwischenspiel in der Wissenschaft; schon bald wurde Raeder wieder auf zunehmend wichtigeren Posten in der jungen Reichsmarine eingesetzt. Als deren Chef, Admiral Zenker, 1928 im Zusammenhang mit den durch die Lohman-Affäre aufgedeckten geheimen Aufrüstungsvorhaben seinen Abschied nehmen musste, rückte Raeder schließlich nach. Sein Aufstieg fiel also, anders als bei Schirach, Speer und Dönitz, nicht in die Zeit des Nationalsozialismus. Raeder hatte vielmehr bereits fünf Jahre vor der ›Machtergreifung‹ Hitlers das höchste Amt der Marine erreicht und diente in dieser Zeit der Weimarer Republik, ohne dort politisch aufzufallen. Die ›Machteroberung‹ der Nationalsozialisten nahm er widerspruchslos hin und überführte die Reichsmarine bei der Wehrmachtsgründung geschlossen in die nationalsozialistische Kriegsmarine. Hitler gegenüber zeigte er sich ergeben und dienstbeflissen; zum Dank beließ dieser ihn auf seinem Posten und ließ ihm auch in der Flotten-

1078 Raeder beherrschte neben seiner Muttersprache Deutsch noch Englisch, Französisch, Spanisch und Russisch (vgl. Raeder, Erich: *Mein Leben. Bis zum Flottenabkommen mit England 1935*. Bd. 1. Tübingen: Fritz Schlichtenmayer 1956, S. 42. Im Folgenden als »Raeder 1« wiedergegeben). In jungen Jahren hatte er eine Arbeit über den Aufstand auf den Philippinen unter spanischer Herrschaft verfasst (vgl. ebd., S. 43). Später übersetzte er René Daveluys *Étude sur la tactique navale* (vgl. ebd., S. 54; Salewski, Michael: »Erich Raeder – Oberbefehlshaber »seiner« Marine«. In: *Die Militärelite des Dritten Reiches. 27 biographische Skizzen*. Hrsg. von Ronald Smelser. Berlin: Ullstein 1997. S. 406–422, hier: S. 408) aus dem Französischen, sowie Teile des russischen Seekriegswerks *Rassplata* von Wladimir Ssemenow aus dem Russischen (vgl. Raeder 1, S. 59).

1079 Raeder verband sein Vermächtnis mit der Maßgabe, dass die Zinserträge zum Anschaffen von Fachliteratur für das Historische Seminar eingesetzt werden sollten. 1997 scheint dieser »Raeder-Fonds« noch genutzt worden zu sein (vgl. Salewski 1997, S. 406); zur Zeit der Abfassung dieser Arbeit (2016) ist dies jedoch nicht mehr der Fall (schriftliche Mitteilung des Historischen Seminars der Universität zu Kiel an den Verfasser dieser Arbeit). Über Zeitpunkt und Gründe des Auslaufens ist nichts bekannt.

strategie zunächst weitgehend freie Hand. Während Hitler nach der Blomberg-Fritsch-Krise 1938 zunächst den willfährigen General von Brauchitsch und später sich selbst als Oberbefehlshaber des Heeres installierte und die Luftwaffe unter Hermann Göring fest in nationalsozialistische Hände gab, hielt er weiterhin an Raeder fest. Als einziger der drei Wehrmachtsteile blieb die Marineführung somit bis weit in den Krieg hinein ›unberührt‹. Da der ehemalige Gefreite Hitler nur wenig Interesse an der Seekriegsführung zeigte, wurde auch gelegentlich gescherzt, Raeder und ›seine‹ Marine seien ihrer Gesinnung nach im Grunde kaiserlich geblieben.¹⁰⁸⁰

Raeder begrüßte Hitlers Pläne zur Aufrüstungspolitik ausdrücklich und formulierte dabei die Vision einer weltbeherrschenden Flotte deutscher Großkampfschiffe.¹⁰⁸¹ Der Kriegseintritt Englands 1939 ließ diese Wunschträume jäh zerplatzen; Raeders Pläne waren auf einen Krieg mit England nicht vor 1944 ausgerichtet. Tief getroffen notierte er die später vielzitierte Sentenz, dass die zahlenmäßig stark unterlegenen deutschen Überwasserstreitkräfte in der gegebenen Lage »nur zeigen können, daß sie mit Anstand zu sterben verstehen und damit die Grundlage für einen späteren Wiederaufbau zu schaffen gewillt sind.«¹⁰⁸² Dennoch blieb Raeder auf seinem Posten. Eigeninitiative entwickelte er vor allem beim Planen des deutschen Überfalls auf Dänemark und Norwegen, von dessen Notwendigkeit er Hitler schließlich überzeugen konnte. Für diesen unter dem Decknamen ›Unternehmen Weserübung‹ geplanten Angriffskrieg war Raeder maßgeblich verantwortlich.¹⁰⁸³ Das Kriegsgeschick konnte er damit jedoch nicht wenden. Zur seestrategisch schwierigen Ausgangslage des Gesamtkriegs gesellten sich insbesondere ab 1941 zahlreiche zweifelhafte Entscheidungen Raeders. Noch immer von Großmachtsphantasien beflügelt, hielt Raeder am Primat der angesichts ihrer zahlenmäßigen Unterlegenheit längst ineffektiv gewordenen Überwasserstreitkräfte gegenüber der deutlich erfolgreicher U-Boot-Flotte fest. Das Scheitern der Überwasserstrategie trat am Silvestertag des Jahres 1942 schließlich deutlich zu Tage. In der von deutscher Seite auch als ›Unternehmen Regenbogen‹ bezeichneten ›Schlacht in der Barentssee‹ gelang es überlegenen deutschen Überwasser-Kampfverbänden nicht, den nur schwach gesicherten britischen Geleitzug JW-51B zu vernichten; unverrichteter Dinge zogen sie sich unter Verlust eines Begleitkreuzers zurück.

1080 Einer bekannten Anekdote zufolge, die Alfred Jodl im Nürnberger Prozess zu seiner Verteidigung anführte, soll Hitler selbst sich häufig beschwert haben: »Ich habe ein reaktionäres Heer, eine christliche« – manchmal sagte er auch – »eine kaiserliche Marine und eine nationalsozialistische Luftwaffe.« (NP Bd. 15, S. 324). Vgl. auch Salewski 1997, S. 414; Salewski 1973, S. 118.

1081 Vgl. Salewski 1997, S. 408; 418; Salewski 1973, S. 126.

1082 Salewski 1997, S. 416; Salewski 1975, Bd. 1, S. 91.

1083 Vgl. Salewski 1997, S. 417.

Hitler, der bereits zuvor die Effektivität der Überwasserverbände angezweifelt hatte, erfuhr erst aus dem britischen Rundfunk vom Scheitern der Operation. Empört forderte er im persönlichen Gespräch von Raeder, die »nutzlose« Überwasserflotte stillzulegen, um damit Ressourcen für andere Kriegsschauplätze freizustellen.¹⁰⁸⁴ Hitlers Wutausbruch geriet zu einer »Generalabrechnung« mit der Marine.¹⁰⁸⁵ Für Raeder war dies gleichbedeutend mit dem Scheitern seines Lebenswerks. Er bot seinen Rücktritt an, erklärte sich aber gleichzeitig dazu bereit, den Streit nicht öffentlich zu machen, um Schaden von der Marine abzuwenden. Raeder war zu diesem Zeitpunkt bereits 67 Jahre alt und hatte zehn Jahre an Hitlers Seite gedient, was ihn zum am längsten amtierenden Befehlshaber des Dritten Reichs machte.

Über die genauen Hintergründe seines Rücktritts ist viel spekuliert worden; das Scheitern des »Unternehmens Regenbogen« scheint zumindest nur ein äußerer Auslöser gewesen zu sein. Hinter den Kulissen galt Raeder schon zuvor als angezählt; mit Hermann Göring und dem zunehmend mächtigeren Rüstungsminister Albert Speer galt er als heillos zerstritten.¹⁰⁸⁶ Als potenzielle Nachfolger schlug Raeder den von ihm favorisierten Admiral Rolf Carls sowie den Befehlshaber der Unterseeboote, Karl Dönitz, vor. Hitler entschied sich für den jüngeren Dönitz, der sich mit den Erfolgen seiner Waffengattung einen Namen gemacht hatte und zudem als überzeugter Nationalsozialist galt.¹⁰⁸⁷ Raeders Rücktritt wurde einvernehmlich als würdevolle Übergabe inszeniert – er erhielt den für ihn geschaffenen, praktisch bedeutungslosen Titel eines »Admiralinspektors« der Marine. Ab Januar 1943 spielte Raeder für den Fortgang des Zweiten Weltkriegs keine Rolle mehr, oder wie Michael Salewski formuliert hat: »Die historische Persönlichkeit Erich Raeder endet mit dem 30. Januar 1943.«¹⁰⁸⁸

Nach Kriegsende wurde Raeder von russischen Streitkräften verhaftet und zusammen mit seiner Frau Erika in ein Landhaus bei Moskau gebracht, wo er mehr als Gast denn als Gefangener lebte und auf Geheiß seiner Gastgeber zahlreiche Schriften über die deutsche Marine verfasste. Im Nürnberger Prozess wurde er als einer der Oberbefehlshaber eines Wehrmachtteils angeklagt und wegen »Gemeinsamen Plans oder Verschwörung«, »Verbrechen gegen den Frieden« sowie »Kriegsverbrechen«, nicht jedoch wegen »Verbrechen gegen die Menschlichkeit« zu lebenslanger Haft im Kriegsverbrechergefängnis Spandau verurteilt. Seinem Wunsch, das Urteil in Erschießung umzuwandeln, wurde

1084 Zu den Details der »Operation Regenbogen« und ihrer Folgen vgl. ausführlich Salewski 1973, S. 112–117.

1085 Salewski 1973, S. 118.

1086 Vgl. Salewski 1997, S. 418; Salewski 1973, S. 106; 112.

1087 Vgl. Salewski 1973, S. 131.

1088 Salewski 1997, S. 419.

nicht entsprochen. 1955 wurde Raeder, vorgeblich aus gesundheitlichen Gründen, im Alter von 79 Jahren aus der Haft entlassen.¹⁰⁸⁹

Anders als Speer, Schirach oder Dönitz rechnete der zu lebenslanger Haft verurteilte Raeder seiner eigenen Auskunft nach nicht damit, das Spandauer Gefängnis lebend zu verlassen.¹⁰⁹⁰ Langfristige Pläne für eine Autobiographie oder gar geschmuggelte Manuskript-Kassiber existierten nicht. Dennoch nutzte er die sich ihm nach seiner Freilassung so überraschend bietende Möglichkeit, publikatorisch aktiv zu werden. Beim rechtsgerichteten Tübinger Schlichtenmayer-Verlag¹⁰⁹¹ erschien ein Jahr nach seiner Freilassung (1956) unter dem Titel *Mein Leben* der erste Band seiner Memoiren; der zweite Band folgte 1957. Das Buch wurde zudem ins Englische, Russische, Tschechische, Französische und Italienische übersetzt. Trotz Raeders schriftstellerischer Erfahrung als Marinehistoriker handelt es sich bei *Mein Leben* vor allem um ein unter Leitung von Admiral a.D. Erich Förste, der daher gelegentlich auch als Raeders »Ghostwriter« bezeichnet wird¹⁰⁹², von einem Autorenteam aus ehemaligen Marineangehörigen zusammengestelltes Sammelwerk. Da Text und Paratext jedoch eine ausschließliche Autorschaft Raeders vorgeben, wird in der Analyse ihrer rhetorischen Wirkung so vorzugehen sein, *als ob* der tatsächliche Verfasser von *Mein Leben* Erich Raeder wäre. Aufgrund der inhaltlich durchgängigen Handlung werden die beiden Bände von *Mein Leben* (Band 1: *Bis zum Flottenabkommen mit England* sowie Band 2: *Von 1935 bis Spandau 1955*) zudem als ein einziger, zusammenhängender Text verstanden und analysiert. Es wird also der Einfachheit halber nicht davon ausgegangen, dass durch die Veröffentlichung in zwei Bänden auch von zwei unterschiedlichen Erzählern auszugehen ist – zumal eine so unmittelbare Anknüpfung stattfindet, dass Raeder selbst im Vorwort des

1089 Tatsächlich spielten bei Raeders vorzeitiger Entlassung verschiedene Einflüsse eine Rolle. Vor allem der Druck der deutschen Öffentlichkeit sowie die Respektsbekundungen vor-maliger Gegner waren hier maßgeblich. Doch auch politische Winkelspiele vor dem Hintergrund des Kalten Kriegs übten einen gewissen Einfluss aus. Im Gegensatz zu den meisten seiner Mitgefangenen verfügte der Russisch sprechende Raeder über gute Beziehungen nach Russland; möglicherweise stimmte Russland Raeders Entlassung als Geste des guten Willens gegenüber den Westmächten zu. Zu den möglichen Gründen vgl. »Das Wichtigste der Woche«. In: *Die Zeit* Nr. 39 (29.9.1955); Salewski 1997, S. 419.

1090 Vgl. Raeder 2, S. 327.

1091 Der ehemalige Ordonnanzoffizier Fritz Schlichtenmayer hatte den Schlichtenmayer-Verlag 1953 in Tübingen gegründet und sich ganz dem Kampf für die »geschichtliche Wahrheit«, wie er sie sah, verschrieben. Der fest im politisch äußerst rechten Spektrum verankerte Verlag geriet 1961 in ernsthafte finanzielle Schwierigkeiten; Raeders Erben mussten ihre Forderungen per Anwalt eintreiben lassen. 1965 nahm Schlichtenmayer sich in Stockach bei Tübingen das Leben und beendete damit die kurze Geschichte des Verlags. Heute (2016) wird *Mein Leben*, wie auch Dönitz' *Mein soldatisches Leben*, vom ebenfalls rechtsgerichteten Siegfried Bublies Verlag vertrieben. Vgl. hierzu ausführlich den Artikel »Schlichtenmayer. Pleite von rechts«. In: *Der Spiegel* 22 (1965), S. 91 f.

1092 Vgl. Salewski 1973, S. 120.

zweiten Bands betont, beide Bände gehörten »untrennbar zusammen, um so mehr, als die Marine in der Zeit nach 1935 keine andere war als vorher.«¹⁰⁹³ Der Text wird in seiner aktuellen Auflage (S. Bublies 2009) inzwischen zudem in einem Band vertrieben. Stilistische Unterschiede zwischen den Bänden kommen daher zwar zur Sprache, werden aber wie Unterschiede innerhalb eines zusammengehörigen Texts behandelt, also in etwa analog zu Unterschieden zwischen verschiedenen Kapiteln. Die für die Analyse relevanten Besonderheiten, die sich aus der Veröffentlichung in zwei Bänden ergeben, werden hingegen weiter unten bei der Analyse des Paratexts gesondert untersucht.

Die rhetorische Ausgangslage stellt sich für Raeder angesichts seines Lebenslaufs deutlich komplizierter dar als bei den anderen bisher untersuchten Texten. Einerseits hatte Raeders Aufstieg im Gegensatz zu seinen Mithäftlingen nicht erst unter Hitler begonnen; für seine Machtposition schuldete er dem NS-Regime also keinen Dank und der Nachwelt keine Rechtfertigung. Er galt weithin als strenggläubiger nationalkonservativer Christ, der im Grunde in der Gedankenwelt des Kaiserreichs verhaftet geblieben war. Dementsprechend finden sich in den Archiven zwar einige Aussagen, in denen sich Raeder des nationalsozialistischen Sprachgebrauchs bedient, jedoch keine umfangreichen antisemitischen Hetzreden oder Äußerungen zur Rassenideologie – darin in klarem Gegensatz zu seinem Nachfolger Dönitz, der der nationalsozialistischen Gedankenwelt um einiges näher stand.¹⁰⁹⁴ Andererseits ist für Raeder rechtfertigungsbedürftig, was auf den ersten Blick eigentlich entlastend wirken sollte – sein Rücktritt, wobei sowohl der Zeitpunkt, als auch der Grund als problematisch anzusehen sind. Denn einerseits ist aus Sicht der deutschen Nachkriegsgesellschaft erklärungsbedürftig, warum er überhaupt so lange so unkritisch an Hitlers Seite blieb, während dutzende Generäle des Heeres kamen und gingen. Salewski spricht hier von Raeders Rolle als »nützlicher Idiot«, der zwischen »Nichtbegreifen« und »Nichtbegreifenwollen« pendelte¹⁰⁹⁵ und jeder Regierung, ob kaiserlich, demokratisch oder faschistisch, gleichermaßen unkritisch diente. Zum anderen aber musste Raeder nicht nur Rechenschaft darüber ablegen, dass er Hitler gedient hatte, sondern auch, dass er ihm *schlecht* gedient hatte – schlecht zumindest in dem Sinne, dass seine Überwasserstrategie nicht erst durch das Urteil nachfolgender Historiker, sondern bereits durch Hitler radikal

1093 Raeder 2, S. 9.

1094 Salewski etwa kommt zu dem Schluss: »Eindeutige Aussagen zu den Kernideen des Nationalsozialismus aber fehlen bei Raeder: Man findet – wieder im Gegensatz zu Dönitz – keine antisemitischen Hetztiraden, die Rassenwahnideen finden bei ihm keinen Niederschlag, den Begriff »Lebensraum« verstand er als »Raumerweiterung« im Sinne kolonialer Expansion im Stile des 19. Jahrhunderts« (Salewski 1997, S. 414). Allerdings sind derartige Werturteile Salewskis über Raeder möglicherweise problematisch (vgl. Fußnote 1095).

1095 Ebd.

in Zweifel gezogen wurde. Während Dönitz sein strategisches Genie durch Rekurs auf den Topos des ungehörten Propheten zu retten versuchen konnte, war dieser Weg für Raeder von vornherein verbaut. Da Hitler ihm in der Seekriegsführung weitreichende Freiheiten zugestanden hatte, verbat sich der Weg des Widerstands von selbst – während Kritik durch Hitler für Speer und Schirach als Adelsprädikat ihrer vorgeblichen inneren Gegnerschaft zum Nationalsozialismus gelten konnte, war sie für Raeder ein direkter Angriff auf sein Lebenswerk. Die rhetorische Situation ist im Falle Raeders also sehr komplex.

Dabei ist die bisherige Forschung zu Raeder meist an der historischen Oberfläche verharret; seine wenig aufsehenerregende Seekriegsführung sowie der Rücktritt noch vor Kriegsende mögen dies erklären. Eine deutschsprachige, wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Raeder-Biographie ist auch 2016 noch ein Desiderat. Einstweilen bleibt hier nur der Hinweis auf verschiedene ältere Aufsätze Michael Salewskis, die aber einer Ergänzung durch neuere Erkenntnisse bedürften.¹⁰⁹⁶ Im englischsprachigen Raum ist zumindest mit Keith Birds Monographie *Erich Raeder. Admiral of the Third Reich*¹⁰⁹⁷ eine Zusammenfassung der wesentlichen Fakten zu Raeders Leben erschienen, die aber oberflächlich bleibt. In der folgenden Analyse ist daher insofern Pionierarbeit zu leisten, als gelegentlich über die eigentliche Absicht dieser Arbeit hinaus auch Hinweise auf den Kontrast zwischen Raeders Darstellung und der Darstellung der etablierten Geschichtsschreibung gegeben werden müssen. Ausgangspunkt der Analyse ist aber auch hier das Zusammenspiel von erzählendem und erlebendem Ich.

5.1 Erzählendes und erlebendes Ich in Raeders *Mein Leben*

Betrachtet man die Haltung des erzählenden Ichs gegenüber dem erlebenden Ich, wird rasch deutlich, dass sich *Mein Leben* in Struktur und Argumentationsweise deutlich von den anderen hier untersuchten Texten abhebt. Auffällig ist

1096 Vgl. Salewski 1973; Salewski 1975; Salewski 1997; Salewski 2009. Michael Salewski war von 1980 bis zu seiner Emeritierung 2003 Professor für Neuere und Neueste Geschichte an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel – also an exakt jener Fakultät, die Erich Raeder seinerzeit den Ehrendokortitel verliehen hatte und der Raeder im Gegenzug testamentarisch einen größeren Geldbetrag vermacht hatte, der noch zu Salewskis Zeiten als ›Raeder-Fonds‹ zur Anschaffung von Forschungsliteratur genutzt wurde (vgl. Salewski 1998, S. 406). Auch wenn sich Salewski in seiner Forschung durchaus kritisch zu Raeder äußert, wäre doch eine Perspektive von neutralerer Seite wünschenswert. In der Sachdarstellung sind Salewskis Texte jedoch zweifellos zutreffend und wurden dementsprechend auch in diese Untersuchung mit einbezogen.

1097 Vgl. Bird, Keith: *Erich Raeder. Admiral of the Third Reich*. Annapolis: Naval Institute Press 2013.

dabei zunächst das beinahe komplette Fehlen von zukunftsweisen Prolepsen. Prolepsen, also Zeitsprünge in die (erzählerische) Zukunft, sind eines der wesentlichen Stilmittel, mit denen das erzählende Ich eine Position zum erlebenden Ich einnimmt. In der vorkonversionellen Phase Schirachs *Ich glaubte an Hitler* und im gesamten Text von Speers *Erinnerungen* finden sich zahlreiche Beispiele, in denen Abgrenzungsbewegungen in Form einer Prolepse nach dem Muster »damals ... heute aber« vollzogen werden. Prolepsen zur Erzählsituation können also einen Unterschied zwischen erzählendem und erlebendem Ich etablieren und präzisieren. Doch auch das Gegenteil ist möglich – Dönitz betont in *Mein wechselvolles Leben* eine durchgehende Kontinuität von Erzähler und erlebendem Ich, indem häufig Prolepsen der Form »damals ... heute noch« zum Einsatz kommen. Raeders Erzähler hingegen zieht es vor, sich nicht zu positionieren – es finden sich schlichtweg keine Passagen in *Mein Leben*, in denen der ansonsten durchaus präzise Erzähler dazu Stellung bezieht, wie er aus seiner Perspektive die Handlungen des erlebenden Ichs beurteilt.

Der Erzählstil ist dabei recht distanziert gehalten, es finden sich kaum direkte Rede oder szenisches Erzählen. Stattdessen präsentiert sich der Text stilistisch als ein persönlich kolorierter Tatsachenbericht, der die Ereignisse der Weltgeschichte gelegentlich durch kurze Einschübe über persönliche Marginalien wie eine Knieverletzung¹⁰⁹⁸ ergänzt. Wertungen werden dabei selten vorgenommen; falls doch, so liegt die Perspektive klar beim erlebenden Ich. Ob beim Flottenbau der Weimarer Republik¹⁰⁹⁹ oder bei Hitlers Bündnispolitik (»Aus der Vergangenheit waren jetzt – das war mein Eindruck und auch meine Überzeugung – die richtigen Lehren gezogen worden.«¹¹⁰⁰) – die in beiden Fällen recht zurückhaltende Bewertung geht vom erlebenden, nicht vom erzählenden Ich aus. Selbst die später als ›Röhm-Putsch‹ bekanntgewordenen Mordaktionen werden ausschließlich aus der Sicht des erlebenden Ichs kommentiert.¹¹⁰¹ Wird der Erzähler in solch kritischen Passagen überhaupt spürbar, dann nur im Modus des Verweigerens einer Wertung – zu seiner Vereidigung auf Hitler etwa kommentiert Raeder lapidar: »Keiner von uns hat zu diesem Zeitpunkt die weitere Entwicklung vorausahnen können«¹¹⁰². Es wird also gesondert betont, in der Perspektive der Figur zu verbleiben; die andeutende Prolepse spezifiziert nicht einmal, um welche »Entwicklung« es sich hier denn gehandelt habe, von einer Wertung ganz zu schweigen.

Im Rahmen der hier untersuchten Texte einzigartig ist schließlich die Stellungnahme zum Holocaust, die ebenfalls ausschließlich aus der Perspektive des

1098 Vgl. Raeder 1, S. 49.

1099 Vgl. ebd., S. 251.

1100 Vgl. ebd., S. 284.

1101 Vgl. ebd., S. 289.

1102 Ebd., S. 290.

erlebenden Ichs erfolgt. Bei der Schilderung seines Verhältnisses zum NS-Staat bis zum Ausbruch des Kriegs kommt Raeder in einer der seltenen zukunftsge-
wissen Prolepsen auf den Holocaust zu sprechen. Dabei findet der Zeitsprung
aber keineswegs wie bei den anderen hier untersuchten Texten zum Zeitpunkt
des Erzählens statt, sondern nur bis zum Nürnberger Prozess, bei dem Raeder
angeblich erstmals von den NS-Verbrechen erfahren haben will. Die Reaktion
auf den Holocaust ist also auch und ausschließlich eine Reaktion des erlebenden
Ichs (wenngleich einer späteren Version), nicht des Erzählers:

Erst im Nürnberger Prozeß ist mir der Umfang dieses furchtbaren Kapitels bewußt
geworden, und ich habe mich wie jeder anständige Deutsche darüber tief geschämt. Bis
dahin hätte ich niemals geglaubt, daß deutsche Männer sich dazu erniedrigen konnten,
in der dann bekanntgewordenen bestialischen Form gegen eine wehrlose Minderheit
vorzugehen.¹¹⁰³

Identifikatorisch lässt sich *Mein Leben* mit seiner Fokussierung auf die Per-
spektive des erlebenden Ichs im Zwischenraum der extremen Distanz eines
Albert Speer und des permanent zelebrierten *semper idem* eines Karl Dönitz
einordnen. Dass die Haltung des erlebenden Ichs in beiden Bänden von *Mein
Leben* durchweg unkommentiert und damit auch unwidersprochen bleibt, legt
jedoch nahe, dass auch Raeders Memoiren als Kontinuitätsbiographie zu werten
sind, auch wenn der Grad der Identifikation um einiges geringer liegt als bei
Dönitz. Dies wird auch durch einige kleinere Bemerkungen im Umfeld der
wenigen vorhandenen Prolepsen nahegelegt. Denn die zahlreichen Passagen, in
denen Raeder eine historische Persönlichkeit beschreibt, werden gelegentlich
um eine Prolepse über den weiteren Lebensweg dieser Person erweitert. In
diesen Fällen nutzt der Erzähler dies zum Herausstreichen einer gewissen per-
sönlichen Kontinuität und fügt hinzu, dass er der geschilderten Person noch weit
über die entsprechenden Ereignisse hinaus verbunden geblieben sei – so etwa im
Falle Hindenburgs, Geßlers oder Schöpflins.¹¹⁰⁴ Auch wenn hierin keine mora-
lische Wertung des Erzählers liegt, wird im Betonen eines »gemeinsamen
Freundeskreises« doch eine gewisse Kontinuität von erlebendem und erzäh-
lendem Ich etabliert.

Rhetorisch gesehen handelt es sich beim Herausstreichen der damaligen
Perspektive unter Ausparung eines späteren Kommentars um die Kombination
einer Kontinuitätsbiographie mit einer Verteidigung im *Status* der Rechtferti-
gung (*status qualitatis*), in dem Vergehen nicht geleugnet, sondern durch ihre
Umstände gerechtfertigt werden. Anders als bei einer Konversionsbiographie
wie im Falle Schirachs sind es dabei nicht die späteren Entwicklungsstufen des

1103 Raeder 2, S. 134. Lediglich im Adjektiv »furchtbar« kommt hier andeutungsweise auch
eine Perspektive des Erzählers ins Spiel.

1104 Vgl. Raeder 1, S. 214; 218; 255.

Ichs, die Fehlritte des früheren Ichs entschuldigen. Vielmehr sind es die durchweg aufrichtigen Motive, die angesichts der unvollständigen Informationslage des erlebenden Ichs dessen Handlungen rechtfertigen sollen: *So dachte ich, so handelte ich*. Negative Konsequenzen dieses Handelns werden als unbeabsichtigt dargestellt, vor allem aber durch den Wegfall einer erzählerischen Perspektive auch nicht weiter thematisiert. Schwerpunkt ist also klar ein Verstehen der damaligen Beweggründe, getreu der Sentenz der Prinzessin aus Goethes *Torquato Tasso*: »Was wir verstehn, das können wir nicht tadeln«¹¹⁰⁵. Auf die Effektivität einer solchen Verteidigungsstrategie wird im Folgenden genauer einzugehen sein. Klar ist jedoch, dass *Mein Leben* eine andere Herangehensweise erfordert als die bisherigen Texte. Denn im vorliegenden Fall bleibt eine Antwort auf die Frage, wie das erzählende Ich sich zum erlebenden Ich verhält, unergiebig und unbefriedigend, da das erzählende Ich jeden wertenden Kommentar zum erlebenden Ich verweigert. Stattdessen ist hier einzeln und getrennt zu betrachten, wie sich erzählendes und vor allem erlebendes Ich in Relation zu sich selbst und zu anderen Protagonisten verhalten. Zunächst ist dabei auf den Erzähler selbst einzugehen, der sich ungeachtet seiner moralischen Neutralität im Text klar verorten lässt.

5.2 Der Erzähler – Schriftsteller und Leser

Auch wenn der Erzähler keine Wertungen vornimmt, zeigt er in *Mein Leben*, darin durchaus vergleichbar mit seinem Gegenstück in Dönitz' *Mein wechselvolles Leben*, doch von Zeit zu Zeit Präsenz. Anders als in Dönitz' Text, in dem eine fiktive Sprechsituation suggeriert wird, inszeniert sich der Erzähler in *Mein Leben* allerdings deutlich als schreibendes Ich, das sich seiner Daseinsweise in einem auf Schriftlichkeit basierenden Medium durchaus bewusst ist, was durch Formulierungen wie »[a]uf den folgenden Seiten möchte ich einige Beispiele dafür anführen«¹¹⁰⁶ nahegelegt wird. Dabei betont der Erzähler des Öfteren auch seine vorangegangenen Autorentätigkeiten. Ein Abschnitt im ersten Teil des ersten Bands ist sogar mit »Erste schriftstellerische Tätigkeit«¹¹⁰⁷ überschrieben. Gerade die Wortwahl »erste« suggeriert hier, dass noch weitere solche Tätigkeiten folgten oder folgen werden, während gleichzeitig eine Selbstcharakterisierung als »Schriftsteller« stattfindet. Als konkrete Beispiele nennt der Text zunächst ein von Raeder verfasstes Werk über den Aufstand auf den Philippinen

1105 Goethe, Johann Wolfgang: *Torquato Tasso*. 2. Akt, 1. Auftritt.

1106 Raeder 2, S. 49.

1107 Raeder 1, S. 42.

während der spanischen Herrschaft¹¹⁰⁸, später dann redaktionelle Tätigkeiten für die regelmäßigen Marine-Publikationen *Nauticus* und *Marine-Rundschau*,¹¹⁰⁹ die teilweise Übersetzung des russischen Seekriegswerks *Rassplata*¹¹¹⁰ sowie, als Hauptwerk, zwei im Marinearchiv im Rahmen der amtlichen Geschichte des Seekriegs entstandene Werke über den Kreuzerkrieg im Ersten Weltkrieg¹¹¹¹, für die Raeder später die Ehrendoktorwürde der Universität Kiel erhielt.¹¹¹² Zudem wird berichtet, dass Raeder durch seine Tätigkeit im Nachrichtenbüro der Reichsmarine (1906–1908) schon »frühzeitig in nähere Verbindung mit der Publizistik«¹¹¹³ gekommen sei. Insgesamt präsentiert sich das erzählerische Ich also durch Einordnung seiner Arbeit in die Reihe vorangegangener Publikationen sowohl als schreibendes als auch als schriftstellerisch ambitioniertes Ich mit wissenschaftlichem Anspruch. Explizit wird dabei auch *Mein Leben* in den Kanon der eben genannten, meist militärhistorisch ausgerichteten Publikationen eingeordnet, wenn der Erzähler die Entstehungsgeschichte des Buchs referiert. Raeder berichtet dabei vom Besuch eines sowjetischen Offiziers nach Kriegsende:

Auf die Frage, was ich weiter beabsichtigte, antwortete ich, daß ich meine Erlebnisse und Erfahrungen in einem Buch niederlegen wollte, ähnlich wie ich seinerzeit nach dem ersten [sic] Weltkrieg über den Kreuzerkrieg geschrieben hätte.¹¹¹⁴

Dass hier ganz offen versucht wird, *Mein Leben* in den gleichen Kontext wie die Abhandlung über den Kreuzerkrieg einzureihen, ist nur allzu verständlich. Denn Raeders Ausführungen zum Kreuzerkrieg waren Teil des amtlichen Werks über den Seekrieg 1914–1918 und somit auch Teil der ›offiziellen‹ Geschichtsschreibung der Marine. Die Anknüpfung soll hier die anerkannte Legitimität des Werks auf *Mein Leben* übertragen: Auch hier soll eine ›offizielle‹ und historiographischen Ansprüchen genügende Darstellung entstehen – ein für die Gattung der Autobiographie recht untypischer Anspruch.¹¹¹⁵

Gleichzeitig dienen diese Verweise auf eigene Werke aus autobiographietheoretischer Sicht der Inszenierung von Autorschaft. So stützt sich die Behauptung der Existenz einer realen Autor-Person außerhalb des Texts maßgeblich darauf, dass ihr Eigenname sowohl im Text als auch, vorrangig, im Paratext anderer Schriften vorkommt. Diesen Zusammenhang von Werkvielfalt und Autorschaft hat vor allem Lejeune herausgearbeitet, der die Namens-

1108 Vgl. ebd., S. 43.

1109 Vgl. ebd., S. 56.

1110 Vgl. ebd., S. 59.

1111 Vgl. ebd., S. 185f.

1112 Vgl. ebd., S. 212f.; 316f.

1113 Ebd., S. 55.

1114 Raeder 2, S. 303.

1115 Vgl. Wagner-Egelhaaf 2005, S. 45.

gleichheit auf mindestens zwei Büchern zur Grundvoraussetzung der Zuerkennung des Autorenstatus macht:

Vielleicht wird man erst vom zweiten Buch an wirklich zum Autor, wenn der auf dem Buchdeckel niedergeschriebene Eigenname der »gemeinsame Nenner« von mindestens zwei verschiedenen Texten wird und die Vorstellung von einer Person erweckt, die auf keinen ihrer Texte im besonderen zurückzuführen ist und die – in der Lage, weitere hervorzubringen – sie alle überbietet.¹¹¹⁶

Die Erwähnung der eigenen Bücher und Texte ist in Raeders *Mein Leben* also mehr als nur Selbstzweck oder Eigenlob. Mit ihrer Inszenierung von Autorschaft dient sie auch der Inszenierung von Referenzialität, die im Vergleich zu den anderen untersuchten Texten somit recht stark ausfällt.¹¹¹⁷ Die im Text gewählte, starke Inszenierung von Autorschaft setzt sich im Übrigen, wie weiter unten zu zeigen sein wird, auch im Paratext fort.

Diese durch die herausgehobene Betonung der Referenzialität so aufwändig inszenierte Autorschaft erfüllt, wie auch der ausgefeilte Fußnoten- und Anmerkungsapparat bei Speer, eine gattungstheoretische Funktion. Der Text wird dadurch deutlich als referenziell und auf außerhalb des Texts liegende Fakten abzielend positioniert. Damit verbunden ist die aktive Einordnung in den Diskurs der Geschichtswissenschaft, der durch die im Text präsentierten ›Fakten‹ angereichert werden soll. Dies wird auch dadurch verdeutlicht, dass der Erzähler neben seiner Autorentätigkeit immer wieder seine Rolle als Leser herausstreicht. Dabei zitiert und kommentiert er vorrangig verschiedene Texte mit Bezug zur Marine. Dazu zählen so unterschiedliche Werke wie der Roman *Tsushima* von Frank Thiess¹¹¹⁸, die Werke des Dichters Gorch Fock¹¹¹⁹ oder der Roman *Die Brüder* des späteren NS-Schriftstellers Gustav Frenssen. Insbesondere die nähere Beschreibung des letztgenannten Titels macht deutlich, dass *Mein Leben* selbst fiktionalen Romanen eine Referenzfunktion zugesteht und sie vorrangig nach dieser beurteilt, habe doch Frenssen die Skagerrakschlacht in seinem

1116 Lejeune 1989, S. 227. Eine Gegenposition hierzu vertritt Jacques Derrida, der den Eigennamen nicht als rein außertextuell begreift, sondern darauf hinweist, dass die Referenzialität des Namens auch durch den Text selbst zustande komme (vgl. Derrida 1984).

1117 Dies mag auch dadurch erklärlich werden, dass das von Lejeune angeführte Kriterium voraussetzt, dass bereits andere Werke vor dem autobiographischen Text unter dem Eigennamen publiziert wurden. Da dies bei politischen Memoiren häufig nicht der Fall ist, sind Lejeunes Ausführungen eigentlich insofern zu modifizieren, als eine Identifizierbarkeit hier eher durch die vorgängige Existenz eines politischen, nicht aber eines literarischen Werks gegeben ist, aus dem Realität bezogen werden kann. Dass Raeder hier derart explizit auf sein schriftstellerisches Werk verweist, kann somit auch als eine Absage an eine solche politische Identifizierbarkeit gelesen werden.

1118 Raeder 1, S. 59. Fälschlicherweise gibt Raeder als Titel des Werks die Schreibweise *Tsushima* an.

1119 Ebd., S. 169.

Roman »so treffend dargestellt [...], als ob er sie persönlich dort erlebt hätte«¹¹²⁰. Der Erzähler führt an dieser Stelle also einen Abgleich eines fiktionalen Texts mit der vorgeblich »empirischen Realität« (tatsächlich aber: mit dem eigenen Text!) durch und gelangt zu einem positiven Befund. Dieses vermittelnde Pendeln zwischen lesendem und schreibendem Erzähler wird gerade bei der Behandlung der Skagerrakschlacht besonders stark eingesetzt. So wird zusätzlich zur Kommentierung von Frenssens fiktionalem Text noch ein Abgleich der »realen« Schlacht mit ihrer Repräsentation in anderen Texten mit Faktizitätsanspruch, sprich historischen Abhandlungen, durchgeführt, bevor dann letztlich Raeders Text für sich die maximale Referenzialität beansprucht, da Raeder ja tatsächlich persönlich an der Schlacht teilgenommen habe:

Die Skagerrakschlacht ist von den verschiedensten Seiten geschildert und kritisch beleuchtet worden – von beteiligten Führern wie von der deutschen und englischen Geschichtsschreibung, wobei mir die glänzende Darstellung aus der Feder von Admiral Dr. h. c. Groos in dem offiziellen deutschen »Seekriegswerk« besonders bemerkenswert erscheint. Alle diese Unterlagen sind noch einmal auf das sorgfältigste ausgewertet worden in dem hervorragenden Buch des Commanders Frost von der US-Naval-Academy, der sich sichtlich bemüht, ganz sachlich und unparteiisch zu sein. Für denjenigen, der die Schlacht erlebt und an den erforderlichen Entschlüssen Anteil gehabt hat, scheint allerdings der Verfasser gelegentlich nicht genügend in Betracht gezogen zu haben, daß die den Befehlshabern in der Schlacht zur Verfügung stehenden Nachrichten, auf die sie ihre Entschlüsse zu gründen hatten, meist recht spärlich waren und noch dazu häufig auf falschen Beobachtungen beruhten. Aber das trifft alle Beteiligten ziemlich gleichmäßig. [...] Ich kann mich daher auf einige persönliche Erlebnisse und Erfahrungen, hauptsächlich die Kreuzer betreffend, beschränken.¹¹²¹

Deutlich zeigt sich an dieser Stelle die Verteidigungsstrategie, die Ereignisse ausschließlich aus dem damaligen Wissen heraus beurteilen zu wollen. Der eigene Text wird hier als Ergänzung zur bestehenden militärgeschichtlichen Forschung positioniert, dessen größter Vorzug in seiner unmittelbaren, durch die persönlichen Erlebnisse des Erzählers verbürgten Referenzialität zu sehen sei. Während im angeführten Zitat den Meinungen Anderer allerdings durchaus Raum eingeräumt wird, beansprucht *Mein Leben* beinahe schon einen Alleinvertretungsanspruch für Raeders eigene Meinungen und Bewertungen. Vor allem seine unmittelbar nach der Gefangennahme in der Moskauer Gefangenschaft geschriebenen Texte werden gegenüber der Darstellung in *Mein Leben* explizit abgewertet. Diese seien »in einem Zustand tiefer Niedergeschlagenheit«¹¹²² und noch dazu »ganz ohne Unterlagen und nur aus dem Gedächtnis«¹¹²³

1120 Ebd., S. 126.

1121 Ebd., S. 111 f.

1122 Raeder 2, S. 305.

1123 Ebd.

entstanden und »keineswegs für die Öffentlichkeit bestimmt«¹¹²⁴ gewesen. Daher stellten sie

weder abgeschlossene Urteile dar, noch können sie in allen Punkten als meine endgültige Auffassung gewertet werden; insbesondere gilt das für die Charakteristiken einzelner Persönlichkeiten.¹¹²⁵

Hiermit spielt Raeder vor allem auf Dönitz an, den er in seinem Moskauer Text noch als »Hitlerjunge Dönitz« verspottet hatte, was im Nürnberger Prozess zu einem schweren Zerwürfnis zwischen den beiden Großadmirälen führte.¹¹²⁶ Die Rücknahme dieses Urteils deckt sich mit dem insgesamt sehr zurückhaltenden Umgang mit Dönitz in *Mein Leben* – von den Animositäten wird hier nichts spürbar.¹¹²⁷ Bezeichnend ist an dieser Stelle auch das Anführen des Aus-dem-Gedächtnis-Schreibens als Mangel (Speers *Erinnerungen* führen diesen Prozess hingegen sogar im Titel), demgegenüber einem auf Unterlagen gestützten Schreiben ein größerer Wert und eine höhere Zuverlässigkeit zugebilligt wird. Auch dadurch wird *Mein Leben* erneut als zuverlässig referierendes Geschichtswerk inszeniert. Bemerkenswert ist zudem die Abwertung der Moskauer Texte als »keineswegs für die Öffentlichkeit bestimmt«, verbindet sich doch mit diesem Etikett eines fehlenden Adressatenkalküls eigentlich der Anspruch einer größeren Authentizität. *Mein Leben* nimmt dadurch implizit für sich in Anspruch, gerade aufgrund seiner Ausrichtung auf die Öffentlichkeit »abgeschlossene Urteile« Raeders und seine »endgültige Auffassung« liefern zu können – eine zumindest untypische Interpretation des autobiographischen Authentizitätsbestrebens.

Hinzu kommt, dass auf nicht von Raeder verfasste Texte ausschließlich im Modus des Kommentars (in Genettes Terminologie: »Metatextualität«¹¹²⁸) Bezug genommen wird, ohne dass den anderen Texten dabei durch Zitate oder Paraphrasen eine eigene Präsenz (dies würde der von Genette recht eng gefassten

1124 Ebd.

1125 Ebd.

1126 Vgl. Padfield 1984, S. 192; 540. Eine ausführliche Darstellung des Nachspiels von Raeders »Moskauer Erklärung« für die persönliche Beziehung von Raeder und Dönitz liefert der Nürnberger Gerichtspsychologe Gustave Gilbert (vgl. Gilbert 2014, S. 330–336).

1127 Salewski führt dies darauf zurück, dass sich Dönitz und Raeder nach Ende des Nürnberger Prozesses »im Interesse »der Sache«« wieder versöhnt hatten und daher »in ihren Memoiren sorgfältig jeden Hinweis auf die Differenzen vermieden« (Salewski 1973, S. 109). Dieser Eindruck wird in *Mein Leben* noch dadurch verstärkt, dass zwischen S. 304 und S. 305 des zweiten Bands, also genau an der Stelle, an der Raeder sich von seiner Moskauer Erklärung distanziert, eine Photographie eingefügt ist, die Raeder nach der Haftentlassung Arm in Arm mit Dönitz zeigt.

1128 Vgl. Genette 1993, S. 13.

Kategorie der ›Intertextualität‹ entsprechen¹¹²⁹) in *Mein Leben* zugestanden würde. Hierin zeigt sich ein deutlicher Unterschied zu Speers *Erinnerungen*, in denen Zitate und Paraphrasen aus anderen Texten (meist Zeitungsartikel und Texte der Geschichtsschreibung) regelmäßig eingesetzt werden. Während die *Erinnerungen* also die Autorität anderer Texte nutzen, um der eigenen Argumentation Plausibilität zu verleihen, gesteht *Mein Leben* fremden Texten keine Eigenständigkeit zu. Zugrunde liegt eine Ästhetik der möglichst präzisen Reproduktion, die Kunst als bloße Mimesis auffasst und die gleichermaßen für autobiographische Texte wie für fiktionale Romane und selbst für Dichtung in Anschlag gebracht wird. *Mein Leben* wird dabei als getreueste Abbildung der empirischen Realität inszeniert, als Messlatte für alle anderen Texte. Gattungstheoretisch wird *Mein Leben* so außerhalb des etablierten Verständnisses von Autobiographie und näher an einem positivistisch geprägten Verständnis von Geschichtsschreibung positioniert.¹¹³⁰

Insgesamt dient die Selbstpräsentation des Erzählers als schreibendes Ich und Autor militärhistorischer Abhandlungen sowie sein lesendes Kommentieren anderer Texte also dazu, das Angebot einer autobiographischen Leseweise mit dem einer referenziell-objektivistischen Leseweise zu verquicken. Die ausgeprägte Inszenierung von Autorschaft dient dabei auch dazu, die Existenz eines Ghostwriters zu verschleiern.

5.3 Zwischen Individuum und Kollektiv

Die explizite Inszenierung der Referenzialität von *Mein Leben* führt zu einigen strukturellen Gemeinsamkeiten mit den anderen hier untersuchten Texten, vor allem mit Dönitz' *Mein wechselvolles Leben* und Speers *Erinnerungen*, in denen ebenfalls eine Präferenz für belegbare Ereignisse und Personen der erlebten Geschichte gegenüber der Darstellung einer persönlichen Entwicklung zum Tragen kommt. Dies ist indes bei literarisch weniger ambitionierten autobiographischen Texten und speziell im Bereich politischer Memoiren keineswegs ungewöhnlich. Am ehesten kann sich Schirachs *Ich glaubte an Hitler* noch von diesem Schwerpunkt trennen, da dort neben den äußeren Ereignissen auch eine deutliche, persönliche Entwicklung des Protagonisten beschrieben wird. In weitaus schwächerem Maße trifft dies eventuell noch auf Speers *Erinnerungen* zu. Dennoch: der entindividualisierte Standpunkt ist zunächst allen unter-

1129 Vgl. ebd., S. 10. Genette versteht unter ›Intertextualität‹ ausschließlich die Präsenz eines anderen Texts im Text, etwa durch ein Zitat.

1130 Vgl. Matzker, Reiner: *Ästhetik der Medialität. Zur Vermittlung von künstlerischen Welten und ästhetischen Theorien*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verlag 2008, S. 12f.

suchten Texten gemein. Wie aber setzen sich erlebendes Ich und erzählendes Ich zu ihrer Umwelt ins Verhältnis?

Hier hebt sich Raeders *Mein Leben* durch die konkrete Ausgestaltung der Welt Darstellung deutlich ab. Zwei zentrale Unterschiede zu den anderen Texten sollen im Folgenden genauer untersucht werden, da sie auch für das rhetorische Gesamtbild in *Mein Leben* maßgeblich sind. Die erste zu untersuchende Differenz bezieht sich dabei auf das Verhältnis von Individuum und Kollektiv, wobei dies vor allem von der auf den ersten Blick ähnlichen, auf den zweiten Blick jedoch nahezu spiegelbildlich umgekehrt akzentuierten Ausgestaltung in Dönitz' *Mein wechselvolles Leben* abzugrenzen ist. Die zweite Differenz ergibt sich gegenüber Speers und, in geringerem Maße, auch Schirachs Text bei der Darstellung anderer Personen. Der außerordentlich positive Charakter der Personenbeschreibungen scheint dabei ebenfalls zunächst mit der in Dönitz' Text zutage tretenden Grundhaltung übereinzustimmen, erweist sich bei genauerer Betrachtung aber als sehr spezielles und gegenüber den anderen hier untersuchten Texten auch eigenständiges Textmerkmal, bei dem die Aufgabe, »Zeugnis abzulegen«, im Vordergrund steht.

5.3.1 »Ich bin die Marine«

Ähnlich wie in Dönitz' *Mein wechselvolles Leben* zieht sich auch durch Raeders *Mein Leben* ein deutlicher Unwille zur Individualität, der mit dem Verweis auf den Soldatenstatus in enger Verbindung steht. Während bei Dönitz jedoch das Individuum auf seine Rolle als Soldat beschränkt wird – man denke an die weiter oben untersuchte Passage, in der »persönliche Erinnerungen« explizit aus der Erzählung ausgeklammert werden¹¹³¹ – und das Individuelle stets im Allgemeinen, Ratschläge Erteilenden, aufgelöst wird, ist die Stoßrichtung bei Raeder eher umgekehrt: Raeder ist nicht einer von vielen (Marine-)Soldaten, er ist die Marine selbst, und die Marine ist Raeder. Man könnte geradezu von einem vierfachen autobiographischen Pakt sprechen, bei dem gilt: Erich Raeder (Autor) = Erich Raeder (Erzähler) = Erich Raeder (erlebende Figur) = die Reichs-/Kriegsmarine¹¹³² (gleiche textlogische Ebene wie erlebende Figur). Raeders eigene Erfahrungen bilden dabei nicht, wie bei Dönitz – oder auch, allerdings mit stark negativer Bewertung, Speer –, einen Spezialfall, der das große Ganze exemplifiziert, sondern vielmehr das Vorbild, aus dem das Allgemeine

1131 Vgl. Dönitz, S. 57.

1132 Ab 1921 war die offizielle Bezeichnung der deutschen Marine »Reichsmarine«, deren Oberkommando Raeder ab 1928 innehatte. Im Rahmen der Wehrmachtsgründung wurde sie 1935 in »Kriegsmarine« umbenannt.

überhaupt erst konstruiert werden kann und soll. So finden sich im Text zahlreiche Passagen, in denen persönliche Erfahrungen und Einstellungen auf die ganze Marine projiziert werden.

Die kritische Frage nach der Gestapo und den Vorgängen in den Konzentrationslagern etwa wird dahingehend beantwortet, dass Raeder davon nichts gewusst habe und dass sich dieses Nichtwissen unmittelbar auf die gesamte Marine übertragen lasse:

Über die Tätigkeit dieser Geheimpolizei sowie das Leben in den Konzentrationslagern wurden die militärischen Stellen von Hitler und den sonstigen verantwortlichen Personen völlig im Dunkeln gelassen. [...] Mir selbst ist erst klar geworden, daß es sich um ein bis zur Perfektion entwickeltes Verschleierungssystem handelte, als ich vor und während des Nürnberger Prozesses von den Greuelthaten in den Konzentrationslagern hörte, die mir *und – nach meiner festen Überzeugung – auch allen Angehörigen der Marine* bis dahin gänzlich unbekannt waren.¹¹³³

Was Raeder nicht weiß, kann also auch die Marine nicht wissen, so seine »feste Überzeugung«, die sich auf ausnahmslos alle »Angehörigen der Marine« erstreckt: Der Spezialfall ist Vorbild und Muster des Allgemeinen. Eine ähnliche Argumentationslinie findet sich im Kapitel »Sicherstellung der Seelsorge in der Marine« im zweiten Band. Dort wird betont, dass für Raeder ein tiefer, christlicher Glaube in seinem persönlichen Leben unverzichtbar gewesen sei. Dies wird nun nicht nur auf die Marine, sondern sogar auf die ganze Wehrmacht übertragen:

Ich bin meinen Eltern für das christliche Fundament, das sie mir auf meinen Lebensweg mitgegeben haben, bis heute dankbar. Der christliche Glaube hat mir in allen Lagen meines reich bewegten Lebens einen Halt gegeben und mir in den späteren Jahren die Kraft verliehen, die Verantwortung zu tragen, die mir auferlegt war. [...] In gleicher Weise gilt dies für die Wehrmacht; wie für den Staat ist auch für sie das christliche Fundament unentbehrlich.¹¹³⁴

Neben dem Betonen der persönlichen Verantwortung, die von Raeder aber nicht übernommen wurde, sondern ihm »auferlegt war« (man beachte die Verwendung der Passivform), findet hier erneut ein Übertragen des Persönlichen auf die Gruppe – konkret: des christlichen Glaubens von Raeder auf alle Soldaten – statt. Anders als im vorherigen Beispiel wird an dieser Stelle gar vom Sein zum deontologischen Sollen argumentiert; was für Raeder wichtig ist, muss auch für die Marine bzw. Wehrmacht wichtig sein. Im Gegensatz zu Dönitz wird hier also nicht das Persönliche im Allgemeinen aufgelöst, sondern vielmehr dem Allgemeinen der Stempel des Persönlichen aufgedrückt.

1133 Raeder 2, S. 114f. Kursivierung durch mich.

1134 Ebd., S. 135.

Dementsprechend inszeniert sich Raeder im Text nicht nur als heroisches Exempel, sondern auch als eine Art Sprecher der Marine. Bei Ausbruch des Kriegs etwa sind Raeders Überzeugungen *per definitionem* repräsentativ und gleichzeitig maßgeblich für die Marine:

Es war vielmehr von vornherein meine Absicht – die durchaus der allgemeinen Einstellung in der Marine entsprach –, sämtliche Streitkräfte zur Schädigung und Beunruhigung des Gegners einzusetzen, soweit das überhaupt möglich war.¹¹³⁵

Diese angeblich »allgemeine Einstellung in der Marine« wird nicht weiter belegt oder diskutiert – Raeders Wort scheint zu genügen, um eine solche glaubwürdig postulieren zu können. Dieser eigentümliche Blick in die Gedanken der Marineangehörigen setzt sich dabei im Verlauf des Texts fort. Dass bei der Namensfindung eines neugebauten Kreuzers nur der Name von Raeders Mentor in Frage kommt, ist nicht nur für ihn, sondern für die gesamte Marine eine Selbstverständlichkeit:

Es war für die Marine und für mich selbstverständlich, daß der erste Kreuzer den Namen des Admirals von Hipper erhalten mußte, des Mannes, der in seiner Person in idealer Weise Angriffsgeist und Ritterlichkeit vereinigte.¹¹³⁶

Auch wenn Raeder die von ihm geprägte Ausbildung der Soldaten beschreibt, kann er gleichzeitig die positiven Auswirkungen seiner Erziehung in Bezug zum inneren Empfinden der Marinesoldaten setzen.¹¹³⁷ Insgesamt lässt sich somit eine Verallgemeinerung und Ausdehnung von Raeders persönlichem Empfinden auf die gesamte Marine konstatieren, die sogar bis in das Innenleben der Soldaten reicht. Selbst vor Gedanken und Gefühlen der Heeresleitung macht Raeder nicht Halt. Bei der Schilderung seines Eids auf Hitler postuliert er, dass alle beteiligten Offiziere dabei wie er selbst keinerlei Bedenken verspürt hätten:

Als Hitler nach dem Tode Hindenburgs an die Stelle des Reichspräsidenten trat und damit Oberster Befehlshaber der Wehrmacht wurde, leistete ich ihm, auf seine Aufforderung hin, zusammen mit Generaloberst von Blomberg, General der Artillerie Freiherr von Fritsch und General der Flieger Göring den Eid. Bedenken dagegen kamen für mich wie für die Armeeoffiziere nicht in Frage.¹¹³⁸

Diese induktive Argumentationsweise, die Raeder als den archetypischen Spezialfall präsentiert, aus dem sich das Allgemeine erst konstruieren lasse, mutet aus apologetischer Sicht zunächst ungewöhnlich an. Ein deduktives Vorgehen wie bei Speer oder Dönitz, das die individuelle Schuld in der Zugehörigkeit zu einer übergelagerten Gruppe aufzulösen sucht, erscheint zur Verteidigung eben

1135 Ebd., S. 181.

1136 Ebd., S. 45.

1137 Vgl. Raeder 1, S. 189.

1138 Ebd., S. 290.

jenes Individuums deutlich plausibler und besser geeignet – es sei denn, es ginge gerade nicht um eine Verteidigung des Individuums, sondern der Gruppe. Die in Raeders *Mein Leben* gewählte Argumentationsweise ergibt dementsprechend nur Sinn, wenn sie gleichzeitig auch als Kollektivapologie gelesen wird.

Eine solche Interpretation zumindest wird durch Raeders Schilderung des Nürnberger Prozesses nahegelegt. Dort gibt er als Ziel seiner Verteidigung eine ausschließliche Apologie der Marine ohne Rücksicht auf die eigene Person an:

Großadmiral Dönitz und ich waren uns von vornherein darüber einig, daß es für uns in dem Prozeß ausschließlich auf die geschichtliche Rechtfertigung der deutschen Seekriegführung ankam, denn die Anklage richtete sich weit über die beiden Oberbefehlshaber hinaus insgesamt gegen die Führung des Seekrieges und insbesondere gegen die Art des Einsatzes der deutschen U-Boote. Jeder von uns beiden sah sein persönliches Schicksal daneben als belanglos an. Sowohl Dönitz wie ich haben es für selbstverständlich gehalten, daß wir für alles, was in den Jahren unserer Kommando-führung in der Marine vorgegangen war, die volle Verantwortung übernahmen.¹¹³⁹

Nicht die Apologie der Befehlshaber, sondern der Kriegsführung der Marine an sich seien also in Nürnberg das erste und einzige Ziel der Verteidigung gewesen, vor dem die Individualapologie von Dönitz und Raeder habe zurückstehen müssen. Bezeichnenderweise erwähnt Dönitz in *Mein wechselvolles Leben* keine derartige Absprache; dort steht klar die Individualapologie im Vordergrund. Einzig in seinem Resümee betont Dönitz, dass »ich und die Kriegsmarine«¹¹⁴⁰ sich in Bezug auf die Führung des Seekrieges keine Vorwürfe zu machen hätten – dabei in genau umgekehrter Reihenfolge zu Raeder, bei dem die Marine in der Regel vor dem Personalpronomen steht.¹¹⁴¹

Einen deutlichen Hinweis auf das Ziel einer Entlastung der Marine gibt auch das erste Kapitel im zweiten Band von Raeders *Mein Leben*: »Für den Weg, den ich mit der Marine gegangen bin, trage ich die Verantwortung vor der Geschichte.«¹¹⁴² Noch deutlicher wird Raeder dann zwei Kapitel weiter. Ausdrücklich wird hier die gesamte, wenngleich auch durch den Verweis auf andere Nationen relativierte, Schuld der Marine auf die eigenen Schultern genommen:

Die Marine ist – ohne ihre Schuld und ohne es vorauszusehen – schon nach wenigen Jahren in die Lage gekommen, gegen die größten Seemächte und damit gegen eine vielfache Überlegenheit im Zustande einer eben begonnenen Rüstung antreten zu müssen. Sie darf sich aber sagen, daß sie wissentlich im Frieden nichts versäumt und ihre ganze Kraft in eine gründliche Arbeit gesteckt hat. Niemand wird bestreiten, daß hierbei Fehlleitungen, Irrtümer und Unterlassungen vorgekommen sind; sie sind bei

1139 Raeder 2, S. 313.

1140 Dönitz, S. 221.

1141 Vgl. etwa Raeder 1, S. 272; Raeder 2, S. 45.

1142 Raeder 2, S. 23.

allen kriegführenden Staaten in Erscheinung getreten. Für die deutsche Kriegsmarine trage ich dafür die volle Verantwortung.¹¹⁴³

Diese versuchte Kollektivapologie zu Lasten der Individualapologie ist indes ein zwar im grundlegenden Verhältnis von Figur und Kollektiv in *Mein Leben* angelegtes Textmerkmal, wird bei genauerer Betrachtung aber schnell problematisch. Denn die Tendenz, auch sich selbst zu rechtfertigen, wird im Text zwar stellenweise unterdrückt, aber nie zur Gänze aufgegeben. An zahlreichen Stellen finden sich Belege für den Versuch einer Entlastung des Individuums.

5.3.2 »Was für die Marine gilt, gilt auch für mich«

Auch wenn also die Prägung des Allgemeinen durch den Spezialfall Raeder ein deutliches Strukturmerkmal des Texts darstellt, ist diese Beziehung keine Einbahnstraße. Auch die entgegengesetzte, für die Individualapologie typischere Verteidigungsbewegung des Untertauchens im Kollektiv findet im Text Anwendung. Das Kollektiv, das gerade durch seine Schuld entlastend für seine einzelnen Bestandteile wirkt, ist in Raeders *Mein Leben* aber gerade nicht die Marine, sondern das gesamte Volk. Wenn Raeder sein Vertrauen zu und auf Hitler eingesteht, bleibt die Marine bei der Rechtfertigung außen vor: »Das Vertrauen, das das deutsche Volk ihm [Hitler] in überwältigender Mehrheit schenkte, wurde von mir damals voll geteilt«¹¹⁴⁴. Das Volk dient dabei wiederum als Entlastungskollektiv für andere Kollektive. So verteidigt sich nicht nur Raeder selbst mit einem Einordnen in die Gesamtbevölkerung, auch problematische Geistesströmungen innerhalb der Marine werden durch den Verweis auf die Gesellschaft gerechtfertigt:

Auf der anderen Seite war es aber selbstverständlich, daß die Angehörigen der Marine als Glieder unseres Volkes denselben geistigen Einflüssen und äußeren Einwirkungen ausgesetzt waren wie dieses.¹¹⁴⁵

Durch die kollektive Übernahme von Schuld durch das gesamte Volk trägt die Marine als untergeordneter Teil keine gesonderte, nur sie selbst betreffende Schuld und bleibt letztlich »unbefleckt«. Der Verweis auf die Marine als übergeordnetes Kollektiv findet sich hingegen nur in Passagen, in denen die Unschuld Raeders betont werden soll, was dann durch die Zugehörigkeit zum Kollektiv der unschuldigen Marine legitimiert wird. Trivial wird dies schon daran ersichtlich, dass an einigen potenziell inkriminierenden Stellen plötzlich

1143 Ebd., S. 49.

1144 Ebd., S. 110.

1145 Ebd., S. 16.

das unpersönlichere »wir« anstelle des individuell verantwortlichen »ich« Verwendung findet. Dies ist etwa bei der Rechtfertigung der U-Boot-Kriegsführung der Fall, der im Nürnberger Prozess der Vorwurf der Völkerrechtswidrigkeit angelastet wurde: »In allen Anweisungen und Befehlen, die unsere U-Boote erhielten, haben wir uns grundsätzlich auf völkerrechtlich einwandfreiem Boden bewegt.«¹¹⁴⁶

Subtiler, aber für den Text insgesamt umso prägender ist hingegen die rückwirkende Inanspruchnahme zuvor für die Marine etablierter Merkmale auch für das ihr angehörige Individuum Raeder. Dieser Effekt kommt dadurch zustande, dass die Präskriptionen Raeders in schwächerem, aber durchaus vorhandenem Maße auch wieder auf ihn als Einzelnen zurückwirken. Da er als Oberbefehlshaber die Marine geprägt hat, lassen sich auch die von ihm der Marine zugeschriebenen Eigenschaften, so die unausgesprochene Prämisse, wieder auf Raeder zurückbeziehen – hierin wieder ganz im gleichen Duktus, in dem auch Dönitz seinen Status als »bloßer Soldat« behaupten kann. Kurz nach dem weiter oben zitierten Beispiel zur Bedeutung des christlichen Glaubens widmet sich Raeder etwa seiner Ausgestaltung der Marineseelsorge, die er ausdrücklich unpolitisch konzipiert haben will:

Es war selbstverständlich, daß die Marinepfarrer – wie die gesamte Wehrmacht – sich von politischer Betätigung jeder Art fernzuhalten hatten und damit auch von einer Teilnahme an den Auseinandersetzungen, die in der evangelischen Kirche selbst im Gange waren. Ich habe jeden neu zur Marine kommenden Pfarrer persönlich empfangen und auf seine Aufgaben und Pflichten hingewiesen.¹¹⁴⁷

Hier werden zunächst die Regeln für einzelne Marinegeistliche auf die gesamte Wehrmacht übertragen, die als solche *per se* unpolitisch zu sein habe, wofür Raeder auch höchstpersönlich gesorgt habe, indem er jeden einzelnen Pfarrer in seine Aufgaben eingewiesen habe. Beachtenswert ist dabei erneut das Herausstreichen des Sollens gegenüber dem Sein. Ähnliches findet sich auch im ersten Band bei der Behandlung des Kapp-Putschs, der »[d]en Angehörigen der Marine«¹¹⁴⁸ vor Augen geführt habe, dass es für Soldaten »nur die Einstellung einer unbedingten Loyalität«¹¹⁴⁹ und damit eine unpolitische Geisteshaltung gegenüber dem Staat geben dürfe. Diese Auffassung wird im Laufe des Texts noch mehrfach wiederholt.¹¹⁵⁰

Dieser unpolitische Charakter, den Raeder selbst also der Marine verordnet hat, wird im weiteren Verlauf des Texts dann aber umgekehrt auch für Raeders

1146 Ebd., S. 191.

1147 Ebd., S. 144.

1148 Raeder 1, S. 184.

1149 Ebd., S. 184f.

1150 Vgl. ebd., S. 223; 289.

Person in Anspruch genommen. So lehnt er eine Regierungsbeteiligung in Form eines Ministerpostens streng ab und erläutert:

Ich muß noch ausdrücklich betonen, daß es für mich niemals zur Diskussion gestanden hat, ein solches Amt zu erstreben oder zu übernehmen. Zeit meines Lebens habe ich einen rein soldatischen Kurs gesteuert und alles getan, um die Marine und damit auch meine Person aus dem politischen Getriebe herauszuhalten.¹¹⁵¹

Auffällig ist hierbei neben der seemännischen Metapher des »Steuerns eines Kurses« vor allem die Reihenfolge in der Formulierung »die Marine und damit auch meine Person«. Durch die Ein-, um nicht zu sagen Unterordnung Raeders unter die Marine, wird hier eine deduktive Argumentationsrichtung verwendet: Weil die Marine unpolitisch zu sein hat, muss es also auch die zu dieser gehörige Person Raeders sein. Dieser Rückbezug von Eigenschaften der Marine auf den Einzelnen ist im gewählten Beispiel des Ministerpostens besonders gut sichtbar. Angesichts des Angebots eines Ministerpostens an das Individuum Raeder wäre es wohl angemessener, induktiv von »meiner Person und damit auch der Marine« zu sprechen. Stattdessen aber wird der Posten abgelehnt, weil die Marine an sich unpolitisch bleiben müsse und Raeder als Einzelperson dieser Regel Folge zu leisten habe, nicht jedoch, weil Raeder selbst unpolitisch sei und dies dann auch für die Marine gelten müsse. Das frühere »Die Marine soll sein wie ich« wird hier durch ein »Wie die Marine ist, so bin auch ich« ergänzt.

Die prinzipiell auch bei Dönitz anzutreffende Betonung des unpolitischen Soldatentums geht bei Raeder also mit deutlich erhöhtem argumentatorischem Aufwand einher. Anders als bei Dönitz wird das mangelnde Interesse an Politik nicht einfach behauptet, sondern durch komplexe Abhängigkeitsstrukturen zwischen Marine und Raeder wieder und wieder inszeniert. In dieses Bild passt auch, dass Raeder sich seine vermeintlich unpolitische Einstellung bei der späteren Beschreibung des Attentatsversuchs vom 20. Juli 1944 noch einmal gesondert durch die Autorität des Widerstandskämpfers Carl Friedrich Goerdeler bescheinigen lässt: »Im übrigen besagte eine Aufzeichnung von Dr. Goerdeler, die Hitler vorgelegt wurde, daß ich »politisch uninteressiert sei«¹¹⁵². Diese aufwändige Argumentation mag sich auch dadurch erklären, dass bei Raeder eben neben seiner eigenen Person immer auch die Schuld der Marine zur Disposition steht; die Beweislast ist ungleich höher als bei Dönitz, der nur sich selbst zu verteidigen hat.

Diese Zweigleisigkeit der Kopplung »Raeder = Marine« erweist sich auch im weiteren Verlauf des Texts als argumentatorisch häufig verwendete Konstruktion: Das Allgemeine wird im Grunde erst durch Raeders Spezialfall konstruiert,

1151 Ebd., S. 272.

1152 Raeder 2, S. 293.

später aber dennoch rückwirkend auch zur Apologie des Einzelnen herangezogen. Vor allem die eben genannte, durch Raeders Verordnungen ausdrücklich begünstigte, wenn nicht gar geschaffene, unpolitische Geisteshaltung der Marine wird dazu verwendet. Zusammen mit der Annahme, dass alles, was für die Marine gelte, auch für Raeder Gültigkeit beanspruchen könne, ermöglicht es diese Denkweise etwa, die Mordaktionen im Juni/Juli 1934, die von der NS-Propaganda später als ›Röhm-Putsch‹ bezeichnet wurden, nur äußerst knapp zu streifen. Statt einer Stellungnahme findet sich unter der Überschrift »Die ersten Ereignisse des Jahres 1934« lediglich der Vermerk: »Die Marine selbst war weder an den Vorgängen noch an den Ereignissen in irgendeiner Form beteiligt«¹¹⁵³. Da die Marine nicht daran beteiligt war, erübrigt sich folglich auch für Raeder jeder Kommentar. Die Argumentation folgt dabei einer syllogistischen Logik, die nur aufgrund des zentralen Untersatzes »Raeder ist ein Teil der Marine« funktionieren kann:

Obersatz: Der »Röhm-Putsch« betrifft die Marine nicht.

Untersatz: Erich Raeder ist ein Teil der Marine.

Conclusio: Der Röhm-Putsch betrifft Erich Raeder nicht.

Die Teil-Ganzes-Relation, die dieser Untersatz suggeriert, existiert indes in weiten Teilen des Texts nicht. Wie oben gezeigt, nimmt Raeder an anderen Stellen des Buchs einen spiegelbildlich umgekehrten Untersatz in Anspruch, nämlich »Die Marine ist (wie) Erich Raeder«:

Obersatz: Erich Raeder wusste nichts vom Holocaust.

Untersatz: Die Marine ist (wie) Erich Raeder.

Conclusio: Die Marine wusste nichts vom Holocaust.

bzw.

Obersatz: Für Erich Raeder ist der christliche Glaube wichtig.

Untersatz: Die Marine ist (soll sein wie) Erich Raeder.

Conclusio: Für die Marine ist der christliche Glaube wichtig.

Diese logische Unmöglichkeit, die Raeder einerseits als Teil der Marine, andererseits die Marine als Raeder nachgeordnetes Objekt präsentiert, zeigt den oft paradoxen Charakter des Texts auf. Zu der grundsätzlichen logischen Unvereinbarkeit der parallelen Postulate »Ich bin X, also muss die Marine auch X sein« und »Die Marine ist X, also bin auch ich X« gesellen sich im Verlaufe des Texts noch inhaltliche Kongruenzbrüche. Dies wird besonders deutlich, wenn schließlich nach einer Abrechnung mit Hitlers Norwegen-Politik auch Raeders

1153 Raeder 1, S. 289.

Rücktritt geschildert wird, wobei inhaltliche wie formale Paradoxien zusammenfallen.

5.3.3 Politik paradox: Neutralität versus Einmischung

Wie eben gezeigt, weist vor allem die Art und Weise der Herleitung der politischen Neutralität Raeders und der Marine logische Brüche auf. Doch auch inhaltlich häufen sich hier Widersprüche. So gelingt es dem Text insbesondere dann nicht, die Betonung des Unpolitischen durchgängig durchzuhalten, wenn das Prinzip der politischen Neutralität mit anderen, apologiebedürftigen Taten und Ereignissen kollidiert. In diesen Passagen scheint das eben nie zur Gänze aufgegebenes Streben nach einer Individualapologie durch, die auch Gültigkeit beanspruchen kann, ohne gleichzeitig Apologie der Marine sein zu müssen. Dadurch ergeben sich einige Brüche und Widersprüche im Text, die geeignet sind, in Ermangelung einer abgestimmten Allgmeinstrategie die Glaubwürdigkeit beider Verteidigungslinien – der Individualapologie sowie der Marineapologie – in Frage zu stellen.

Insbesondere am Beispiel der Politik im besetzten Norwegen wird dies deutlich. Dabei wird zunächst die von Raeder geplante und orchestrierte ›Operation Weserübung‹, in der Norwegen durch deutsche Truppen besetzt wurde, ausführlich gerechtfertigt und überschwänglich gelobt. So sei die Invasion »eine erfolgreiche und in sich abgeschlossene Operation«¹¹⁵⁴ gewesen, bei der die »Zusammenarbeit aller Führungsstellen sowie der Front [...] sich hierbei in glänzendstem Lichte zeigt«¹¹⁵⁵ habe. Mit superlativischen Beschreibungen wie »Die Truppenteile des Heeres haben in schwierigstem Gelände Leistungen vollbracht, die die des Gegners weit überragten«¹¹⁵⁶, zeigt sich hier auch ein weiteres Charakteristikum des Texts, nämlich die des überschwänglichen Lobens, auf die weiter unten noch gesondert einzugehen sein wird.

Gegenüber der geradezu euphorischen Beschreibung der Besetzung wird die Besatzungspolitik dann jedoch deutlich negativer geschildert, wofür vor allem der Reichskommissar Josef Terboven verantwortlich gemacht wird. Ungewöhnlich deutlich ergreift Raeder hier Position; so sei »dem an Norwegen stark interessierten Oberbefehlshaber der Kriegsmarine«¹¹⁵⁷ – sprich: Raeder – regelmäßig Bericht erstattet worden, wobei dieser sich zunehmend unzufrieden geäußert habe: »Ich habe die weitere politische Entwicklung in Norwegen mit

1154 Raeder 2, S. 214.

1155 Ebd.

1156 Ebd.

1157 Ebd., S. 219.

größtem Bedauern verfolgt.«¹¹⁵⁸ Raeder berichtet in der Folge von seinem Plan, Terboven durch Admiral Boehm ablösen zu lassen, den er mehrfach erfolglos bei Hitler durchzusetzen versucht habe. Die Behandlung Norwegens führt Raeder denn auch explizit als einen der Gründe für seinen späteren Rücktritt an:

Da ich die Möglichkeit einer Besserung des Verhältnisses zwischen Deutschland und Norwegen nicht mehr sah, war dies neben anderem ein wesentlicher Grund für meinen Rücktritt im Januar 1943.¹¹⁵⁹

Dass dieses politische Engagement samt dem Versuch, einen Marineadmiral zum politischen Vertreter Deutschlands in Norwegen zu machen, in direktem Widerspruch zum zuvor behaupteten Prinzip der politischen Neutralität der Marine steht, ist offensichtlich. Das Postulat der unpolitischen Marine kann also nur so lange Wirksamkeit beanspruchen, wie dies anderen apologetischen Zielen – etwa dem Distanzieren von bestimmten politischen Entwicklungen – nicht im Wege steht.

5.3.4 Der Rücktritt als Kulminationspunkt

Eine Kulmination der Einheit von Marine und Raeder bei gleichzeitiger Vermischung der Ebenen des Soldatischen und des Politischen findet sich schließlich bei der Beschreibung von Raeders Rücktritt. Hitler beschuldigt bei einem Treffen nicht etwa Raeder, sondern vorrangig die Marine der Inkompetenz; so

griff er in geradezu gehässiger und völlig unsachlicher Weise die Marine an. Er begann mit ihrer Gründung, schilderte die unbedeutende Rolle, die sie seit 1846 gespielt hatte, und ließ mit Ausnahme der U-Boote nichts Gutes an der gesamten Geschichte der deutschen Flotte.¹¹⁶⁰

Raeder hingegen bezieht diese Kritik an der Marine unmittelbar auf seine Person, da jede Beleidigung der Marine aufgrund der hinlänglich aufgezeigten Logik gleichbedeutend mit einer persönlichen Beleidigung Raeders sei: »Es war zu merken, daß das Ganze eine Herabsetzung der von mir geführten Marine und eine Verletzung meiner Person bezweckte.«¹¹⁶¹ Folgerichtig schreitet Raeder dann auch zum Rücktritt, wobei hier erneut Spannungen zum Mythos der unpolitischen Marine und der damit einhergehenden unpolitischen Persönlichkeit Raeders auftreten. Denn um die Illusion einer einheitlichen Führung an der

1158 Ebd., S. 220.

1159 Ebd.

1160 Ebd., S. 286.

1161 Ebd.

Spitze des NS-Staats zu wahren, erklärt sich Raeder bereit, seinen Weggang von der Marine als Rücktritt im Guten zu inszenieren und dadurch Öffentlichkeit und Marine nichts von seinem Zerwürfnis mit Hitler mitzuteilen. Er einigt sich mit Hitler darauf,

daß mein Abgang im allseitigen Interesse nach außen hin in einer solchen Form erfolge, daß weder Hitler belastet noch Erschütterungen innerhalb der Marine eintreten würden.¹¹⁶²

Mit dieser Einigung auf einen öffentlichkeitskompatiblen Rücktritt wird jedoch zugleich eingestanden, dass Raeders Position keineswegs ohne Einfluss auf den NS-Politikbetrieb war. Auch der Wunsch, »Erschütterungen innerhalb der Marine« zu vermeiden, deutet an, dass Raeder selbst die Marine hier keineswegs so politisch desinteressiert einschätzt, wie sie zuvor geschildert wurde. Der Konflikt zwischen der Gleichsetzung von Raeder und Marine und dem Postulat der politischen Apathie wird an dieser Stelle mit dem Rücktritt Raeders offenkundig.

Insgesamt sind also weniger das Zusammenspiel von erlebendem und erzählendem Ich, als die Ambivalenz von Individuum und Kollektiv, wie es durch die Formeln »Die Marine ist (wie) Erich Raeder« und »Erich Raeder ist Teil der Marine«, ausgedrückt wird, als zentrale Merkmale des Texts zu beurteilen. Dieses Doppelspiel erweist sich bei genauerer Betrachtung als inhärent paradox sowie mit einigen inhaltlichen Entscheidungen inkohärent. Die rhetorische Effektivität einer solchen Strategie darf sicher bezweifelt werden. Dabei drängt sich der Eindruck auf, als sei in dem Text zwar zunächst ein Versuch einer Apologie der Marine statt der Person Raeders unternommen worden. Indes scheint eine solche Aufopferung der eigenen Person für die Gruppe, der sie angehört hat, weder im Medium der Gerichtsrede noch der Autobiographie angelegt zu sein. Wieder und wieder dringt die Individualapologie in die Kollektivapologie ein, durchdringt und usurpiert gewissermaßen diese Verteidigung und macht sie letztlich doch auch und gerade für Raeders Person nutzbar und dadurch insgesamt paradox. Dies mag der Tatsache geschuldet sein, dass *Mein Leben* bereits bei seiner Entstehung keineswegs als reine Autobiographie konzipiert war. Hierauf hat vor allem Salewski hingewiesen, der *Mein Leben* sogar für den Versuch einer Art offiziellen Apologie der Raeder-Marine hielt:

[S]eine [Raeders] Memoiren waren ein Gemeinschaftswerk seiner ehemaligen engen Mitarbeiter unter Leitung von Admiral Erich Förste und nichts anderes als die gleichsam offizielle Rechtfertigungsschrift der Kriegsmarine¹¹⁶³.

1162 Ebd., S. 289.

1163 Salewski 1997, S. 420.

Es kann nur spekuliert werden, inwiefern Raeders persönlicher Wunsch nach Entlastung und das Bestreben seiner Mitarbeiter, die Marine zur Not auch unter Belastung Raeders zu rechtfertigen, miteinander kollidierten und welche Teile des Texts auf welche Autoren mit welcher Absicht zurückzuführen sind. Deutlich ist aber in jedem Fall, dass im Text an zahlreichen Stellen Brüche in Kongruenz, Logik und apologetischem Subjekt feststellbar sind, die das rhetorische Funktionieren des Texts stark beeinträchtigen. Dass *Mein Leben* bei einem obskuren, rechtsgerichteten Kleinverlag erschien, die Resonanz sehr verhalten blieb und die wissenschaftliche wie gesellschaftliche Auseinandersetzung mit der Person Raeders in der Folge kaum stattfand, unterstützt zumindest die Schlussfolgerung, dass es sich hier um einen in seiner rhetorischen Funktionsweise problematischen Text handelt. Nach seinem strategischen Versagen im Krieg und dem persönlichen Versagen gegenüber Hitler und seinem Regime ist Raeder mit *Mein Leben* schließlich ein drittes Mal, hier dann als Schriftsteller und Apologet seiner selbst und der Marine, gescheitert.

5.4 Ich und die Anderen

Der vermeintliche Schwerpunkt auf die Kollektivapologie der Marine führt in Raeders *Mein Leben* zu einem für autobiographische Texte ungewöhnlichen Umgang mit der eigenen sowie mit anderen Figuren der Erzählung. Zwar ist das erlebende Ich insofern von Bedeutung, als Gedanken und Gefühle stets und ausschließlich aus seiner Perspektive geschildert werden, doch steht seine Entwicklung in weiten Teilen des Texts im Hintergrund: das erlebende Ich ist zwar Träger der Fokalisierung, spielt aber nicht die Hauptrolle. Die für das autobiographische Genre eigentlich so zentrale Lebenszeit der Kindheit und Jugend wird in der Originalausgabe von *Mein Leben* auf drei knappen Seiten abgehandelt; überhaupt nehmen die ersten 38 Lebensjahre nur gut sieben Prozent des Gesamttexts (beide Bände zusammen gerechnet) ein. Bezeichnend ist dabei, dass der Erzähler sogar gesondert betonen muss, wenn das erlebende Ich an den im Text geschilderten Ereignissen einmal selbst beteiligt war, so dass er etwa in einem Abschnitt zur Minenwaffe von einer Großübung berichtet: »Ich habe persönlich daran teilgenommen und bin von Boot zu Boot gestiegen, um die Besatzungen bei ihrer Tätigkeit zu besichtigen«¹¹⁶⁴. Auch wenn die persönliche Teilnahme in autobiographischen Texten eigentlich eine Selbstverständlichkeit darstellt, scheint dies in Raeders *Mein Leben* alles andere als der Normalfall zu sein. Die interne Fokalisierung ist hier also nicht etwa im Ge-

1164 Raeder 2, S. 52.

nette'schen Sinne als Beschränkung des Weltzugriffs zu verstehen, sondern vielmehr als Ergänzung zum dennoch vorhandenen Zugriff auf die Welt.

Hieraus ergibt sich notwendigerweise ein Schwerpunkt auf die vom erlebenden Ich unabhängige Handlung und die an dieser beteiligten Figuren. Doch wäre es ein Trugschluss, zu glauben, dass sich hieraus keine Rückschlüsse auf das erlebende Ich und die Persönlichkeit Raeders ziehen ließen. Auch und gerade in der Darstellung anderer Protagonisten findet eine Inszenierung Raeders statt. Dies wird besonders deutlich, wenn die im Text verwendete Art und Weise des Lobens näher betrachtet wird.

5.4.1 Das Eigene im Spiegel des Anderen

Das unmittelbar einleuchtendste Beispiel für eine Inszenierung Raeders durch andere Figuren stellen wohl diejenigen Figuren dar, die als eine Art ›Zeugen‹ auftreten und über den eigentlichen Protagonisten, in diesem Fall Raeder, Aussagen treffen. Oft findet sich in autobiographischen Texten vor allem ein Lob der eigenen Person durch den Mund anderer, womit sich dann der unschöne Vorwurf des Eigenlobs umgehen lässt – eine Technik, die schon der antiken Rhetorik als akzeptable Variante des Selbstlobs bekannt war:¹¹⁶⁵ »Ab aliis ergo laudemur« – »Von anderen also sollen wir uns loben lassen!«¹¹⁶⁶, rät Quintilian dem angehenden Redner, um ein positives *Ethos* zu erzeugen. Die Technik ist bereits mehrfach bei Schirach, Speer und Dönitz begegnet.

Auch in Raeders *Mein Leben* kommt dieses Lob durch Dritte, wenngleich vergleichsweise selten, vor. Weiter oben wurde bereits auf die (Selbst-)Charakterisierung Raeders als »unpolitisch« hingewiesen, die durch die Autorität des Widerstandskämpfers Goerdeler verbürgt wird. Eine ähnliche Passage findet sich bei der Beschreibung von Raeders Versetzung vom Posten des »Chefs der Marinestation der Ostsee« nach Berlin im Jahre 1928. Dort wird die Würdigung Raeders als »arbeiternah« einem sozialdemokratischen Polizeipräsidenten in wörtlicher Rede in den Mund gelegt:

Als ich dann wirklich nach Berlin kommandiert wurde, war ich sehr erfreut, daß mir bei meinem Abschied aus Kiel unter anderem der sozialdemokratische Polizeipräsident Dietrich sagte: »Es ist Ihnen gelungen, der Arbeiterbevölkerung nahezukommen. Wir bedauern Ihren Fortgang.«¹¹⁶⁷

1165 Vgl. Quint. inst. XI 1, 15–24; Plut. mor.: *De se ipsum citra invidiam laudando* 1 (Moralia 539C–D).

1166 Quint. inst. XI 1, 22. In der Werbung ist im gleichen Zusammenhang heutzutage meist von »testimonials« die Rede (vgl. Luppold 2015, S. 154).

1167 Raeder 1, S. 221.

Die Formulierung »unter anderem« legt dabei nahe, dass ähnliche Lobesworte auch von anderer Seite zu hören waren. Dies steht in einem gewissen Spannungsverhältnis zur Verwendung wörtlicher Rede, die ja vordergründig den Anspruch erhebt, den exakten Wortlaut eines konkreten, historisch zu verortenden Sprechakts wiederzugeben. Auch hier wird also der Spezialfall dazu verwendet, induktiv ein darüber hinausgehendes Allgemeines zu konstruieren.

Insgesamt sind diese Beispiele für die Praxis, Eigenes durch den Mund Fremder zu sagen, in Raeders *Mein Leben* aber eher spärlich. Neben dem Text der Erzählung sind der Paratext und das sonstige Begleitmaterial der Ort, an dem diese Art des indirekten Selbstlobs (Briefe im Anhang) oder der Selbstcharakterisierung (Photographien) ihren Platz finden, worauf weiter unten noch einzugehen sein wird. Auffällig in Raeders Text ist hingegen das häufige Vorkommen des dem indirekten Selbstlob entgegengesetzten Falls, in dem der Erzähler eine andere Figur lobt. Als gelte es den Mangel an Introspektion und Selbstbeschreibung zu kompensieren, finden sich vor allem im ersten Band am Ende nahezu jeden Kapitels zusammenfassende Lobesworte für die im jeweiligen Abschnitt an den Ereignissen beteiligten Charaktere. Statt durch Selbstbeschreibung wird der Erzähler dabei gewissermaßen im Spiegel des Anderen sichtbar, sagt doch jedes Lob immer auch etwas über den Lobenden aus.

Dies lässt sich gut anhand der rhetorischen Theorien des Lobens verdeutlichen. Beim Loben handelt es sich um eine rhetorisch gut untersuchte Kategorie, die nicht nur im klassischen Paradigma der Rhetorik – der Gerichtsrede – ihren Einsatz findet, sondern die sogar einer eigenen Gattung – der Lobrede (*génos epideiktikón/genus demonstrativum*) – den Namen gegeben hat. Für den Zusammenhang von Lob und Selbstinszenierung spricht dabei alleine schon die Tatsache, dass die Kategorien und Topoi, an denen sich das Lob anderer Personen ausrichtet, aus rhetorischer Sicht identisch mit den zur Konstruktion des eigenen *Ethos* genutzten Topoi sind.¹¹⁶⁸ Zudem werden diese Topoi stets am Empfinden des zu erwartenden Publikums ausgerichtet:¹¹⁶⁹ »Weniger wird in Sparta die Liebe zur Wissenschaft Ehre einheimen als in Athen, mehr die Ausdauer und Tapferkeit«¹¹⁷⁰, heißt es bei Quintilian über die Bedeutung der ausgewählten Topoi für die Lobrede. Konkret bedeutet dies, dass sich aus den in Raeders *Mein Leben* angewandten Topoi zum Lob anderer Personen auch Rückschlüsse auf die Wertmaßstäbe der Leserschaft ziehen lassen, die der Text

1168 Vgl. Aristot. rhet. 1366a.

1169 Vgl. ebd. 1367b; Quint. inst. III 7, 23.

1170 Quint. inst. III 7, 24. Quintilian bezieht sich hier auf die Ausführungen bei Aristoteles, »es sei nicht schwierig, Athener vor Athenern zu loben, wohl aber vor Spartanern« (Aristot. rhet. 1415b). Aristoteles wiederum verweist hier auf Platons Dialog *Menexenos*, in dem sich eine vergleichbare Aussage zu Athenern und Peloponnesiern findet (vgl. Plat. Menex. 135d).

ansprechen will. Mit der Anwendung dieser Topoi macht zudem der Lobende selbst sich diese Werte zu eigen und schafft eine Identifikationsbasis gemeinsamer Maßstäbe mit der Leserschaft. Auch dies gehört ins feste Repertoire der rhetorischen Lobrede: »Am günstigsten«, bemerkt Quintilian hierzu, »ist der Richter gestimmt, der glaubt, der Redende denke wie er.«¹¹⁷¹

Ein Beispiel hierfür gibt etwa das Lob des Geschwaderpfarrers Fenger, das der Erzähler anlässlich der Skagerrakschlacht anstimmt und dem er sogar eine eigene Zwischenüberschrift widmet (»Unser prächtiger Geschwaderpfarrer«¹¹⁷²). Dabei wird zunächst allgemein geschildert, wie ein Marinepfarrer sich zu verhalten habe, bevor dann Fenger als konkretes Beispiel und Inkarnation dieser Ideale eingeführt wird. Die allgemeinen Prinzipien sind dabei erneut als Präskriptionen Raeders zu lesen und fügen sich nahtlos in das oben skizzierte Schema »Die Marine soll sein wie ich« ein. So müsse ein Marinegeistlicher »die Gabe besitzen, junge Menschen zu verstehen«¹¹⁷³, und

[s]eine Haltung in und außer Dienst, die bei den Bordverhältnissen vor aller Augen liegt, muß nicht nur einwandfrei sein, sondern sie wird die Gefahr einer steifen Würde ebenso meiden müssen wie alles, was irgendwie als Zudringlichkeit empfunden werden kann.¹¹⁷⁴

Die angeführten Eigenschaften und Verhaltensweisen – in der antiken Terminologie entsprechen sie den Topoi des Berufs (*studia*¹¹⁷⁵), der Wesensart (*animi natura*¹¹⁷⁶) und der Neigungen (*quid affectet quisque*¹¹⁷⁷) – sind sicher nicht nur auf Geistliche anwendbar; mit Leichtigkeit lässt sich hierin auch das Bild eines idealen Marineoffiziers ausmachen. Vermittels der oben aufgezeigten Gleichsetzung der Marine mit Raeder, durch dessen Prägung der Marine diese Eigenschaften ja überhaupt erst zugeschrieben werden, ist es sicher nicht abwegig, diese Idealvorstellung auch auf Raeder selbst zu beziehen. Dies wird noch deutlicher, wenn das Verhalten des Geistlichen im Gefecht beschrieben wird:

Im Gefecht vollends, wo der Pfarrer keine Kampfätigkeit ausüben kann – die erfahrungsgemäß jeden Soldaten in seiner Haltung stärkt –, wird er durch ein festes, zuversichtliches Auftreten und durch schlichten Zuspruch gerade bei Verwundeten seinem Amt und seiner hohen Aufgabe in eindrucksvoller Weise gerecht werden können.¹¹⁷⁸

1171 Quint. inst. III 7, 25.

1172 Raeder 1, S. 123.

1173 Ebd., S. 124.

1174 Ebd.

1175 Vgl. Quint. inst. V, 10, 27; Ueding/Steinbrink 2005, S. 247.

1176 Vgl. Quint. inst. V, 10, 27; Ueding/Steinbrink 2005, S. 246.

1177 Vgl. Quint. inst. V, 10, 28; Ueding/Steinbrink 2005, S. 248.

1178 Raeder 1, S. 124.

Erneut findet sich an dieser Stelle der Blick des allwissenden Erzählers ins innere Empfinden jedes einzelnen Soldaten, der durch Kampfhandlungen »in seiner Haltung [ge]stärkt« werde. Wichtiger ist jedoch, dass hier ein Anspruch formuliert wird, der weit über die Amtstätigkeit des Geschwaderpfarrers Fenger hinausgehen dürfte. Dass für Raeder »festes, zuversichtliches Auftreten« und »schlichter Zuspruch« im Gefecht auch und gerade einen Führungsoffizier auszeichnen, wird deutlich, wenn man seine weiteren Ausführungen zur Skagerrakschlacht betrachtet, während der der von Raeder als Mentor und Vorbild verehrte Admiral Hipper mitten im feindlichen Feuer das Schiff gewechselt habe:

Nach der späteren Schilderung von Korvettenkapitän Albrecht hat es auf die Besatzung seines Führerbootes einen tiefen Eindruck gemacht, wie Admiral Hipper im Höhepunkt der Schlacht frisch und gelassen von der Schanze des Schlachtkreuzers auf die Back des Torpedobootes übergestiegen sei und in voller Ruhe den Befehl erteilt hätte, der I. Aufklärungsgruppe zu folgen.¹¹⁷⁹

Mit Hipper ist wohl die für Raeder wichtigste Persönlichkeit angesprochen, die im Text mehrfach stark lobend beschrieben und die im Paratext dann selbst auch als Zeuge für die Persönlichkeit Raeders aufgerufen wird. Hipper als »frisch und gelassen« beschriebenes Verhalten und sein »in voller Ruhe« erteilter Befehl üben dann auch die im Lob des Pfarrers Fenger prognostizierte Wirkung auf seine Untergebenen aus. Man beachte, dass als Bürge hier gerade nicht Raeder selbst, sondern Korvettenkapitän Albrecht angeführt wird, was »belegt«, dass die von Raeder vorhergesagte Wirkung des Verhaltens auf jeden Soldaten, nicht nur auf Raeder, zutrifft. Die beim Lobe Fengers so überschwänglich angeführten Charaktereigenschaften und Verhaltensweisen sind also zugleich auch als Verhaltensweisen des idealen Marinekommandanten zu lesen, der in Admiral Hipper seine Verkörperung findet und dem auch Raeder nachgeeifert haben dürfte. Im Lob des Anderen zeigt sich damit das eigene Ideal, das gleichzeitig aber auch der Leserschaft als Maßstab zur Bewertung von Persönlichkeiten angeboten wird.

Auch hierin finden sich deutliche Anknüpfungspunkte an die rhetorische Theoriebildung. Plutarch, der in seinem in den *Moralia* zu findenden Aufsatz »De se ipsum citra invidiam laudando« (dt. »Wie man, ohne anzustoßen, sich selbst loben kann«) eine philosophische Zusammenfassung und Würdigung der wichtigsten rhetorischen Techniken zum Selbstlob gibt, sieht auch im Lob anderer, »die in Grundsätzen und Handlungen, wie überhaupt im Charakter, ihnen ähnlich sind«¹¹⁸⁰, eine erweiterte Form des Eigenlobs:

1179 Ebd., S. 116.

1180 Plut. mor.: *De se ipsum citra invidiam laudando* 10 (*Moralia* 542C). Übersetzung hier und

Denn der Zuhörer erkennt alsbald im Reden, auch wenn er von einem Andern spricht, die ähnliche Tugend, die eines gleichen Lobes würdig ist. Wie derjenige, der einen Andern über Fehler, deren er selbst schuldig ist, schimpft, offenbar sich selbst mehr schimpft als den Andern; so bewirken auch die Guten durch die Ehre, die sie andern guten Menschen erweisen, daß diese, denen ihre Tugend bekannt ist, auch an sie zurückdenken, und alsbald ausrufen: »Du bist ja auch ein solcher.«¹¹⁸¹

Der Rückbezug der an Fenger und Hipper so gelobten Eigenschaften auf Raeder selbst ist also eine Leistung der Leserschaft, zu der diese aber durch eine entsprechende Darstellung der Charaktere im Text auch hingeleitet wird. Hiermit verbindet sich eine gewisse Erwartungshaltung des Texts: Die Leserschaft muss die Wertschätzung von Eigenschaften wie »festem Auftreten in der Gefahr« teilen und diese als relevante Tugenden akzeptieren, damit der Transfer auf Raeder funktionieren kann. Das Eigene Raeders lässt sich also nur durch den Bezug zu Anderen herstellen und lesen.

Diese prinzipielle Bezogenheit auf Andere in der Beschreibung des Eigenen ist in Raeders *Mein Leben* allerdings derart vorherrschend, dass sich die Frage stellt, ob hier nicht abseits rhetorischer Inszenierung auch ein allgemeines Charakteristikum des Texts vorliegt. Dies zeigt sich insbesondere in den seltenen Passagen, in denen der Erzähler doch einmal über sich selbst berichtet, ist doch selbst hier der Bezug auf Andere stets wesentlich. So wird im ›Arbeitszeugnis‹, das Raeder seiner eigenen Offiziersführung ausstellt, der Wert seiner Arbeit nur in der Reaktion der Offiziere sichtbar:

Mir ist immer bewußt gewesen, daß die Beschränkungen und Grenzen des menschlichen Wesens, auch die meiner eigenen Person, in der Beurteilung und Verwendung der mir unterstellten Offiziere gelegentlich in Erscheinung getreten sind. Ich habe mich gemeinsam mit meinen Personalchefs und den älteren Führern in der Marine bemüht, in jedem Fall eine richtige oder wenigstens die bestmögliche Lösung herbeizuführen. Manchmal aber ist dies nicht gelungen; gelegentlich habe ich nach längerer Zeit sehen müssen, daß mein Urteil nicht zutreffend gewesen war. Ich darf aber feststellen, daß selbst harte und für den Betroffenen vielleicht bittere Entscheidungen, die mir durchaus nicht leicht gefallen sind, wohl kaum einmal zu einer dauernden Verstimmung oder gar Feindschaft geführt haben. [...] Es ist mir dabei eine tiefe Befriedigung gewesen, daß diese Persönlichkeiten, ohne in der Sache nachzugeben, mir gegenüber durchaus loyal geblieben sind.¹¹⁸²

Deutlich lässt sich hier erkennen, daß auch für den Erzähler die Figur Raeder vor allem aus den Handlungen anderer zu greifen ist. Der Wert der eigenen Entscheidungen ergibt sich erst aus der Haltung, die andere ihnen gegenüber ein-

im Folgenden nach Plutarchus; Vogel, Manuel; Weise, Christian: *Moralia*. Wiesbaden: Marix 2012.

1181 Ebd. (*Moralia* 542C–D).

1182 Raeder 1, S. 293.

genommen haben. Im konkreten Fall ist es das weitere Verhalten der Offiziere, die Raeder wohlgesonnen geblieben seien, durch das seine Personalpolitik eine positive Bewertung erfährt. Ähnliches bringt auch das Ende des Abschnitts zum Ausdruck, in der die eigene Personalauswahl und Führung gerade dadurch gelobt werden, dass andere gelobt werden:

Bei der Notwendigkeit, in Personalfragen schwierige und oft unangenehme Entscheidungen zu fällen, hat mich immer wieder die Tatsache erfreut, daß die Offiziere der Marine und ebenso die Beamten – vor allem die älteren – trotz der straffen Führung, die ich für erforderlich hielt, stets offen und klar ihre Ansicht zum Ausdruck brachten, auch wenn sie der meinigen entgegengesetzt war. Sie waren keine »Jasager«, sie waren Charaktere.¹¹⁸³

Weiterhin wird auch an diesem Zitat erneut deutlich, wie sehr durch Lob und Charakterisierung anderer auch das Selbst konstruiert wird. Indem es im Text als positiv und erstrebenswert dargestellt wird, ein »Charakter« und kein »Jasager« zu sein, macht der Erzähler sich diese Wertungen zu eigen, bietet sie der Leserschaft an und ermöglicht so auch den Transfer auf die eigene Person. Über die oben erarbeitete Identifikation von Individuum und Marine hinaus ist es hier das Loben bestimmter Eigenarten, das wieder auf Raeder zurückfällt.

Insgesamt ist also der Bezug auf Andere zur Beschreibung des Eigenen in *Mein Leben* wesentlich, sei es in der Selbstbeschreibung Raeders, der Beschreibung Raeders durch Andere oder der lobenden Beschreibung Anderer durch Raeder.

5.4.2 »Zeugnis ablegen« – wortwörtlich

Nicht immer jedoch ist das lobende Beschreiben Anderer nur ein Spiegel, in dem vor allem Raeder selbst sichtbar wird. Oft handelt es sich dabei vielmehr um abschließende Einschätzungen der Lebensleistung einer Person. Man könnte geradezu meinen, dass der Erzähler die an ihn gestellte Aufgabe, Zeugnis abzulegen, hier wörtlich interpretiert: Er verleiht Zeugnisse an die am Geschehen beteiligten Figuren. Dabei kommentiert der Erzähler vorrangig deren Arbeitsleistung; auf Persönliches wird nur insoweit eingegangen, als es für die Erfüllung der Arbeitsanforderungen von Relevanz ist. Der Ton ist überschwänglich und von Superlativen durchtränkt. Bei den Gelobten handelt es sich überwiegend um bereits verstorbene Personen. Die Schilderungen erinnern daher leicht an den literarischen Nachruf, in dem sich allerdings zumeist positive und negative Taten zu einem möglichst schlüssigen Gesamtbild fügen.¹¹⁸⁴ Aufgrund der ein-

1183 Raeder 2, S. 294.

1184 So »teilt der Nekrolog mit der Biographie und mit den Formen der Trauerrede die Aus-

seitig positiven Darstellung der Verstorbenen bietet sich stärker noch die antike Tradition der mündlichen Lobrede (gr. *Εὐλογία*, dt. Eulogie) auf Verstorbene als Referenz an. Hinzu tritt jedoch eine sehr viel jüngere Gattung, deren Sprachgebrauch und Duktus zur Erklärung von Raeders Lobeshymnen am geeignetsten sein dürfte: Weite Teile der lobenden Passagen in Raeders *Mein Leben* folgen bis ins Detail den Gattungskonventionen des Arbeitszeugnisses.

So hätten sich etwa die aus der Handelsmarine in die Kriegsmarine übernommenen Offiziere und Offiziersanwärter in die Marine »sehr schnell hineingefunden und hervorragend bewährt«¹¹⁸⁵, ja schließlich sogar »im Kriege ausgezeichnet«¹¹⁸⁶. Das Personal der Bildungsinspektion in Kiel, das für diese Übernahme verantwortlich zeichnete, habe sich durch »ein Herz für die Jugend, eine vorbildliche Dienstauffassung und entsprechendes Können«¹¹⁸⁷ für diese Aufgabe qualifiziert. Und auch die Mitarbeiter der Personalabteilung, die danach über die weitere Verwendung der Neuzugänge entschieden, hätten ihre Arbeit gut gemacht: »Ich bin der Überzeugung, daß die Personalchefs und ihre Mitarbeiter zu allen Zeiten ihrer verantwortungsvollen Aufgabe gerecht geworden sind.«¹¹⁸⁸

Das Lob wird dabei weder personell noch zeitlich eingeschränkt – es trifft auf ausnahmslos alle Mitarbeiter der Personalabteilung »zu allen Zeiten« zu. Diese Neigung zum uneingeschränkten Lob durchzieht weite Teile des Texts, vor allem aber des ersten Bands, in dem vorrangig die kaiserliche Marine sowie die Reichsmarine der Weimarer Republik beschrieben werden. So habe auch das Marineverwaltungsamt sowohl in der Kaiserzeit als auch danach jederzeit Bestleistungen erbracht:

Das Marineverwaltungsamt hatte bereits im Kriege unter Ministerialdirektor Schramm Hervorragendes geleistet und sich seinen guten Ruf auch weiterhin bewahrt. [...] Ich habe unsere Regelung nie bereut; sie hat stets zur vollsten Zufriedenheit und zum Nutzen der Marine gearbeitet.¹¹⁸⁹

Die Formulierung »stets zur vollsten Zufriedenheit« ist dabei eine geradezu stereotype Floskel aus der Zeugnissprache.¹¹⁹⁰ Insbesondere die grammatika-

gangslage im Bereich der *inventio*: Die biographischen Fakten müssen ermittelt und sodann in der traditionellen Topik der Personenbeschreibung disponiert werden, wobei die tadelnswerten Charaktereigenschaften nicht mehr unterschlagen, sondern mit den guten in Ausgleich gebracht werden, so daß die wertende Biographie eines vollendeten Lebens entsteht.« (Eybl, Franz: »Nekrolog«. In: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Hrsg. von Gert Ueding, Bd. 6. Tübingen: Niemeyer 2003. Sp. 207–210, hier: Sp. 208).

1185 Raeder 1, S. 291.

1186 Ebd.

1187 Ebd., S. 292.

1188 Ebd.

1189 Ebd., S. 163.

1190 Schon in älteren Ratgebern zur Zeugnissprache ist die Floskel bekannt. Vgl. Friedrich,

lisch eigentlich nicht korrekte Steigerung von »voll« zu »vollste« zeigt, dass das überschwängliche Lob hier nicht einmal vor den Grenzen der Grammatik Halt macht und sich außerhalb der in anderen Kommunikationssituationen angebrachten Bahnen bewegt. Die Wendungen »nie« und »stets« betonen dabei erneut die auch zeitliche Unbegrenztheit des Lobs.

Atypisch hingegen ist hier die Anonymität des Lobs, das sich in den bisher angeführten Beispielen auf Gruppen ohne auszumachende Individualität bezieht. Wie im letzten Beispiel bereits durch die Erwähnung der Verdienste des Ministerialdirektors Schramm angedeutet wird, werden im Großteil des Texts hingegen derartige Passagen des Kollektivlobs immer an ein bestimmtes Individuum gekoppelt, dem diese Leistungen ebenfalls zugute gehalten werden. So folgt auf die wohlwollende Beschreibung der Sanitätsoffiziere noch eine ausdrückliche Zuordnung zu ihrem Vorgesetzten:

Die Sanitätsoffiziere hatten sich durch ihre ausgezeichneten Leistungen wie auch durch eine sehr gute personelle Zusammensetzung eine geachtete und unumstrittene Stellung erworben, so daß eigentlich außer bei der Uniform keine grundsätzlichen Änderungen vorzunehmen waren. Das Sanitätsoffizierkorps war fest in der Hand von Marinegeneraloberstabsarzt Professor Dr. Uthemann, der überall hohes Ansehen besaß.¹¹⁹¹

Ob die Leistungen der Sanitätsoffiziere dabei auf Uthemanns Leistungen zurückzuführen sind, der das Korps ja »fest in der Hand« gehalten habe, oder ob umgekehrt dieser von seinem hervorragenden Personal profitiert habe, geht dabei aus dem Text nicht eindeutig hervor. Dieses Wechselspiel zwischen Gruppe und Anführer ist indes charakteristisch für den gesamten Text von *Mein Leben*, der ja ebenfalls zwischen der Kollektivapologie der Marine und der Individualapologie Raeders oszilliert. Dementsprechend häufig findet sich diese Verknüpfung von Person und Gruppe in lobender Nennung. Am deutlichsten wird dies im recht umfangreichen Kapitel »Beim Aufbau der Reichsmarine«. Die Neuorganisation der Reichsmarine wird etwa direkt mit Marineoberchefingenieur Lemke verbunden, der als »ausgezeichnete[r] Offizier [...] die Verhältnisse sehr gut«¹¹⁹² überblickt habe. Ebenso ist die Wiedereingliederung der aufge-

Hans: *Zeugnisse im Beruf. Richtig schreiben, richtig verstehen*. Niedernhausen: Falken-Verlag 1981, S. 87; Küchele, Erwin; Hessel, Philipp; Bopp, Peter: *Zeugnismuster für die betriebliche Praxis*. Stuttgart/München/Hannover: Boorberg 1980, S. 11; ähnlich Schlessmann, Karl: *Das Arbeitszeugnis*. Heidelberg: Verlagsgesellschaft Recht und Wirtschaft MBH 1970, S. 80. Aktueller vgl. etwa Knobbe, Thorsten; Leis, Mario; Umuß, Karsten: *Arbeitszeugnisse. Textbausteine und Tätigkeitsbeschreibungen*. München: Rudolf Haufe Verlag GmbH & Co. KG 2010, S. 136. In Ratgebern des beginnenden 20. Jahrhunderts findet sich die Formulierung zwar nicht explizit, wohl aber in ähnlichen Wendungen, die ein Gesamtprädikat als Werturteil ausdrücken (vgl. Schmaltz, Hans Gotthard: *Das Arbeitszeugnis*. Berlin: Puttkammer & Mühlbrecht 1913, S. 52).

1191 Raeder 1, S. 177.

1192 Ebd., S. 176.

lösten Marinebrigaden »Erhardt« und »Loewenfeld« in die Marine nicht nur ein Verdienst der Marineschule Mürwik, sondern auch ihres Kommandanten: »Diese schwierige Aufgabe löste der damalige Kommandeur der Marineschule, Kapitän zur See Werner Tillesen, in vorbildlicher Weise.«¹¹⁹³ Die Wortwahl (»vorbildliche Weise«) unterstreicht dabei die ausdrückliche Vorbildfunktion, die den so gelobten »Heroen« zugeschrieben wird.

Neben dem Lob von Gruppen als solchen und dem verknüpften Lob von Anführern und untergebenen Gruppen findet sich aber auch ein alleinstehendes Lob einzelner Persönlichkeiten, ohne dass dabei unmittelbar auf die ihnen zugeordneten Gruppen eingegangen würde. Dies ist vor allem bei der Schilderung von Oberbefehlshabern der Fall, deren untergeordnete Instanzen wohl zu zahlreich und divers sind, um gesondert gelobt werden zu können. Das Lob hat dabei, ganz wie ein Arbeitszeugnis, einen abschließenden Charakter.

Seinem Nachfolger Dönitz bescheinigt Raeder etwa, dass er durch »Energie«¹¹⁹⁴ und »leidenschaftliche Hingabe an den Dienst«¹¹⁹⁵ gegläntzt und Außergewöhnliches bei Aufbau und Führung der U-Boot-Waffe vollbracht habe:

Ich habe diesen Offizier [Dönitz], der später mein Nachfolger wurde, nicht nur wegen seiner Energie und seiner geradezu leidenschaftlichen Hingabe an den Dienst geschätzt, sondern habe auch seine Offenheit und die eindeutige Vertretung seiner ihm übertragenen Aufgabe mir gegenüber dankbar anerkannt. Der Aufbau der Unterseebootswaffe und ihre Führung durch ihn ist eine außergewöhnliche Leistung gewesen.¹¹⁹⁶

Auf persönliche Eigenschaften oder Vorlieben wird demgegenüber mit keinem Wort eingegangen. Raeders aus seiner »Moskauer Erklärung« bekannte Abneigung gegen Dönitz wird hier nicht thematisiert, ebenso wenig wie die nicht marinebezogenen Charaktereigenschaften des Gelobten. Auch Raeders Vorgänger Admiral Hans Zenker wird sowohl anlässlich seiner Übernahme der Marineleitung 1924¹¹⁹⁷ als auch anlässlich seines Rücktritts äußerst wohlwollend porträtiert:

Ich habe die Verabschiedung eines so hochverdienten und anerkannten Offiziers wie Admiral Zenker tief bedauert. Unsere gemeinsame Zeit im Verband der Aufklärungsschiffe hatte mir die Möglichkeit gegeben, ihn in seiner selbstlosen und charaktervollen Art schätzen zu lernen. In der Nachkriegszeit hatte er als erster Befehlshaber der Seestreitkräfte die Grundlagen für die Flottenausbildung und für eine unseren schwachen Kräften angemessene Taktik gelegt. Er hatte das Verständnis für die Notwendigkeit der Seefahrt und des Auslandsdienstes [sic] geweckt und die Entwick-

1193 Ebd., S. 191.

1194 Ebd., S. 294.

1195 Ebd.

1196 Ebd.

1197 Vgl. ebd., S. 199.

lung auf allen Gebieten klug und geschickt gefördert. Durch den Abgang von Admiral Zenker erlitt die Reichsmarine einen großen Verlust¹¹⁹⁸.

Hier werden über das reine Lob des Charakters hinaus noch verschiedene konkrete Leistungen als Verdienst Zenkers genannt – ebenfalls ein typischer Bestandteil eines Arbeitszeugnisses.¹¹⁹⁹ Neben den Eigenschaften »selbstlos«, »charaktervoll«, »klug und geschickt« sind dies die Beiträge, die Zenker zur Entwicklung der Marine geleistet habe. Sein Privatleben hingegen kommt ebenso wenig zur Sprache wie die Verfehlungen, die zu seinem Rücktritt geführt haben. Diese Beschränkung des Lobs auf die für die Marine erbrachten Arbeitsleistungen ist dabei in gleicher Weise typisch für den Text wie für Arbeitszeugnisse, in denen die Erwähnung von Negativem aus nicht mit der unmittelbaren Arbeit verknüpften Sphären wie dem Privatleben als tabu gilt.¹²⁰⁰

Tatsächlich kommt in Raeders Text Negatives ausschließlich verkläuselt und positiv verpackt zur Sprache. Die Anleihen an die Tradition des Arbeitszeugnisses werden insbesondere bei der Behandlung des Nürnberger Prozesses gegen Ende des zweiten Bands deutlich. Raeder zeigt sich erschüttert von den Todesurteilen gegen die von Alfred Jodl und Wilhelm Keitel repräsentierte Wehrmachtsführung und nimmt dies zum Anlass, beiden eine Art ›Nachruf‹ zu widmen. Alfred Jodl wird dabei nicht ohne Bewunderung als aufrechter Soldat mit eigenem Kopf beschrieben:

Generaloberst Jodl habe ich stets sehr hoch geschätzt. Im Oberkommando der Wehrmacht war er der beste Kopf und einer der wenigen, die einen umfassenden Überblick besaßen, um über das eigene Ressort hinaus in großen Zusammenhängen zu denken und zu handeln. Er war nicht nur ein klarer und zuverlässiger geistiger Arbeiter und vielseitig gebildeter Generalstabsoffizier, sondern hatte auch einen festen und aufrechten Charakter. Den vielen Auseinandersetzungen mit Hitler ist er nicht aus dem Wege gegangen und hat ihm gegenüber seine Ansichten ohne Rücksicht auf etwaige persönliche Nachteile vertreten. In Nürnberg beherrschte er überlegen alle komplizierten Fragen und Zusammenhänge des Krieges und schlug unsachliche Angriffe der Anklagebehörde mit logischen, knapp formulierten Antworten zurück.¹²⁰¹

1198 Raeder 1, S. 221f.

1199 Vgl. Schmaltz 1913, S. 49; 52.

1200 In einem gängigen Ratgeber wird etwa vorgeschlagen, man möge beim Verfassen eines Arbeitszeugnisses »Nachteiliges, wenn es sich um weniger bedeutsame negative Dinge handelt, verschweigen.« (Schlessmann 1970, S. 56). Analog vgl. Schmaltz 1913, S. 54; 62. Dies stimmt mit den antiken Vorschriften zur Lobrede überein; Cicero etwa rät, man möge die Herkunft seines Subjekts »kurz und maßvoll loben, oder, wenn sie unrühmlich sein sollte, beiseite lassen« (Cic. Part. 74. Übersetzung nach Cicero, Marcus Tullius; Bayer, Karl: *Partitiones oratoriae. Rhetorik in Frage und Antwort*. München: Artemis & Winkler 1994).

1201 Raeder 2, S. 320.

Diese Charakterisierung Jodls liest sich als Ansammlung ausschließlich positiver Formulierungen bei gleichzeitiger Fokussierung auf seine Arbeitsleistung – sowohl im OKW als auch vor dem Nürnberger Gericht. Kein Wort der Kritik dringt durch; Jodl habe als aufrechter Soldat seine Pflicht getan. Die politische Dimension von Jodls Leben wird dabei in keiner Weise berührt. Wie bemüht und aufgesetzt diese immerwährend positive Bewertung annähernd aller früheren Ereignisse und Personen ist, wird schließlich an der sich unmittelbar anschließenden Charakterisierung von Jodls Vorgesetztem Wilhelm Keitel deutlich:

Generalfeldmarschall Keitel war als Persönlichkeit in seiner ungemein schwierigen Stellung zweifellos nicht fest und sicher genug aufgetreten und war trotz bester Absichten dem stärkeren Willen Hitlers unterlegen. Er hätte dies erkennen und einem anderen Platz machen müssen. Aber er hat seine Pflicht, so wie er sie ansah, unermüdet und selbstlos zu erfüllen gesucht.¹²⁰²

Das Zeugnis, das Keitel hier ausgestellt wird, fällt bei genauer Betrachtung katastrophal aus, wird er doch als schwach, uneinsichtig und wenig klug dargestellt. Die Wortwahl ist hingegen künstlich positiv gehalten. Dies ist vor allem im letzten Satz der Fall, der die vorherigen Kritikpunkte des realen Scheiterns ins Positive des Wollens zu überführen versucht. Hier zeigen sich erneut gewisse Parallelen zu Arbeitszeugnissen, in denen Formulierungen wie »... bemühte sich nach seinen Möglichkeiten« gemeinhin als deutliche Abwertung der Leistung des zu Beurteilenden gelten,¹²⁰³ während das Verschweigen negativer Leistungen sogar zu den unbedingten Forderungen der Gattung zu rechnen ist.

Neben der bemüht positiven Darstellung fällt noch der Schwerpunkt auf das Soldatische, konkreter: das die Marine Betreffende, ins Auge. Die jeweiligen Protagonisten werden deutlich an den Maßstäben Raeders gemessen, die ein klares Primat der Arbeit für die Marine beinhalten, dennoch aber ausdrücklich auch auf nicht der Marine angehörige Personen Anwendung finden. Reichspräsident Hindenburg etwa wird nicht etwa wegen seiner politischen, sondern ausschließlich militärischen (sprich: marinebezogenen) Leistungen gerühmt:

Die Unterstützung und Rückendeckung, die er mir schon im nächsten Jahr bei meinem Dienstantritt in Berlin gewährte, hat er mir bis zu seinem Tode im Jahre 1934 ohne Schwanken erhalten. Stets betrachtete ich ihn als den Fels, auf dem die deutsche Wehrmacht sicher ruhte. Die Marine und ich verdanken ihm sehr viel. Ich habe ihm

1202 Ebd.

1203 Derartige Formulierungen waren bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts in der Zeugnissprache etabliert. Schmaltz etwa erläutert, wenn im Arbeitszeugnis eines Außendienstmitarbeiters vermerkt sei, »daß ›er sich mit bestem Willen bemüht habe«, [...] geht daraus hervor, daß der Reisende zwar fleißig gewesen ist, aber mit seinem Fleiß nichts erreicht hat.« (Schmaltz 1913, S. 53). Vgl. auch Schlessmann 1970, S. 57.

gegenüber immer eine hohe Verehrung empfunden und ein unerschütterliches Vertrauen zu ihm gehabt.¹²⁰⁴

Besonders ausführlich wird schließlich Dr. Geßler charakterisiert, der nach seinem Rücktritt als Reichswehrminister 1928 ebenfalls eine Art ›Abschlusszeugnis‹ verliehen bekommt. So habe er alles getan, um der Marine

die Voraussetzungen für einen ungestörten Aufbau zu geben. Er hat hierin zweifellos Erfolg gehabt und hat sich dadurch bedeutende Verdienste um den Staat erworben. [...] Auch in der Marine war durchaus die Auffassung vorherrschend, daß Dr. Geßler ihr einen planvollen Aufbau ermöglicht und sie hervorragend vertreten hatte. [...] Ich habe die persönlichen Beziehungen, die ich zu dem etwa gleichaltrigen und mir außerordentlich sympathischen Dr. Geßler gefunden hatte, auch später und bis zum Kriegsende immer aufrechterhalten. Mit der Geschichte des Wiederaufbaues des deutschen Reichsheeres und der Reichsmarine und der loyalen Eingliederung der Reichswehr in die Weimarer Republik ist sein Name eng verbunden.¹²⁰⁵

Auch für Geßlers Nachfolger Groener findet Raeder weniger ausführliche, aber gleichermaßen lobende Worte.¹²⁰⁶ Das Schema, dass alleine Taten zum Wohle der Marine einer lobenden Erwähnung würdig sind, setzt sich dabei fort und gilt ausdrücklich auch für Zivilisten. Dies wird besonders deutlich, wenn Raeder die Leistungen des Kabinetts Brüning würdigt:

Das Kabinett Brüning hatte mit der Annahme dieser Regierungsvorlage einen Erfolg im Reichstag errungen, den es dem festen Eintreten des Reichskanzlers sowie des Reichswehrministers Groener für den Haushalt der Marine verdankte. Im Reichsrat hatte der mecklenburgische Gesandte Dr. Tischbein sich wie stets für die Interessen der Marine eingesetzt, ebenso der Vertreter des Rheinlandes Dr. Hamacher. Der Berichterstatter für den Marinehaushalt Abgeordneter Stücklen (SPD) und sein Korreferent Abgeordneter Ersing (Zentrum) hatten ihn sachlich und umsichtig vertreten, und Prälat Dr. Dr. Schreiber (Zentrum) hatte unsere Anträge voll unterstützt. Eine sehr verständnisvolle Haltung hatten der sozialdemokratische Abgeordnete Schöpflin und der Zentrumsabgeordnete Klöckner gezeigt. Die persönlichen Beziehungen zu Schöpflin, die sich bei dieser Gelegenheit ergaben, habe ich noch lange Jahre fortsetzen können; ich habe ihn aufrichtig schätzen gelernt. Zum letzten Male hatte ich 1943/44 anlässlich seines 80. Geburtstages einen Briefwechsel mit ihm.¹²⁰⁷

Das Loben von Sozialdemokraten ist dabei die andere Seite der Medaille des weiter oben bereits behandelten Prinzips, sich selbst gerade von ›Feinden‹ mit entgegengesetzter Weltanschauung wie dem Kieler Polizeipräsidenten loben zu

1204 Raeder 1, S. 214.

1205 Ebd., S. 218.

1206 Vgl. ebd., S. 234.

1207 Raeder 1, S. 254f.

lassen. Indem Raeder einen sozialdemokratischen Abgeordneten lobt und von einem persönlich wertschätzenden Kontakt mit diesem berichtet, inszeniert er sich selbst als undogmatischen Menschen, der im Gegensatz zu überzeugten Nationalsozialisten auch andere Auffassungen akzeptieren kann. Wichtiger aber ist zweifelsohne die immer wieder praktizierte ausschließliche Anerkennung der Verdienste um die Marine. Die Nichterwähnung politischer Meinungen abseits der bloßen Parteizugehörigkeit oder gar einer Gegnerschaft zum NS-System bei den zu Lobenden legt erneut den Leserinnen und Lesern nahe, dass diese Faktoren für die Beurteilung einer Persönlichkeit irrelevant seien und allein die Arbeit für die Marine zähle.

Insgesamt stellt sich dabei die Frage, wie der deutliche Bezug auf Form und Inhalt des Arbeitszeugnisses aus rhetorischer Sicht zu werten ist. Was sagt dies über Raeder selbst aus? Ein Arbeitszeugnis wird gemeinhin vom Arbeitgeber für scheidende Arbeitnehmer ausgestellt. Raeder zeigt sich hier also gewissermaßen in der Rolle eines Arbeitgebers. Da in den kurzen ›Zeugnissen‹ jeweils ausschließlich die Arbeitsleistung in Bezug auf die Marine behandelt wird, liegt der Schluss nahe, dass ›die Marine‹ ihren ›Arbeitnehmern‹ hier ihre Leistungen bestätigt. Raeders Identifikation mit der Marine wird dadurch auf die Spitze getrieben: Als oberster Dienstherr obliegt es ihm, seinen Zuarbeitern ein abschließendes Arbeitszeugnis auszustellen. Gleichzeitig wird dabei ein festes Schema zur Beurteilung von Charakteren eingeführt. Der Text folgt hier bewusst oder unbewusst den gesetzlich für Arbeitszeugnisse vorgeschriebenen Bahnen, in denen der Bezug auf das Privatleben oder politisches Engagement des zu Beurteilenden nicht nur unüblich, sondern teilweise sogar verboten ist.¹²⁰⁸ Das im Text eingeübte Muster des Lobens darf dabei durchaus auch als Empfehlung für eine Topik des Lebens gelesen werden. Da sich der Text einseitig auf die Arbeitsleistung und die damit verbundenen Charakterzüge der beschriebenen Persönlichkeiten beschränkt, kann von einem gewissen Ausstrahlen dieser Schemata auch zur Bewertung Raeders selbst ausgegangen werden. Dies deckt sich mit der Überakzentuierung des Soldatischen gegenüber dem Persönlichen, die Raeder bei den spärlichen Beschreibungen seiner selbst in Anschlag bringt. So ist nicht nur von einem Sich-Zeigen des Erzählers im konkreten Lob für andere Personen zu sprechen, sondern auch von einem Wiederfinden in der dabei verwendeten Topik, die suggeriert, dass Personen immer hauptsächlich nach ihrer Arbeitsleistung im jeweiligen Beruf zu beurteilen seien – im konkreten Beispiel, ihrer Tätigkeit als Soldat. Insgesamt lässt sich daher festhalten, dass ein signifikanter Teil der Weltbeschreibung in Raeders *Mein Leben* aus der Erfüllung der wörtlich genommenen Aufgabe besteht, Zeugnis abzulegen: Arbeitszeugnisse aus Sicht des Oberbefehlshabers der Marine nämlich.

1208 Vgl. Schmaltz 1913, S. 53–55.

Wie sehr diese Art des Lobens als Alleinstellungsmerkmal von Raeders *Mein Leben* zu werten ist, machen zwei Abschnitte deutlich, in denen das Schema des Lobens der marinebezogenen Leistungen auch auf für dieses Schema völlig abwegige Gegenstände und Personen angewendet wird: auf ein Schiff und auf Raeders Frau, die ansonsten kaum Erwähnung im Text findet. So wird anlässlich des Stapellaufs des neuen Kreuzers *Köln* im Jahre 1928 auch dessen weiterer ›Lebensweg‹ gewürdigt:

Den Weg dieses Schiffes habe ich stets mit großem Interesse verfolgt. Es hat unter ausgezeichneten Kommandanten und mit einer trefflichen Besatzung auf vielen Auslandsfahrten als Schulkreuzer wie auch im Kriege seine Pflicht voll erfüllt.¹²⁰⁹

Die ausdrückliche Erwähnung von Kommandanten und Besatzung als vom Schiff unabhängige Größen legt implizit nahe, dass das Schiff durchaus auch ohne Besatzung seine Pflicht hätte erfüllen können. Dementsprechend kann nicht von einer Metonymie ausgegangen werden, bei der lediglich das Schiff stellvertretend für die Besatzung genannt wird. Stattdessen wird das Schiff hier in einer Prosopopöie verwendet – es wird als eigener Charakter präsentiert,¹²¹⁰ dessen Leistungen für die Marine es zu würdigen gilt. Im Schlusswort fallen dann alle bisher behandelten Tendenzen des Texts zusammen. Die bisher beschriebenen Leitlinien – Identifikation und Wechselwirkung des individuellen Lebens mit der Marine sowie Zeugnis über andere Personen ablegen – vereinen sich im letzten Absatz des zweiten Bands in einer Danksagung an Raeders Frau, der nicht nur ein äußerst positives Zeugnis ausgestellt und daher das Buch gewidmet wird, sondern die auch noch qua ihrer Zugehörigkeit zu Raeder mit dem Soldatischen der Marine identifiziert wird:

Dieses Buch lege ich in die Hände meiner geliebten Frau, die mein Leben in Glück und Leid mit mir geteilt hat, die in dunkelster Zeit mit unserem Sohn unermüdlich für meine Befreiung gekämpft hat und so tapfer allein am Sterbebett und am Grabe unseres einzigen Kindes stehen mußte. Für alle Liebe und Güte, die ich von meiner Frau empfang, sei ihr, meinem besten Kameraden, innigst gedankt.¹²¹¹

Der Text ist mit diesen Sätzen auch abgeschlossen; der Erzähler hat seinen fingierten Schreibprozess beendet und kann das fertige Buch nun »in die Hände meiner geliebten Frau« legen. Deutlich zeigt sich hier, wie tief Raeders Art des Lobens in ihm verwurzelt ist, wenn selbst die eigene Frau in einer das Soldatische betonenden Topik mit Eigenschaften wie »unermüdlich« und »tapfer« belegt und abschließend sogar als »Kamerad« in die Marinegemeinschaft eingegliedert

1209 Ebd., S. 215.

1210 Es handelt sich hier um eine nicht szenisch, sondern als Erzählform eingesetzte Variante der Prosopopöie, bei der Gegenständliches ein Eigenleben beansprucht (vgl. Quint. inst. IX 2, 37; Ueding/Steinbrink 2005, S. 322).

1211 Raeder 2, S. 335.

wird. Zugleich lässt sich dies auch in den Kontext der von Theweleit für Marine-Autobiographien konstatierten¹²¹² und bereits bei Dönitz' *Mein wechselvolles Leben* aufgefundenen Tendenz zum Ausschluss alles Weiblichen einordnen. In den Texten von Dönitz und Raeder wird ein Weltbild entworfen, das auf einer klaren Trennung von öffentlichem und privatem Raum basiert, wobei ersterer rein männlich besetzt ist. Beide Texte beziehen sich fast ausschließlich auf die öffentliche Sphäre. Wenn Raeder wie hier über seine Frau spricht und sie somit in den öffentlichen Raum aufnimmt, wird sie ›vermännlicht‹ und kurzerhand zum ›Kameraden‹ erklärt. Dieser Aspekt ist rhetorisch durchaus bedeutsam: Wie in Dönitz' Text ist auch das in Raeders *Mein Leben* entworfene Publikum rein männlich gedacht, was sich wiederum stark in der verwendeten Topik des Lobens niederschlägt.

Trotz all der sich durch den gesamten Text ziehenden Lobeshymnen auf die verschiedensten Personen und ihre Verdienste um die Marine steht jedoch kurz vor dem oben zitierten Ende des Texts noch eine teilweise Verneinung und Delegation eben dieses Lobs: Eigentlich sei es nicht am Erzähler Raeder, die Marine zu loben. Diese Pflicht falle vielmehr dem deutschen Volke zu:

Ich fühle mich nicht berufen, den Angehörigen der Marine für die im Kriege gezeigte Einsatzbereitschaft bis zum Letzten meinen Dank zu sagen. Ihn wird das deutsche Volk in seiner Gesamtheit zum Ausdruck bringen müssen.¹²¹³

Ob die starke Identifikation mit der Marine hier ein ›Eigenlob‹ verbietet oder ob es sich dabei um eine Art *dissimulatio artis* handelt, muss dahingestellt bleiben. Letztlich handelt es sich hierbei vor allem auch um eine Einladung zu einer Identifikation mit Raeder: Der deutschen Leserschaft wird nahegelegt, dass die Marine eben nicht nur Raeders, sondern auch ihr Lob verdient habe, in das sie gemeinsam mit Raeder nach dem dutzendfach im vorhergehenden Text eingeübten Schema einstimmen solle.

5.5 Paratext in Raeders *Mein Leben*

Die oben erarbeiteten Merkmale des Texts finden im Paratext einen entsprechenden Widerhall. Das starke Betonen der Referenzialität mit der damit einhergehenden Wendung an die Geschichtsschreibung findet paratextuell seinen Niederschlag im klaren Angebot einer selektiven Lektüre. Zahlreiche Zwischenüberschriften und ein – zumindest im ersten Band – sehr ausführliches Inhaltsverzeichnis ermöglichen, ähnlich wie in Speers *Erinnerungen*, ein rasches

¹²¹² Vgl. Theweleit 2009, S. 12–36.

¹²¹³ Raeder 2, S. 334.

Auffinden der gewünschten Passagen. Am Ende des zweiten Bands wird zudem ein detailliertes Personenregister nachgereicht, das für beide Bände gilt und somit auch die enge Zusammengehörigkeit beider Texte unterstreicht.

Das markanteste Element des Paratexts in *Mein Leben* ist jedoch das Vorwort – ein photographisch gestaltetes Buchcover oder ein Klappentext existieren nicht. Hierbei ist zunächst auf die Veröffentlichung in zwei Bänden hinzuweisen. Dadurch wird es einerseits ermöglicht, andererseits aber auch notwendig, der Leserschaft in zwei verschiedenen Vorworten eine bestimmte Leseweise des Texts naheulegen. Rhetorisch gesprochen könnte sich hieraus potenziell ein Vorteil ergeben, indem für den belastenderen Teil des Lebens im zweiten Band der Leserschaft eine andere Lektürehaltung nahegelegt werden könnte, als für den weniger belastenden ersten Teil. Im konkreten Fall ähneln sich die Vorworte aber recht stark; im zweiten Band wird lediglich eine kurze Zusammenfassung des Vorworts aus dem ersten Band geliefert.

Inhaltlich nehmen beide Vorworte zentrale Textmerkmale vorweg und rechtfertigen diese. Am aufwändigsten wird auf die Entscheidung eingegangen, ausschließlich aus der Perspektive des erlebenden Ichs erzählen zu wollen, ohne spätere Wertungen einfließen zu lassen. Raeder referiert hier zunächst eine Anekdote, nach der der britische Feldmarschall Lord Wellington sich bei seinen Reisen ein Vergnügen daraus gemacht habe, zu erraten, was sich auf der anderen Seite eines jeden Hügels befände. Raeder behält das Bild dieses Ratespiels bei und überträgt es dann auf eine abstrakte Ebene, indem er betont, dass es genauso unmöglich sei, in die Zukunft zu blicken:

Aber fast unmöglich erscheint es, eine richtige Vorstellung zu gewinnen, was hinter jenem unübersteigbaren Berg liegt, der uns von der Zukunft trennt. Für die Zukunft leben und handeln wir, und wir versuchen, uns von ihr ein Bild zu entwerfen, aber es wird nur undeutlich und unklar. Die Umriss und Farben, die wir ihm geben, können wir nicht aus der Wirklichkeit, sondern nur aus unseren Hoffnungen und Wünschen entnehmen.¹²¹⁴

Hierin deutet sich bereits eine der wesentlichen apologetischen Strategien des Texts an. Es ist wenig überraschend, dass gerade im Falle Raeders, bei dem stets auch seine wenig erfolgreiche Planung und Führung des Seekriegs zur Disposition steht, das Ungewisse der Zukunft besonders hervorgehoben wird. Raeder spitzt diese allgemeinen Überlegungen im Vorwort dann auch auf die These zu, dass ein Planen für die Zukunft dem Mängelwesen Mensch schlechterdings unmöglich sei:

Denn dem Menschen ist es versagt, zu wissen, was das künftige Schicksal bringen wird. So bleiben alle Entschlüsse und Handlungen, die wir aufgrund unserer Vorstellung von

1214 Raeder 1, S. 9.

der Zukunft vornehmen, mit der Unvollkommenheit des menschlichen Wesens behaftet.¹²¹⁵

Dies allein genügt jedoch nicht zur Erklärung der erzählerischen Urteilslosigkeit im Text; schließlich ließe sich aus dieser These durchaus schlussfolgern, dass es nun, mit dem Wissen um die späteren Entwicklungen, gerade notwendig sei, die damaligen Meinungen einer kritischen Überprüfung zu unterziehen. Genau diese kritische Revision seiner Entscheidungen will Raeder aber um jeden Preis vermeiden. Daher betont er unter Rückgriff auf ein verallgemeinerndes »wir«, dass sich ein »wahres Bild« der Vergangenheit ausschließlich aus der damaligen Perspektive rekonstruieren lasse:

Deutlicher – und vielfach erst jetzt – erkennen wir, was richtig und was falsch war; auch der Zusammenhang der Ereignisse ordnet sich vor unserem Auge. Zugleich aber empfinden wir, daß der rückwärts gerichtete Blick manche Umstände, Strömungen und menschliche Einflüsse nur schwer entwirren kann, deren Kenntnis doch unentbehrlich scheint, wenn wir ein wahres Bild der hinter uns liegenden Zeit gewinnen wollen.¹²¹⁶

Anschließend betont Raeder erneut, auch er persönlich beabsichtige nicht, eine nachträgliche Perspektive auf das damalige Geschehen zu geben. Stattdessen sei dies »Berufeneren« überlassen; er selbst wolle sich hingegen darauf beschränken, seine damaligen Gedankengänge zu rekonstruieren – einschließlich seiner Irrtümer. Gerade letzteres mutet paradox an, lässt sich doch auch ein Irrtum erst *ex posteriori* als solcher erkennen. Raeder jedoch betont nochmals die Authentizität seiner Schilderung, habe ihm die ereignislose Haftzeit in Spandau doch die Gelegenheit verschafft, seine vorherigen Erlebnisse umso besser im Gedächtnis zu bewahren:

Auch ich befinde mich jetzt auf der »anderen Seite des Hügels«, und mir ist der Unterschied zwischen dem damaligen und dem jetzigen Bilde bewusst. Aber mit einer Darstellung heutiger Betrachtungsweisen würde ich niemandem dienen; ich überlasse sie Berufeneren. Meine zahlreichen Niederschriften aus früheren Zeiten gaben mir aber die Möglichkeit, die zurückliegenden Ereignisse, Entwicklungen und Gedanken – einschließlich der Irrtümer, die wir heute erkennen – aus der damaligen Sicht niederzulegen, wozu es vielleicht günstig sein mag, daß mein Gedächtnis während meiner zehnjährigen Abgeschiedenheit in Spandau nicht mit anderen Dingen belastet worden ist.¹²¹⁷

Zwar handelt es sich beim Herausheben der damaligen Perspektive um einen autobiographischen Grundtopos, der zudem zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung von *Mein Leben* in autobiographischen Texten ehemaliger Militärs weit

1215 Ebd., S. 9f.

1216 Ebd., S. 10.

1217 Ebd., S. 11.

verbreitet war. In den jeweiligen Vorworten ihrer zuvor veröffentlichten Texte hatten etwa Friedrich Hossbach, Heinz Guderian, Erich von Manstein und Albert Kesselring ebenfalls betont, die früheren Geschehnisse ausschließlich aus der damaligen Sicht beurteilen zu wollen.¹²¹⁸ Derart konsequent wie in Raeders *Mein Leben* wird diese Beteuerung jedoch in keinem der anderen Texte umgesetzt – zumal sie bei Raeder ungleich notwendiger war. Bereits der Titel von Erich von Mansteins *Verlorene Siege* deutet die im Text enthaltene Argumentationslinie an, dass ein Sieg im Zweiten Weltkrieg durchaus möglich gewesen wäre, hätte man nur konsequent auf Manstein gehört – ein Topos, den auch Dönitz in *Mein wechselvolles Leben* aufgreift. Raeder hatte als Oberbefehlshaber der Kriegsmarine ungleich größere Gestaltungsmöglichkeiten als die Befehlshaber der anderen Wehrmachtsteile, blieb jedoch ohne nennenswerte Erfolge. Die Strategie, die Zukunft als wesentlich unerkennbar darzustellen und das Geschehene ausschließlich aus der damaligen Perspektive zu schildern, ist daher Raeders zentrale Entlastungsfigur und in dieser spezifischen Ausprägung wohl einzigartig. Es ist insofern nur konsequent, dass auch im Vorwort zum zweiten Band diese Eigenart nochmals ausdrücklich herausgehoben wird:

Es ist, wie im ersten Band, mein Bestreben, die Vorgänge so zu beschreiben, wie ich sie aus der damaligen Zeit heraus gesehen und beurteilt habe. Ich versuche, damit einen Beitrag für die Auseinandersetzung mit dieser schicksalhaften Periode unserer Vergangenheit zu geben.¹²¹⁹

Auch zu politischen Erwägungen will Raeder sich nicht äußern. *Mein Leben* wird vielmehr als rein soldatischer Beitrag zur Darstellung der damaligen Zeit präsentiert, der keinen Anspruch erhebt, zur geschichtlichen Gesamtlage Stellung zu beziehen:

Ein Offizier, der sich nach der überkommenen Tradition und nach seiner persönlichen Erkenntnis stets als ein dienendes Glied innerhalb der Wehrmacht und im Gefüge des Staates ansah, kann sich nicht berufen fühlen, über den Rahmen des eigenen Erlebens hinaus zu dem geschichtlichen Gesamtgeschehen der durchschrittenen Zeit Stellung zu nehmen. Ich war Seemann und Soldat, aber nicht Politiker.¹²²⁰

Selbst der Mangel an Individuellem zugunsten der Marine deutet sich bereits in den Vorworten an. Insbesondere das hybride Schwanken zwischen »Ich bin die Marine« und »die Marine ist wie ich« wird im Vorwort des ersten Bands von *Mein Leben* deutlich, wenn Raeder auf Erich Förste, den Ghostwriter des Texts, zu sprechen kommt. Raeder äußert dabei zunächst das

1218 Vgl. Hossbach 1949, S. 8; Guderian 1951, S. 10; Manstein 1953, S. 4; Manstein 1955, S. 7; Kesselring 1953, S. 4.

1219 Raeder 2, S. 10.

1220 Raeder 1, S. 10f.

Bedürfnis, für die zusammenfassende Bearbeitung und die dabei aufgewendete Zeit und Mühe meinem alten getreuen Mitarbeiter aus langen Jahren gemeinsamer Arbeit, Admiral a.D. Erich Förste, besonders zu danken.¹²²¹

Im Anschluss wird Förste dann bezeichnenderweise dafür gelobt, wie Raeder geworden zu sein, habe er doch »in selbstloser Weise seine eigenen Auffassungen und Ansichten zurücktreten lassen, um die meinigen zur Geltung zu bringen.«¹²²² Hier scheint das erwähnte Motiv »die Marine soll sein wie ich« klar durch. Im Gegenzug übernimmt Raeder dann nach dem aus dem Haupttext bekannten Muster die Verantwortung für alle Handlungen aller Marineangehörigen, also auch Förstes – hier sogar in dem Maße, dass aus externer eine autobiographische Verantwortung wird: »Das Buch ist daher in Inhalt und Darstellung mein eigenes; ich trage dafür die Verantwortung.«¹²²³ Im Vorwort zum zweiten Band knüpft Raeder hieran an. Bereits im ersten Satz wird die Kriegsmarine noch vor Raeder selbst genannt:

Für die Kriegsmarine und für mich als ihren Oberbefehlshaber war kein außenpolitisches Ereignis zwischen den beiden Kriegen von gleich großer Bedeutung wie der Abschluß des deutsch-englischen Flottenabkommens.¹²²⁴

Auch im weiter oben bereits zitierten Satz »Beide Bände gehören jedoch untrennbar zusammen, um so mehr, als die Marine in der Zeit nach 1935 keine andere war als vorher«¹²²⁵, ist bezeichnend, welche Schwerpunkte gesetzt werden: Hätte Dönitz in zwei Bänden veröffentlicht, wäre sicher die Rede davon gewesen, dass er selbst kein anderer gewesen sei als zuvor. In Raeders *Mein Leben* aber ist es die Marine. Auch auf die Praxis des überschwänglichen Lobens kommt Raeder zu sprechen:

Wiederum habe ich eine Reihe von hervorragenden Persönlichkeiten mit Namen nennen und ihre Tätigkeit für die deutsche Kriegsmarine würdigen können. Es ist mir schmerzlich, daß viele andere gleich verdienstvolle Mitarbeiter nicht erwähnt werden konnten, deren Anteil genau so unentbehrlich gewesen ist.¹²²⁶

Die Vorworte bündeln also vom Verzicht auf erzählerische Wertungen über die Praxis des exzessiven Lobens bis hin zur Priorisierung der Marine gegenüber dem Individuum Raeder alle im Text enthaltenen Muster.

Die photographischen Abbildungen, die in beiden Bänden enthalten sind, unterstreichen diese zentralen Textstrategien. Die insgesamt 28 Abbildungen,

1221 Ebd., S. 11.

1222 Ebd.

1223 Ebd.

1224 Raeder 2, S. 9.

1225 Ebd.

1226 Raeder 2, S. 10.

die beide Texte auf je zwei Seiten unterbrechen, passen meist zum sie umgebenden Text und dienen so als die Referenzialität der geschilderten Ereignisse verstärkende Beweismittel. Auch auf den Ghostwriter wird in den Abbildungen angespielt – in Band 1 findet sich eine Photographie, die Raeder und Förste im Gespräch zeigt, sowie ein Photo der Beerdigung des britischen Großadmirals Jellicoe, an der nur Förste, nicht aber Raeder, teilgenommen hatte. Raeder selbst ist nur auf knapp der Hälfte von ihnen (13 Photos) zu sehen. Im Text selbst berichtet Raeder vom unter Marinesoldaten kursierenden Scherz, er »besäße überhaupt keine Zivilkleidung«¹²²⁷. Die beigefügten Photographien sind zumindest kaum geeignet, dieses Urteil zu widerlegen, denn Raeder ist hier ausschließlich in Uniform zu sehen. Selbst auf einer Photographie aus dem Jahre 1957, die den aus der Haft entlassenen Raeder als Gast der Einweihung des Marine-Ehrenmals in Wilhelmshaven zeigt, trägt er eine Uniform-Mütze – dabei sogar im Gegensatz zu dem neben ihm gehenden Karl Dönitz, der hier ausnahmsweise ganz in Zivil zu sehen ist. Auf den übrigen Bildern sind in einer Art nostalgischer Verklärung der Marine vor allem Photographien und sonstige Abbildungen von Schiffen zu sehen, etwa auf der Reproduktion eines vom Marinemaler Claus Bergen angefertigten, heroisierenden Gemäldes der Skagerrakschlacht. Im ersten Band finden sich zudem noch Photographien bekannter Persönlichkeiten des Kaiserreichs und der Weimarer Republik, etwa von Prinz Heinrich von Preußen, Kaiser Wilhelm II., Friedrich Ebert und Paul von Hindenburg, meist in Begleitung Raeders und anderer Marineangehöriger. Im zweiten Band hingegen finden sich keine korrespondierenden Abbildungen von NS-Größen wie Hitler oder Göring – das Bild der »unbefleckten Kriegsmarine« wird hier also auch im bildlichen Sinne inszeniert.

Die Neuauflage von *Mein Leben*, die 2009 im rechtsgerichteten Siegfried Bublies Verlag erschien,¹²²⁸ enthält demgegenüber eine stark erweiterte Sammlung von Photographien, in der Raeder auch neben Hitler und zahlreichen anderen NS-Größen zu sehen ist. Wie schon bei Dönitz' vom gleichen Verlag in *Mein soldatisches Leben* umbenannten Erinnerungen zeigen sich hier die immensen rhetorischen Einflussmöglichkeiten des Paratexts, der so auch auf neue Zielgruppen zugeschnitten werden kann: Während in der Auswahl der Photographien in Raeders ursprünglicher Ausgabe eine klare Distanz zur NS-Zeit gesucht wird, wird diese Tendenz in der Neuauflage geradezu ins Gegenteil verkehrt.

Am Ende beider Bände der Erstauflage finden sich als Anlagen schließlich noch einige Abschriften von Dokumenten. Anders als bei Speer und Dönitz wird deren Referenzialität jedoch nicht noch zusätzlich durch eine photographische

1227 Raeder 1, S. 206.

1228 Vgl. Raeder, Erich: *Mein Leben*. Beltheim-Schnellbach: S. Bublies 2009.

Abbildung der Dokumente bestärkt, sondern ausschließlich ihr Text wiedergegeben. Alle Dokumente zeichnen ein äußerst positives Bild Raeders, wobei im zweiten Band noch ein defensiver Unterton hinzu kommt. Das erste der drei Dokumente, die sich am Ende des ersten Bands finden, basiert auf einem Brief von Kapitän zur See a. D. Fritz Boie an »den Bearbeiter« (sprich: Erich Förste), in dem wiederum das Urteil des bereits verstorbenen Freiherrn von Harsdorf und Enderndorf zu Raeders Verhalten bei der Skagerrakschlacht referiert wird. Es muss dem Verfasser offenbar ein äußerst wichtiges Anliegen gewesen sein, eine Zeugenaussage zur Skagerrakschlacht anzuführen – anders ließe sich der extrem unbeholfene Nachweis qua Sekundärzitat bar allen Quellenwerts kaum erklären. Es schließen sich noch zwei lobende Briefe Admiral Hippers an Raeder sowie ein Ausschnitt aus den Kieler Neuesten Nachrichten über die Verleihung der Ehrendoktorwürde an Raeder an. Im zweiten Band hingegen werden Briefe des vom NS-Regime verfolgten Reichsministers a. D. Otto Geßler, zwei Briefe von Bekannten Raeders, die aufgrund ihrer jüdischen Abstammung ebenfalls Verfolgungen des NS-Regimes ausgesetzt waren und die nach ihrem Bekunden durch die Fürsprache Raeders geschützt wurden, sowie ein Brief, der Raeders Einsatz für christliche Funktionäre und Privilegien thematisiert, angeführt. Auch wenn sie teilweise ein deutlich späteres Datum tragen, wirken diese Briefe stark wie Zeugenaussagen vor Gericht, zumal in einigen der Briefe beteuert wird, eine eidesstattliche Aussage zu treffen oder zumindest eine solche auf Nachfrage treffen zu können. Die Dokumente zeichnen das Bild eines undogmatischen und zuverlässigen Soldaten und unterstreichen gleichzeitig die bereits im Text angelegte Verwiesenheit Raeders auf Andere: das Selbstbild ist nichts anderes als eine Kollage der Fremdbilder.¹²²⁹

1229 Aus rhetorischer Sicht wirken diese Zeugenaussagen als »Testimonial-Texte« (Luppold 2015, S. 152), die sowohl den Vorwurf des Eigenlobs umschiffen, als auch das *Ethos*, die persönliche Glaubwürdigkeit der zitierten Personen, für die eigene Selbstdarstellung nutzbar machen.

	Stellung	Konkrete Gestaltung	Zielgruppe	Rhetorische Funktion
Vorwort	S. 9–11 (Bd. 1) S. 9–10 (Bd. 2)	Betonen der damaligen Perspektive, Lob einzelner Personen, Priorisierung der Marine	Leserschaft	- Vorwegnahme der zentralen Textstrategien
Abschriften von Dokumenten	Ende beider Bände	Zeugenaussagen, die Raeders Charakter loben	Leserschaft	- Individualapologie durch Zeugenaussagen
Photographien	Zwischen Text	28 Abbildungen von Schiffen, Marinegemälden, Persönlichkeiten. 13 Abbildungen von Raeder in Uniform, keine Abbildungen von NS-Protagonisten	Leserschaft	- Marine-Folklore, Wendung an marinefreundliches Publikum - Inszenierung von Raeder als Soldat - Distanz von NS-Politik betonen

Tabelle 4: Apoletisch relevanter Paratext in Erich Raeders *Mein Leben*

5.6 Zusammenfassung

Von einer Konversionserzählung kann man im Falle Raeders wahrlich nicht sprechen. Eine Distanz des Erzählers zu seinen früheren Handlungen wird im ganzen Text nicht eingenommen, und auch von schuldhaftem Verhalten ist nie die Rede. Dennoch wäre es vorschnell, *Mein Leben* als bloße, ein *semper idem* zelebrierende Kontinuitätsbiographie im Sinne von Dönitz' *Mein wechselvolles Leben* abzutun. Denn auch zu positiven Stellungnahmen zum eigenen Verhalten ist der Erzähler nicht bereit, während sein gesamtes Umfeld mit Lob regelrecht überschüttet wird. Die Entlastung, das Verneinen aller Schuld im *Status* der Tatexistenz (*status coniecturalis*) – sie findet gerade dort statt, wo Raeder nur am Rande beteiligt war: Der verlorene Erste Weltkrieg wird mit der bekannten Dolchstoßlegende erklärt,¹²³⁰ der Aufstieg Hitlers mit den Bedingungen des Versailler Vertrags.¹²³¹ Vor allem aber ist es immer die Marine, die von jeder Schuld freigesprochen wird. Die Planungen der Marineführung im Ersten Weltkrieg zu einer endgültigen Entscheidungsschlacht gegen England, deren Bekanntwerden 1918 zunächst zum Kieler Matrosenaufstand und schließlich zur Novemberrevolution führten, werden als bloßes Missverständnis abgetan.¹²³²

1230 Vgl. Raeder 1, S. 151.

1231 Vgl. Raeder 2, S. 307.

1232 Vgl. Raeder 1, S. 147f. Der Historiker Gerhard Groß kommt demgegenüber zu der Schlussfolgerung, dass eine solche Entscheidungsschlacht sehr wohl beabsichtigt war: »Eine Todesfahrt war dabei nicht geplant – aber auch nicht ausgeschlossen. Die See-

Zudem sei ein Großteil der Revolutionäre aus dem Heer gekommen; die Frage, ob die Marine Trägerin der Novemberrevolution gewesen sei, ließe sich daher »einwandfrei im negativen Sinne«¹²³³ beantworten. Die Unterstützung des Kapp-Putschs durch Admiral von Trotha sei nur ein Versehen und Missverständnis gewesen.¹²³⁴ Im Zweiten Weltkrieg habe die Marine schließlich tapfer gekämpft. Selbst der Nürnberger Prozess wird nicht vorrangig zu einer Auseinandersetzung mit der Schuld einzelner Personen genutzt, sondern von Raeder lediglich als Tribunal über die Marine verstanden, die nach dem Prozess »mit reinem Schild und unbefleckter Flagge«¹²³⁵ vor der Welt gestanden habe.

Das für die Kontinuitätsbiographie so typische Verneinen aller Schuld, das *semper idem*, findet sich also sehr wohl in Raeders *Mein Leben*, nur eben nicht auf seine Person, sondern auf die Marine bezogen. Es ist die Marine, die schon laut Vorwort »in der Zeit nach 1935 keine andere war als vorher«¹²³⁶ und sich und ihrem Kurs stets treu geblieben sei. Die Person Raeders ist gegenüber diesem Primat der Marine nebensächlich.

Damit aber verlässt *Mein Leben* häufig den Raum des Autobiographischen – vielmehr handelt es sich bei *Mein Leben* in erster Linie um eine Kontinuitätsbiographie der Marine. Erst in zweiter Linie tritt die Person Raeders hinzu. Doch anders als behauptet, gelingt es Raeder nicht durchgängig, »sein persönliches Schicksal daneben [d. h. neben dem der Marine] als belanglos«¹²³⁷ anzusehen – ein Opfergang Raeders für die Marine ist *Mein Leben* nicht. Immer wieder tritt zur Verteidigung der Marine auch eine Rechtfertigung der Person Raeders. Da ausschließlich aus der Perspektive des erlebenden Ichs berichtet wird und sich der Erzähler jeder Stellungnahme enthält, findet eine Individualapologie aber nur indirekt statt. Dazu zählt vor allem die positive Charakterisierung Raeders durch andere Personen, die eng mit dem Lob Anderer durch Raeder verbunden ist, wobei immer auch Raeders eigene Wertmaßstäbe und Eigenschaften durchscheinen. Nur selten rechtfertigt sich auch das erlebende Ich selbst, etwa wenn es zum langen Verbleib auf seinem Posten das bereits von Baldur von Schirach bekannte Argument anführt, dass ansonsten weniger wünschenswerte

kriegsleitung war davon überzeugt, daß der Plan die Chance bot, den Briten schwere Verluste zuzufügen und selbst eine Kernflotte zu erhalten« (Groß, Gerhard P.: »Eine Frage der Ehre? Die Marineführung und der letzte Flottenvorstoß 1918«. In: *Deutsche Marinen im Wandel. Vom Symbol nationaler Einheit zum Instrument internationaler Sicherheit*. Hrsg. von Werner Rahn. München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag 2009. S. 287–304, hier: S. 299).

1233 Raeder 1, S. 150.

1234 Vgl. ebd., S. 180–183.

1235 Raeder 2, S. 317.

1236 Ebd., S. 9.

1237 Ebd., S. 313.

Personen wie Göring und Himmler zu viel Einfluss gewonnen hätten.¹²³⁸ Auch Raeders Kritik an der Norwegenpolitik¹²³⁹ oder seine Kritik an der Behandlung politischer Gefangener wie Dr. Geßler, in deren Folge Raeder sein goldenes NSDAP-Parteiabzeichen abgelegt und vernichtet haben will¹²⁴⁰, gehören in diese Kategorie. Doch gerade diese von einer individualapologetischen Argumentation getragenen Kommentare zu Hitlers Politik unterminieren das zuvor etablierte Bild der unpolitischen Marine und ihres ebenso unpolitischen Befehlshabers. Rhetorisch betrachtet ist dieses Doppelspiel im Medium einer an die Gerichtsrede angelehnten Autobiographie also nicht unproblematisch. Zwar kann eine Verteidigung vor Gericht durchaus auch auf eine oder mehrere andere Parteien hin ausgerichtet werden, was vor allem im römischen Strafrecht durch die Patronus-Klient-Beziehung notwendig wurde und heute tagtäglich durch Rechtsanwälte praktiziert wird. Doch ist eine der Gelingensbedingungen hierfür, dass die Anwältin oder der Anwalt davon absehen kann, sich selbst in den Vordergrund zu stellen.¹²⁴¹ Gattungstheoretisch ist eine solche Verteidigung eher mit dem Begriff der Memoiren, wie ihn Roy Pascal verstanden hat, als mit dem der Autobiographie, zu fassen: Ein anderer steht dort im Vordergrund der Erzählung, das Ich übt lediglich eine Zeugenfunktion aus. Doch Erich Raeder war nicht Hitlers Sekretär oder Leibwächter, sondern Oberbefehlshaber der Kriegsmarine. Als solcher ist ihm der Weg, den etwa Traudl Junge¹²⁴² und Rochus Misch¹²⁴³ später beschritten, von vornherein verwehrt geblieben. Das Dilemma, individuelle Rechtfertigung und kollektive Verantwortung in Einklang bringen zu müssen, scheint in *Mein Leben* folglich allzu deutlich durch. Die Autobiographie ist ihrem Wesen nach aber immer auf ein Individuum verwiesen, das zwar exemplarischen Wert entwickeln, nie aber seine Individualität zur Gänze aufgeben kann. Bereits in ihrer Topik baut die Autobiographie auf die von der klassischen Rhetorik erarbeiteten Topoi der Gerichtsrede (*loci a persona*) auf. Hierauf hat insbesondere Stefan Goldman hingewiesen.¹²⁴⁴ Schon auf theoretischer Ebene sind autobiographische Texte – und als solcher geriert *Mein Leben* sich – also auf Individuen, nicht Kollektive angewiesen. Eine Apologie eines Kollektivs bei gleichzeitiger Selbstverteidigung ist hingegen eine Aufgabe, für

1238 Vgl. ebd., S. 130.

1239 Vgl. ebd., S. 218–220.

1240 Vgl. ebd., S. 302.

1241 Ein besonders häufiger Topos zum Lob des Klienten ist es gerade, die eigenen Fähigkeiten gegenüber dessen Fähigkeiten herabzusetzen. Exemplarisch hierfür ist etwa Ciceros Eröffnung der Rede für den Dichter A. Licinius Archias (vgl. Cic. Arch. 1).

1242 Vgl. Junge, Gertraud; Müller, Melissa: *Bis zur letzten Stunde. Hitlers Sekretärin erzählt ihr Leben*. München: List 2003.

1243 Vgl. Misch, Rochus: *Der letzte Zeuge. Ich war Hitlers Telefonist, Kurier und Leibwächter*. München: Piper 2010.

1244 Vgl. Goldman 1994, S. 664.

die die Form einer Autobiographie denkbar ungeeignet ist. So ist *Mein Leben* vor allem als eine nostalgisch verklärte Überhöhung der Marine zu lesen, hinter der und in der sich das stets auf andere verwiesene Individuum Raeder zu verstecken und entschulden sucht. In einem Nachruf auf Raeder schrieb *Der Spiegel* seinerzeit: »Des Gefreiten [Hitlers] Großadmiral [Raeder] war kein Tirpitz; er war Maat geblieben«¹²⁴⁵. Damit ist auch für *Mein Leben* alles, was es zur Uneigenständigkeit des sich erfolglos verteidigenden Individuums Raeder zu sagen gibt, gesagt.

1245 »Erich Raeder. 24. 4. 1876–6. 11. 1960«. In: *Der Spiegel* 47 (1960). S. 34, hier: ebd.

6 Schlussfolgerungen und Ausblick

Diese Arbeit fand ihren Ausgang in der Frage nach den rhetorischen Gründen für den ungewöhnlichen Erfolg von Albert Speers *Erinnerungen*. Dabei wurden noch drei andere Texte als Kontrastfolie hinzugezogen. Ziel der Analysen war das nachvollziehende Herausarbeiten der zentralen rhetorischen Rechtfertigungsstrategien. Zur Rekonstruktion dieser Strategien wurde das analytische Augenmerk vor allem auf zwei Faktoren gelegt: Auf das Verhältnis von erlebendem und erzählendem Ich im Text sowie auf den Paratext der jeweiligen Erstausgabe.

Beim Verhältnis von erlebendem und erzählendem Ich ließen sich zwei Grundtypen autobiographischer Selbstinszenierung unterscheiden: Konversion und Kontinuität. Das Analysekorpus hat sich in dieser Hinsicht als äußerst ergiebig erwiesen; bei den untersuchten Texten treten beide Typen je zweimal auf. Baldur von Schirachs *Ich glaubte an Hitler* folgt bereits im Titel dem Muster der Konversionsbiographie, während Karl Dönitz' *Mein wechselvolles Leben* in seiner geradlinigen Ablehnung aller Schuld deutlich an das Muster der Kontinuitätsbiographie angelehnt ist. Erich Raeders *Mein Leben* folgt ebenfalls dem Muster der Kontinuitätsbiographie, variiert dieses jedoch dahingehend, dass die Kontinuität hier vorrangig auf die Marine gewendet wird, deren Unschuld auch unter Belastung der Person Raeders im Vordergrund steht. Albert Speers *Erinnerungen* schließlich geben vor, dem Muster der Konversionsbiographie zu folgen, sind aber auf eine leserseitige Dekonstruktion der Konversionserzählung bei gleichzeitiger Rekonstruktion als Kontinuitätserzählung hin ausgelegt.

Diese Rechtfertigungsmuster lassen sich im Text klar anhand des Verhältnisses von erlebendem und erzählendem Ich nachvollziehen. In Baldur von Schirachs *Ich glaubte an Hitler* ist zunächst eine starke Distanz von (vorkonversionellem) erlebendem Ich und (nachkonversionellem) erzählendem Ich festzustellen. Doch nähert sich das erlebende Ich dem Erzähler im Laufe des Konversionsprozesses immer stärker an. Dies kulminiert schließlich in einem Konversionsereignis, von dem ausgehend bald eine weitgehende Einigkeit erreicht ist. Schirach folgt dabei am ehesten der für den deutschsprachigen Raum am wirkungsmächtigsten in Goethes *Dichtung und Wahrheit* etablierten Form

einer individuellen Entwicklungsgeschichte. Dass diese Form der Autobiographie durch die Ereignisse des 20. Jahrhunderts und angesichts des Holocaust problematisch geworden ist, zeigt sich an den negativen Rezensionen zu Schirachs Werk. In bürgerlichen Autobiographien, die zur gleichen Zeit erschienen, wurde das Dilemma, angesichts der dramatischen äußeren Ereignisse den Fokus dennoch auf das Innere zu legen, auch stark problematisiert.¹²⁴⁶

Auf deutlich ältere Formen der Autobiographie, in denen die Einheit des Ichs noch unproblematisch behauptet werden konnte, greift hingegen Dönitz' *Mein wechselvolles Leben* zurück. Hier herrscht von Anfang an bereits eine starke Identifikation von erzählendem und erlebendem Ich vor und bleibt den Text über stabil. Das Innenleben des erlebenden Ichs ist dem Erzähler voll zugänglich, und regelmäßige Kommentare des Erzählers betonen mit einem »... noch heute« eine anhaltende Kontinuität. Auch in Erich Raeders *Mein Leben* verändert sich die Beziehung von erzählendem und erlebendem Ich nicht. Der Grad der Identifikation ist hier jedoch als etwas geringer anzusehen, da der Erzähler sich bewusst jeder Positionierung enthält. Weder ein »damals ... heute aber« wie in der Konversionserzählung, noch ein »... noch heute« wie in der Kontinuitätserzählung werden eingesetzt. Stattdessen schildert der Erzähler kommentarlos die damaligen Gedanken des erlebenden Ichs. Zudem tritt hier noch die Komplikation hinzu, dass das erlebende wie das erzählende Ich oft nur im Spiegel anderer Figuren sichtbar werden.

In Albert Speers *Erinnerungen* schließlich ist dem Erzähler sein früheres Ich nur über den Umweg der Mutmaßung oder des Zitats zugänglich, der Grad der Identifikation ist von Beginn an niedrig. Dies wird durch die Anlehnung an das Muster der Konversionsbiographie legitimiert, indem im stark mit religiöser Metaphorik aufgeladenen Text immer wieder auf ein späteres Konversionsergebnis verwiesen wird. Ein solches tritt jedoch nie ein, so dass sich erzählendes und erlebendes Ich im Text zwar leicht annähern, aber stets weit von einer wirklichen Identifikation entfernt bleiben. Dieses spezielle Strukturmuster ermöglicht eine permanente (Schein-)Anklage des erlebenden Ichs durch den Erzähler, die beträchtliche rhetorische Wirkung entfaltet und die Leserschaft proaktiv in den apologetischen Prozess einbinden kann. Abbildung 3 fasst diese Ergebnisse noch einmal grafisch zusammen.

Aus diesen Überlegungen zum Umgang des erzählenden mit dem erlebenden Ich lässt sich auch die rhetorisch zentrale Fragestellung (*Status*), auf die ein Text eine Antwort gibt, rekonstruieren. Im Falle Schirachs lautet die Frage: *Wie sind die Taten Schirachs zu beurteilen?* Taten und ihre Definitionen werden dabei nicht geleugnet, sondern im Rahmen einer im *status qualitatis* erfolgenden Verteidigung durch die Umstände gemildert: Die Vergehen des erlebenden Ichs

1246 Vgl. Depkat 2003, S. 443.

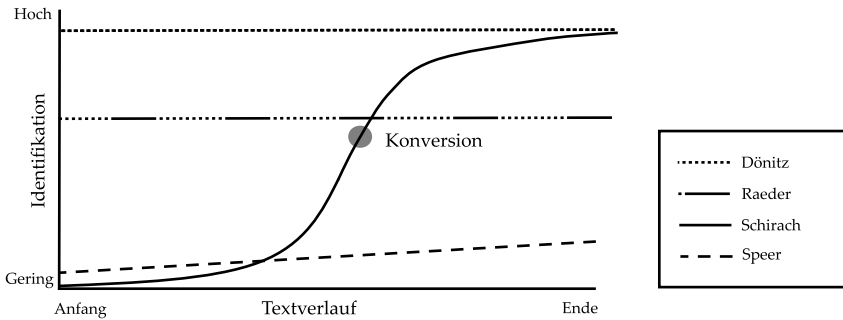


Abb. 3: Identifikation von erzählendem mit erlebendem Ich

finden ihre Rechtfertigung in ihrem Resultat, dem geläuterten Erzähler als »Endprodukt«. Speers *Erinnerungen* geben vor, auf die gleiche Frage zu antworten, zielen real jedoch auf die radikalere Verteidigung im *status coniecturalis* ab: *Trägt Speer Schuld an Kriegsverbrechen?* – eine Frage, die der Erzähler der *Erinnerungen* empathisch bejaht, indem er seine moralische Schuld in heftiger Selbstanklage eingesteht, auf faktischer Ebene jedoch verneint und dadurch einen potenziellen Widerspruch der Leserschaft provoziert: Vom Holocaust will Speer trotz aller Schuldgefühle nichts gewusst haben.

Auch Dönitz antwortet auf die Frage *Trägt Dönitz Schuld an Kriegsverbrechen?* mit einer Verteidigung im *status coniecturalis*, jedoch ohne Speers indirekten Ansatz. Stattdessen wird die eigene Unschuld direkt postuliert. Die im Falle von Dönitz' *Mein wechselvolles Leben* gewählte Strategie der Rechtfertigung durch Identität setzt im Grunde ein Publikum voraus, das bereits von Dönitz' Unschuld überzeugt ist. Im Deutschen würde man wohl davon sprechen, dass Dönitz versuche, »Eulen nach Athen zu tragen« – treffender ist jedoch die englische Variante des Sprichworts: »preaching to the converted«, also Predigen zu den bereits Bekehrten. Im konkreten Fall werden vor allem männliche Marine-Soldaten und Militaristen angesprochen. Die gleiche Art der Publikumsansprache findet sich schließlich in Raeders *Mein Leben*, wo allerdings weniger auf die Frage der persönlichen Schuld geantwortet wird. Die Frage lautet hier vielmehr: *Trägt die Kriegsmarine Schuld?* Die Verteidigung im *status coniecturalis* soll hier vor allem die Unschuld der Kriegsmarine nach außen kommunizieren, auch und gerade unter Aufopferung der Person Raeders. Allerdings dringt die Individualapologie Raeders immer wieder in den Text ein und konterkariert dabei häufig die eigentlich zentrale Rechtfertigung der Marine.

Dabei haben sich Paratext und andere textnahe Elemente wie Photographien als valide rhetorische Analysekatoren erwiesen, in denen sich zentrale Strategien des Texts widerspiegeln oder überhaupt erst ermöglicht werden. So unterscheidet sich etwa die Betonung der Referenzialität zwischen den hier un-

tersuchten Texten sehr stark. Während Albert Speer mit Endnoten, Anmerkungsapparat, Klappentext, Vorwort, Nachwort und Photographien den paratextuellen Raum voll ausreizt, wodurch Wissenschaftlichkeit und Belegbarkeit suggeriert werden, und Erich Raeder in Text und Vorwort immer wieder seine Autorschaft betont, ordnet sich Dönitz' *Mein wechselvolles Leben* im Mittelfeld ein. Die zahlreichen dort zitierten Autoritäten werden teils ohne Quellennachweis angeführt, und viele der beigefügten Photographien gehören weniger zum Text, als vielmehr in einen marinenostalgieischen Gesamtkontext. Am schwächsten fällt die Inszenierung von Referenzialität schließlich in Baldur von Schirachs *Ich glaubte an Hitler* aus – weder Literaturangaben noch Photographien weisen auf ein ›außerhalb‹ des Texts hin; selbst das Vorwort ist in die Diegese integriert. Hierin zeigen sich deutlich die unterschiedlichen apologetischen Voraussetzungen der Texte.

Während bei Speer und Schirach die Differenz zu den Verbrechen des NS-Systems eine innere ist, geben Dönitz und Raeder mit der Betonung ihres soldatischen Berufs eine äußere Differenz an, die sich auch entsprechend auf Photographien festhalten lässt. Insofern ist es bezeichnend, dass gerade in Schirachs *Ich glaubte an Hitler*, wo von allen hier untersuchten Texten noch am stärksten die innere Entwicklung des Protagonisten beschrieben wird, keine Photographien (mit Ausnahme des Portraits auf dem Umschlag) vorkommen. In Speers *Erinnerungen* hingegen dominieren Photographien von Gebäuden und sonstigen architektonischen Motiven, womit ebenfalls Speers partieller Rückzug auf die architektonische Tätigkeit unterstützt wird. Am deutlichsten wird aber die Eignung der Photographie zur Beschreibung äußerer Gegebenheiten bei den ganz auf die (positive) Schilderung vergangener Ereignisse abzielenden Texten von Dönitz und Raeder. In beiden Fällen wird eine der Hauptstrategien des Texts, die Betonung des vermeintlich unpolitischen Soldatenberufs, durch die zahlreichen Photographien der uniformierten Protagonisten untermalt – ergänzt durch den gleichzeitigen Verzicht auf die Abbildung von NS-Politikern.

Die Analyse des Zusammenspiels von erlebendem und erzählendem Ich sowie der Paratexte hat also verschiedene Rechtfertigungsmuster offenbart, die auf sehr unterschiedliche Weise mit der rhetorischen Ausgangssituation umgehen. Diese Muster lassen sich zusammenfassend auf eine etwas plakative Art und Weise verdeutlichen. William Howarth hat als Möglichkeit zur Analyse autobiographischer Texte vorgeschlagen, diese in Analogie zum Selbstportrait eines Malers zu begreifen.¹²⁴⁷ Würde man die hier behandelten Textoratoren im übertragenen Sinne als Maler eines Selbstportraits verstehen, ergäbe sich wohl das folgende Bild: Baldur von Schirach hätte mindestens zwei Selbstportraits

1247 Vgl. Howarth, William L.: »Some Principles of Autobiography«. In: Olney 1980. S. 84–114, hier: S. 85.

angefertigt. Eines würde einen jungen, naiven, verführten Mitläufer zeigen, ein anderes einen späteren, geläuterten Schirach. Womöglich aber hätte er noch zahlreiche andere Selbstportraits produziert, die, einem Daumenkino gleich, die Entwicklungsschritte zwischen beiden Bildern protokollieren. Albert Speer hätte hingegen vorgeblich ein hässliches, verkommenes Selbstportrait gemalt, das, ganz im Sinne seiner bewussten Anlehnung an Oscar Wildes *Dorian Gray*, an Stelle des Malers alle Schuld auf sich vereinen soll. Dabei wäre er allerdings so vorgegangen, dass er zunächst ein idealisiert-positives Selbstportrait angefertigt hätte und dieses dann erst nachträglich und derart plump ins Negative gewendet hätte, dass das Publikum das positive Ursprungsbild noch gut als das eigentlich ›wahre‹ Portrait hätte identifizieren können – etwa indem er, ähnlich wie bei Schmierereien auf Wahlplakaten, dem Heldenportrait in Öl mit einem Kugelschreiber noch rasch Teufelshörner, Augenklappe und Vampirzähne angedichtet hätte. All dies hätte er zudem vor großem Publikum getan und dabei gründlich sichergestellt, dass alle Anwesenden auch einen guten Blick auf den tatsächlichen Maler erhaschen und dementsprechend selbst bemerken können, dass dieser so gar nichts mit der plumpen Hässlichkeit seines angeblichen Selbstportraits gemein hat. Karl Dönitz hingegen hätte als Portraitmaler schlicht ein idealisiert-heroisches Selbstportrait alter Schule angefertigt. Erich Raeder schließlich hätte anstelle eines Selbstportraits wohl eher ein ebenfalls idealisiert-heroisches Gemälde eines Schlachtschiffs gemalt, das mit wehender Flagge ins Gefecht zieht. Auf der Brücke des Schiffs könnte man durch die Fenster womöglich noch Raeder in voller Uniform erkennen – die Farbe wäre an dieser Stelle allerdings dicker aufgetragen und noch feucht, weil dort noch hastig das versehentlich mitgemalte goldene NSDAP-Parteiabzeichen an der Uniform hätte übertüncht werden müssen.

Damit liefert die vorliegende Arbeit erstmals eine umfassende und systematische Antwort auf die in der geschichtswissenschaftlichen Diskussion bislang unbeantwortet gebliebene Frage, warum Albert Speers Darstellung des Dritten Reichs so lange in Öffentlichkeit wie Forschung derart unkritisch rezipiert wurde. Mit dem Offenlegen der ins rhetorische Kalkül integrierten leserseitigen Dekonstruktion der durch trittbrettfahrerhafte Anlehnung an das Muster der Konversionsbiographie legitimierten Selbstanklage liegt nun eine plausible Erklärung dafür vor, dass selbst namhafte Historiker trotz neuer Forschungsergebnisse so beharrlich auf ihrem Glauben an Wahrhaftigkeit und Referenzialität der Speer'schen Selbstinszenierung beharrten – es war der Glaube an ihre eigene Version der Ereignisse, zu der sie vermeintlich in kritischer Auseinandersetzung mit Speers Version gelangt waren.

Darüber hinaus zeigt diese Arbeit eine produktive Möglichkeit zur rhetorischen Analyse von Autobiographien auf. Dabei haben sich das Zusammenspiel von erlebendem und erzählendem Ich sowie die Elemente des Paratexts als

besonders tragfähige Analysekategorien erwiesen, aus denen sich die rhetorische Kernfrage (*Status*) und damit auch die rhetorische Funktionsweise der Publikationen rekonstruieren lassen. Die Unterscheidung verschiedener rhetorisch wirksamer Varianten von Konversions- und Kontinuitätsautobiographien dürfte dabei vor allem für die von der Forschung bislang wenig beachtete Kategorie der politischen Autobiographie von Bedeutung sein. Insbesondere können durch das Betonen der Rhetorizität auch sonst nur schwierig analytisch zu erfassende Tätertexte für die Forschung erschlossen werden. Die hier entwickelten Ansätze zur rhetorischen Analyse autobiographischer Texte lassen sich aber ohne Weiteres auch auf alle anderen Formen der Autobiographie übertragen, in denen das Moment des Apologetischen präsent ist.

Die vorliegende Arbeit kann dabei zudem als erster Schritt hin zu einer stärkeren Beschäftigung mit den langfristigen Folgen von Rhetorik dienen. Dabei ließe sich etwa an die Ausführungen Hayden Whites in *Metahistory* oder an die rhetorischen Entstehungs- und Modifikationsprozesse im von Jan und Aleida Assmann vorgeschlagenen Konzept eines langfristig wirksamen kulturellen Gedächtnisses anknüpfen. Vor allen Dingen aber erfüllt diese Arbeit eine zentrale Funktion analytischer Rhetorik: Indem sie Mechanismen der Überzeugung und Manipulation offenlegt, hilft sie, einen kritischeren Umgang mit Texten zu finden. Viel ist in dieser Arbeit von der *dissimulatio artis* die Rede gewesen, dem rhetorischen »Verschleiern der Kunst«. Rhetorische Techniken wirken nicht in gleichem Maße auf ein Publikum, wenn sie als solche erkannt werden. Anders formuliert: Indem die Wirkungsmechanismen aufgezeigt werden, die Texten wie Albert Speers *Erinnerungen* zugrunde liegen, wird die Anfälligkeit für diese Mechanismen reduziert.

Damit erfüllt diese Arbeit eine in der bisherigen Diskussion oft vernachlässigte Funktion: eine Abstraktion über den historischen Einzelfall hinaus. Isabell Trommer etwa hat jüngst auf die Frage, »warum die apologetischen Formeln Speers mehr oder weniger umstandslos aufgegriffen wurden«¹²⁴⁸, geantwortet, indem sie eine »historische Darstellung der Rezeption Albert Speers«¹²⁴⁹ in den Vordergrund gestellt hat. So verdienstvoll Trommers akribische Quellenarbeit sein mag, birgt dieser Ansatz doch die Gefahr einer Historisierung: Die außergewöhnliche Wirkung Speers wird aus der spezifischen historischen Situation und den Bedürfnissen eines konkreten Publikums heraus erklärt. Die Logik einer solchen Vorgehensweise ist implizit teleologisch und stellt den Erfolg Speers als singuläres Ereignis dar, das inzwischen überwunden sei. Tatsächlich lehrt der Blick auf aktuelle Kundenbewertungen zu Speers *Erinnerungen* auf

1248 Trommer 2016, S. 13.

1249 Ebd.

einschlägigen Online-Portalen wie amazon.de,¹²⁵⁰ dass der Text auch heute noch eine beträchtliche persuasive Wirkung entfalten kann. Nach wie vor zeigt sich nur ein Bruchteil der Rezensentinnen und Rezensenten der Problematik des Texts bewusst. Gerade hier erweist sich die Wirksamkeit einer solchen Langzeit-Rhetorik im Medium der Autobiographie: Auch wenn in der Wissenschaft das Speer-Bild inzwischen ein anderes ist, sind wesentliche Techniken des Texts auch ungeachtet historisch-kultureller Veränderungen noch immer wirksam – vor allem bei dem (nicht zu vernachlässigenden) Teil des Publikums, der vor der Speer-Lektüre weder Matthias Schmidts *Albert Speer. Das Ende eines Mythos* noch Isabel Trommers *Rechtfertigung und Entlastung* durchgearbeitet hat und Widersprüche zwischen Text und Empirie sicher benennen kann.

Auch der vorliegende Text wird daran zunächst wenig ändern – es bleibt zu bezweifeln, dass ein Großteil der zukünftigen Speer-Leserschaft vor der Lektüre diese Untersuchung konsultieren wird. Indem hier aber ein rhetorisch-systematischer anstelle eines historischen Zugangs gewählt wurde, bleibt die Hoffnung, dass zumindest der Leserschaft dieser Untersuchung dadurch Werkzeuge zur Verfügung gestellt werden, mit deren Hilfe sich vergleichbare rhetorische Muster auch bei zukünftigen Texten erkennen lassen. Wenn damit ein Schritt dazu getan ist, dass bei den kommenden Autobiographien heutiger und zukünftiger Politikerinnen und Politiker eine zweite »Causa Speer« vermieden werden kann, hätte diese Arbeit ihr Ziel erreicht. Was bleibt, ist der Wunsch, dass die rhetorische Bildung, die es ermöglicht, problematische rhetorische Techniken zu identifizieren und dadurch auszuhebeln, in Zukunft breiter gestreut und vermittelt wird, als es im bescheidenen Rahmen dieser Arbeit möglich ist.

1250 Vgl. <https://www.amazon.de/Erinnerungen-Albert-Speer/dp/3548367321/ref=sr11?ie=UTF8&qid=1474053303&sr=8-1&keywords=speer+erinnerungen#customerReviews> (zuletzt abgerufen am 12. 6. 2017).

7 Literaturverzeichnis

7.1 Primärtexte

- Dönitz, Karl: *Zehn Jahre und zwanzig Tage*. Bonn: Athenäum 1958.
- Dönitz, Karl: *Mein wechselvolles Leben*. Göttingen: Musterschmidt 1968.
- Dönitz, Karl: *Deutsche Strategie zur See im Zweiten Weltkrieg. Die Antworten des Großadmirals auf 40 Fragen*. Frankfurt am Main: Bernard & Graefe 1970.
- Dönitz, Karl: *Mein soldatisches Leben*. Schnellbach: S. Bublies 1998.
- Raeder, Erich: *Mein Leben. Bis zum Flottenabkommen mit England 1935*. Bd. 1. Tübingen: Fritz Schlichtenmayer 1956.
- Raeder, Erich: *Mein Leben. Von 1935 bis Spandau 1955*. Bd. 2. Tübingen: Fritz Schlichtenmayer 1957.
- Raeder, Erich: *Mein Leben*. Beltheim-Schnellbach: S. Bublies 2009.
- Schirach, Baldur von: *Ich glaubt an Hitler*. Hamburg: Mosaik 1967.
- Schirach, Baldur von: *J'ai cru en Hitler*. Paris: Librairie Plon 1968.
- Schirach, Baldur von: *J'ai cru en Hitler*. Paris: Déterna Editions 2011.
- Schirach, Baldur von: *Yo creí en Hitler*. Barcelona: de Caralt 1968.
- Speer, Albert: »Antwort an Erich Goldhagen«. In: *Albert Speer: Kontroversen um ein deutsches Phänomen*. Hrsg. von Adelbert Reif. München: Bernard & Graefe 1978. S. 395–403.
- Speer, Albert: *Erinnerungen*. Frankfurt am Main/Berlin: Ullstein/Propyläen 1969.
- Speer, Albert: *Inside the Third Reich. Memoirs*. New York: Touchstone 1997.
- Speer, Albert: *Spandauer Tagebücher*. Berlin: Ullstein 2005.

7.2 Zeitungen, Magazine, Radiobeiträge, Online-Quellen

- Bossong, Nora: »Jetzt ist er wirklich wieder da« (15.4.2016), <http://www.zeit.de/freitext/2016/04/15/hitler-mein-kampf-bestsellerliste-bossong> (zuletzt abgerufen am 12.6.2017).
- »Das Wichtigste der Woche«. In: *Die Zeit* Nr. 39 (29.9.1955).
- »Der letzte Führer«. In: *Der Spiegel* 34 (1984). S. 40–42.
- »Des Teufels Großmutter«. In: *Der Spiegel* 34 (1953). S. 32f.

- »Die Bürde werde ich nicht mehr los«. SPIEGEL-Gespräch mit Albert Speer über Adolf Hitler und das Dritte Reich«. In: *Der Spiegel* 46 (1966). S. 48–62.
- »Erich Raeder. 24. 4. 1876–6. 11. 1960«. In: *Der Spiegel* 47 (1960). S. 34.
- »Frost on Friday«, 13. September 1968. Online unter <https://www.youtube.com/watch?v=jnASJgBgdZM> (zuletzt abgerufen am 12. 6. 2017).
- Haffner, Sebastian: »Profile. Albert Speer. Dictator of Nazi Industry«. In: *The Observer* (9. 4. 1944). S. 6.
- https://www.amazon.de/Erinnerungen-Albert-Speer/dp/3548367321/ref=sr_1_1?ie=UTF8&qid=1474053303&sr=8-1&keywords=speer+erinnerungen#customerReviews (zuletzt abgerufen am 12. 6. 2017).
- Janßen, Karl-Heinz: »Kein neues Bild. Die angebliche Entlarvung Albert Speers wiederholt nur Allzubekanntes«. In: *Die Zeit* Nr. 31 (30. 7. 1982).
- Manas, Elisabeth: »Interview mit Jochen von Lang zu seinem Buch ›Hitlerjunge Baldur von Schirach‹«. In: *Journal-Panorama. ORF* (3. 1. 1989). Online unter <http://www.journale.at/treffer/atom/0B1D50B6-067-0009B-00000468-0B1C6A5B/band/67075>, (zuletzt abgerufen am 12. 6. 2017, ab Min. 18:22).
- Minkmar, Nils: »Die drei Leben des Albert Speer. Heinrich Breloers Dokudrama ›Speer und Er‹ ist ein großer nationaler Exorzismus«. In: *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* 17 (1. 5. 2005). S. 31.
- »Neues Breloer-Drama: Der ›Entlastungs-Nazi‹ in neuer Perspektive« (22. 6. 2004). Online unter <http://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/neues-breloer-drama-der-entlastungs-nazi-in-neuer-perspektive-a-305203.html> (zuletzt abgerufen am 12. 6. 2017).
- Playboy* 6 (1971). S. 69–96, 168–171, 192–203.
- Rost, Alexander: »Unbeirrt von allen Zweifeln«. Das gar nicht so wechselvolle Leben des Großadmirals Karl Dönitz«. In: *Die Zeit* Nr. 14 (4. 4. 1969).
- Rost, Alexander: »Wenig bleibt von Hitlers Admiral. Das Ende eines Zickzackkurses – Anmerkungen zu einer britischen Biographie des ›Löwen‹«. In: *Die Zeit* Nr. 41 (5. 10. 1984).
- »Schlichtenmayer. Pleite von rechts«. In: *Der Spiegel* 22 (1965). S. 91 f.
- »Speer. Fühlende Brust«. In: *Der Spiegel* 40 (1966). S. 44–61.
- Thomas, Gina: »Albert Speer. Es besteht kein Zweifel, ich war zugegen«. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 59 (10. 3. 2007). S. 33.
- Wiegrefe, Klaus: »Der charmante Verbrecher«. In: *Der Spiegel* 18 (2005). S. 74–86.
- »Zur Bataille kam es nicht«. In: *Die Zeit* Nr. 31 (30. 7. 1982).

7.3 Aufsätze und Monographien

- Andersen, Øivind: *Im Garten der Rhetorik. Die Kunst der Rede in der Antike*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2001.
- Aristoteles; Krapinger, Gernot: *Rhetorik*. Stuttgart: Reclam 2015.
- Arnold, Dietmar; Janick, Reiner: *Neue Reichskanzlei und »Führerbunker«. Legenden und Wirklichkeit*. Berlin: Links 2009.
- Arntzen, Friedrich; Michaelis-Arntzen, Else: *Psychologie der Zeugenaussage. System der Glaubwürdigkeitsmerkmale*. München: Beck 1993.

- Assmann, Aleida: »Wie wahr sind Erinnerungen?«. In: *Das soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung*. Hrsg. von Harald Welzer. Hamburg: Hamburger Edition 2001. S. 103–122.
- Assmann, Jan: *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. München: C.H. Beck 1992.
- Aurell, Jaume: »Autobiographical texts as historiographical sources. Rereading Fernand Braudel and Annie Kriegel«. In: *Biography* 29/3 (2006). S. 425–445.
- Barasch-Rubinstein, Emanuela: *Mephisto in the Third Reich. Literary representations of evil in Nazi Germany*. Berlin: De Gruyter 2015.
- Barbour, John D.: *Versions of deconversion. Autobiography and the loss of faith*. Charlottesville: University Press of Virginia 1994.
- Bausinger, Hermann: »Perlmans Erzähltheorie. Erinnerung als Rechtfertigung«. In: *Leben-Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung: Festschrift für Albrecht Lehmann*. Hrsg. von Albrecht Lehmann; Thomas Hengartner; Brigitta Schmidt-Lauber. Berlin: Reimer 2005. S. 199–208.
- Beason, Larry: »Strategies for Establishing an Effective Persona: an Analysis of Appeals to Ethos in Business Speeches«. In: *The Journal of Business Communication* 28/4 (1991). S. 326–346.
- Beresford, Charles: *The memoirs of Admiral Lord Charles Beresford*. Boston: Little, Brown & Co 1914.
- Berndt, Frauke; Tonger-Erk, Lily; Meixner, Sebastian: *Intertextualität. Eine Einführung*. Berlin: E. Schmidt 2013.
- Besson, Waldemar: »Wem diente Albert Speer?«. In: *Albert Speer. Kontroversen um ein deutsches Phänomen*. Hrsg. von Adelbert Reif. München: Bernard & Graefe 1978. S. 263–267.
- Bird, Keith: *Erich Raeder. Admiral of the Third Reich*. Annapolis: Naval Institute Press 2013.
- Bird, Keith: »Karl Dönitz – Der ›unbesiegte‹ Admiral«. In: *Die Militärelite des Dritten Reiches. 27 biographische Skizzen*. Hrsg. von Ronald Smelser. Berlin: Ullstein 1998. S. 129–152.
- Black, Edwin: »The Second Persona«. In: *Contemporary Rhetorical Theory. A Reader*. Hrsg. von John Louis Lucaites; Celeste Michelle Condit; Sally Caudill. New York: Guilford Press 1999. S. 331–340.
- Blumenberg, Hans: »Anthropologische Annäherung an die Aktualität der Rhetorik«. In: Ders.: *Wirklichkeiten, in denen wir leben. Aufsätze und eine Rede*. Stuttgart: Reclam 1981. S. 104–136.
- Bohse, Jörg: *Inszenierte Kriegsbegeisterung und ohnmächtiger Friedenswille. Meinungslenkung und Propaganda im Nationalsozialismus*. Stuttgart: Metzler 1988.
- Brechtken, Magnus: »Persuasive Illusions of the Self: Albert Speer's Life Writing and Public Discourse about Germany's Nazi Past«. In: *German Life in the Twentieth Century*. Hrsg. von Birgit Dahlke; Dennis Tate; Roger Woods. Rochester/New York: Camden House op. 2010. S. 71–91.
- Brechtken, Magnus: »Ein Kriminalroman könnte nicht spannender erfunden werden. Albert Speer und die Historiker«. In: *Life writing and political memoir. Lebenszeugnisse und politische Memoiren*. Hrsg. von Magnus Brechtken. Göttingen: V&R unipress 2012. S. 35–78.

- Brechtken, Magnus: *Albert Speer. Eine deutsche Karriere*. München: Siedler 2017.
- Breloer, Heinrich: *Unterwegs zur Familie Speer. Begegnungen, Gespräche, Dokumente*. Berlin: Propyläen 2005.
- Bruss, Elisabeth W.: »Die Autobiographie als literarischer Akt«. In: *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Hrsg. von Günter Niggel. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1989. S. 258–279.
- Bullerjahn, Claudia: »Der Mythos um das kreative Genie: Einfall und schöpferischer Drang«. In: *Musikermymen. Alltagstheorien, Legenden und Medieninszenierungen*. Hrsg. von Claudia Bullerjahn; Wolfgang Löffler. Hildesheim/New York: Olms 2004. S. 125–161.
- Burke, Kenneth: *A Rhetoric of Motives*. Berkeley/Los Angeles: University of California Press 1950.
- Burke, Kenneth: »Die Rhetorik in Hitlers ›Mein Kampf‹«. In: *Die Rhetorik in Hitlers ›Mein Kampf‹ und andere Essays zur Strategie der Überredung*. Hrsg. von Kenneth Burke. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1973. S. 7–34.
- Burke, Kenneth: »The rhetoric of Hitler's ›Battle‹«, in: *The Southern Review* V, I (1939). S. 1–21.
- Busch, Wilhelm: *Sämtliche Werke und eine Auswahl der Skizzen und Gemälde*. In zwei Bänden. Hrsg. von Rolf Hochhuth. München: Bertelsmann 1992.
- Cialdini, Robert B.: *Influence. The psychology of persuasion*. New York: Collins 2007.
- Cicero, Marcus Tullius; Büchner, Karl: *Vom rechten Handeln. Lateinisch/deutsch*. Zürich: Artemis 1964.
- Cicero, Marcus Tullius; Fuhrmann, Manfred: *Die politischen Reden. Lateinisch/deutsch*. München: Artemis & Winkler 1993.
- Cicero, Marcus Tullius; Nüßlein, Theodor: *De inventione. Über die Auffindung des Stoffes. Lateinisch/deutsch*. Düsseldorf: Artemis & Winkler 1998.
- Cicero, Marcus Tullius; Bayer, Karl: *Partitiones oratoriae. Rhetorik in Frage und Antwort. Lateinisch/deutsch*. München: Artemis & Winkler 1994.
- Cicero, Marcus Tullius; Shackleton Bailey, D. R.: *Philippics*. Chapel Hill: University of North Carolina Press 1986.
- Cicero, Marcus Tullius; Kasten, Helmut: *Atticus-Briefe. Lateinisch/deutsch*. München: Heimeran 1959.
- Cohn, Dorrit: »Fictional versus Historical Lives: Borderlines and Borderline Cases«. In: *The Journal of Narrative Technique* 19/1 (1989). S. 3–24.
- Cohn, Dorrit: *Transparent Minds. Narrative Modes for Presenting Consciousness in Fiction*. Princeton, N.J.: Princeton University Press 1978.
- Cox, James M.: »Recovering Literature's Lost Ground Through Autobiography«. In: *Autobiography. Essays Theoretical and Critical*. Hrsg. von James Olney. Princeton, N.J.: Princeton University Press 1980. S. 123–145.
- Demandt, Alexander: *Ungeschehene Geschichte. Ein Traktat über die Frage: Was wäre geschehen, wenn ...?* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2005.
- Demirdögen, Ülkü D.: »The Roots of Research in (political) Persuasion: Ethos, Pathos, Logos and the Yale Studies of Persuasive Communications«. In: *International Journal of Social Inquiry* 3/1 (2010). S. 189–201.
- Depkat, Volker: »Autobiographie und die soziale Konstruktion von Wirklichkeit«. In: *Geschichte und Gesellschaft* 29/3 (2003). S. 441–476.

- Depkat, Volker: »Nicht die Materialien sind das Problem, sondern die Fragen, die man stellt. Zum Quellenwert von Autobiographien für die historische Forschung«. In: »Quelle«. *Zwischen Ursprung und Konstrukt. Ein Leitbegriff in der Diskussion*. Hrsg. von Thomas Rathmann; Nikolaus Wegmann. Berlin: Schmidt 2004. S. 102–117.
- Depkat, Volker: *Lebenswenden und Zeitenwenden. Deutsche Politiker und die Erfahrungen des 20. Jahrhunderts*. München: De Gruyter 2007.
- Depkat, Volker: »Zum Stand und zu den Perspektiven der Autobiographieforschung in der Geschichtswissenschaft«. In: *BIOS* 23/2 (2010). S. 170–187.
- Derrida, Jacques: *Otobiographies. L'Enseignement de Nietzsche et la Politique du Nom Propre*. Paris: Éditions Galilée 1984.
- Deußen, Christiane: *Erinnerung als Rechtfertigung. Autobiographien nach 1945: Gottfried Benn, Hans Carossa, Arnolt Bronnen*. Tübingen: Stauffenburg 1987.
- Dietrich, Otto: *12 Jahre mit Hitler*. München: Isar Verlag 1955.
- Doenitz at Nuremberg, a reappraisal. War crimes and the military professional*. Hrsg. von Harold K. Thompson. New York: Amber Publ. Corp. 1976.
- Drynda, Joanna: *Spiegel-Frauen. Zum Spiegelmotiv in Prosatexten zeitgenössischer österreichischer Autorinnen*. Frankfurt am Main: Lang 2012.
- Dugast, Jacques: »Parerga und Paratexte. Eine Ästhetik des Beiwerks«. In: *Vom Parergon zum Labyrinth. Untersuchungen zur kritischen Theorie des Ornaments*. Hrsg. von Gérard Rault; Burghart Schmidt. Wien: Böhlau 2001. S. 101–110.
- Dunn, Kevin: *Pretexts of authority. The rhetoric of authorship in the Renaissance preface*. Stanford, Calif.: Stanford University Press 1994.
- Eco, Umberto: »Über Spiegel«. In: ders.: *Über Spiegel und andere Phänomene*. München: dtv 2011. S. 26–61.
- Egan, Susanna: *Patterns of experience in autobiography*. Chapel Hill: University of North Carolina Press 1984.
- Epping-Jäger, Cornelia: »Hitler's Voice: The Loudspeaker under National Socialism«. In: *Intermedialités: histoire et théorie des arts, des lettres et des techniques* 17 (2011). S. 83–104.
- Epping-Jäger, Cornelia: »Laut/Sprecher Hitler. Über ein Dispositiv der Massenkommunikation in der Zeit des Nationalsozialismus«. In: *Hitler der Redner*. Hrsg. von Josef Kopperschmidt. München: W. Fink 2003. S. 143–158.
- Epping-Jäger, Cornelia: »Stimmgewalt. Die NSDAP als Rednerpartei«. In: *Stimme. Annäherung an ein Phänomen*. Hrsg. von Doris Kolesch; Sybille Krämer. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2006. S. 147–171.
- Esch-Wermeling, Elisabeth: *Thekla – Paulusschülerin wider Willen? Strategien der Leserlenkung in den Theklaakten*. Münster: Aschendorff op. 2008.
- Eybl, Franz: »Nekrolog«. In: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Hrsg. von Gert Ueding. Bd. 6. Tübingen: Niemeyer 2003. Sp. 207–210.
- Faulkner, Raymond; Goelet, Ogden; Dassow, Eva von: *The Egyptian book of the dead. The book of going forth by day*. San Francisco: Chronicle Books 1994.
- Fest, Joachim: »Albert Speer und die technizistische Unmoral«. In: Ders.: *Das Gesicht des Dritten Reiches. Profile einer totalitären Herrschaft*. München: Piper 1963. S. 271–285.
- Fest, Joachim: *Speer. Eine Biographie*. Berlin: Alexander Fest 1999.

- Fest, Joachim: *Die unbeantwortbaren Fragen. Notizen über Gespräche mit Albert Speer zwischen Ende 1966 und 1981*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verlag 2006.
- Fest, Joachim: *Hitler. Eine Biographie*. Frankfurt am Main: Ullstein 1995.
- Fisher, John: *Memories*. London: Hodder and Stoughton 1919.
- Frank, Hans: *Im Angesicht des Galgens. Deutung Hitlers und seiner Zeit auf Grund eigener Erlebnisse und Erkenntnisse*. München: Beck 1953.
- Freud, Sigmund: *Briefe 1873–1929*. Frankfurt am Main: Fischer 1969.
- Freund, Florian; Perz, Betrand; Stuhlpfarrer, Karl: »Der Bau des Vernichtungslagers Auschwitz-Birkenau. Die Aktenmappen der Zentralbauleitung Auschwitz »Vorhaben: Kriegsgefangenenlager Auschwitz (Durchführung der Sonderbehandlung)« im Militärhistorischen Archiv Prag«. In: *Zeitgeschichte* 20 (1993). S. 187–214.
- Friedrich, Hans: *Zeugnisse im Beruf. Richtig schreiben, richtig verstehen*. Niedernhausen: Falken-Verlag 1981.
- Frisch, Hartvig: *Ciceros kamp for republikken. Den historiske baggrund for Ciceros filip-piske taler*. Kopenhagen: H. Hirschsprungs 1942.
- Fuhrmann, Manfred: *Cicero und die römische Republik. Eine Biographie*. Düsseldorf: Patmos 2007.
- Fuhrmann, Manfred: »Rechtfertigung durch Identität – Über eine Wurzel des Autobiographischen«. In: *Identität*. Hrsg. von Odo Marquard; Karlheinz Stierle. München: W. Fink 1979. S. 685–690.
- Fuhrmann, Manfred: *Die antike Rhetorik. Eine Einführung*. Düsseldorf: Patmos 2008.
- Gadamer, Hans-Georg: *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*. Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1990.
- Ganzfried, Daniel: ... *alias Wilkomirski. Die Holocaust-Travestie. Enthüllung und Dokumentation eines literarischen Skandals*. Berlin: Jüdische Verlags-Anst. 2002.
- Gaonkar, Dilip Parameshwar: »Rhetoric and Its Double. Reflections on the Rhetorical Turn in the Human Sciences«. In: *The Rhetorical Turn. Invention and Persuasion in the Conduct of Inquiry*. Hrsg. von Herbert W. Simons. Chicago: University of Chicago Press 1990. S. 341–366.
- Genette, Gérard: *Fiktion und Diktion*. München: Wilhelm Fink 1992.
- Genette, Gérard: *Palimpseste. Die Literatur auf zweiter Stufe*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1993.
- Genette, Gérard: »Implizierter Autor, implizierter Leser?«. In: *Texte zur Theorie der Autorschaft*. Hrsg. von Fotis Jannidis. Stuttgart: Reclam 2000. S. 233–246.
- Genette, Gérard: *Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches*. Frankfurt am Main: Campus 1989. Frz. Erstausgabe: *Seuils*. Paris: Editions du Seuil 1987.
- Gerstenmaier, Eugen: »Was ist Schuld, was Schicksal?«. In: *Albert Speer. Kontroversen um ein deutsches Phänomen*. Hrsg. von Adelbert Reif. München: Bernard & Graefe 1978. S. 485–489.
- Gilbert, Gustave M.: *Nürnberger Tagebuch. Gespräche der Angeklagten mit dem Gerichtspsychologen*. Frankfurt am Main: Fischer 2014.
- Goethe, Johann Wolfgang von: *Dichtung und Wahrheit*. Frankfurt am Main: Fischer 2010.
- Goldhagen, Erich: »Albert Speer, Himmler and the Secrecy of the Final Solution«. In: *Midstream* (10.1971). S. 43–50.

- Goldhagen, Erich: »Albert Speer, Himmler und das Geheimnis der Endlösung«. In: *Albert Speer. Kontroversen um ein deutsches Phänomen*. Hrsg. von Adelbert Reif. München: Bernard & Graefe 1978. S. 383–394.
- Goldmann, Stefan: »Topos und Erinnerung. Rahmenbedingungen der Autobiographie«. In: *Der ganze Mensch. Anthropologie und Literatur im 18. Jahrhundert: DFG-Symposium 1992*. Hrsg. von Hans-Jürgen Schings. Stuttgart: Metzler 1994. S. 660–675.
- Görlitz, Walter: *Generalfeldmarschall Keitel. Verbrecher oder Offizier? Erinnerungen, Briefe, Dokumente des Chefs OKW*. Göttingen: Musterschmidt 1961.
- Görlitz, Walter: *Karl Dönitz. Der Großadmiral*. Göttingen: Musterschmidt 1972.
- Göttert, Karl-Heinz: *Mythos Redemacht. Eine andere Geschichte der Rhetorik*. Frankfurt am Main: Fischer 2015.
- Gough, Barry: »Rulers of the Waves. British Naval Memoirs«. In: *Political memoir. Essays on the politics of memory*. Hrsg. von George Eagerton. London/Portland, Or.: F. Cass 1994. S. 131–150.
- Grieswelle, Detlef: *Hitlers Rhetorik in der Weimarer Zeit*. Saarbrücken: Univ. Diss. 1969.
- Groeben, Norbert; Nickel-Bacon, Irmgard; Schreier, Margrit: »Fiktionssignale pragmatisch. Ein medienübergreifendes Modell zur Unterscheidung von Fiktion(en) und Realität(en)«. In: *Poetica* 32/3–4 (2000). S. 267–299.
- Groß, Gerhard P.: »Eine Frage der Ehre? Die Marineführung und der letzte Flottenvorstoß 1918«. In: *Deutsche Marinen im Wandel. Vom Symbol nationaler Einheit zum Instrument internationaler Sicherheit*. Hrsg. von Werner Rahn. München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag 2009. S. 287–304.
- Grossman, Marshall: »Hayden White and Literary Criticism: The Tropology of Discourse«. In: *Papers on Language and Literature (PLL)* 17/4 (1981). S. 424–445.
- Guderian, Heinz: *Erinnerungen eines Soldaten*. Heidelberg: Kurt Vowinkel 1951.
- Günther, Dagmar: »»And now for something completely different«. Prolegomena zur Autobiographie als Quelle der Geschichtswissenschaft«. In: *Historische Zeitschrift* 272 (2001). S. 25–62.
- Günther, Hartmut: *Schriftliche Sprache. Strukturen geschriebener Wörter und ihre Verarbeitung beim Lesen*. Tübingen: Niemeyer 1988.
- Gusdorf, Georges: »Conditions and Limits of Autobiography«. In: *Autobiography. Essays Theoretical and Critical*. Hrsg. von James Olney. Princeton, N.J.: Princeton University Press 1980. S. 28–48.
- Haffner, Sebastian: »Albert Speer. Herrscher über die Nazi-Industrie«. In: Ders.: *Schreiben für die Freiheit. 1942 bis 1949: als Journalist im Sturm der Ereignisse*. Berlin: Transit 2001. S. 45–49.
- Halfmann, Helmut: *Marcus Antonius*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2011.
- Hamburger, Käte: *Die Logik der Dichtung*. München: dtv 1987.
- Hamsher, William: *Albert Speer – victim of Nuremberg?* London: Leslie Frewin Publishers Ltd. 1970.
- Hartwig, Dieter: *Großadmiral Karl Dönitz. Legende und Wirklichkeit*. Paderborn/München/Wien/Zürich: Schöningh 2010.
- Heinze, Carsten: »Der paratextuelle Aufbau der Autobiographie«. In: *BIOS* 20/1 (2007). S. 19–39.

- Heinze, Carsten: *Identität und Geschichte in autobiographischen Lebenskonstruktionen. Jüdische und nicht-jüdische Vergangenheitsbearbeitungen in Ost- und Westdeutschland*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften 2009.
- Heinze, Carsten: »Zum Stand und den Perspektiven der Autobiographie in der Soziologie. Sozialkommunikative Konzepte zur Beschreibung einer literarischen Gattung«. In: *BIOS* 23/2 (2010). S. 201–231.
- Herbert, Ulrich: *Geschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert*. München: C.H. Beck 2014.
- Hilgendorf, Eric: »Apologie«. In: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Bd. 1. Hrsg. von Gert Ueding. Tübingen: Niemeyer 1992. Sp. 809–823.
- Hillgruber, Andreas: »Rezension zu Matthias Schmidt: Albert Speer: Das Ende eines Mythos. Speers wahre Rolle im Dritten Reich. 301 S., Scherz, Bern-München 1982«. In: *Das historisch-politische Buch* 30 (1982). S. 279 f.
- Hippler, Fritz: *Die Verstrickung. Auch ein Filmbuch. Einstellungen und Rückblenden von Fritz Hippler, ehem. Reichsfilmintendant unter Joseph Goebbels*. Düsseldorf: Verlag Mehr Wissen 1990.
- Hitler, Adolf: *Hitler, Mein Kampf. Eine kritische Edition*. München: Institut für Zeitgeschichte 2016.
- Höffkes, Karl: »Vorwort«. In: Dönitz, Karl: *Mein soldatisches Leben*. Schnellbach: S. Bublies 1998. S. 9–15.
- Holdenried, Michaela: *Autobiographie*. Stuttgart: Reclam 2000.
- Hoppmann, Michael: *Argumentative Verteidigung. Grundlegung zu einer modernen Statuslehre*. Berlin: Weidler 2008.
- Hossbach, Friedrich: *Zwischen Wehrmacht und Hitler. 1934–1938*. Wolfenbüttel/Hannover: Wolfenbütteler Verlagsanstalt 1949.
- Howarth, William L.: »Some Principles of Autobiography«. In: *Autobiography. Essays Theoretical and Critical*. Hrsg. von James Olney. Princeton, N.J.: Princeton University Press 1980. S. 84–114.
- International Military Tribunal: Der Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof. Nürnberg, 14. November 1945–1. Oktober 1946*. O. O.: Reichenbach 1994.
- Iser, Wolfgang: *Die Appellstruktur der Texte. Unbestimmtheit als Wirkungsbedingung literarischer Prosa*. Konstanz: Universitätsverlag 1974.
- Isokrates; Ley-Hutton, Christine: *Sämtliche Werke*. Band II. Stuttgart: Hiersemann 1997.
- Janssen, Gregor: *Das Ministerium Speer. Deutschlands Rüstung im Krieg*. Berlin/Frankfurt am Main: Ullstein 1968.
- Jensen Wallach, Jennifer: »Building a bride of words. The literary autobiography as historical source material«. In: *Biography* 29/3 (2006). S. 446–461.
- Junge, Gertraud; Müller, Melissa: *Bis zur letzten Stunde. Hitlers Sekretärin erzählt ihr Leben*. München: List 2003.
- Jürgensen, Christoph: »Der Rahmen arbeitet«. *Paratextuelle Strategien der Lektürelenkung im Werk Arno Schmidts*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2007.
- Kesselring, Albert: *Soldat bis zum letzten Tag*. Bonn: Athenäum 1953.
- Kesselring, Albert: *Gedanken zum Zweiten Weltkrieg*. Bonn: Athenäum 1955.
- Kessler, Frank: »Fakt oder Fiktion? Zum pragmatischen Status dokumentarischer Bilder«. In: *Montage/AV* 7–2 (1998). S. 63–78.

- Kienpointner, Manfred: *Vernünftig argumentieren. Regeln und Techniken der Diskussion*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verlag 1996.
- Kitchen, Martin: *Speer. Hitler's architect*. New Haven, Conn.: Yale Univ. Press 2015.
- Klein, Wolfgang; von Stutterheim, Christiane: »Textstruktur und referentielle Bewegung«. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 22/86 (1992). S. 67–92.
- Klemperer, Victor: *Curriculum vitae. Jugend um 1900*. Bd. 2. Berlin (West): Siedler 1989.
- Knape, Joachim: *Was ist Rhetorik?* Stuttgart: Reclam 2012.
- Knobbe, Thorsten; Leis, Mario; Umnuß, Karsten: *Arbeitszeugnisse. Textbausteine und Tätigkeitsbeschreibungen*. München: Rudolf Haufe Verlag GmbH & Co. KG 2010.
- Knopp, Guido; Weidenbach, Uli: »Speers Täuschung«. In: *Geheimnisse des ›Dritten Reichs‹*. Hrsg. von Guido Knopp. München: btb 2012. S. 325–389.
- Korff, Friedrich Wilhelm: »Albert Speer – ein Apologet?«. In: *Albert Speer. Kontroversen um ein deutsches Phänomen*. Hrsg. von Adelbert Reif. München: Bernard & Graefe 1978. S. 277–288.
- Kraus, Herbert: »Karl Dönitz und das Ende des ›Dritten Reiches‹«. In: *Deutsche Marinen im Wandel. Vom Symbol nationaler Einheit zum Instrument internationaler Sicherheit*. Hrsg. von Werner Rahn. München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag 2009. S. 525–545.
- Krebs, Stefan; Tschacher, Werner: »Speer und Er. Und wir? Deutsche Geschichte in gebrochener Erinnerung«. In: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 58/3 (2007). S. 163–173.
- Kremer, Roman: »›Objektiver‹ Schrecken? Rhetorische Anmerkungen zu einem Paradigmenwechsel der Phantastik bei H.P. Lovecraft«. In: *Zeitschrift für Fantastikforschung (ZFF)* 2 (2013). S. 48–75.
- Kretschmer, Hildegard: *Lexikon der Symbole und Attribute in der Kunst*. Stuttgart: Reclam 2008.
- Krings, Stefan: *Hitlers Pressechef. Otto Dietrich (1897–1952). Eine Biografie*. Göttingen: Wallstein Verlag 2010.
- Krogoll, Johannes: »Der Spiegel in der neueren deutschen Literatur und Poetik – Beobachtungen und Bemerkungen zur Semantik des Irrationalen«. In: *Studien zur deutschen Literatur. Festschrift für Adolf Beck zum 70. Geburtstag*. Hrsg. von Ulrich Füllborn; Johannes Krogoll. Heidelberg: Winter 1979. S. 41–85.
- Küchele, Erwin; Hessel, Philipp; Bopp, Peter: *Zeugnismuster für die betriebliche Praxis*. Stuttgart/München/Hannover: Boorberg 1980.
- Lang, Jochen von: *Der Hitler-Junge. Baldur von Schirach*. Hamburg: Rasch und Röhring 1988.
- Larsson, Lars Olof: *Die Neugestaltung der Reichshauptstadt. Albert Speers Generalbauungsplan für Berlin*. Stuttgart: Hatje 1978.
- Larsson, Lars Olof; Larsson, Sabine; Lamprecht, Ingolf; Stephan, Hans: »Fröhliche Neugestaltung« oder die Gigantoplanie von Berlin 1937–1943. *Albert Speers Generalbauungsplan im Spiegel satirischer Zeichnungen von Hans Stephan*. Kiel: Ludwig 2008.
- Lejeune, Philippe: »Der autobiographische Pakt«. In: *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Hrsg. von Günter Niggel. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1989. S. 214–257. Erstveröffentlichung als »Le pacte autobiographique«. In: *Poétique* 4 (1973). S. 137–162. Später in Buchform veröffentlicht als »Le pacte autobiographique«. In: *Le pacte autobiographique*. Paris: Editions du Seuil 1975. S. 13–46.

- Liebold, Renate: »Autobiographien der Wirtschaftselite. Selbstbild und Selbstinszenierungsformen«. In: *BIOS* 23/2 (2010). S. 280–297.
- Lindzey, Gardner: *The handbook of social psychology*. New York: Random House 1985.
- Löffler, Klara: »In prominenter Lage. Die (Auto-)Biographie als Konsumgut«. In: *BIOS* 23/2 (2010). S. 298–316.
- Löschnigg, Martin: »Die fiktionale Autobiographie in der englischen Literatur«. In: *Entwicklungen, Kontexte, Grenzgänge*. Hrsg. von Michael Grote; Beatrice Sandberg. München: Iudicium 2009. S. 15–31.
- Lucarelli, Rita: »Making the book of the dead«. In: *Journey through the afterlife. Ancient Egyptian Book of the dead*. Hrsg. von John H. Taylor. Cambridge, Mass: Harvard University Press 2010. S. 264–273.
- Ludwig, Karl-Heinz: »Die wohlreflektierten Erinnerungen des Albert Speer. Einige kritische Bemerkungen zur Funktion des Architekten, des Ingenieurs und der Technik im Dritten Reich«. In: *Albert Speer. Kontroversen um ein deutsches Phänomen*. Hrsg. von Adelbert Reif. München: Bernard & Graefe 1978. S. 411–431.
- Luppold, Stefanie: *Textrhetorik und rhetorische Textanalyse*. Berlin: Weidler 2015.
- Mächler, Stefan: *Der Fall Wilkomirski. Über die Wahrheit einer Biographie*. Zürich: Pendo 2000.
- Maclean, Marie: »Pretexts and Paratexts. The Art of the Peripheral«. In: *New Literary History* 22/2 (1991). S. 273–279.
- Man, Paul de: »Autobiographie als Maskenspiel«. In: Ders.: *Die Ideologie des Ästhetischen*. Hrsg. von Christoph Menke. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1993. S. 131–146.
- Mandel, Barrett J.: »Full of Life Now«. In: *Autobiography. Essays Theoretical and Critical*. Hrsg. von James Olney. Princeton, N.J.: Princeton University Press 1980. S. 49–72.
- Mann, Golo: »Des Teufels Architekt«. In: *Albert Speer. Kontroversen um ein deutsches Phänomen*. Hrsg. von Adelbert Reif. München: Bernard & Graefe 1978. S. 316–324.
- Manstein, Erich von: *Verlorene Siege*. Bonn: Athenäum 1955.
- Manstein, Erich von: *Aus einem Soldatenleben. 1887–1939*. Bonn: Athenäum 1958.
- Marquard, Odo: »Identität – Autobiographie – Verantwortung (ein Annäherungsversuch)«. In: *Identität*. Hrsg. von Odo Marquard; Karlheinz Stierle. München: W. Fink 1979. S. 690–699.
- Martens, Gunther: »Unreliability in Non-Fiction: The Case of the Unreliable Addressee«. In: *Unreliable narration and trustworthiness. Intermedial and interdisciplinary perspectives*. Hrsg. von Vera Nünning. Berlin/Boston: De Gruyter 2015. S. 155–170.
- Martinez, Matias; Scheffel, Michael: *Einführung in die Erzähltheorie*. München: Beck 2009.
- Matzker, Reiner: *Ästhetik der Medialität. Zur Vermittlung von künstlerischen Welten und ästhetischen Theorien*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verlag 2008.
- Mayer, Elke: *Verfälschte Vergangenheit. Zur Entstehung der Holocaust-Leugnung in der Bundesrepublik Deutschland unter besonderer Berücksichtigung rechtsextremer Publizistik von 1945 bis 1970*. Frankfurt am Main: Lang 2003.
- McCroskey, James C.: *An Introduction to Rhetorical Communication. A Western Cultural Perspective*. Boston, Mass.: Allyn & Bacon 2006.
- Misch, Georg: *Geschichte der Autobiographie. Erster Band. Das Altertum. Erste Hälfte*. Frankfurt am Main: Schulte-Bulmke 1949.

- Misch, Rochus: *Der letzte Zeuge. Ich war Hitlers Telefonist, Kurier und Leibwächter*. München: Piper 2010.
- Mobbs, Dean et al.: »The Kuleshov Effect. The influence of contextual framing on emotional attributions«. In: *Social Cognitive and Affective Neuroscience* 1/2 (2006). S. 95–106.
- Mommsen, Hans: »Die Realisierung des Utopischen: Die ›Endlösung der Judenfrage‹ im ›Dritten Reich‹«. In: *Geschichte und Gesellschaft* 9.3 (1983), S. 381–420.
- Mommsen, Theodor: *Römisches Strafrecht*. Leipzig: Duncker & Humblot 1899.
- Montaigne, Michel Eyquem de: »Über das Bereuen«. In: Ders.; Stilet, Hans: *Essais. Drittes Buch*. München: Goldmann 2002. S. 33–55.
- Moos, Peter von: *Gesammelte Studien zum Mittelalter*. Münster: Lit 2006.
- Müller, Heiner: *Krieg ohne Schlacht. Leben in zwei Diktaturen*. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1992.
- Neumann, Bernd: *Identität und Rollenzwang*. Frankfurt am Main: Athenäum 1970.
- Nietzsche, Friedrich: *Jenseits von Gut und Böse. Zur Genealogie der Moral*. München: dtv 2005. Hrsg. von Giorgio Colli; Mazzino Montinari. Kritische Studienausgabe in 15 Einzelbänden, Bd. 5.
- Nietzsche, Friedrich: *Jenseits von Gut und Böse. Zur Genealogie der Moral*. Leipzig: Alfred Kröner 1930.
- Nünning, Ansgar: »Unreliable Narration zur Einführung: Grundzüge einer kognitiv-narratologischen Theorie und Analyse unglaubwürdigen Erzählens«. In: *Unreliable Narration. Studien zur Theorie und Praxis unglaubwürdigen Erzählens in der englischsprachigen Erzählliteratur*. Hrsg. von Ansgar Nünning; Carola Surkamp; Bruno Zerweck. Trier: Wiss. Verlag Trier 2013. S. 3–39.
- Nünning, Vera: »Reconceptualising Fictional (Un)reliability and (Un)trustworthiness from a Multidisciplinary Perspective: Categories, Typology and Functions«. In: *Unreliable Narration and Trustworthiness. Intermedial and Interdisciplinary Perspectives*. Hrsg. von Vera Nünning. Berlin/Boston: De Gruyter 2015. S. 83–108.
- Padfield, Peter: *Dönitz. Des Teufels Admiral*. Berlin: Ullstein 1984.
- Papen, Franz von: *Der Wahrheit eine Gasse*. München: Paul List Verlag 1952.
- Pascal, Roy: »Die Autobiographie als Kunstform«. In: *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Hrsg. von Günter Niggel. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1989. S. 148–157.
- Paterculus, Velleius; Giebel, Marion: *Historia Romana. Lateinisch/deutsch*. Stuttgart: Reclam 2014.
- Paulsen, Wolfgang: *Das Ich im Spiegel der Sprache. Autobiographisches Schreiben in der deutschen Literatur des 20. Jahrhunderts*. Tübingen: Niemeyer 1991.
- Pausch, Dennis: »... und seine Worte waren ungefähr die folgenden: ...«. In: *Fremde Rede – eigene Rede. Zitieren und verwandte Strategien in antiker Prosa*. Hrsg. von Ute Tischer; Alexandra Binternagel. Frankfurt am Main: Lang 2010. S. 35–57.
- Peillard, Léonce: *Die Schlacht im Atlantik*. Wien: Paul Neff 1974.
- Peitsch, Helmut: *Deutschlands Gedächtnis an seine dunkelste Zeit. Zur Funktion der Autobiographik in den Westzonen Deutschlands und den Westsektoren von Berlin 1945 bis 1949*. Berlin: Ed. Sigma 1990.
- Petsch, Joachim: *Baukunst und Stadtplanung im Dritten Reich. Herleitung, Bestandsaufnahme, Entwicklung, Nachfolge*. München: Hanser 1976.

- Plöckinger, Othmar: »Rhetorik, Propaganda und Masse in Hitlers *Mein Kampf*«. In: *Hitler der Redner*. Hrsg. von Josef Kopperschmidt. München: W. Fink 2003. S. 115–141.
- Plöckinger, Othmar: *Reden um die Macht? Wirkung und Strategie der Reden Adolf Hitlers im Wahlkampf zu den Reichstagswahlen am 6. November 1932*. Wien: Passagen 1999.
- Plutarchus; Vogel, Manuel; Weise, Christian: *Moralia*. Wiesbaden: Marix 2012.
- Quintilianus, Marcus Fabius: *Ausbildung des Redners. Zwölf Bücher*. Hrsg. und übers. von Helmut Rahn. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2006.
- Radestock, Paul: *Genie und Wahnsinn. Eine Psychologische Untersuchung*. Breslau: Eduard Trewendt 1884.
- Rendall, Steven: »The Portrait of the Author«. In: *French Forum* 13.2 (1988). S. 143–151.
- Riley, Patrick: *Character and conversion in autobiography. Augustine, Montaigne, Descartes, Rousseau, and Sartre*. Charlottesville: University of Virginia Press 2004.
- Rousseau, Jean-Jacques: *Die Bekenntnisse. Die Träumereien des einsamen Spaziergängers*. Düsseldorf/Zürich: Artemis & Winkler 1996.
- Rousseau, Jean-Jacques: »Rousseau richtet über Jean-Jacques«. In: Ders.: *Schriften. Bd. 2*. Hrsg. von Henning Ritter. München/Wien: Carl Hanser Verlag 1978. S. 253–636.
- Sabrow, Martin: »Den Umbruch erzählen: Zur autobiographischen Bewältigung der kommunistischen Vergangenheit.« Vortrag am Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam. (16.2.2012). Veröffentlicht unter http://zzf-pdm.de/Portals/_Rainbow/images/mitarbeiter/2012_02_16_SABrow_Martin_Vortrag_Kommunismus_erz%C3%A4hlen.pdf (zuletzt abgerufen am 12.6.2017).
- Salewski, Michael: »Von Raeder zu Dönitz. Der Wechsel im Oberbefehl der Kriegsmarine 1943«. In: *Militär-geschichtliche Mitteilungen (MGM)* 2 (1973). S. 101–146.
- Salewski, Michael: *Die deutsche Seekriegsleitung. 1935–1945*. Frankfurt am Main: Bernard & Graefe 1975.
- Salewski, Michael: »Erich Raeder – Oberbefehlshaber »seiner« Marine«. In: *Die Militär-elite des Dritten Reiches. 27 biographische Skizzen*. Hrsg. von Ronald Smelser. Berlin: Ullstein 1997. S. 406–422.
- Salewski, Michael: »Das maritime ›Dritte Reich‹. Ideologie und Wirklichkeit 1933 bis 1945«. In: *Deutsche Marinen im Wandel. Vom Symbol nationaler Einheit zum Instrument internationaler Sicherheit*. Hrsg. von Werner Rahn. München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag 2009. S. 451–484.
- Schabacher, Gabriele: *Topik der Referenz. Theorie der Autobiographie, die Funktion ›Gattung‹ und Roland Barthes' Über mich selbst*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2007.
- Schabert, Ina: »Fictional Biography, Factual Biography, and their Contaminations«. In: *Biography* 5/1 (1982). S. 1–16.
- Schacht, Hjalmar: *76 Jahre meines Lebens*. Bad Wörishofen: Kindler und Schiermeyer Verlag 1953.
- Schäfer, Stefanie: *Just the Two of Us. Self-Narration and Recognition in the Contemporary American Novel*. Trier: WVT 2011.
- Schiefer, Jörg-Michael: *Architekt, Generalbauinspektor und Rüstungsminister. Gespräche mit Albert Speer; 1971–1975*. Göttingen: MatrixMedia-Verlag 2013.
- Schirach, Richard von: *Der Schatten meines Vaters*. München: Hanser 2005.
- Schirren, Thomas; Zinsmaier, Thomas: *Die Sophisten. Ausgewählte Texte. Griechisch/deutsch*. Stuttgart: Reclam 2011.

- Schlessmann, Karl: *Das Arbeitszeugnis*. Heidelberg: Verlagsgesellschaft Recht und Wirtschaft MBH 1970.
- Schmaltz, Hans Gotthard: *Das Arbeitszeugnis*. Berlin: Puttkammer & Mühlbrecht 1913.
- Schmidt, Matthias: *Albert Speer. Das Ende eines Mythos*. Berlin: Netzeitung 2005.
- Schmitz, Thomas A.: »Plausibility in the greek orators«. In: *The American Journal of Philology* 121/1 (2000). S. 47–77.
- Schönberger, Angela: *Die Neue Reichskanzlei von Albert Speer. Zum Zusammenhang von nationalsozialistischer Ideologie und Architektur*. Berlin: Mann 1981.
- Schopenhauer, Arthur: *Die Kunst, Recht zu behalten*. Hamburg: Nikol 2009.
- Schreier, Margrit: »Belief Change through Fiction. How Fictional Narratives Affect Real Readers«. In: *Grenzen der Literatur. Zu Begriff und Phänomen des Literarischen*. Hrsg. von Simone Winko; Fotis Jannidis; Gerhard Lauer. Berlin: De Gruyter 2009. S. 315–337.
- Schröder, Hans-Joachim: »Topoi des autobiographischen Erzählens«. In: *Leben-Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung: Festschrift für Albrecht Lehmann*. Hrsg. von Albrecht Lehmann; Thomas Hengartner; Brigitta Schmidt-Lauber. Berlin: Reimer 2005. S. 17–42.
- Schweizer, Friedrich: »Bekehrung und religiöse Entwicklung. Religionspsychologische Lebenslaufforschung zwischen autobiographischer und sozialwissenschaftlicher Konstruktion«. In: *Wer schreibt meine Lebensgeschichte? Biographie, Autobiographie, Hagiographie und ihre Entstehungszusammenhänge*. Hrsg. von Walter Sparn. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn 1990. S. 296–314.
- Searle, John R.: »Der logische Status des fiktionalen Diskurses«. In: Ders.: *Ausdruck und Bedeutung. Untersuchungen zur Sprechakttheorie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2004. S. 80–97.
- Sereny, Gitta: *Das Ringen mit der Wahrheit. Albert Speer und das deutsche Trauma*. München: Kindler 1995.
- Shen, Dan; Xu, Dejin: »Intratextuality, Extratextuality, Intertextuality: Unreliability in Autobiography versus Fiction«. In: *Poetics Today* 28.1 (2007). S. 43–87.
- Shumaker, Wayne: »Die englische Autobiographie. Gestalt und Aufbau«. In: *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Hrsg. von Günter Niggel. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1989. S. 75–120.
- Siedler, Wolf Jobst: *Wir waren noch einmal davongekommen. Erinnerungen*. München: Siedler 2004.
- Siller, Hermann Pius: »Newman – ein ausgeprägt autobiographischer Mensch. Zur Pragmatik autobiographischen Handelns«. In: *Sinnsuche und Lebenswenden. Gewissen als Praxis nach John Henry Newman*. Hrsg. von Günter Biemer; Lothar Kuld; Roman Siebenrock. Frankfurt am Main/New York: Lang 1998. S. 15–29.
- Sluzalek, Ralf: *Die Funktion der Rede im Faschismus*. Oldenburg: Bibliotheks- und Informationssystem der Universität Oldenburg 1987.
- Sonnabend, Holger: *Geschichte der antiken Biographie. Von Isokrates bis zur Historia Augusta*. Stuttgart: Metzler 2002.
- Sontag, Susan: »Faszinierender Faschismus«. In: Dies.: *Im Zeichen des Saturn. Essays*. München/Wien: Hanser 2003. S. 97–126.

- Spender, Stephen: »Confessions and Autobiography«. In: *Autobiography. Essays Theoretical and Critical*. Hrsg. von James Olney. Princeton, N.J.: Princeton University Press 1980. S. 115–122.
- Springer, Hildegard: *Das Schwert auf der Waage. Hans Fritzsche über Nürnberg*. Heidelberg: Kurt Vowinckel Verlag 1953.
- Stanzel, Franz K.: *Theorie des Erzählens*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1989.
- Starobinski, Jean: »The Style of Autobiography«. In: *Autobiography. Essays Theoretical and Critical*. Hrsg. von James Olney. Princeton, N.J.: Princeton University Press 1980. S. 73–83.
- Stroh, Wilfried: *Taxis und Taktik. Die advokatische Dispositionskunst in Ciceros Gerichtsreden*. Stuttgart: B.G. Teubner 1975.
- Stroh, Wilfried: *Die Macht der Rede. Eine kleine Geschichte der Rhetorik im alten Griechenland und Rom*. Berlin: Ullstein 2009.
- Strupp, Christoph: »Mediale Massenpanik? Orson Welles' Radio-Hörspiel ›War of the Worlds‹ (1938)«. In: *Zeithistorische Forschungen* 8 (2011). S. 322–327.
- Taylor, John H.: »Preparing for the Afterlife«. In: Ders.: *Journey through the afterlife. Ancient Egyptian Book of the dead*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press 2010. S. 28–53.
- Leuker, Tobias: *Angelo Poliziano: Dichter, Redner, Stratege*. Stuttgart/Leipzig: Teubner 1997.
- Theweleit, Klaus: *Männerphantasien 1+2*. München/Zürich: Piper 2009.
- Thucydides; Vretska, Helmuth; Flashar, Hellmut: *Der Peloponnesische Krieg. Auswahl; griechisch/deutsch*. Stuttgart: Reclam 2009.
- Till, Dietmar: »Verbergen der Kunst (lat. dissimulatio artis)«. In: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Hrsg. von Gert Ueding, Bd. 9. Tübingen: De Gruyter 2009. Sp. 1034–1042.
- Tirpitz, Alfred von: *Erinnerungen*. Leipzig: K. F. Koehler 1919.
- Trevor-Roper, Hugh R.: *The last days of Hitler*. London: Macmillan Company 1947.
- Trevor-Roper, Hugh R.: *Hitlers letzte Tage*. O. O.: Spiegel-Verlag 1965.
- Trommer, Isabell: *Rechtfertigung und Entlastung. Albert Speer in der Bundesrepublik Deutschland*. Frankfurt am Main: Campus 2016.
- Turner, Barry: *Karl Doenitz and the Last Days of the Third Reich*. London: Icon Books 2015.
- Ueding, Gert; Steinbrink, Bernd: *Grundriß der Rhetorik. Geschichte, Technik, Methode*. Stuttgart: Metzler 2005.
- Uhl, Karsten: »Deckgeschichten: ›Von der Hölle zu den Sternen‹: Das KZ Mittelbau-Dora in Nachkriegsnarrativen«. In: *Technikgeschichte* 72/3 (2005). S. 243–256.
- Ulmer, Bernd: »Die autobiographische Plausibilität von Konversionserzählungen«. In: *Wer schreibt meine Lebensgeschichte? Biographie, Autobiographie, Hagiographie und ihre Entstehungszusammenhänge*. Hrsg. von Walter Sparn. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn 1990. S. 287–295.
- Ulmer, Bernd: »Konversionserzählungen als rekonstruktive Gattung. Erzählerische Mittel und Strategien bei der Rekonstruktion eines Bekehrungserlebnisses«. In: *Zeitschrift für Soziologie* 17/1 (1988). S. 19–33.
- Ulonska, Ulrich: »Ethos und Pathos in Hitlers Rhetorik zwischen 1920 und 1933«. In: *Rhetorik im Nationalsozialismus*. Hrsg. von Joachim Dyck; Gert Ueding; Walter Jens. Tübingen: Niemeyer 1997. S. 9–15.

- Ulonka, Ulrich: *Suggestion der Glaubwürdigkeit. Untersuchungen zu Hitlers rhetorischer Selbstdarstellung zwischen 1920 und 1933*. Ammersbek bei Hamburg: Verlag an der Lottbek P. Jensen 1990.
- van der Vat, Dan: *The good Nazi. The life and lies of Albert Speer*. London: Weidenfeld & Nicolson 1997.
- Wagner-Egelhaaf, Martina: »Autobiographie – Rhetorik – Schrift. Zum Beispiel Marie Luise Kaschnitz«. In: *Für eine aufmerksamere und nachdenklichere Welt. Beiträge zu Marie Luise Kaschnitz*. Hrsg. von Dirk Göttsche. Stuttgart: Metzler 2001. S. 7–26.
- Wagner-Egelhaaf, Martina: *Autobiographie*. Stuttgart: Metzler 2005.
- Wagner-Egelhaaf, Martina: »Autofiktion oder: Autobiographie nach der Autobiographie. Goethe – Barthes – Özdamar«. In: *Grenzen der Identität und der Fiktionalität*. Hrsg. von Ulrich Breuer; Beatrice Sandberg. München: Iudicium 2006. S. 353–368.
- Wagner-Egelhaaf, Martina: »Zum Stand und zu den Perspektiven der Autobiographieforschung in der Literaturwissenschaft«. In: *BIOS* 23/2 (2010). S. 188–200.
- Weihe, Richard: *Die Paradoxie der Maske. Geschichte einer Form*. München: Wilhelm Fink Verlag 2004.
- Weil, Bruno: *2000 Jahre Cicero*. Zürich: W. Classen 1962.
- Welzer, Harald: »Die Medialität des menschlichen Gedächtnisses«. In: *BIOS* 21/1 (2008). S. 15–27.
- Welzer, Harald; Moller, Sabine; Tschuggnall, Karoline; Jensen, Olaf: »Opa war kein Nazi«. *Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis*. Frankfurt am Main: Fischer 2002.
- White, Hayden: *Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa*. Frankfurt am Main: Fischer 2015.
- White, Hayden: *Metahistory. The historical imagination in nineteenth-century Europe*. Baltimore Md.: Johns Hopkins Univ. Press 2015.
- Wiedemann, Thomas E. J.: *Cicero and the end of the Roman Republic*. London: Bristol Classical Press 2001.
- Wilkomirski, Binjamin: *Bruchstücke. Aus einer Kindheit 1939–1948*. Frankfurt am Main: Jüdischer Verlag 1995.
- Willems, Susanne: *Der entsiedelte Jude. Albert Speers Wohnungsmarktpolitik für den Berliner Hauptstadtbau*. Berlin: Edition Hentrich 2002.
- Williams, Bernard: »Life as Narrative«. In: *European Journal of Philosophy* 17/2 (2007). S. 305–314.
- Wills, Garry: *Rome and rhetoric. Shakespeare's Julius Caesar*. New Haven, Conn.: Yale University Press 2011.
- Wirth, Uwe: »Das Vorwort als performative, paratextuelle und parergonale Rahmung«. In: *Rhetorik. Figuration und Performanz*. Hrsg. von Jürgen Fohrmann. Stuttgart: Metzler 2004. S. 603–628.
- Wisse, Jakob: *Ethos and pathos. From Aristotle to Cicero*. Amsterdam: Hakkert 1989.
- Wojtczak, Maria: *Aus zwei Glaubenswelten. Bekenntnisse konvertierter Autorinnen (1850–1918)*. Frankfurt am Main/New York: Lang 2006.
- Wortmann, Michael: *Baldur von Schirach. Hitlers Jugendführer*. Köln: Böhlau 1982.
- Zehnpfennig, Barbara: *Hitlers Mein Kampf. Eine Interpretation*. München: Fink 2006.
- Zehnpfennig, Barbara: *Adolf Hitler: Mein Kampf. Weltanschauung und Programm – Studienkommentar*. München: Fink 2011.

- Zielinski, Thaddeus: *Cicero im Wandel der Jahrhunderte*. Stuttgart: Teubner 1967.
- Zipfel, Frank: *Fiktion, Fiktivität, Fiktionalität. Analysen zur Fiktion in der Literatur und zum Fiktionsbegriff in der Literaturwissenschaft*. Berlin: E. Schmidt 2001.
- Zipfel, Frank: »Autofiktion. Zwischen den Grenzen von Faktualität, Fiktionalität und Literarität?«. In: *Grenzen der Literatur. Zu Begriff und Phänomen des Literarischen*. Hrsg. von Simone Winko; Fotis Jannidis; Gerhard Lauer. Berlin: De Gruyter 2009. S. 285–314.

7.4 Abbildungen

- Abb. 1: Einband aus Schirach, Baldur von: *Ich glaubte an Hitler*. Hamburg: Mosaik 1967. Eigener Scan.
- Abb. 2: Autorenportrait aus Dönitz, Karl: *Mein wechselvolles Leben*. Gleichen/Zürich: Muster-Schmidt Verlag 1968. Eigener Scan.
- Abb. 3: Grafik »Identifikation von erzählendem mit erlebendem Ich«. Eigene Darstellung.